Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$1 - \underline{x}$$

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen
Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917
Dritter Band
(Juli bis September)

STUTTGART 1917

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des dritten Bandes 1917

Hauptteil

	Seite
Altmann, Bruno: Das Erlebnis im Kriege	626
Barthel, Max: Drei neue Gedichte	660
— Drei Geschichten im Regen	869
Bauer, Hans: Lazarett	921
Charmatz, Richard: Esterhazys Aufgabe	621
Corbach, Otto: Deutsche Sozialpolitik und amerikanische Plutokratie	747
Crusius, O. Eduard: Münchhausen redivivus	802
Domizlaff, Hart Helmut: Der Angriff	845
Eggenschwyler, W.: Pädagogische Ketzereien	682
Ernst, Paul: Glaube an den Staat und Religion	741
Finckh, Ludwig: Schaffe, mein Sohn!	804
Flachs, Adolf: Der rumänische Bauer	670
Georg, Manfred: Die Reise	709
Gothein, Georg, M. d. R.: Am Scheidewege	907
Gottschalk, Hermann: Erben	822
Groebbels, Franz: Erstes Licht!	756
Großmann, Stefan: Stockholmer Resignation	697
— Hoffnung auf Stockholm?	765
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Berliner Telegramm	669
— Die Kanzlerkrisis	717
— Europa Anno 1905	881
Hesse, Hermann: Dunkler Abend auf der Wanderung	831
Heuß, Theodor: Max Liebermann	679
— Von Bethmann zu Michaelis	693
— Die falsche Rechnung	859
Hochdorf, Max: Die Bettler in den Tuilerien	631
Jentsch, Carl: Die Seele des Kindes und die Novellistik	635
Kleeis, Friedrich: Die Kriegsinvalidenfürsorge	819
Kliche, Josef: Alfons Petzold	917
Lerch, Dr. Eugen: Madame de Staël	651
Leuthner, Dr. Karl: Die Bodenenteignung in Rußland	789. 813
Linter: Cotton Famine	642
— Städtedarlehen im Kriege	667
— Die Zukunft der chemischen Industrie	690
— Fritz von Friedländer-Fuld	714

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Linter: Aufsichtsräte 737
— Die Börse im Kriege 762
— Die innere Gefahr für die deutsche Industrie 786
— Der Streit um die Braunkohle 810
— Ersatzstoffe 835
— Ala. Eine bemerkenswerte Neugründung 856
— Abschluß der Bankfusionen? 878
— Die Urteilskraft der Börse 904
Mahrholz, Werner: Gundolfs „Goethe“ 705
Marmorek, Schiller: Ein österreichischer Liberaler 887
Mayer, Dr. Alfred F.: John Selden u. der britische Imperialismus 721
Miles: Kriegsberichterstatter. Ein Notschrei aus dem Felde . . . 862
Palm, Kurt: Einfache Grenadiere 890
Pazaurek, Gustav E.: Stuttgarter Theaterkunst 895
Petzold, Alfons: Tagende 732
— Die vier Wände 783
Reck-Malleczewen, Fritz: Ritt durch die Wüste 657
Reimann, Hans: Der Dorfschulze 913
Sack, Gustav: Der Föhn 872
Schnack, Anton: Nächte 685
Schücking, Walther: Vom deutschen Staat 798
Schussen, Wilhelm: Glockenabnahme 684
Siemers, Kurt: Erntezeit 806
Stübe, Prof. Dr. R.: Monarchie und Demokratie in China . . . 770
Weer, Reinhard: Galizischer Türkenkrieg . . 674. 699. 725. 749. 775
Zimmermann, Emil: Mittelafrika als Kriegsziel 645
— Am Scheidewege 837

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

	Seite
Bonus, Arthur: Krapotkin	854
Corbach, Otto: Ostasiatische Verwicklungen	637
Dünwald, Willi: Der neue Hamlet	688
Einstein, Norbert: Schmoller	662
— Kriegsbücher	709. 736. 757. 785. 872
Felger, Dr.: Preisausschreiben	832
Georg, Manfred: Oskar Loerkes Gedichte	924
Graetzer, Franz: Ein Lebensroman	784
Großmann, Stefan: Die Optimisten in Stockholm	734
Grünewald, Alfred: Zuversicht	641
Helbling, Carl: Fürstinnen	877
Hesse, Hermann: Arnims Majoratsherren	713
— Neue Bücher	922
Heuß, Theodor: Kriegslyrik	665
— Bassermann †	733
Hochdorf, Max: Die Hodlerausstellung in Zürich	900
Huber, Karl: Der „Neue Lehrer“	921
Jacques, Norbert: Bundesrat Hoffmann	639
Joest-Krüger, Elisabeth: Die schönsten Geschichten der Lagerlöf	760
Lapp, Adolf: „Die heulende Wölfin“	834
Lewin, Robert: Unser täglich Brot	711
Natonek, Hans: Die Welt ohne Zeitung	806
Nicolaus, Paul: Alice Berend	833
— Theodor Storm. (Zum hundertsten Geburtstage)	874
Pfefferle: Mobilmachung der Denkmäler	758
Pohle-Hedersleben, Emil: Monumentaldenkmal für Bölcke	761
Reimann, Hans: Graphologie	690
— Zwischen Preußen und Sachsen	875
Rieß, Richard: Münchener Autoren	902
v. S.: Amnestie	685
— Rußland und wir	735
Schabbel, Otto: Der junge Mensch	759
Severus: Headlines und Zeitungsköpfe	664
— Allerhand Zensuren	687
Teutenberg, Adolf: Das neue Europa	898
Weer, Dr.: Flaubert, „November“	809
Wiedmer, Emil: Kleine Sachen	807

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Esterhazys Aufgabe

Von Richard Charmatz (Wien)

Das neue Ungarn hat drei mächtige Ministerpräsidenten gehabt. Graf Julius Andrássy war der Baumeister, der den Grund legte. Als er nach Wien berufen wurde, um als Minister des Äußern zu wirken, da meinte er, es sei alles so gut bestellt, daß selbst sein elfjähriger Sohn die Geschäfte führen könnte. Koloman von Tisza, der später viele Jahre Kabinettchef war, ließ es sich angelegen sein, das Gebäude auszugestalten und das Fundament zu festigen. Ihm wurde es schwer, von dem Amte zu scheiden, denn das Herrschen war ihm Bedürfnis. Als Dritter muß sein Sohn Graf Stefan Tisza genannt werden. Auch er liebte die Macht um ihrer selbst willen und nicht aus dem Drange heraus, Großes zu schaffen. Nur schweren Herzens verließ er die Stätte seiner Tätigkeit seit dem Juni 1913. Graf Stefan Tisza verstand es, sich zu einer Figur von europäischer Bedeutung aufzuschwingen. Aber er dankte sein Ansehen mehr den Verhältnissen als seiner staatsmännischen Begabung und vor allem seinen gesunden Nerven. Im Niederringen der Opposition war er als Präsident des Abgeordnetenhauses erfolgreich. Doch das Werk des Ministerpräsidenten, das nun abgeschlossen der Beurteilung harrt, macht es dem Kritiker schwierig, ein bewunderndes Wort zu finden. Was hat Graf Stefan Tisza an Neuem, Lebensfähigem, aus dem Geiste der Zeit Herausgewachsenem in Ungarn aufgerichtet, was für die fortschrittliche Entwicklung seines Vaterlandes getan? Man hält vergebens Umschau. Der Ministerpräsident war nicht bloß konservativ, sondern geradezu reaktionär; er stand nicht über den Parteien, sondern er fühlte sich ganz als Parteimann, und als solcher wieder vertrat er eigentlich das Interesse einer kleinen Gruppe gegenwartsfremder Politiker. Man lese sehr aufmerksam seine Rede vom 24. Mai, den Schwanengesang,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der fürwahr schrill genug klang. Ein modernes Wahlrecht erscheint dem Grafen Stefan Tisza für das Land und für den König schädlich; das nationale Problem soll mit einigen Paragraphen des Strafgesetzes gelöst werden. So kleinlich konnte nur ein innerlich kleiner Mann denken und sprechen. Aber immerhin: Graf Stefan Tisza war ein mächtiger Regierungschef.

Ungarn hatte auch eine Zeitlang einen wirklich volkstümlichen Ministerpräsidenten, dessen Bild man an die Zimmerwände hängte und dessen Ruhm die Drehorgeln von Haus zu Haus weitertrugen. Alexander Wekerle stand in den neunziger Jahren zweimal an der Spitze der Regierung, die heftige Kämpfe bestehen mußte, weil sie der kirchenpolitischen Freiheit zum Siege verhelfen wollte. Das Magnatenhaus leistete zähen Widerstand, einflußreiche Personen erzitterten, aber die Minister ließen sich nicht entmutigen. Weniger glücklich war Alexander Wekerle freilich zwölf Jahre später, als er dem Koalitionsministerium seinen Namen gab.

Und nun ist ein sechsunddreißigjähriger Mann auf dem besten Wege, nicht nur in Ungarn eine volkstümliche Erscheinung zu werden, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen und sich die Dankbarkeit seiner Mitbürger als schönsten Lohn zu erringen. Wenn Graf Moritz Esterhazy, der neue Ministerpräsident, imstande sein wird, sein Vorhaben auszuführen, die Gegner seiner Weltauffassung zurückzudrängen und den Feindschaften aller Art standzuhalten, dann werden ihm auch außerhalb seines Vaterlandes Lobpreiser in stattlicher Zahl erstehen. Die Esterhazys sind ein ahnenstolzes und reiches Adelsgeschlecht. Ein Sprößling dieses Hauses saugt den Konservativismus gleichsam mit der Muttermilch ein. Doch Graf Moritz Esterhazy lebt nicht der Vergangenheit; er hat in der Gegenwart Wurzel geschlagen und sich den Sinn für das Notwendige von heute und morgen geschärft. Darum ist er zuerst zum konservativen Sozialreformer geworden und dann zum Fürsprecher einer maßvollen planmäßigen Demokratisierung. Ohne Wahlreform gibt es aber keine Erneuerung Ungarns, keine Verjüngung und Kräftigung des Staates. Deshalb ist die Erweiterung des Stimmrechtes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Angelpunkt. Das hat Kaiser Karl bereits im April eingesehen, während Tisza sich der Erkenntnis verschloß und nachher notgedrungen statt eines großzügigen Mittels bloß bedeutungslose Mittelchen vorschlug. Der starre, junkerlich selbstherrliche Ministerpräsident mußte also zurücktreten, um dem jugendlichen, schmiegsamen, unternehmungsfrohen, mit dem Volke fühlenden Grafen Moritz Esterhazy Platz zu machen.

Die neue ungarische Regierung setzt sich aus den Angehörigen der verschiedensten Parteien, aus Persönlichkeiten mit weitauseinander gehenden Ansichten und Zielen zusammen. Es gibt einen Klerikalen neben einem Freigeist; Demokraten, Liberale und Konservative ziehen an einem Strange. Alle werden jedoch von einem Gedanken geleitet, durch eine Erkenntnis bewegt: die ehrliche, volkstümliche Wahlreform für den Reichstag kann nicht länger auf sich warten lassen. Diese Idee bringt den Grafen Esterhazy und den Grafen Batthyany, den Grafen Apponyi, den klerikalen Grafen Aladar Zichy und den jüdischen Demokraten Dr. Vazsonyi zusammen. So ist eine Koalition entstanden, die, vornehmlich aus der Linken des ungarischen Parlaments gebildet, weiter nach links hin streben will. Ihr steht freilich die überwiegende Mehrheit des Abgeordnetenhauses grollend gegenüber; die Partei der nationalen Arbeit, die mehr als 250 Mitglieder zählt, hat sich unter dem Einflusse Tiszas zu einer Politik der Opposition bekannt. Aber die Scheidewände zwischen den einzelnen Gruppen sind in Ungarn nicht sehr fest, und die jeweilig Mächtigen üben eine starke Anziehungskraft aus. Überdies gibt es in der Partei der nationalen Arbeit nicht wenige einsichtige Politiker. Sie werden den Übergang wohl rechtzeitig finden. Sonst aber sollen Neuwahlen die Vorbedingungen für die Reform sichern.

So schwierig also auch die Lage der Regierung Esterhazy im Augenblicke zu sein scheint, so aussichtsreich können sich die Verhältnisse für sie gestalten, wenn sie kraftvoll und entschlossen, zielbewußt und unbeirrbar an die Durchführung ihrer Aufgabe schreitet.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Erneuerung Ungarns! Im Juni 1910 hatte nicht ganz eine Million Bürger das Wahlrecht. Diese Tatsache allein ließ die Rückständigkeit noch nicht voll erkennen. Vor allem wurde öffentlich abgestimmt; die Freiheit der Wahl fiel demnach vollständig weg. Dann wichen die einzelnen Wahlbezirke der Größe nach ganz erheblich voneinander ab. Waren in einem Teile des Landes sogar 150 Stimmberechtigte so glücklich, einen Abgeordneten nach Budapest zu entsenden, so konnten anderwärts mehr als 10 000 Wähler nur den gleichen Einfluß ausüben. Daß dieser Zustand nicht aufrecht zu erhalten sei, war deshalb längst klar geworden; es fehlte bloß die Bereitwilligkeit der herrschenden Klasse, neue Schichten heranzuziehen. Man hatte sich eine bequeme Ausrede zurechtgelegt. Die Demokratie sei sehr schön und sehr erstrebenswert, aber der ungarische Staat könne ihr keinen Raum gewähren, weil es sonst um die Führung, die das madjarische Volk innehat und innehaben soll, geschehen wäre.

In der Zeit der Verfassungskämpfe, das heißt des Sturmlaufs gegen die gemeinsame, einheitliche Armee, wurde von der Krone der Anschluß an die breiten Massen gesucht. Im Dezember 1905 erklärte sich die Regierung Fejervary deshalb bereit, allen vierundzwanzigjährigen, des Lesens und Schreibens kundigen Staatsbürgern das politische Mitbestimmungsrecht einzuräumen und es jenen Analphabeten nicht zu entziehen, die es bereits nach der alten Ordnung besessen hatten. Dadurch wären 2 800 000 Wähler geschaffen worden, ohne daß der Staat seinen nationalen Charakter verloren hätte. Allein es blieb bloß beim Vorsatze. Im November 1908 trat Graf Julius Andrássy als Minister des Innern mit einer gekünstelten Wahlrechtsvorlage hervor, die jedoch unter den Tisch fiel. Unter dem Einflusse des Grafen Stefan Tisza kam im Jahre 1913 endlich ein Gesetz zustande, das nach der amtlichen Statistik 1 800 000 Wähler zulassen sollte. Doch die Zahl war entschieden zu hoch gegriffen. Im Grunde genommen wurde nur das schwierige Problem gelöst, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Man konnte als sicher annehmen, daß die künftigen Wahlen keinerlei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

notwendige Änderung der Machtverhältnisse zur Folge hätten. Die Herrschaft der Aristokratie und der Gentry schien nach wie vor gesichert — nicht zum Vorteile des Landes ...

Da kam der Weltkrieg mit seinen Volksheeren, mit den glanzvollen Leistungen aller Bürger ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Rechte. Und eine Welle der Demokratie flutete über Europa hin. Nun mußte man sich auch in Ungarn sagen, daß es nicht länger Staatsangehörige erster und zweiter Ordnung geben könne, daß wenigstens jene, die das Vaterland verteidigt hätten, berechtigt sein müssen, im Frieden auf die Gestaltung der Politik einzuwirken. Die Opposition, die sich jahrelang vergebens bemüht hatte, den Grafen Stefan Tisza zu Falle zu bringen, nutzte diese Stimmung geschickt aus. Und der kurzsichtige Ministerpräsident erwies ihr den Gefallen, das Heldenstimmrecht — das heißt die Wahlberechtigung für alle Vaterlandsverteidiger — brüsk zurückzuweisen. Von da ab war Graf Stefan Tisza eigentlich schon eine gestürzte Größe, denn in Mitteleuropa durfte es keinen Staatsmann im Amte geben, der die Zeichen der Zeit so ganz und gar mißverstand.

Ein ideales allgemeines, gleiches, direktes und geheimes Stimmrecht wird auch die Regierung des Grafen Esterhazy nicht einführen. Doch die Massen werden in Ungarn künftig an der Politik teilnehmen können. Die Entwicklung zur Demokratie, die durch die Aprilgesetzgebung vom Jahre 1848 nur angebahnt wurde, soll nun um ein gutes Stück vorwärts gebracht werden. Dabei handelt es sich natürlich nicht bloß um den Aufmarsch der Bevölkerung an den Wahltagen, sondern um weit mehr. Das Stimmrecht ist ja nicht das Endziel, sondern ein Ausgangspunkt; die Demokratisierung kennt keinen Zustand der starren Ruhe, sondern sie bedingt eine allmähliche Fort- und Ausbildung. Neue Wähler werden neue Männer in den Reichstag schicken; Ansichten, die man früher nie gehört hat, werden zum Ausdrucke kommen. Das aber bedeutet das Ende des bisherigen Ungarn mit seinen Nachklängen aus der Feudalzeit, mit seinen eintönigen staatsrechtlichen Spitzfindigkeiten und mit seiner öden Gravamenpolitik. Fragen ganz anderer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Natur müssen auftauchen, wirtschaftliche Erfordernisse die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und soziale Probleme an das Gewissen rühren. Die Verwaltung des Landes, die bisher unter dem Gesichtswinkel des Standesvorteils betrachtet wurde, wird zu einer Angelegenheit werden, für die das Gesetz der Zweckmäßigkeit gilt. Und aus den reichlichen Studien über die veraltete, hemmende Bodenbesitzverteilung müssen endlich erlösende Taten erwachsen.

So zeigt sich das verjüngte Ungarn unseren in die Zukunft dringenden Blicken. Ein Land, das von der Natur überaus gesegnet ist, geht einem ungeheuren Aufschwunge entgegen, wenn es sich von allem Zeitfremden frei macht, ganz mit modernem Geiste erfüllt und seinen Arbeitsrhythmus ändert. Eine Umwälzung in der nationalen Machtgestaltung braucht man nicht zu befürchten. Halten sich die Madjaren ihre großen Vorbilder vor Augen, denken sie an Deak und Eötvös und an die bindende Kraft der Gerechtigkeit, so werden sie durch Weitherzigkeit mehr erreichen als durch Härte. Wenn sie sich überdies mit den Deutschungarn verbänden, dann ist ihre Vorherrschaft derart fest begründet, daß kein Sturm sie zu erschüttern vermag. Schon König Stefan der Heilige hat den Satz gepredigt, daß ein Staat mit mehreren Nationen mächtiger sei als ein Einheitsstaat. Das gilt unter gewissen Verhältnissen auch heute noch. Die Wahlrechtsreform wird Ungarn stärken und beleben; sie ist ein Werk des reinsten Patriotismus. Darum muß man dem tatfrohen Grafen Moritz Esterhazy Glück wünschen!

Das Erlebnis im Kriege

Von Bruno Altmann

Die große Attraktion, womit sozusagen der Krieg für sich warb, das war doch dieses: er versprach seinen Teilnehmern Spannungsreize von einem Umfang und einer Schwingungsweite, zu denen das sonstige Leben es auch an seinen Ausschlagspolen nicht kommen ließ. Es muß doch den meisten Menschen eine rechte Spielerpsyche vererbt sein, die auf solche Stimmungsmittel anfangs mit so hysterischem Entgegenkommen reagierte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von weiß Gott was für einer Macht den beiden Umschlingungen alles Daseins, Tod und Leben, überantwortet zu sein, mit solch einem Einsatz, mit einer solchen Überbietung von Risiko und Chance hatte man sonst nicht spielen können.

Mitten im Leben zwei Schritte vor Tod und „was nachher kommt" zu stehen, das Problem des Jenseits gewissermaßen auf Experimentierweite herankommen zu lassen, es sah ja zuerst aus wie das Glück von Begnadeten.

Wie hielt die Wirklichkeit nun Wort? Wie sieht das große Erlebnis aus, wenn Trommelfeuer und Nahkampf uns mit der Situation „zwei Schritte vor Tod und Gott" konfrontieren?

Sprechen wir dabei nicht von dem, was man zu sehen bekommt, sozusagen von der szenischen Aufmachung des Kriegsapparates. Sprechen wir nur von dem Erlebnis innerhalb der Gefühlssphäre, von der Wirkung des eigentlichen Krieges auf das affektive Leben.

Auf allen Höhepunkten heutiger Kampfgelegenheiten erleben wir, so verstanden, nichts.

Jawohl, nichts! Angesichts der Möglichkeit, verbrannt, vergiftet, lebendig begraben, zerfleischt, zerschmettert, zerfetzt zu werden und angesichts der Notwendigkeit, so etwas dem Mitmenschen antun zu müssen, erleben wir nichts.

Das Nichts als Erlebnis ist dem sonstigen Menschendasein eine Unerreichbarkeit, so vertraut jeder damit zu sein glaubt und so oft er es an sich zu erfahren meint. Wenn Lust und Leid dich nicht anfechten, wenn kein fühlbares organisches Wohl- oder Mißbehagen dir zu schaffen macht, alles Stimmungselementare ausgeschaltet zu sein scheint, dann wähnst du dich in einem psychologischen Nichts. Es ist ein Irrtum. Du befindest dich in einem Zustande, der jene Größen in komplizierten Mischungsverhältnissen alle mitsamt umfaßt und sie in einen verschwommenen Kompensationspunkt zusammenrinnen läßt. Du erlebst im Gegenteil sehr viel, aber nur das gefühlsmäßig Eindeutige wird dir klar bewußt, hat für dich den Wert eines Erlebnisses.

Nach diesem vermeintlichen Nichts mache dir kein Bild vom Nichts der Kriegserfahrung. Das ist zu arm, vielmehr es hat selbst nichts, um seelische Qualitäten wie Lust und Leid hervorzubringen und sie sich auskompensieren zu lassen.

Gleichgültigkeit? Stoische Gelassenheit? Resignation? Todesverachtung?

Nein! Das ist es auch nicht, obwohl es sich dem Nichts anzunähern scheint.

Die dir erzählen, daß ihnen „schon alles gleichgültig" gewesen sei, taxieren ihren Zustand falsch. Es ist immer noch eine große Leistung der Seele, gegenüber Bestürmungen von außen her gleichgültig zu sein. Sie läßt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dinge und Ereignisse an sich herankommen, aber sie bewahrt ihnen gegenüber die Energie, alle Einwirkungen in eben jene Tonart des Gleichmuts zu transponieren. Dieses psychische Können hört auf, sobald die feindlichen Rüstungsindustrien mit ihren Rekordanstrengungen zur Menschenzerfetzung einsetzen. Die Seele ist zu erschöpft, um selbst nur gleichgültig sein zu können. Und noch weniger ist sie der stoischen Gelassenheit fähig. Die setzt nicht nur ein gehöriges Quantum Gefühlsenergie voraus, sondern obendrein eine gründliche psychische Trainage, veranlaßt und wachgehalten durch einen Komplex philosophischer Überzeugungen. Ebenso Resignation und Todesverachtung.

Aber bange wird dir doch zumute gewesen sein?

Man sollte meinen, Siegfried fände in einer heutigen Schlacht Gelegenheit, das Fürchten zu lernen. Die Wirklichkeit des Krieges ist unglaubhaft paradox. Feige verlernen, sobald das Trommelfeuer beginnt und das Melee eines Nahkampfes sich entwickelt, die Angst. Es ist aber keine Energiezusammenraffung, keine Anheimgabe an fatalistische Ideen, die diese Verwandlung bewirkt, sondern einfach das seelische Nichts. Dieses Nichts läßt es nicht einmal zu der passiven Hinnahme der Ereignisse im Angstgefühl kommen.

Man liest in den Zeitungen sehr viel von Haß, Rachedurst, Wut. Klischee: „Die bis zum Wahnsinn gesteigerte Erbitterung unserer Feldgrauen." Wer hat in diesem Kriege als Kämpfer Zorn, Erbitterung, Haß usw. an sich erfahren? Die Worte klingen wie eine uns völlig entfremdete Romantik. Ja damals, als der Krieg noch so etwas wie eine persönliche Angelegenheit der Streiter, Mann gegen Mann, List gegen List, Muskelkraft gegen Muskelkraft war, da gab es einen Feind. Da war Rache, Wut und Haß verständlich. Aber in einem Kriege, der dem einzelnen nur irgendeine durch hundert Instanzen und Bedingungen bestimmte Funktion läßt, ungefähr so viel Selbständigkeit, wie die Schachfigur in der Hand des Spielers hat, da kommen derartige seelische Tendenzen gar nicht zum Durchbruch. In militärisch-politischer Beziehung haben wir Feinde. Das subjektiv-sachliche Moment der Feindseligkeit fehlt. Darum beschimpfen Soldaten von hüben und drüben einander nicht.

Wir sahen die Körper zweier Soldaten wie gepreßt aufeinander liegen. Der obere, am Kopfe schwer verwundet, war direkt in die zerschmetterte Hirnschale des unteren gefallen. Und als ob er sich in dieser Lage festhalten wollte, hatte er mit der letzten, weiß Gott aus welcher Kraftquelle hergeholten Anstrengung sein Gebiß in das Kinn des Gegners geschlagen. Dieser vielleicht fünf Sekunden vor Toresschluß erfolgte Angriff auf das erloschene Leben des anderen Unglücklichen, ist der nicht ein Zeugnis für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das stärkste Ausmaß vernichtungsbesessenen Hasses? Legt so etwas nicht schon mehr den Gedanken an eine Hinüberzerrung bestialischer Zersetzungswut zweier zur Feindschaft getriebener Menschen über ihr Diesseits, als Nachklang der Sage von den Kämpfern in den Katalaunischen Gefilden, nahe? Ach ja, vom Standpunkt der Alltagspsychologie wohl. Aber könnte man sie beide aus dem Massengrab heraus miteinander konfrontieren und den einen, zu Verstand erweckt, fragen, warum tatest du das, er würde nichts mit Haß und Vernichtungsbesessenheit entschuldigen. Vom Gefühl aus hatte er überhaupt keine Antriebe mehr, denn die Gefühlssphäre war sicher auch bei ihm in den vorbereitenden Stadien des Nahkampfes abgestorben. Zurück bleibt in solchem Falle ein Minimum von Besinnung: in der und der Uniform steckt der Feind — er oder ich. Er erkannte die feindliche Uniform, und da biß er sich in das zerfetzte Fleisch des anderen ein. Rein vom Instinkt, dem bis zu allerletzt wirkenden Notwehrantrieb belehrt, daß es so ja auch gehe, einen umzubringen.

Und das ist vielleicht das Entsetzlichste von allem, das Dämonische des Scheußlichen: man trifft auf Kampfbilder und Kampfszenerien, gräßlicher als alles, was Dante in seinem „Inferno" ersonnen, und im Grunde haben es seelenberaubte Menschen getan. Wären noch Haß, noch Rache, selbst noch Blutdurst am Werke wie beim Mordspiel von ehemals, zu dem die Raufbolde der ganzen Welt wie zu persönlichen Turnierangelegenheiten zusammenkamen, es böte sich immerhin noch eine traurige Möglichkeit zu einer menschlichen oder unmenschlichen Auslebungstragödie. Aber dieser farblose Krieg verdammt alle, die am eigentlichen Waffenaustrag teilnehmen, Taten, sonst aus hirnzerstörendem Affekt geboren und nur mit dieser Geistesverfassung durchzuführen, aus der seelischen Leere heraus zu vollbringen. Aus dem Nichts!

Ein Vakuum ist hier die Seele; jedem Inhalt von Gefühlsbedeutung entzieht sie sich wie die Früchte vor der Hand des Tantalus. Nicht im tiefsten traumlosen Schlaf ist das Manko jedes Erlebnisses, sozusagen die Abwesenheit der Seele von sich selber, so glatt durchgeführt wie im Chaos der heutigen kriegerischen Verstümmlungsorgien.

Ich begreife nun und nun erst das Rätselhafte: altes und junges Kriegervolk kommt nach Hause, und neugierige Blicke fordern auf: erzähle. Aber die wirklich den Krieg kennen gelernt, starren mit verglasten Augen darein und schweigen; schweigen oder antworten zögernd, mürrisch, ausweichend; es scheint sie geradezu die Überwindung eines physischen Schmerzes zu kosten, etwas über eine erlebte Kampfsituation zu berichten. — Verbrauchter Zorn, gestillte Rache fänden schon ihre Sprache, befriedigte Kampfeslust würde sogar sehr redselig werden. Todesverachtung, Apathie, Resignation! Wenn's

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das oder etwas Ähnliches, von früheren Kriegen Bekanntes wäre, nun, auch dann würde die Wortkargheit hinterher nicht so zum Bedürfnis werden. Aber gefühlsverlassen, völlig leer im Innern morden oder den Mord abwehren und dann zu Hause, nachdem man gerade erst ein wenig reaktionsfähig, wieder ein bißchen Mensch geworden ist, sich in jenes Vakuum seelisch hinüberdisponieren, um von dem, was zuging, überhaupt reden zu können, das ist eine Qual. Ein volles Herz, davon der Mund übergeht, kann man von einer alles Gefühlsinhaltes beraubten Seele schlechterdings nicht verlangen. — Arme Teufel, die ihr vom „Kriegserlebnis" die Entfaltung literarischer oder künstlerischer Produktivitäten erwartet habt! Ihr gingt auch auf Sensationen aus; nun seht zu, was euer entpreßtes Ich hergibt.

Der Körper, gewissermaßen von der Seele befreit, vermag sich allerdings sehr lebendig zu gebärden. Er kann zittern, keuchen, ächzen, jammern, wimmern, fluchen, toben und wie vom Veitstanz besessen um sich schlagen. Und das sieht nun aus wie die Bekundung des überschüssigsten Lebensdranges. Aber hinterher weiß niemand, was er mit seinem Körper in den Gefahrmomenten eigentlich tat. Alle seine Äußerungen geschahen ohne jede bewußte Begleitung eines Affektes. Völlig bedeutungslos. Automatisiert wie die Zuckungen eines Frosches nach der Zerstörung des Großhirns, wenn man seine Glieder mit einer Säure reizt. Die moderne Schlacht wirkt sozusagen wie ein umgekehrtes Curare. Dieses Pflanzengift der Indianer hat die Eigenschaft, das motorische Nervensystem zu lähmen, ohne die Gefühlstätigkeit aufzuheben. Der heutige Kampf zerstört zwar das rein körperliche Gefühl auch nicht, aber das ganze eigentliche Gefühlsleben tötet er ab, ohne die Bewegungsfähigkeit des Leibes irgendwie einzuschränken.

Doch ja; ich bin im Nervenlazarett, und die Ärzte diagnostizieren: Stacheldrahtpsychose. Dutzende von Patienten neben mir sind krank an der Stacheldrahtpsychose; wie viel Hunderttausende in den Lazaretten aller kriegführenden Staaten die Stacheldrahtpsychose weg haben, möchte ich gerne wissen. Ein hübscher neuer Terminus für die Psychiater, dieses Wort Stacheldrahtpsychose. Aber der Intellekt braucht dabei auf die Dauer nicht zu verkümmern, und die ihn sich erhalten haben, fragen jetzt erstaunt, wie sich ganze Völker vor drei Jahren so begeistert auf die freilich noch unbekannte Kriegssensation stürzen konnten.

Damals geschah etwas — und diese Erwägung gestatte man zu guter Letzt einem Stacheldrahtpsychotiker —, was das Gefühl des Einzelnen und der Gesamtheit immer viel heftiger bestürmt, viel freudiger erschüttert als ein bestimmt vorgestelltes Ziel. Die zu den Fahnen eilten, waren vorläufig von den Zwangstätigkeiten des bisherigen Alltagslebens losgekommen und hatten eine unbekannte, aber jedenfalls ganz andersartige Zukunft vor sich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Dumpfe, Enge, Schablonenhafte, Reglementarische unserer Berufe, wie viele waren dessen überdrüssig! Nun kamen sie davon frei, die in den Krieg zogen; Millionen, die zu Hause blieben, lebten ihnen ihr Dasein nach, Freiheitsrausch durchglühte alle. Vom Druck so vieler bisheriger Abhängigkeiten befreit, glaubten sie ihr individuelles Selbst jetzt erst gefunden zu haben. Und die Zukunft? Daß sie möglicherweise den alten Zwang in neuen, schärferen Formen erstehen lassen würde, darum sorgte man sich nicht. So etwas geschieht in dem Falle zuerst nie. Geheimnisvoll lag die Zukunft vor allen. „Man weiß nicht, was noch werden mag." Und das ist die richtige Verfassung, sich kopfüber in abenteuerliche Sensationen zu stürzen. Sensation um jeden Preis, um ihrer selbst willen Sensation, und ginge darüber das Weltall aus dem Gefüge.

Die Sensation ist ausgeblieben. Es ist auch nicht anzunehmen, daß nach uns ein Geschlecht noch einmal vom Kriege Sensationen erhofft. Der Krieg wird nicht mehr für sich Stimmung machen können. Und das ist vielleicht ein wirksameres Vorbeugungsmittel gegen seine Entstehung und seuchenartige Ausbreitung als eine ganze Reihe pazifistischer Methoden.

Die Bettler in den Tuilerien

Von Max Hochdorf

Der französische Geschichtsforscher Henri Welschinger, der bei seinen Titeln als höchsten anführt, daß er Mitglied des „Institut de France" ist, legt besonderen Wert darauf, sich im gegenwärtigen Weltkriege um jeden Preis zu blamieren. Zur Erfüllung dieses Herzenswunsches hat er ein Büchlein geschrieben, das betitelt ist „La mendicité allemande aux Tuileries". (Berger-Levrault, Paris.) Es handelt sich also um Bettler, die an der Pforte des ehemaligen Kaiserpalastes gestanden und gepocht hatten, als Napoleon III. noch nicht in die Beschaulichkeit des Privatmannes zurückgetreten war. Während dieser Zeit, die von 1852 bis 1870 reicht, herrschte nämlich, wie es ja nicht ganz unbekannt ist, in den Tuilerien ein sehr bewegtes Hofleben, und es ist keineswegs unnatürlich, daß allerhand armselige Schlucker persönlich oder mit Bettelbriefen nach Paris gekommen sind, um von der kaiserlichen Huld ein Amt, einige Gold- oder Silberstücke oder auch nur ein Ordensband herauszupressen. Herr Welschinger ist nun der Ansicht, daß zu der Menge dieser Bittsteller die Deutschen eine ungeheure Mehr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zahl geliefert hätten. Es wäre unglaublich, wie viele Deutsche vor den Tuilerien gewimmert hätten, und es hielte auch nicht schwer, sich aus den fleißig hervorgeholten Akten solcher deutschen Bettelei einen Vers vom deutschen Volkscharakter zu machen. Solcher Satz klingt sehr einfach und verführerisch und immerhin etwas beschämend für Deutsche, die sehr stolz sind. Sie können sich aber trösten; denn selbst ein sehr vorsichtig sprechender Diplomat würde sagen, daß Herrn Welschingers Beweis von der deutschen Bettelei etwas knabenhaft und windig geraten ist. Was jetzt erläutert werden soll.

Als Napoleon noch mächtig und mit einer Millionenapanage ausgestattet war, wollten allerhand unternehmungslustige Leute mit ihm Geschäfte machen. Sie schickten also, wie man heute im Warenhausstil sagen würde, ihre Offerten ein. Ein Bankier, ein Schullehrer, ein Seifensieder oder Schuster pflegen solche Wische zu beachten oder noch häufiger zum Ofenheizen und verwandten Zwecken zu gebrauchen. Am Hofe der Tuilerien hat man aber aus solchen Briefen Akten gemacht, die in ein sogenanntes Archiv wanderten und einem Staatshämorrhoidarius Gelegenheit gaben, sein Klebe- und Klassifizierungstalent zu entwickeln und dafür eine Lebensrente und am Ende seiner bedeutsamen Laufbahn einen Orden zu beziehen. Daß unter den Offertenmachern in den Tuilerien auch Deutsche gewesen sind, ist kaum seltsam. Erstaunlich würde nur gewesen sein, wenn deutsche Geschäftsleute sich zurückgehalten hätten. Denn die Tugend eines Händlers soll ja auch nach den Rezepten französischer Rechenmeister die Beweglichkeit sein, wofür übrigens die vielen Millionen ein Beweis sind, die französische Firmen bis zum Krieg für ihre Reklame in Deutschland ausgegeben haben. Unter den Offertenmachern bei den Tuilerien war im Jahre 1863 auch die Firma Friedrich Krupp in Essen, und es ist höchst ergötzlich nachzulesen, wie Herr Welschinger es mehr oder weniger bedauert, daß man in Paris nicht etwas genauer in den deutschen Katalog hineingesehen hat.

Nun ist es aber eine sehr komische Tatsache, für deren Erleuchtung alle Anhänger eines gesunden Humors dem französischen Archivhamster äußerst dankbar sein werden, daß sich unglaublich viele Hansnarren gerade nach Paris gewendet haben. Um Fürstenhöfe und Millionärspaläste oder um die Koryphäen der Börse, des Theaters oder des Tingeltangels geht stets eine am Geist und Geld ärmere Masse spazieren, die sich gern von den höheren Abfällen ernähren oder wenigstens erquicken möchte. Sollte man in Potsdam alle Bettelgesuche aus französischer Feder auch aufbewahrt haben, so könnte man der Schrift von der deutschen Bettelei wohl leicht eine von der französischen Bettelei entgegenstellen und mit Herrn Voltaire beginnen, womit gewiß gar nichts gegen die Unsterblich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit des Herrn Voltaire gesagt sein soll. In Potsdam haben sicher nicht nur Franzosen „gebettelt", wie in Paris nicht nur Deutsche „gebettelt" haben. Und es ist eine grobe Ungerechtigkeit des Geschichtsforschers, anderen Nationen einen so mangelhaften Geschäftsinn zuzusprechen. Wirklich, die Bettler in Paris sind sehr lustig. Da ist z. B. ein Baron von Schauenburg, der von Napoleon Unterstützung erbittet, um sich Möbel kaufen zu können; denn er sei nur ein möblierter Herr und seine Wirtin eine Xanthippe! Napoleon litt an Schnupfen, Gicht, Verstopfung und ähnlichen Beschwerden, die, der Vorsehung sei es geklagt, auch den Gekrönten dieser Erde nicht erspart bleiben. Aus Deutschland schickte man ihm unfehlbare Rezepte. Etwa dieses: Eure Majestät möge Ihren höchsteigenen Körpersaft einem Schwein einspritzen, das Tier schlachten, in den Rauchfang hängen, dort zwei Monate baumeln und hierauf unter einem Misthaufen begraben lassen. Dann wird das Leiden Eurer Majestät sicher verschwinden. Oder es empfahl einer für die Gesundheit Seiner Majestät Fichtennadelbäder, ein Zweiter Schwefelblumenbäder, ein Dritter Pülverchen aus verkohlten Pferdezähnen, ein Vierter Petroleumabreibungen, ein Fünfter eine Grogkur. Ein Sechster will ein Heilmittel verraten, wenn ihm Seine Majestät nur eines seiner dreckigen Hemden einsenden wollte. Ein Siebenter kann das gleiche, wenn ihm Seine Majestät nur eine Probe Seiner kaiserlichen Haare und Nägel, alles in eine Wurstpelle eingenäht, anvertrauen wolle. Herr Josef Friedrich will nicht nur das Zipperlein des Kaisers, sondern auch dessen Seele versorgen und höchstdieselbige mit dem Erzengel Raphael in persönlichen Verkehr bringen. Herr Vogel aus Kleinrückerswalde, der noch das Rasiermesser des ersten Napoleon abgezogen hat, und Herr Apotheker Friedrich Julling aus Münster, der just in der Stunde, wo der erste Napoleon gestorben ist, von einem Lindenbaum gepurzelt ist, sie empfehlen sich alle dem kaiserlichen Wohlwollen. „Alle diese Leute waren Deutsche!" ruft Herr Welschinger. „Pfui, pfui!" entrüstet er sich außerdem, „welch Bettlerpack!" Ach Gott, all diese Deutschen sind gewiß nicht sympathisch. Sie gehören sicher zu den Leuten, die keine Knochen im Rückgrat und keine Grütze im Gehirnkasten haben, um sich zu überlegen, daß sie Schubiaks sind. Aber sie gehören eben zu jenen tausend armen Teufeln, Halbnarren, Hochstaplern usw., die ebenso an der Seine wie an der Saale daheim sind, und für die man Tollhäuser und Zuchthäuser ebenso in Potsdam und Posemuckel wie in Paris hat bauen müssen. Oder gibt es in Paris nur Heilige oder Weise?

Es begegnet Herrn Welschinger, daß er auch vor höheren Dingen von einer (hoffentlich heilbaren) Kriegsblindheit verwirrt ist. Wenn Heinrich von Sybel einen unbekannten Bonapartebrief findet und sich für den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arbeitstisch im Pariser Archiv höflich bedankt, so soll das Bettelei sein! Wenn Hans von Bülow zu Ehren des dritten Napoleon, der ja gelehrte Studien über den Unterjocher Galliens geschrieben hat, eine Cäsarenouvertüre komponiert, so soll das auch deutsche und plumpe Bettelei sein! Gewiß, einige deutsche Schulmeister wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem philologischen Kaiser ihre Opera in Ehrfurcht zu Füßen zu legen und aus solcher Portoausgabe und Kniebeuge die Hoffnung auf einen Trost des Knopflochs herzuleiten; gewiß, einer hat sogar zu diesem Zwecke die lateinische Sprache und Metrik mißhandelt. Aber ist ein mäßiger Lateiner wirklich ein nicht umzubringender Zeuge dafür, daß alle Gelehrten Deutschlands nur Bettelpack seien? Auch der selige Mommsen soll auf seinem Sitz in den himmlischen Kaiserstühlen gestört werden, um das zu beweisen. Mommsen hat nämlich am Tisch des dritten Napoleon gegessen und sogar einige tausend Franken für die Mitarbeiter seines Riesenwerkes aus der kaiserlichen Schatulle empfangen. Viele kluge Leute waren selbst in Frankreich der Ansicht, daß hierdurch der französische Kaiser ebensoviel Ehre erwarb wie der deutsche Gelehrte. Nun hat Mommsen aber, als 1870 Krieg war, die französische Literatur schmutzig und das französische Weltleben ein Halbweltleben genannt. Ihn bedünkte, das französische Volk verfalle leicht von der Ulkstimmung in die Verzweiflung. Kurz, Mommsen hat 1870 gezeigt, daß er sich auf die Kritik des Cicero besser verstand als auf die Beurteilung Zolas, und ein vorsichtiger Deutscher darf diese Entgleisung nicht zum Lobe Mommsens auslegen. Mommsen wurde dann im Jahre 1872, gestützt durch die philosophische Fürsprache von Ernest Renan, den die Weisheit des Ostens das Lächeln gelehrt hatte, wiederum in all seine französischen Akademikerehren eingesetzt. Händeringend, zeternd, beschwörend schreit Herr Welschinger: „Nach diesem Weltkrieg darf so etwas nie mehr vorkommen!“ Sagen wir Herrn Welschinger, daß es viele Deutsche gibt, die für ihn eine schwere Enttäuschung fürchten. Diese Deutschen halten selbst die Mitglieder des französischen Instituts für einsichtiger als Herrn Welschinger. Diese Deutschen meinen, daß einmal Frieden sein wird, und daß sich dann auch in Frankreich viele kluge Männer der Mühe unterziehen werden, das Urteil über Herrn Welschinger und seine Bettlertheorie ebenso ruhig nachzuprüfen, wie man das in Deutschland getan hat. Ja, es ist doch gar nicht so unmöglich, daß sich Herr Welschinger selbst an dieser verdienstlichen Arbeit beteiligen wird. Denn es hat noch niemandem geschadet, daß er alte Irrtümer zum Nutzen neuer Erkenntnisse abtat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Seele des Kindes und die Novellistik

Von Carl Jentsch (Neisse)

Im alten Griechenland leitete der Staat für seine Zwecke die gymnastische und musische Erziehung der Knaben und der Jünglinge. Um ihre Seelen kümmerte er sich nicht; die hat erst Sokrates entdeckt und ihre Bildung sich zur Lebensaufgabe gemacht. Darin folgte ihm sein Jünger Plato. Fortgesetzt aber wurde das Werk dieser beiden Großen weder von den Sophisten, die um Geld geldbringende Künste lehrten, noch von den Rhetoren, die in hohler Schönrednerei unterrichteten, sondern erst einige hundert Jahre später von den christlichen Kirchenvätern wieder aufgenommen. Einer von ihnen, Johannes Chrysostomus, rühmt den Erzieher, der als Bildner lebendiger Kunstwerke hoch über den geschicktesten Bildhauer zu stellen sei. Doch auch diese Seelenbildner fragten noch nicht danach, was im Innern des Gegenstandes ihrer Bildnerei vorgehe, was das junge Menschenkind, dem ihre eifrige Tätigkeit gewidmet war, dabei empfinde, ob es sich rein passiv verhalte oder ob und wie es selbst mittätig sei. In das Gemüt des Kindes hat nur der eine Augustinus hineingeschaut. Im Rückblick auf seine eigene Kindheit erzählt er, wie inbrünstig er gebetet habe, Gott möge ihn vor den in der Schule immer drohenden Prügeln beschützen, und wie er darob von den Erwachsenen, auch von den eigenen Eltern, ausgelacht worden sei, die in den Prügeln kein Übel sahen, während diese doch, sagt er, damals mein großes und schweres Leiden waren. Er habe sie erlitten, weil er lieber spielte als lernte; denn, meint er, der Erwachsene straft zwar die Tändeleien des Kindes, sein eigenes nichtiges Treiben aber nennt er ernste und wichtige Geschäfte, und niemand hat Mitleid weder mit diesem Toren, noch mit dem Kinde, noch mit beiden.

Auch dieser Blick in die Kinderseele blieb ein Samenkorn, das erst nach vielen Jahrhunderten aufgehen sollte. Im früheren Mittelalter, unter den Karolingern und den Ottonen, erfreute sich der deutsche Adel einiger Klosterschulen, deren Lehrer die Zöglinge mit Verständnis und mit Liebe behandelten. Im allgemeinen aber war in den Klosterschulen wie in den späteren städtischen Bürgerschulen die Erziehung eine ziemlich rohe Dressur und die Schulklasse nicht selten eine Folterkammer. Anselm, der große Erzbischof von Canterbury († 1109), hat einmal, als er noch die Schule eines Klosters in der Normandie leitete, einem Amtsbruder, den er als Prügelpädagogen kennen lernte, gründlich die Wahrheit gesagt, und im 15. Jahrhundert erregten Männer Aufsehen, welche die allgemein herrschende Prügel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pädagogik verurteilten. Nur einer von ihnen sei genannt, der 1446 gestorbene Victorin von Feltre, der sein öffentliches Lehramt in Padua aufgab, um die Prinzen des Hauses Gonzaga in Mantua zu erziehen.

Erst Rousseau hat den mächtigen Anstoß gegeben, der eine Pädagogik hervorrief, die auf liebevolles Eingehen in das Seelenleben des Kindes gegründet ist. Nicht etwa, daß sein „Emil" als Anleitung zu einer vernünftigen Jugenderziehung zu empfehlen wäre. Eine solche hat er selbst gar nicht beabsichtigt; er wollte mit dem Buche nur seine Lieblingsthese illustrieren, daß der Mensch von Natur gut sei, durch die Gesellschaft und ihre Zivilisation aber verdorben werde. Nur darin besteht sein Verdienst, daß er zeigt, man müsse den Zögling als Selbstzweck behandeln, nicht als Mittel für Staat und Kirche, für das Familienvermögen und die Familienehre. Der tiefe Eindruck, den der „Emil", zwar nicht in Frankreich, aber in Deutschland, auf edle Gemüter macht, bringt jene Bewegung in Fluß, die Basedow und Pestalozzi einleiten und die dem ausgehenden 18. Jahrhundert den Namen des pädagogischen Jahrhunderts einträgt Dichter schließen sich ihr an. Jean Paul steuert in „Levana" eine Erziehungslehre bei. Goethe läßt seinen großen Entwicklungsroman zwar erst im reifen Jünglingsalter Wilhelm Meisters beginnen, erfindet aber für dessen Söhnchen Felix die pädagogische Provinz, und in „Dichtung und Wahrheit" erzählt er die Geschichte seiner eigenen Kindheit und ihrer Seelenzustände. Ihm folgt Dickens mit dem autobiographischen „Copperfield" und der ergreifenden Geschichte des Armenhauskindes Oliver Twist. Auch in seinen übrigen Romanen läßt er uns manchen Blick in Kinderseelen tun. In „Nicholas Nickleby" ist es ihm weniger um das Innenleben der Opfer zu tun als um Denunzieren von Mördergruben, die sich als Erziehungsanstalten maskieren; seine Enthüllung hat den Verbrechern das Handwerk gelegt. Uns Deutschen haben die letzten Jahrzehnte eine Flut von Kinderromanen und Kindernovellen gebracht; ich erinnere nur an das „Gemeindekind" der Ebner-Eschenbach. Ellen Key hat das beginnende zwanzigste das Jahrhundert des Kindes getauft und dadurch den Zorn der Schneidigen erregt über die sentimentale Verpimpelung der zu U-Boot- und Trommelfeuerhelden bestimmten deutschen Knaben. Wir andern, die wir dem Humanitätsideal unserer Klassiker treu bleiben, weisen zwar auch manche Übertreibung der heißblütigen Schwedin zurück, freuen uns aber des Strebens, die Jugend von Plagen und Leiden zu erlösen, zumal da nur eine vernünftige Jugenderziehung die seelische Gesundheit der Männer und Frauen verbürgen kann, und eine gute Schule das wirksamste Mittel gegen die Überfüllung der Zuchthäuser ist. Preyer war unter den Psychologen und Physiologen der erste, der die Seele des Kindes zum Spezialstudium erwählte, und gegenwärtig führt William Stern den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reigen derer, die sie dem Experiment unterwerfen. Da jedoch die Experimentalpsychologie auf Äußerlichkeiten beschränkt bleibt, kann, von der Fachpädagogik abgesehen, die Mitwirkung des seelenkundigen Dichters nicht entbehrt werden; nur er vermag uns das Seelenleben auch des Kindes in seiner tiefsten Tiefe zu erschließen. Darum begrüße ich jeden Roman, jede Novelle und Skizze dieser Gattung als einen verdienstlichen Beitrag zu einer höchst wertvollen und wohltätigen Wissenschaft. Da ich eine Reihe von Jahren in enger Verbindung mit der Leipziger Firma Fr. Wilhelm Grunow gelebt habe, ist mir besonders deren Editionstätigkeit auf diesem Gebiete in lebhafter Erinnerung geblieben. Reiche Belehrung und intensiven Genuß habe ich geschöpft aus der „Braunen Marenz" der Charlotte Niese und ihren Schilderungen „Aus dänischer Zeit" (ganz originell: die Welt durch Kinderaugen gesehen), dem „Borreturm" von R. G. Bröndsted, dem „Krauskopf" von Hermann Wette und den „Zwei Seelen" von Wilhelm Speck. Der zuletzt genannte Roman erzählt die Geschichte eines Zuchthäuslers, der Verfasser ist Zuchthauspfarrer. Man kann ihm eine neue Erscheinung desselben Verlags an die Seite stellen: „Erhart Rutenberg" von Gustav Rohne, an Weihnachten 1916 in vierter Auflage erschienen. Der Held ist zwölfjährig seinen verkommenen Eltern entlaufen, weil er den schmachvollen Zustand seines „Heims" nicht länger zu ertragen vermochte, ist nahe daran, von einem verständnislosen Prügelpädagogen in die Vagabondage getrieben zu werden, wird in ein Rettungshaus gerettet, das seinen Namen verdient, und kämpft sich, aus diesem entlassen, glücklich durch. Bei der Lektüre seiner großstädtischen Jugenderlebnisse sagt man sich, daß es eigentlich ein Wunder ist, wenn nicht alle die jungen Leute zugrunde gehen, die im Großstadtstrudel ohne Leitung schwimmen oder unter einer elterlichen Leitung, die schlimmer ist als keine. Eine sehr nützliche Lektüre!

Ostasiatische Verwicklungen

Onkel Sam gleicht in seinen Beziehungen zu China augenblicklich dem betrübten Lohgerber, der seine Felle davonschwimmen sieht. Seine ostasiatischen Angelegenheiten schienen einigermaßen geordnet zu sein, als Präsident Wilson nach langem Zögern den Kriegszustand mit Deutschland für eröffnet erklärte. Am liebsten hätte dieser sich ja gewiß damit noch mehr Zeit genommen, um die amerikanischen Interessen in China vor unliebsamen Überraschungen besser zu sichern. Aber von London und Petersburg wurde zur Eile gemahnt. Miljukow und andere Mitverschworene der Zehnverbändler in der vorläufigen Regierung in Petersburg baten flehentlich um die moralische Unterstützung durch einen beschleunigten Eintritt Amerikas in den Krieg, um sich dem zum Frieden drängenden Arbeiter- und Soldatenrat gegenüber behaupten zu können. Ihnen zuliebe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kam dann Präsident Wilson mit seiner bekannten Kriegszustandserklärung, die den schönen Hinweis auf die „wunderbaren und ermutigenden Ereignisse in Rußland" enthielt, heraus, bevor er wegen der Zukunft amerikanischer Interessen im fernen Osten mit Japan völlig ins reine gekommen sein konnte. Immerhin hörte man bald etwas von der Bildung eines amerikanisch-japanischen Syndikats zur wirtschaftlichen Ausbeutung Chinas. Damit war allerdings in erster Linie ein alter japanischer Wunsch in Erfüllung gegangen. Seit der Einnahme Tsingtaus hatten sich Vertreter der japanischen Diplomatie, Industrie und Finanz eifrig bemüht, die Amerikaner davon zu überzeugen, daß für sie der kürzeste Weg zu geschäftlichen Erfolgen in China immer noch der über Tokio sei. Ohne japanische Vermittlung und Beteiligung sollte kein größeres amerikanisches Unternehmen im Reiche der Mitte mehr zustandekommen. Japan wollte der Anlage amerikanischen Kapitals in China zwar keine Hindernisse mehr bereiten, aber japanische Kaufleute und Ingenieure sollten bei der Ausführung der daraus entstehenden Unternehmungen eine möglichst ausschlaggebende, jedenfalls stark mitbestimmende Rolle spielen. Inwieweit diese weitgehenden Wünsche in Erfüllung gegangen sind, weiß man nicht, jedenfalls aber ist seit dem Bruch Amerikas mit Deutschland irgendwelche Verständigung über eine gemeinsame wirtschaftliche Betätigung in China zwischen Japan und Amerika erzielt worden.

Präsident Wilson war bei seinem Amtsantritt ein geschworener Feind jeglicher „Dollardiplomatie", d. h. jedes Mißbrauchs der Geldbedürftigkeit eines kapitalschwachen Staates zur Erlangung politischen Einflusses. Diese Haltung mußte ohne weiteres das Ausscheiden der amerikanischen Bankengruppe aus dem Sechsmächtesyndikat in China mit sich bringen; denn gerade in China lassen sich Anleihegeschäfte und politische Interessen nicht gut voneinander trennen. Als nun im Herbst 1916 sich die Gerüchte verdichteten, daß Deutschland über kurz oder lang doch zum unbeschränkten U-Bootkrieg übergehen werde, gab Wilson seinen Standpunkt plötzlich auf. Noch Anfang August wurde aus Neuyork gemeldet, daß die Bemühungen der chinesischen Regierung, eine Anleihe in den Vereinigten Staaten zu erhalten, gescheitert seien, da sich die Washingtoner Regierung den angegangenen nordamerikanischen Finanzleuten gegenüber geweigert habe, Sicherheiten in Gestalt von Verpfändungen chinesischer Steuern zu erwirken. Ende Oktober 1916 erfuhr man jedoch, daß die chinesische Regierung unter Mitwirkung der Washingtoner Regierung von nordamerikanischen Großkapitalisten ein Darlehen von 100 Millionen mexikanischer Dollar für Eisenbahnbauten erhalten habe.

Als Präsident Wilson die diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland hatte abbrechen lassen und nun alle Neutralen aufforderte, seinem Beispiel zu folgen, dachte er dabei nicht in letzter Linie an China. England hatte sich schon seit 1915 vergeblich bemüht, China zum Anschluß an den deutschfeindlichen Verband zu nötigen; Japan vereitelte diese Versuche immer wieder, und schließlich mußte sich die Londoner Regierung zu der Erklärung bequemen, daß sie nicht mehr ohne vorherige Verständigung mit Japan China irgendwelche politische Ratschläge erteilen werde. Als nun nach dem Bruche Amerikas mit Deutsch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land der amerikanische Dollar für einen Anschluß Chinas an den Verband mit in die Wagschale fiel, konnte Japan nicht mehr verhindern, daß die chinesische Regierung dem Bruche mit Deutschland zusteuerte. Es mochte dem auch zunächst gar nicht widerstreben wollen, da es ein starkes Interesse daran hatte, daß Amerika sich recht gründlich in den europäischen Krieg verstricke. Der Aufnahme Chinas in den Zehnverband hatte es sich bisher deshalb widersetzt, weil England auf diese Weise die Republik der Mitte in die Lage gebracht sehen wollte, japanischen Machtbestrebungen besser widerstehen zu können, und sich bei diesem Widerstand durch England leichter unterstützen zu lassen.

Wenn man nun in Washington angenommen hat, den eigenen politischen Umtrieben in China werde nach der Erklärung des Kriegszustandes mit Deutschland von Japan aus keine Schwierigkeiten mehr bereitet, so hat man sich dennoch getäuscht. Amtlich geschieht von Tokio her gewiß nichts, um den Amerikanern in China ein Wässerchen zu trüben, aber in Japan sind doch die Unruhen ausgebrütet worden, die jetzt wieder das Reich der Mitte erschüttern. Die Kommandanten der Truppen der Südprovinzen befinden sich im Aufstande gegen die Nordprovinzen und verlangen, daß China neutral bleibe, nachdem es England und Amerika gelungen war, durch Bestechungen mit Hilfe einiger Heerführer eine Mehrheit des Ministeriums für die Kriegserklärung zu gewinnen und, da der Präsident Lihunglung sich dagegen noch sträubt, eine Art Diktatur aufzurichten. Inzwischen hat Amerika Japan vorgeschlagen, gemeinsam mit ihm in China Ordnung zu schaffen, sich aber einen Korb geholt. Man hat im Sonnenaufgangsland offenbar seine reinste Freude daran, daß sich die Verhältnisse in China immer verworrener gestalten, so daß die Früchte der amerikanischen Dollardiplomatie nicht reifen können und die jeweiligen Pekinger Machthaber sich genötigt sehen, die Kriegserklärung an Deutschland auf die griechischen Kalenden zu vertagen. Japan stellt sich China gegenüber auf den Standpunkt, daß es bei den künftigen Friedensverhandlungen gar nicht vertreten zu sein brauche, da sich Japan seiner Interessen schon warm genug annehmen werde. Amerika gegenüber wird die japanische Diplomatie ihre Hände in Unschuld waschen. Sie hat den bösen Aufstand nicht angestiftet, und wenn die aufständischen Truppen auch nur von Japan her mit Kriegsmaterial und Geld ausgerüstet worden sind, so kann dagegen doch die amerikanische Regierung nichts einwenden, die immer mit so großer Entrüstung den ihr von deutscher Seite gemachten Vorwurf zurückgewiesen hat, sie habe durch Duldung unbeschränkter Unterstützung der Gegner Deutschlands mit Munition, Geld und Lebensmitteln ihre Neutralität verletzt.

Otto Corbach

Bundesrat Hoffmann

Die Entente hat die Schweiz ihres fähigsten und stärksten Kopfes beraubt. Sie wird darüber jubeln; denn es liegt auf den Wegen zu ihrem Ziel, Unsicherheit und Unfähigkeit, Trubel und Zersetzung in die Länder zu werfen, die ihr Blut nicht in den Dienst Englands bringen wollen. Niemand in der Schweiz bewahrte dies Land aber so sicher davor wie der Bundesrat Hoffmann, der nun gestürzt ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Tatsachen sind bekannt.

Und die beiden Persönlichkeiten? — Die eine: Robert Grimm! Sozialistischer Führer, ein Fanatiker des Internationalismus, dessen stärksten Gegner er im deutschen „Militarismus" empfand und in der „Berner Tagwacht" so heftig und andauernd vermöbelte, daß Böswillige und Erboste ihn im Solde der Entente wissen wollten.

Grimm überzeugt sich auf seiner eingehenden Reise durch Rußland, daß dies Land zum Frieden reif ist. Er nennt es „Liquidation". Er will am Frieden mithelfen und erbittet vom schweizerischen Bundesrat Unterlagen über die Absichten Deutschlands Rußland gegenüber.

Die zweite Persönlichkeit, der Bundesrat Hoffmann, gibt ihm diese Unterlagen in einem Telegramm, das in Geheimschrift an die Schweizer Gesandtschaft ging. Spione, die, wie die Umstände und die Tatsache, daß der Herr Branting in Stockholm zur Veröffentlichung benutzt wurde, zeigen, in der Schweiz selber zu suchen sind, haben dies Telegramm entziffert, und die Entente, d. h. England, hat in der „Times" sofort drohend die Faust gegen die Schweiz gehoben, und Bundesrat Hoffmann ging.

Man kennt die Schweizer Verhältnisse und Persönlichkeiten. Man könnte über diese „Times" lachen, wenn man in solchen Mitteilungen nicht den giftigen Atem der Regierungen spürte, denen keine Technik gewöhnlich und dumm genug ist, um das Unglück des Krieges weiter über die Völker rasen zu lassen, weil sie nicht auf Geschichte verzichten können.

Bundesrat Hoffmann habe einen unneutralen Schritt zugunsten Deutschlands unternommen, steht in der „Times". Man kann der „Times" aber sagen, daß England nicht das einzige Land auf Erden ist, daß es auch noch andere Länder gibt und daß diese Länder ebenfalls bestimmte Wünsche zu haben sich erlauben. Darunter gehört die Schweiz. Der Bundesrat braucht keineswegs als Deutschenfreund sein Telegramm an Grimm gesandt zu haben. Die Freundschaft zu seinem eigenen Land ist als Motiv stark genug gewesen.

Denn dieses Land ist seit Kriegsbeginn zwischen den Klauen allseitiger Kriegsgefahren. Es ist auf alle Kriegführenden angewiesen. Es mußte sich wiederholt aufs schwerste demütigen lassen, um das Allernotwendigste zu bekommen. Es wurde verhetzt und verleumdet, mit Geld korrumpierend beworfen und zugleich mit Aushungern bedroht. Es wurde innerlich drunter und drüber gehetzt. Jetzt ist Amerika auch noch im Krieg, und das Schwerste steht ihm für seine Ernährung noch erst bevor. Es hat außerdem das Beispiel des überlisteten und vergewaltigten Griechenlands aufs lebhafteste vor den Augen. Das sind Gründe genug und ist Recht genug, daß es den allgemeinen Frieden will.

Der repräsentativste Kopf dieses Landes hat nun eine Gelegenheit benutzt, um die Wünsche seines Landes erfüllen zu helfen.

Hoffmann zeigt sich überzeugt, daß Deutschland es ernst mit seinen Friedensangeboten meint, daß es die militärischen Erfolge, die sich in der Besetzung von soviel feindlichem Lande zeigen, zu nichts anderm benutzen will als zur Aufrechterhaltung des eigenen Bestandes und dessen seiner Verbündeten. Daß es also mit einem Frieden einverstanden wäre, wie ihn die Russen selber vorzeichneten.

Nun glauben die Russen nicht an die Anständigkeit Deutschlands. Hunderte von Ententereisenden, Tausende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Bestechungen, Hunderttausende von Verleumdungen, eigene Unwissenheit und fremde Absichten waren unablässig am Werk, den Glauben an die deutsche Ehrlichkeit zu ersticken.

Das Werk Hoffmanns aber drohte diese dunkeln Umtriebe mit einem Schlag durch die Autorität seines Namens zu verscheuchen.

Deshalb kommt nun die Entente angesetzt und redet empörte und bedrohliche Töne in Bern. Denn diese Entente vermag nirgends mehr ihre Gier, ihre Alleshaberei, ihre Brutalität, ihr Mordiobrüllen zu verbergen. Sie liegt in den Fiebern letzter Anstrengungen und wirft noch einmal Tod und Mord auf Rouge et noir, um Deutschland seine Kolonien, seine junge Wirtschaftskraft und Elsaß-Lothringen zu entreißen. Mordio jedem, der ihr in diesem Hinterhalt ins Wegelagerertum fällt.

Ein neutraler Politiker hat zum erstenmal etwas getan, was die Welt von neutralen Politikern seit beinahe drei Jahren erwartet. Er hat eine positive Gelegenheit benutzt, um praktisch einen Weg zum Frieden mitbahnen zu helfen. Ein Frieden der Mittelmächte mit Rußland bedeutet aber wohl mit einiger Aussicht auch einen allgemeinen Frieden. Ein allgemeiner Frieden wird, wie die Dinge heute liegen, keine Nation ins Recht oder Unrecht setzen, sondern wird die Menschheit befreien. England scheint aber die Knechtschaft seiner Gegner und den Ruin seiner Bundesgenossen zu wollen.

Deshalb muß Hoffmann nun seinem Lande seine Kraft entziehen, die dies Land durch die gefährlichsten Zeiten gesteuert hat. Hoffmann hat gleich seine Entlassung erbeten. Wenn ich Schweizer wäre, so würde ich zu einem Plebiszit aufrufen. In einem solchen Falle läßt das Selbstbewußtsein eines Gemeinwesens keine chassierenden Worte zu.

Aber ich weiß, drüben über Savoyen sitzen sie und haben die Hand auf den Schiffen und den Zügen und lachen eklig über die Grenze herüber, wie Landsknechte, die der halb ausgehungerten und umzingelten Burg ihre Brote höhnend hinhalten.

Norbert Jacques

Zuversicht

Ich hob mich früh vom Lager,
kaum daß des Nachbars Hahn,
der Gutenmorgensager,
den ersten Ruf getan.

Tat auf die Fensterladen,
wie Deckel eines Buchs.
Es blühte auf den Pfaden.
Ich freute mich des Ruchs.

Bald tönte wie aus Weiten
ein Vogelsingen zag.
Ich sprach mit Armebreiten:
„Heut wird ein guter Tag."

Alfred Grünewald (Wien)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cotton Famine

„Cotton Famine" — Baumwollhungersnot war das Schreckwort der Alten und der Neuen Welt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals hatte der sich ewig hinziehende amerikanische Bürgerkrieg die Kultur der Baumwolle brachgelegt; alle, die irgendwie jene Textilfaser brauchten, hungerten förmlich nach ihr. Und dieser Kreis der Interessenten war schon damals nicht klein. Denn im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts war die früher ziemlich unwichtige Baumwolle wegen ihrer Billigkeit zum wichtigsten Rohstoff der menschlichen Bekleidung geworden. Der damalige Mangel an Baumwolle wurde in den einzelnen Ländern in sehr verschiedenem Grade empfunden, weitaus am schlimmsten aber dort, wo sich die ganze Volkswirtschaft auf dieser weißen Flocke aufbaut. Das sind jenseits des Ozeans die Südstaaten in der Union und in Europa jener dichtbevölkerte Teil Englands, der sich um Liverpool und Manchester ausdehnt: die Grafschaft Lancashire ist schlechterdings ein Baumwollfabrikenviertel, das in der englischen Volkswirtschaft etwa die Rolle spielt wie das rheinisch-westfälische Industrierevier in der deutschen.

Heute nach fünfzig Jahren droht ein neuer Cotton Famine, oder besser gesagt, er ist schon da. Wieder liegt der Grund in kriegerischen Ereignissen. Im Gegensatz zu damals aber ist es der Seekrieg, der die Hauptursache bildet. Als die Weltkatastrophe hereinbrach, war eines der wenigen Weltprodukte, die im Preise scharf zurückgingen, die Baumwolle. Man fürchtete eine vollständige Absatzstockung bei den beiden größten Kunden England und Deutschland, die um so ernster genommen wurde, als gerade die größte jemals beobachtete Baumwollernte auf den Feldern stand. Die Folge war ein Preissturz sondergleichen. Man konnte damals im Süden der Vereinigten Staaten Baumwolle (weit unter den Gestehungskosten) um 6 Cents das Pfund erhalten gegenüber etwa 11 bis 12 Cents in den letzten Friedensjahren. Die Angst vor dem Überangebot ging so weit, daß man drüben zu den tollsten Maßnahmen griff, Gesetze einbrachte, die den Baumwollanbau bei Zuchthausstrafe verboten, an das Verbrennen der Baumwolle dachte, Bankenkonsortien gründete, die den Überfluß aufnehmen sollten usw.

Heute nach drei Jahren schwankt Baumwolle in den Vereinigten Staaten zwischen 27 und 28 Cents. Warum? Vor allem, weil die letzte Ernte außerordentlich klein war und die neue noch kleiner zu werden droht, gleichzeitig aber der Bedarf außerordentlich gewachsen ist; denn zu den amerikanischen Industrien, die vom europäischen Streit stark profitierten, zählt die Baumwollspinnerei und -weberei, die sich ungewöhnlich entwickelt hat. Die kleinen Ernten aber sind kein Zufall, sondern hängen mit dem Kriege zusammen. Die ganze Baumwollkultur beruht auf der genügenden Anzahl schwarzer Arbeitskräfte; Weiße können bei der großen Hitze auf den Feldern nur schwer zurechtkommen. Die Neger aber, die man früher ängstlich aus den amerikanischen Fabriken ferngehalten hat, strömen jetzt alle in die großen Städte, wo industrielle Arbeiter äußerst gesucht sind. Weiter aber fehlt es drüben an Düngemitteln, vor allem an deutschem Kali, und schließlich verwüstet ein gefährlicher Insektenschädling, der Boll Weevil, immer größere Landstriche.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ist das Baumwollproblem in Amerika. Es ist dort nicht besonders brennend, denn die heimische Industrie kann immer noch gut versorgt werden. Sie wird kaum mehr als 70 Prozent der Ernte für sich in Anspruch nehmen. Anders dagegen sind die Verhältnisse in Europa und vor allem in England. Hier macht sich der Schiffsmangel *) ungewöhnlich scharf bemerkbar, wie ja die Einfuhrziffern in den Monaten Mai der drei letzten Jahre zeigen:

1915	1916	1917
3,21 Millionen	1,43 Millionen	0,94 Millionen Centals

Ein Blick auf diese Zahlen wird es begreiflich machen, daß das Baumwollproblem in England ein ganz anderes Gesicht hat als in den Vereinigten Staaten. Da die englische Regierung bisher die Dinge auf diesem Gebiet sich selbst überlassen hat, so haben sich ganz unhaltbare Verhältnisse herausgebildet. Diejenigen Spinnereien nämlich, die die Entwicklung kommen sahen, haben sich rechtzeitig mit Baumwolle eingedeckt. Diejenigen aber, die nach altem englischen Brauch immer nur für wenige Tage oder Wochen sich mit Rohstoff versorgten, sahen sich plötzlich in der größten Verlegenheit. Denn in Liverpool, dem wichtigsten Hafen für Baumwolle, liegen nur für anderthalb Monate Baumwolle, und diese dürfte zum Teil schon fest verkauft sein. Als diese Situation vor etwa vierzehn Tagen klar zutage trat, als dann noch der Tauchbootkrieg einen neuen Aufschwung nahm und aus Amerika zu alledem ein sehr pessimistischer Erntebericht kam, verlor man an der Liverpooler Baumwollbörse völlig den Kopf. Jeder kaufte und fragte nicht nach dem Preis. Die Folge davon war, daß dort das englische Pfund ($^9/_{10}$ deutsches Pfund) auf den unerhörten Preis von 19 Pence hinaufschnellte. Ein Ende in der Aufwärtsbewegung war nicht abzusehen, und so verfügte man einstweilen die Schließung der Baumwollbörse für sogenannte Termingeschäfte.

Damit ist das Problem natürlich nicht gelöst. Denn die Hauptsache sind jetzt nicht mehr die Preise, sondern die Ware, und daß diese in den nächsten Monaten sicherlich nicht in genügender Menge nach England kommen kann, darüber gibt man sich keinem Zweifel hin. Es werden also ganz andere Maßnahmen nötig sein, um so mehr, als dort bisher keinerlei Organisation im Verbrauch vorhanden ist. Diejenigen, die sich rechtzeitig mit Ware eingedeckt haben, fabrizieren jetzt mit Hochdruck, während manche ihrer Nachbarn bereits stillstehen. Gerade durch diese intensive Ausnutzung der vorhandenen Konjunktur wird aber der Baumwollvorrat sehr schnell aufgebraucht, statt daß er gestreckt wird. Dabei ist es merkwürdig, daß einstweilen keinerlei Mangel an fertiger Ware zu spüren ist, daß im Gegenteil die Lager gerade in den Zwischenprodukten, den Garnen, außerordentlich hoch sind und daß auch die für den Export bestimmten Tücher eher zu- als abnehmen, weil auch hier der Schiffsmangel eine Versendung fast unmöglich macht.

*) Daß der Schiffsmangel, mehr noch als die Mißernten, den Mangel verschuldet haben, ergibt sich aus einem Aufsatz im „Manchester Guardian", demzufolge in der englischen Kolonie Uganda die dortige Baumwollernte im Werte von 1 Million Pfund Sterling dem Verderb ausgesetzt ist, weil keine Schiffe zur Verladung der Ware vorhanden sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man wird deshalb in der nächsten Zeit sehr einschneidende Maßnahmen der Regierung für diese pflanzliche Faser zu erwarten haben, ähnlich wie sie vor einigen Monaten für die wichtigste tierische Faser, die Wolle, schon getroffen wurde. Umfangreiche Betriebseinschränkungen und später vielleicht teilweise Stillegung der Industrie ist dann kaum zu vermeiden. Das ist ein schwerer Schlag nicht nur für die nationale Industrie Mittelenglands, sondern auch für den Exporthandel, in dem die Baumwollfabrikate früher die wichtigste Rolle einnahmen. Namentlich in China und Indien erfreuten sich die Ausfuhrhäuser von Manchester auf diesem Gebiet einer monopolartigen Stellung. Auch hier werden Amerika und vor allem Japan mit vergnügtem Lächeln in die Bresche springen.

Leider wird der Cotton Famine kein Problem des Krieges sein, sondern noch weit über diesen hinaus eine große Rolle spielen, und zwar nicht nur für unsere Feinde, sondern auch für uns. Seit Jahr und Tag ist ja nach Deutschland infolge der Blockade so gut wie keine Baumwolle mehr gekommen, und ein großer Teil der deutschen Baumwollindustrie liegt still. Der andere Teil konnte sich erfreulicherweise durch den Ausbau der Papiergarnindustrie über Wasser halten. Wie nun die Dinge liegen, ist auch für den Fall, daß in absehbarer Zeit der Friede kommen sollte, gar nicht daran zu denken, daß wir in genügender Weise von unseren alten Lieferanten die rohe Baumwolle erhalten können. Selbst wenn diese wollten, könnten sie nicht genügend liefern. Dazu kommen die unheimlichen Preise, die sich um die phantastischen Frachtsätze und die nicht minder phantastische Valutaentwertung erhöhen. All diese Gründe drängen darauf, auch nach dem Krieg nach Auswegen zu suchen. Der eine ist der erhöhte Bezug der Baumwolle aus Gebieten, bei denen die Frachtraumnot nur eine geringe Rolle spielt. Hierfür kommt Kleinasien in Frage. Der andere Weg ist die heimische Selbstversorgung durch Ersatzstoffe, von denen wir das Papiergarn schon erwähnt haben, neben dem die Brennesselfaser noch in Betracht kommt. Die Erfahrungen mit der letzteren scheinen einstweilen nicht allzu günstige zu sein. Dagegen ist die Technik in bezug auf die Verwertung der Zellulose bereits erstaunlich weit gekommen, und namentlich für gröbere Garne wird heute bereits Glänzendes geleistet. Ob allerdings ihre Konkurrenzfähigkeit mit der Baumwolle durchzuführen ist, muß erst die Zukunft lehren.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittelafrika als Kriegsziel

Von Emil Zimmermann

ie festeste Stellung und das geringste Kopfzerbrechen hat heute in Deutschland der Kontinentalpolitiker. Unsere Heere haben Belgien, Teile von Frankreich, Litauen, Kurland, Polen besetzt und haben damit dem Vertreter der westlichen und östlichen Forderungen den größten Teil der Gedankenarbeit abgenommen. Er braucht nur zu deklamieren: Das behalten wir, und eine große Kriegsentschädigung wollen wir außerdem! Und die große Masse, die natürlich mit dem Greifbaren rechnet, jauchzt dem großen Manne zu.

Allerdings hat es auch Zeiten gegeben, zu denen viele derer, die heute nur an Flandern und Kurland denken, vom großen Deutschland über dem Meere träumten, und sie wissen sehr wohl, daß wir zur Aufrechterhaltung unserer Wirtschaft die überseeischen Gebiete brauchen; aber die Sorge dafür schieben sie auf die Regierung ab, soweit sie nicht behaupten: Wenn wir die flandrische Küste haben, dann besitzen wir die Freiheit der Meere, und dann kann es uns nicht fehlen.

Der Hinzutritt Chinas zum Ring unserer Feinde sollte diesen Leichtherzigen schon zu denken gegeben haben, und vollends mußte ihnen die Wilsonsche Politik der Aufstachelung Nord- und Südamerikas gegen uns die Augen öffnen; doch sind unsere Kontinentalpolitiker diesen ihnen unbequemen Erscheinungen gegenüber ebenso große Optimisten wie bezüglich unseres ferneren Verhältnisses zu England Pessimisten. Man glaubt, oder gibt sich den Anschein, zu glauben, nach siegreichem Frieden würden die deutschen Schiffe nur auszufahren brauchen, um im Handumdrehen wieder die früheren Handelsverbindungen herzustellen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Stellung der verantwortlichen Reichsregierung und aller jener, die gewöhnt sind, zu denken und über das Nächstliegende hinauszusehen, ist demgegenüber ungemein schwierig. Ihre Auffassung von den Dingen wird am besten durch den Brief wiedergegeben, welchen Staatssekretär Dr. Solf schon am 7. September 1914 an den Hamburger O. Riedel, Direktor eines großen Plantagenunternehmens in der Südsee, geschrieben hat. Es heißt darin u. a.:

„. . . bei den bisherigen Erfolgen unserer Waffen hege ich felsenfestes Vertrauen, daß es uns gelingen wird, schließlich auch unseren schlimmsten Feind, die Engländer, niederzuringen. Das aber ist eine schwere Aufgabe, viel schwerer, als sich's der größte Teil unserer Landsleute denkt, der das englische Weltreich nur vom Hörensagen kennt und durch eine von gerechtem Zorn über sein jetziges Verhalten getrübte Brille ansieht. Die militärischen Machtmittel Englands zu Lande brauchen wir nicht zu fürchten... Zur See steht unsere junge, zahlenmäßig unterlegene Flotte gegen die größte Seemacht aller Zeiten . . . Hat nicht aber auch Nelson bei Trafalgar gegen eine Übermacht gesiegt? . . . Trotz alledem heißt es kühl bleiben und auf der Hut sein; denn selbst bei einer Schwächung Englands dürfen wir die der britischen Kriegführung eigentümlichen, den Mangel an militärischer Bereitschaft ersetzenden Mittel nicht unterschätzen. So verwerflich und hinterlistig die Waffen sind, mit denen England unseren Handel und unsere Industrie bekämpft, es sind Waffen, die an Gefährlichkeit unseren gefürchteten Haubitzen gleichkommen". . .

Wer in der Welt etwas herumgekommen ist, kennt die gewaltige Weltstellung Englands sehr wohl, und er weiß auch, wie die Reichsregierung, daß Deutschlands Überseestellung von Englands Gnaden war. Wir lebten von Englands „offener Tür". Aus eigener Kraft hatten wir so gut wie nichts geschaffen, wenn man von Kiautschou absieht und dem wenigen, das wir in unseren Kolonien geleistet haben, welche, das ist bezeichnend genug, nie populär gewesen sind. Unsere großen überseeischen Handels- und Unternehmergewinne sind in Gebieten gemacht worden, die Portugiesen, Spanier, Holländer, vor allem aber Engländer entwickelt hatten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus klarer Erkenntnis dieser Sachlage heraus hatte die Reichsregierung vor Ausbruch des Krieges Verhandlungen mit England eingeleitet, welche auf die Gewinnung eines großen deutschen Mittelafrika abzielten. Dort sollte Deutschlands Bemühen einsetzen, sich eine eigene Grundlage der Weltstellung zu schaffen.

Aufgabe der Reichsregierung mußte sein, diese Richtlinie auch im Kriege festzuhalten; aber gerade der Krieg ließ das wenige verlorengehen, das wir als Grundlage zu einem deutschen Mittelafrika aufgebaut hatten. Hatte dieses schon von dem Marokko-Kongo-Vertrage her einen schlechten Namen, so war es den Festlandpolitikern nunmehr ein leichtes, die Mittelafrikapläne als schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber England hinzustellen und davon zu sprechen, daß die großen Faustpfänder auf dem Kontinent gegen ein Mittelafrika von Englands und Amerikas Gnaden geopfert werden sollten. Diese Politiker kontinentaler Kurzsichtigkeit haben natürlich die Zehntausende der Beamten und Offiziere für sich, die in den besetzten Gebieten Stellungen gewonnen haben, die weit über die Bedeutung ihrer vormaligen Friedensstellungen hinausgehen; mit ihnen mögen viele Feldgraue stimmen, die den gewonnenen Boden, besonders in Litauen und Kurland, mit Hoffnungen für die eigene Zukunft betrachten. Hohe Offiziere erwarten von der Errichtung einer Schutzherrschaft über die eroberten Gebiete, daß wir dort Zehntausende deutscher Kriegsverletzter werden unterbringen können; deutsche Geschäftsleute aller Art träumen von großen Gewinnmöglichkeiten in den Grenzmarken. Nimmt man dies alles zusammen, dann begreift man die ungeheure Stärke der Strömung, welche heute zugunsten eines starken Festlandfriedens durch das Land geht.

Diese Strömung übersieht aber ganz, daß es sich für uns nicht darum handelt, auf dem Festlande noch mächtiger zu werden — wir sind wahrlich doch stark genug, wie der Krieg gezeigt hat —, sondern um die Aufrechterhaltung unserer Überseestellung und unserer eng damit verknüpften Wirtschaftspolitik, ohne die wir wirtschaftlich und auch militärisch schwach werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Geheimnis des großen Erfolges unserer sogenannten Weltwirtschaftspolitik beruht auf der Zweiteilung unserer agrarischen Produktion in die Erzeugung für die Ernährung und die für die Industrie und in der Abschiebung der agrarischen Produktion von Industriepflanzen, Wolle auf die billigen überseeischen Böden. Unser den Preis der menschlichen Nahrungsmittel steigernder Schutzzoll ist nur aufrecht zu erhalten, wenn die Industrie billigste Rohstoffe erhält. Nur dadurch wird sie in den Stand gesetzt, hohe Löhne zu zahlen und doch auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu bleiben. Wird diese Ordnung gestört, dann bricht unsere Wirtschaft zusammen. Wir brauchen, mit anderen Worten, die billigen überseeischen Böden dringend für unsere Wirtschaft; England aber und die Vereinigten Staaten wollen sie uns sperren und arbeiten daran, daß sich auch China und Süd- und Mittelamerika diesem Vorgehen anschließen.

Das ist die Gefahr.

Da unsere Überseestellung, und damit zusammenhängend unsere Rohstoffwirtschaft, sehr wesentlich auf der englischen Politik der offenen Tür beruht, hatte England es in der Hand, uns durch Schließung der Tür empfindlich zu treffen.

Dieser Gefahr suchte die Reichsregierung durch Offenhaltung der amerikanischen und ostasiatischen Rohstoffgebiete zu begegnen. Deshalb ihr Bemühen, die Neutralität der Vereinigten Staaten solange als nur irgend möglich aufrecht zu erhalten. Gingen uns schon die englischen Überseegebiete verloren, so wollten wir uns doch die amerikanischen und ostasiatischen sichern. Denn in den früheren Stadien des Krieges mußte an der Absicht festgehalten werden, nach Beendigung des Krieges da wieder anzuknüpfen, wo wir Ende Juli 1914 aufgehört hatten, allerdings mit dem großen Kolonialreich als Anfang einer neuen deutschen Entwicklung im Hintergrunde.

Infolge des scharfen U-Bootkrieges ist die Lage von Grund auf geändert. Mit England haben sich die Vereinigten Staaten, China, Brasilien und noch eine Anzahl kleinerer mittel- und südameri-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kanischer Staaten zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Deutschland geeinigt, und wir stehen einer ganz neuen Situation gegenüber. Wenn alle diese Staaten beispielsweise Handelsverträge untereinander abschließen, wodurch sie sich verpflichten, Rohstoffe an außerhalb stehende Staaten nur mit einem erheblichen Preisaufschlag abzugeben, dann haben wir plötzlich zu teuren Lebensmittelpreisen teure Rohstoffe für die Industrie, und diese muß entweder ihre Arbeiter schlecht bezahlen, was zu dauernden Lohnkämpfen Anlaß geben würde, oder sie kann nicht mehr exportieren und muß Arbeiter entlassen. Diese können dann weder in Kurland noch in Litauen Unterkunft finden; Belgien aber wird als Industrieland selber leiden.

Unsere Flandernstellung nützt uns gegenüber dieser wirtschaftlichen Gefahr gar nichts, ganz abgesehen davon, daß, wenn wir die flandrische Küste behalten, England in Calais und Boulogne sitzen bleibt. „Wer heute nach Calais kommt," schrieb Ende 1916 der Londoner Korrespondent des „Giornale d'Italia", „fühlt sich wie in England. Heute ist ganz Calais in den Händen der Engländer. Niemand kommt mehr hinein außer mit ihrer Zustimmung. Kein Blatt rührt sich ohne ihre Erlaubnis . . ." Eroberungen auf dem Kontinent geben uns keine billigen Rohstoffe für unsere Industrie; wir müssen trotz Flandern, Kurland, Litauen wieder überwiegend Agrarstaat werden und auf den Stand von 1880 etwa herabsinken, wenn es uns nicht gelingt, das Rohstoffsyndikat unserer angelsächsischen Gegner zu sprengen. Dazu helfen weniger militärische als große diplomatische Mittel und hilft nur die energische Betonung des festen Willens, eine wirkliche selbständige Weltpolitik treiben zu wollen, und man mag sich drehen und wenden wie man will, man kommt immer wieder auf Deutsch-Afrika.

Der Reichsregierung kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie auf diese Zusammenhänge nicht genügend scharf hingewiesen hat. Der deutsche Landwirt müßte längst wissen, daß er für den Wert seiner Arbeit kämpft, der Industriearbeiter, daß er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich für gute Beschäftigung bei hohem Lohne schlägt, und daß es zur Erreichung dieses Zieles nötig ist, Deutschland eine wirkliche Überseestellung zu erringen. Und es muß ferner wieder und wieder auf die große militärische und politische Bedeutung gerade Mittelafrikas hingewiesen werden. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß dieser Besitz ein Geschenk von Englands und Amerikas Gnaden sein würde.

Mittelafrika würde gerade im Mittelpunkt der englischen Lebensadern nach Südafrika, Australien und Indien liegen; es ist in deutschen Händen ein Moment der Schwächung britischer Weltmachtstellung. Durch Deutsch-Mittelafrika würden wir aufs stärkste auf die australischen und indischen Entschließungen einwirken, weil es die Verschiffungen dieser Gebiete nach England bedrohen kann. Und so würde ein starkes deutsches Mittelafrika auch deutschen Besitz in der Südsee tragen helfen.

Wirtschaftlich ist das Gebiet natürlich unentwickelt; aber um so mehr können wir uns dort in harter, aber lohnender Arbeit eine eigene Grundlage für Weltpolitik schaffen, damit wir nicht länger Einlieger bei England sind.

Wie die Lage heute geworden ist, sichert Mittelafrika mit seiner noch schwachen Entwicklung nicht unsern Rohstoffbedarf. Es läßt sich mit Mittelafrika aber eine Politik des Zusammengehens mit den schon entwickelteren südamerikanischen Staaten wie Argentinien, Chile, Südbrasilien einleiten, mit Mexiko; und indem wir die nordamerikanischen Deutschen auffordern, in diese Länder zu gehen und sie zu entwickeln, stellen wir dem angelsächsischen Bund einen andern gegenüber und treiben wir einen Keil in die Koalition unserer Gegner.

Dies ist die Politik unserer wirklichen völkischen Gesamtinteressen, die allein nur maßgebend sein können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Madame de Staël

(gest. 14. Juli 1817)

Von Dr. Eugen Lerch

Gegen Tod und Vergessen hilft auch die größte Lebendigkeit nicht. Diese Frau, die einst, nach Ideen dürstend und trunken von Ideen, über Raum und Zeit hinausstürmte, die aus der Enge der französischen Salondichtung in die freie Natur der „nordischen Literaturen" entfloh und die Vernünftelei des achtzehnten Jahrhunderts durch die glühende Inbrunst der dort eben aufkeimenden Romantik überwand, diese Frau, die unersättlich wie die Flamme glühte und sich verzehrte, von der Schiller an Goethe schrieb: „Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden" — was bleibt von ihr? Ihre einst so gefeierten Romane „Delphine" und „Corinne", beide aus eigenen Schmerzen geschmiedet und mit eigenem Herzblut geschrieben, beide das unglückliche Schicksal hochstehender Frauen darstellend, die an den Schranken der Sitte zerbrechen, beide für die Befreiung ihres Geschlechts kämpfend (Gedanken, an die dann George Sand anknüpft und die fortwirken bis auf den heutigen Tag) — wer liest sie noch? Und selbst ihr Hauptwerk, wodurch sie ihren Landsleuten die unermeßlichen Schätze unserer Dichter und Denker übermittelte, eines Goethe und Schiller, Lessing und Herder, Kant und Fichte, die für ihre alt und müde gewordene Literatur ein Jungbrunnen wurden und ihr den Mut und die Kraft gaben, das Joch der klassizistischen Pedanterie abzuschütteln und sich in der „romantischen Schule" jubelnd in die Lüfte zu schwingen — selbst das Buch „Über Deutschland", dieses Denkmal dankbarer Liebe, das eine Französin unserm Volke errichtet hat, wird nicht einmal bei uns und nicht einmal in diesen Tagen sonderlich viel gelesen.

Daß die Franzosen von einer Schrift, die ihnen das östliche Barbarenvolk als Vorbild preist, heute sowenig erbaut sind, wie sie es damals waren, ist schließlich kein Wunder. Madame de Staël ist bei ihnen so berühmt wie der Montblanc — die wenigsten kennen ihre Größe aus eigener Anschauung. Ihre Bücher stehen in ihren Schränken — doch sie verlassen sie nur selten. Sie ist ihnen nicht viel mehr als ein großer Name — leider aber ein Name, ohne den ihre Literatur im letzten Jahrhundert nicht zu denken ist. Daß sie und Chateaubriand die Eltern der französischen Romantik sind und daß das Kind der Mutter noch mehr verdankt als dem Vater, ist auch drüben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allgemein anerkannt. Der Durchbruch der Romantik wäre nicht möglich gewesen ohne die deutschen und englischen Einflüsse, die Madame de Staël und Chateaubriand nach Frankreich leiteten. Beeinflußt sein heißt nicht nachahmen (eine Literaturhistorik, die in diesem Sinne von „Einflüssen" spricht, hab' ich stets bekämpft); ein Dichter zählt nur dann, wenn er nicht haltlos fremden Einflüssen folgt, sondern allein dem Gesetz der eigenen Persönlichkeit — wo aber eine solche Persönlichkeit auf dem Wege ihrer Entwicklung Gefährten findet, die in gleicher Richtung wandern, da empfängt sie von ihnen Bereicherung und Vertiefung und die Kraft, übermächtigen Widerständen zum Trotz sich durchzusetzen. Daß aber die Balzac, Victor Hugo und Alfred de Musset auf ihrem Wege Shakespeare, Schiller und Goethe fanden, und durch die Berührung mit diesen Titanen die Kraft, ihre revolutionäre Kunst dem zopfigen Geschmack der Zeitgenossen aufzuzwingen — das verdanken sie dieser Frau, die schon in ihrer Schrift „Über die Literatur" für Shakespeare eingetreten war, den man bis dahin als „brutalen Barbaren" eines rohen, glücklicherweise überwundenen Zeitalters abgelehnt hatte, und nun auch auf die Lyrik und Dramatik unserer Klassiker hinwies. Und in der Tat sind die Jahre, in denen die Romantik unterirdisch schwelte, in denen die junge Generation heranwuchs, die Jahre zwischen der Schrift „Über Deutschland" und Victor Hugos Vorrede zum „Cromwell", dem Manifest der neuen Schule, angefüllt mit Übertragungen Shakespeares, Schillers und Goethes und Schriften über diese Meister, und jenes Manifest selbst ist nichts als eine Paraphrase von Gedanken Madame de Staëls über das deutsche Theater. Ohne diese Vorbilder aber wäre der herrschende Geschmack nicht besiegt worden. Denn während bei uns die Romantiker, vor allem die Brüder Schlegel, den Ruhm Goethes erst eigentlich begründet haben, bedeutet die französische Romantik einen völligen Bruch mit der klassizistischen Vergangenheit; Hilfstruppen in diesem heftigen Kampf fanden sie weniger bei unseren Romantikern als vielmehr bei unseren Klassikern (die man im Verhältnis zu den französischen als „romantisch" bezeichnen muß; kommen doch sowohl Goethe wie Schiller von Rousseau her). Ein Abgrund trennt das Drama Racines und seiner Epigonen vom Drama Victor Hugos: dort die Konventionen der guten Gesellschaft und vornehme Stilisierung — hier Natur und freie Leidenschaft; dort die Pedanterie der pseudo-aristotelischen Regeln — hier shakespearische Ungebundenheit — und eine Blüte der Lyrik, wie die Romantik sie brachte, hatte die französische Literatur seit fast dreihundert Jahren nicht gekannt: die Verse des klassischen Zeitalters und der Aufklärung sind nichts als geistreichelnde Galanterie. Die große Revolution, die das Ancien régime stürzte, hatte die Literatur nicht befreit: die französische Literatur von 1789 bis 1814, ja

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis 1830, ist die mittelmäßigste und rückständigste von allen — es ist, als habe alle Energie der Rasse sich in der Revolution und in den Napoleonischen Kriegen verausgabt. Die Republikaner fühlten sich als Griechen und Römer; sie verlangten nach jenen leeren Nachahmungen der Antike, die ja gerade das Wesen des Klassizismus ausmachten; der Kampf gegen die äußeren Feinde und das durch unerhörte Siege gesteigerte Selbstbewußtsein umgaben Frankreich mit einer chinesischen Mauer. Diese Mauer durchbrochen zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der Madame de Staël.

Und so ist denn auch der Durchbruch der Romantik in entscheidendem Maße ihr Verdienst oder, wenn man so will, ihre Schuld. Denn französische Literaturhistoriker, und gerade die gefeiertsten unter ihnen, bekritteln die Romantik eben wegen dieser notorischen fremden Einflüsse als unfranzösisch, als eine ärgerliche Verirrung von der klassischen Tradition. Nun wohl: auch ich stehe ihr ziemlich kühl gegenüber. Das Drama Victor Hugos ist auf unsern Brettern ebenso unmöglich wie das Drama Racines oder Voltaires, und unter „Lyrik" verstehe ich etwas anderes als die romantische Rhetorik. Werden die Klassizisten geschmacklos durch ein Übermaß von Geschmack, so sind die Romantiker es durch ein Übermaß von roher Natur. Aber zur Romantik rechne ich auch Flaubert, rechne ich vor allem Flaubert (wie sehr er Romantiker ist, habe ich jüngst gezeigt; Realismus und Naturalismus ist nicht, wie man gewöhnlich meint, ein Gegensatz zur Romantik, sondern ein Unterfall davon; der wahre Gegensatz lautet: Klassizismus = Stilisierung des Gefühls und der Realität durch Umschreibung — Romantik = Naturwahrheit in der Wiedergabe der Gefühle und der Außenwelt; Flaubert ist die unerreichte Synthese von heißer Empfindung und strenger Kunst). Und daß das Buch der Staël dem jungen Flaubert (vielleicht durch manche Zwischenstufen) die Liebe zu Goethe vermittelt hat — man weiß ja, was der Dichter der „Versuchung des heiligen Antonius" dem Dichter des „Faust" verdankt — ist von ihren Verdiensten nicht das geringste.

* * *

Dies herausgestellt, können ein paar Einschränkungen ihr nichts mehr anhaben. Die Frage, ob das Ölgemälde, das sie von unserem Volke entworfen hat, naturwahr ist oder stark idealisiert, ob es noch heute der Wirklichkeit entspricht oder ihr schon damals nicht entsprach, ist seiner tatsächlichen Wirkung gegenüber von sekundärer Bedeutung. Denn auch, wenn es schon damals unzutreffend war, so könnte diese Feststellung die Tatsache nicht mehr rückgängig machen, daß die Franzosen uns vom Jahr seines Erscheinens (1813) bis zu den Ketzereien Heines, bis zu der Verstimmung wegen der Thiersschen Drohungen und des dadurch veranlaßten Sänger-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

krieges um den freien deutschen Rhein, ja bis 1870 und selbst darüber hinaus mit den Augen der Madame de Staël gesehen und geliebt haben. Wenn Heine sagt, sie habe bei uns „nur gesehen, was sie sehen wollte: ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten", so hat Viktor Hugo noch am 2. Januar 1871, unter dem Donner unserer Geschütze, in seiner „Wahl zwischen den beiden Völkern", die mit den Worten anhebt: „Größer als du ist keine der Nationen" von Deutschland dieses romantische Bild entworfen:

„Nichts ist so frisch und schön wie deine grünen Fluren:
Die Sonne bricht sich Bresche in die Nebel;
Der Weiler schläft, wie unterm Fittich jener Burg;
Die Jungfrau, abends an den Brunnenrand gelehnt,
Ist einem Engelsbild in ihrer Blondheit gleich . . ."

Ein fernes Echo des Staëlschen Buches. Jahrzehntelang war Deutschland die friedliche Natur, wie geschaffen zur Erholung für die Pariser Salonmenschen: das Land der blonden Träumer und einsamen Denker. Und wenn der junge Flaubert im Überschwang romantischer Gefühle eines Tages den merkwürdigen Ausspruch tut: „Im Grunde bin ich ein Deutscher", so ist auch dies ein Nachklang ihrer Weise. Und solche Urteile sind keineswegs vereinzelt. Ohne diese zärtliche Liebe zu Deutschland hätten die für fremde Literaturen so wenig empfänglichen Gallier sich kaum so intensiv mit unsern Klassikern beschäftigt.

Wir aber lassen uns durch den Weihrauch, den sie uns streut, nicht benebeln. Wir sind uns bewußt, daß das heutige Deutschland tüchtiger und nüchterner geworden ist als das Deutschland von damals, und daß es über den Werten, die es neu erworben hat, weil es sie erwerben mußte, andere verloren hat, nach denen wir uns zurücksehnen. Was wir brauchen, ist eine Verschmelzung des Deutschland von heute mit dem Deutschland von damals, und wer das Buch heute liest, der lese es nicht, um seine nationale Eitelkeit zu füttern (die dümmste von allen!) — sondern als mahnendes Gewissen. Um es wirklich aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu versetzen, muß man alles, was es als Gegenwart berichtet, in die Vergangenheit versetzen. Dies nebenbei.

Man darf auch nicht vergessen, daß es in den Tagen unserer tiefsten Erniedrigung (nach Jena und Auerstädt) geschrieben wurde, in der Absicht, einem großen Volke, dem Volk Goethes und Schillers und Kants und Fichtes, das verlorene Selbstvertrauen zurückzugeben. Und damit tat diese Französin eine edle Tat selbstloser Gerechtigkeit. Nachdem die Napoleonische Polizei 1810 die ganze Auflage vernichtet hatte, weil das Werk „unfranzösisch"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sei und die Franzosen noch nicht so weit heruntergekommen wären, um Vorbilder bei den Völkern zu suchen, die die Verfasserin bewundere, konnte es erst 1813 in London erscheinen, und inzwischen hatten die Befreiungskriege begonnen. Schon damals sagte Goethe: „Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie getan haben."

Goethe hat die große Bedeutung ihres Werkes willig anerkannt. Was wollen Heines Spöttereien daneben besagen! Die Zimperlichkeit ihrer Biographin, der kürzlich verstorbenen Lady Blennerhassett, die, offenbar vor lauter Sorge um den Ruhm der von ihr Biographierten, in den drei dicken Bänden keinen Platz dafür gefunden hat, teile ich nicht. Aber man muß diese Ausfälle richtig einzuschätzen wissen. Die Staël war die Feindin seines Abgotts Napoleon, und dessen Feinde waren seine Feinde. Wenn aber irgendwo, so hätte Heine, der so witzig über die Tyrannei der Zensoren schimpfen konnte, falls er der Zensurierte war, hier gegen den Korsen Partei nehmen müssen. Auch hätte er sich fragen sollen, warum denn wohl die Staël eine Feindin des Korsen geworden war: nicht weil „die gute Frau merkte, daß sie mit all ihrer Andringlichkeit nichts ausrichtete", sondern weil sie, deren Herz für die Freiheit schlug, die die Revolution mit Jubel begrüßt hatte, die Napoleonische Despotie nicht ertragen konnte. Und es ist lächerlich, wenn er behauptet, sie hätte das ganze Buch nur geschrieben, „um den Kaiser zu nergeln, dessen Feinde wir damals waren". Bloß um den Kaiser zu nergeln, lernt man doch nicht eine keineswegs leichte Sprache, studiert man doch nicht ganze Wagenladungen von Dramen und Romanen, bohrt man sich doch nicht, zumal wenn man eine Frau, nein, eine Dame ist, in die Kantische Philosophie hinein! Am meisten aber mag es Heine geärgert haben, daß seine Deutschen in dem Buche so gut wegkamen und seine Franzosen so schlecht. „De l'Allemagne" sei die einzige umfassende Kunde, welche die Franzosen über das geistige Leben Deutschlands erhalten haben, schreibt er 1833, und gleich nach seiner Ankunft sei es eine seiner wichtigsten Beschäftigungen gewesen, „dem herrschenden Buche der Frau Staël den Krieg zu machen" (auch dies ein Beweis ihres unverminderten Fortwirkens). Das hat er denn auch gründlichst besorgt. „Sie sieht überall deutschen Spiritualismus, sie preist unsere Ehrlichkeit, unsere Tugend, unsere Geistesbildung — sie sieht nicht unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle, unsere Kasernen — man sollte glauben, daß jeder Deutsche den Prix Monthyon verdiente . . ." Allerdings — aber Heine sah bei uns bloß die Zuchthäuser, die Bordelle, die Kasernen — das andere sah wieder er nicht . . . Und so wie sie Deutschland sah, sah er Frankreich. Das gleicht sich aus. Er konnte sich mit Recht rühmen, den Vorhang vom deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Himmel gerissen zu haben. Haben die Franzosen uns so lange durch die rosenrote Brille der Staël gesehen, so sehen sie uns heute mit den boshaften Augen Henri Heines.

Und wenn ihre Bewunderung für Deutschland nicht aus ihrem Haß auf Napoleon zu erklären ist — so vielleicht aus ihrer deutschen Abstammung? Ich glaube nicht, daß man darauf allzugroßen Wert legen darf. Ihr Vater, der bekannte Finanzminister Ludwigs XVI., führte zwar den deutschen Namen Necker (die Familie stammte aus Brandenburg), ist aber selbst bereits im durchaus französischen Genf geboren, und ihre Mutter, eine Waadtländerin, kam aus einer französischen Hugenottenfamilie. Sie selbst ist eine waschechte Pariserin; Goethe und Schiller und andere, die sie persönlich kannten, empfanden sie durchaus als Französin; in ihren Schriften zeigt sie sich ganz durchtränkt mit den Ideen der Aufklärer, und an der Weggrenze zweier Zeitalter stehend, trägt sie die neuen Erkenntnisse nur mit äußerster Vorsicht und Schonung vor (die einzige Art, sie ihren Landsleuten mundgerecht zu machen!), so daß man ihr in dem nun beginnenden Kampf der Romantiker gegen die Perücken bald ihre „literarischen Skrupeln" vorwarf. Der wahre Grund, warum sie das Land Goethes und Schillers liebte, scheint mir dieser: sie, die Rousseauenthusiastin, fühlte, daß nur hier die „Poesie der Seele" lebte, die Rousseau gefordert hatte und die die altgewordene Literatur Galliens zu ihrer Auffrischung so dringend brauchte.

Wen aber Heine nicht leiden konnte, dem ging es schlecht. Auch ihr. Man höre: „Sie ließ unsere Literaten gleichsam geistig Revue passieren und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie dieser die Leute mit einem: „Wie alt sind Sie?, wieviel Kinder haben Sie?, wieviele Dienstjahre?" usw. anfing, so frug jene unsere Gelehrten: „Wie alt sind Sie?, was haben Sie geschrieben?, sind Sie Kantianer oder Fichteaner?" und dergleichen Dinge, die der getreue Mameluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizbuch einzeichnete ... Hier sehe ich die passionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich sehe, wie dieser Sturmwind in Weibskleidern durch unser ruhiges Deutschland fegte, wie sie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!" Sie hatte sich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutschland, um sich bei uns abzukühlen. Der keusche Hauch unserer Dichter tat ihrem heißen, sonnigen Busen so wohl! Sie betrachtete unsere Philosophen wie verschiedene Eissorten und verschluckte Kant als Sorbett von Vanille, Fichte als Pistache, Schelling als Arlequin! — „Oh wie hübsch kühl ist es in euren Wäldern!" — rief sie beständig — „welcher erquickende Veilchengeruch! Wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tugendhaftes Volk und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac."

Darin steckt bei aller karikierenden Übertreibung ein wahrer Kern. Tatsache ist, daß sie von Fichte verlangt hat, er solle ihr in einer Viertelstunde sein System erklären, und als er in mangelhaftem Französisch kaum zehn Minuten geredet hatte, glückstrahlend ausrief: „Oh, es ist genug, Herr Fichte, ganz genug, ich verstehe Sie vollkommen. Ihr System ist durch eine der Reisegeschichten des Barons Münchhausen aufs treffendste illustriert" ... Tatsache ist, daß Goethe von der „Volubilität ihrer Zunge" unangenehm berührt war und daß Schiller ihm nachher schrieb: „Es ist mir nach Abreise unserer Freundin nicht anders zu Mute, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden!" Tatsache ist aber auch, daß Goethe später in den „Annalen" die große Bedeutung des Werkes, „welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte", durchaus richtig erkannt hat und sein Urteil mit den Worten schließt: „Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Konflikt nationeller Eigentümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten."

Heines nicht ganz liebliche Manier und Manie, Leute, deren Denkapparat ihm nicht sympathisch war, bei tiefer gelegenen Organen zu packen (Schlegel und Rousseau hat er bekanntlich nicht bloß poetische Impotenz vorgeworfen, und Platen ärgerte er mit dem Zitat: „Ich bin wie Weib dem Manne"), hat auch vor der Staël nicht Halt gemacht. Ich gehe darauf nicht ein: biographischen Klatsch zu verwerten, sollte man jenen Literaturhistorikern überlassen, die mit den Werken selbst nichts anzufangen wissen. Gerade weil die Staël viel geliebt hat, muß man ihr viel verzeihen.

Und wie gesagt: all diese kleinen Menschlichkeiten können ihr Bild wohl bunter machen, ihre entscheidende Bedeutung aber nicht verkleinern.

Ritt durch die Wüste

Von Fritz Reck-Malleczewen

Nun freilich hält uns Europens Käfig gefangen. Damals aber ritt ich, ein unansehnlicher Pferdehirt, durch die Bergwüste Südamerikas. Auf den unwirtlichen Pässen, die mich dreitausend, viertausend Meter über das Meer schraubten, ließ mich das königliche Licht an acht Abenden plötzlich, ohne das diplomatische Zwischenspiel der Dämmerung, allein an meinen einsamen Feuern, und grüßte wieder, mit jubelnder Fanfare das Dunkel zerschneidend, am Morgen die Kämme der Königskordillere ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ach Freunde: dieses der Sonne geweihte Land bescheint ein anderes Gestirn als das selbst eurer Lichtländer. Und nicht umsonst vergißt der Bergindianer das Gelöbnis an den Christengott und beugt, heute noch, das Knie vor dem strahlenden Helden der Höhe ...

Ich aber reite der steigenden Sonne mit meinen peruanischen Boys entgegen. Die Paßgänger schleichen vorsichtig den schmalen Pfad. Und im neuen Leder der Satteltasche knarrt des Parabellums Holzschaft: „Para ... bellum ... Para ... bellum ..." Bis es dem Ohr zur eintönigen Weisheit wird: „Si vis pacem para bellum ... para bellum ... si vis ..." Stundenlang geht das so. Zum Teufel, ist der Frieden so leicht zu haben? Und ritten diesen Pfad vor mir nicht andere Abenteurer, die ihn, solch stummer Weisheit zum Trotz, nicht gefunden haben? —

In dieser Matterhornhöhe blühte bekanntlich einmal eine Kultur. In dieser dünnen Luft die gewaltigste vielleicht, die jemals die Welt gesehen hat. Eine Kultur, vor deren Riesenabmessungen die Archäologen (deren Aufgabe es bekanntlich ist, große Kulturen der Nachwelt ungenießbar zu machen) ratlos und gottlob auch schweigend stehen. Noch streichen sie stumm um des Sonnengottes Riesentempel, die hier ragen. Sie klettern, wenn sie hierher kommen, traurig über die Quadern, deren jeder gut ein europäisches Zimmer füllen könnte. Sie tasten vergeblich über die Ornamente, die in irgendwelche unergründliche Tiefen einer Vorwelt zurückführen. Und fahren endlich nach Europa zurück und sprechen lieber von anderen Dingen ...

Die anderen aber, die im Größenwahn europäischer Technik noch befangen sind, die kommen lieber überhaupt nicht. Denn sie sähen voller Ärger, daß ihre Steinmetzenkunst keine Wand liefern könnte, die so glatt ist wie diese Fronten hier. Sie würden zwischen Stein und Stein die haarfeinen Fugen beschauen, sie würden ihre Taschenmesser hineinzuzwängen versuchen und müßten schließlich sehen, daß sie's doch nicht könnten. Und endlich würden sie sich doch darüber klar werden müssen, wie man wohl vor sechs Jahrtausenden diese gigantischen Steinmassen aufeinander türmte, die heute ihre stolzen Dampfkrane nicht zu heben vermöchten. Und könnten dieses Rätsel nicht lösen. So wittern sie unangenehme und bloßstellende Probleme und bleiben lieber, wo sie sind. Und stören nicht meine Schauer, meine Träume von einer Menschenwelt, die so ganz ins Leere gegangen ist und ins Ungewisse ...

Wenn eine kleine Sandebene unseren Felspfad unterbricht, dann steigt wohl einer der Peruaner ab und schlägt ein Kreuz. „Los padres, caballero ..." Unsere Vorfahren, Herr. Ein paar Steine ragen aus dem Sand und auf den Steinen sind Fratzen und Runen, was weiß ich. Auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kracht, wenn das Maultier im Sande scharrt, unter seinem Huf Menschengebein. Eure Vorfahren, gewiß! Und der weiße Herr, der vor euch reitet, neigt sich in jeder Stunde dieser acht langen Wüstentage vor ihnen. Er wagt auch nicht, diese Erde aufzuwühlen, die ihre Mumien deckt. Nicht nur, weil es nach eurem Glauben Unheil bringt für Reiter und Pferd Auch nicht, weil in eurem Gürtel das schmale krumme Messer den Leichenfrevel rächen könnte. Ach nein: es mögen getrost andere nach der Toten Geheimnisse suchen. Mir sind sie nicht fern, auch wenn ich nicht in höhnisch und überlegen grinsende Schädel schaue . . .

Anderes als Totengebein noch birgt die spärliche Erde: Steinäxte, Pfeilspitzen, zertrümmerte Keramik, Goldreifen, tönerne Flöten und Schleudersteine. Vor mir ist das alles sicher. Europa hat genug geschändet hier. Das folgte den Söhnen der Berge in die letzten Schlupfwinkel, erschlug die Männer, schändete die Weiber, wühlte nach Gold und wiegte sein Gewissen in den Traum von wohlgefälligen Werken. Das alte, ewige Lied . . .

Die Riesentempel sind geblieben, wie der letzte Priester sie verließ, ragen noch immer zu dem Sonnengott empor durch die Nacht. Blaufüchse oder weiß Gott welch vierbeinig Gesindel hält drinnen seine Abendandacht. Die Bolivier meinen wohl auch, daß in der Dämmerung mitunter schwach schimmernde Gestalten die Mauern oben entlang ziehen. Das sehe ich nicht. Aber wenn ich den Arm hebe, wächst mir auf der Mauer, die meines abendlichen Lagerfeuers Schein rötet, ein gräulicher Riesenschatten entgegen. So schrecken mich die Toten durch seltsamen Lichtspuk.

Nun schlafen auch die Peruaner längst. Irgendwo weiden die Maultiere. Der Westwind, der über Gletscher gegangen ist, streift mich mit eiskalter Hand. Ich liege, den Kopf auf dem Sattel, und träume Sündhaftes vom fernen Europa. Bis die Erde leise unter mir bebt und ferne Schritte von Mensch und Tier leicht, leicht herüberhallen. Ich spähe hinaus in die Finsternis und sehe nichts. Verwehende Stimmen jetzt. Naht aus dem Dunkeln eine Totenkarawane, an dem Weißen zu rächen, was die vor vier Jahrhunderten hier frevelten?

Aber es kommt dann doch, wie es immer kommt: die Geisterkarawane ist der Warenzug des Herrn Carlos Buffenstein aus Santiago, der im Auftrag der Firma Pfeifensilber Söhne mit Tragbändern, Gummiwaren und Götzenbildern in die menschenreichen Dörfer des Tieflandes östlich von Sorata reist. —

So ritt ich, acht Tage lang, durch die Bergwüste.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drei neue Gedichte

Von Musketier Max Barthel

Der Flieger

Kühle und Tau,
klingender Himmel, zärtlich und blau,
erster Gesang in silbriger Helle,
Licht und Gesang eine einzige Quelle —
Gräser im Wind,
die lauter zitternde Flämmchen sind,
jegliches Blatt ein fröhliches Loben,
hört nur, ein Flieger surrt schon da oben!

Im rasenden Schwung
zwang er die Niederung,
denn er und sein Flugzeug sind jung, sind jung!
Sichere Kraft und sicheres Gleiten,
überall Licht und überall Weiten,
Raum und Entfesslung, Sonne und Ziel.
Ich, auf der duldenden Erde geboren,
Frontsoldat und dem Tod erkoren,
ach, ich bin in die Höhe verloren!

In den Verstecken,
zwischen blühenden Bäumen und duftenden Hecken,
recken Geschütze, gierig Rohr an Rohr,
sich zu dem kreisenden Vogel empor.

Im heulenden Bogen
kommen die tollen Schrapnelle geflogen,
Schuß bellt auf Schuß den Kreisenden an.
Ruhig fliegt er mitten im Schrecken,
Zugvogelsicher und flammend wie Geist,
der des Todes eiserne Decken
mit einer kühnen Wendung zerreißt . . .
und ist in das strahlende Leuchten verloren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Vögel singen den Morgensang
Den leise sausenden Wäldern entlang.
Siehe, wie zärtlich küßt uns der Wind!
Ich, auf der duldenden Erde geboren,
Ach, ich bin in die Höhe verloren ...
Erde, du schmerzhafte Mutter, ich bin ja dein Kind!

Pfingsten

Jedes Ding
hat ein eignes Gesicht!
Um die zerschossenen Berge fließt Rosenlicht.
Wir Soldaten heben
uns aus des Winters eisigem Ring
und fühlen wie steigende Flut das Leben.
Wir zittern wie Gräser im Wind und beben.

O die verfluchte Zeit
im rieselnden Stollen!
Da quollen die bitteren Träume der Einsamkeit
und kein Fluch und kein Grollen
hatte uns aus den Klauen des Dunkels befreit.
O du blühende Welt, wie bist du so weit!

Liebe Kameraden,
jetzt wollen wir Seele und Leib im Frühling baden,
wollen wie Blatt und Blüte tun
und wieder wachsen und stille sein,
wie Kinder im Schoß der liebenden Mutter ruhn:
Siehe, die Sonne ist Brot, siehe, die Luft ist Wein.

Über die Welt fließt Sonnenschein!

Der Tote

Von den Maschinengewehren zerbissen,
lag vor dem Graben, es war nur ein Sprung,
ein toter Soldat, zerfetzt und zerrissen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einer Nacht
haben wir uns zu dritt aufgemacht,
den Toten in unsere Zeltbahn gebunden
und uns durchs Drahtverhau geschunden.
Herrgott, wie war doch der Tote jung!

Wir Musketiere
standen um den Toten stumm wie Tiere.
Jedem war es, als ob er friere . . .
Und es war doch eine dunkle, bebende Nacht,
als wir ihn in die Stellung gebracht.

Wir Jungen haben
Den toten Bruder nicht begraben.
Wir waren alle viel zu jung,
alle noch viel Kraft und Schwung!
Wehrleute
bargen des Todes blutige Beute.

Da begruben sie auch unsere Jugenderinnerung.

Schmoller

Der Tod des großen Nationalökonomen und Wirtschaftspolitikers bedeutet ein Ereignis nach zwei Richtungen hin.

Einmal stehen wir am Ende einer ungemein erfolgreichen Entwicklung. Sie ist eigentlich nicht mit grundsätzlichen und fundamentalen Leistungen zu charakterisieren. Nicht, wie es vielfach geschehen ist, leuchtet das einsame Fanal einer Theorie und einer großen Leistung auf, sondern Schmollers Dasein ist nicht in der Form einer ungemein siegessicheren Potenz zu erleuchten, sondern eher in der bedächtigen Form einer Addition. Ein Ergebnis stellt sich auf die Schultern des früheren. Er war nur unbewußt Umstürzler. Alle seine großen Leistungen der Sozialpolitik entstanden nicht aus der Einsamkeit des Weltwandlers, sondern in der geruhsamen (wenn auch manchmal subjektiv aufregenden) Entwicklung des Tages. Es wäre alles gekommen auch ohne ihn, dennoch bedeutet er für die innerpolitische Entwickelung der letzten Jahrzehnte eine fortwährende Quelle der Anregung. Er hat ungeheure Verdienste im einzelnen und im gesamten für die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft. Er hat eine Methode eingeführt. Es gibt noch heute unzählige Bücher der ökonomischen Wissenschaft, kleine Monographien und Teilleistungen, denen man schon von weitem ansieht, daß sie im Seminar Schmollers gearbeitet wurden oder doch ihre Anregung fanden. Die großen Ar-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beiten aus der wirtschaftspolitischen Geschichte Preußens sind Muster von Fleiß, Umsicht und Ergebnisfülle. Seine Lehrbücher sind klar, anschaulich und lehrreich. Seine Leistung im „Verein für Sozialpolitik" ist ungeheuer, wenn man erkennt, welcher Wust von Unglauben und Unwissenheit über das Wesen der sozialen Frage zu beseitigen war. Seine Leistung erscheint schon im statistischen Sinne bedeutsam, und wir fühlen: hier starb ein Mann, der jetzt zum erstenmale müßig ist.

Die zweite Richtung aber, die der Tod Schmollers anrührt, ist prinzipieller Art. Sie kommt aus dem Punkte in der Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft. Bei der größten Bedeutsamkeit der Einzelleistung ist es unfraglich, daß Schmoller der Nationalökonomie zur Gefahr wurde. An ihm erfüllte sich die Tragik, daß er so viel für eine Wissenschaft tat und dennoch ihr Gesicht nicht klärte. Er schrieb der Wirtschaftswissenschaft die Geschichte, die Grundformeln und die Entwicklung, das Gerippe und die „ewigen Gesetze", und jetzt, da er nicht mehr ist, ist kaum zu sagen, daß er ihr Rückgrat und ein unverlierbares Gesicht schuf. An seinem Tode will mir jetzt scheinen, als ob sich die Frage zwingend erhöbe, ob die Ökonomie ein Ableger der Historie bleiben oder sich zu der unentwegten Schönheit und Kühnheit einer eigenen Gesetzmäßigkeit aufschwingen wolle. Bei dem überragenden Einfluß Schmollerscher Gedankenwelt und Nachfolge schien es, als ob sich die Ökonomie damit zufrieden geben müsse, auf die praktische Gestaltung des Staates einzuwirken und die Entwicklung der Menschheit vom Standpunkt wirtschaftspolitischen Geschehens zu erklären. Bei der tiefen Bedeutsamkeit seiner Leistung in der ganzen Dimension des nationalökonomischen Bereichs steht er an seinem Tode mit leeren Händen da, weil er nicht glauben wollte, daß es eine Theorie gäbe, die ganz um ihrer selbst willen, ohne jede Einschränkung und ohne jeden Rationalismus, sich entfalte und entwickle. Deshalb steht der größte Anhänger der Tatsachenwissenschaft mit einer Fülle von Tatsachen da, die ihn beinahe erdrücken. Es fehlte Schmoller die göttliche Idee des Systems, die alle Einzeltatsachen wie in einem Brennpunkte sammelt. Es fehlte ihm das System, das die Fülle des Lebens bändigt.

Schmollers Tod weist auf seine ungeheure Leistung mit Drängen hin. Auf seinen Schultern stehen viele, die ohne ihn nicht das Rüstzeug hätten, auf dem sie bauen können. Sein Verstehen der klassischen Nationalökonomie, seine Teilarbeiten zum Verständnis der sozialen Verhältnisse, sein tätiges Eingreifen in der Arbeit des Staates, seine kräftige Teilnahme an der Verwaltung der Wirtschaft werden ihn unvergessen machen. Aber auch an ihm bewährt sich die Untreue und tiefe Undankbarkeit des Lebens. Denn indem es ihn noch mit Auszeichnungen überhäufte, indem es ihm alle Würden und Ehren und Freunde schenkte, weist es wiederum mitleidlos auf jene Stellen, da er sterblich war. Die Verführung, den Schmollerschen Weg der bedächtigen Erkenntnis zu gehen, wird weiterhin für die Nationalökonomen bestehen. Gehen sie ihn alle, wird die in der Harmonie äußern und innern Menschentums bestechende Gestalt des alten Meisters Schmoller alle an sich ziehen, dann wird die große Wissenschaft der Nationalökonomie bald zu einem Ableger der Geschichte geworden sein. Wird sie an der Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fahr vorübergehen, dann wird sie Schmoller als einen der Tüchtigsten am Aufbau ihres wissenschaftlichen Fundamentes betrachten dürfen. Der unentwegt arbeitete, bis die stoffliche Grundlage zum himmelhohen Bau der Systeme vorhanden war. Deshalb erfüllt sich an seinem Tode zugleich das Ende einer erfolgreichen Entwicklung und der Beginn einer neuen Epoche. Das Leben aber hat nicht nur in den Begebenheiten des Tages, sondern auch in seinen objektivierenden Epochen die Gemütsroheit des „Le roi est mort, vive le roi!"

Norbert Einstein

Headlines und Zeitungsköpfe

„Headlines" nennt man in Amerika und auch in England die stark sensationellen Überschriften, die quer über die ganze erste Seite der Tageszeitungen laufen. Sie sind das richtige Symbol der amerikanischen gelben Presse, und je gelber ein Blatt, desto größer diese Überschriften. Es kommt vor, daß über die Hälfte der ersten Seite von diesen Ankündigungen erfüllt ist und erst dann der eigentliche redaktionelle Teil beginnt. Mit diesen Headlines, so sei nebenbei bemerkt, wollen jetzt die Amerikaner mit aller Gewalt die mangelnde Stimmung für den Krieg schaffen. Das geht hervor aus einer Arbeit, die kürzlich in dem journalistischen Seminar der Universität Columbia angefertigt wurde; der Verfasser führte aus, man müsse systematisch alle Überschriften in einem gegen Deutschland aufpeitschenden Sinne abfassen, man dürfe nicht mehr schreiben: „Fortschritte der Franzosen" oder „Rückschlag bei der französischen Armee", sondern: „Unsere Fortschritte" und „Ein Rückschlag für uns" usw.

In Deutschland nun, wo von jeher die Presse in der Form recht sachlich gehalten war, kannte man früher diese Überschriften nur ganz vereinzelt bei den wenigen Blättern, die auf den Straßenverkauf angewiesen waren. Der Krieg hat auch darin eine Änderung gebracht. Das erklärt sich nicht etwa aus Lust an der Sensation, sondern entsprach dem im Anfang des Krieges vorhandenen Bedürfnis, besonders markante Dinge auch entsprechend markant anzuzeigen. Allmählich aber ist dieses Bedürfnis geschwunden, die Dinge entwickeln sich sehr langsam, und der Schriftleiter, der diese Headlines oder, wie man bei uns sagt, „Leisten" zu verfassen hat, befindet sich häufig in einer argen Verlegenheit, was er denn Sensationelles quer über die ganze Zeitung schreiben soll. Infolgedessen sieht man da auch manchmal recht merkwürdige Dinge, wie etwa: „Der Friedensalp der Entente" oder: „Rußlands Stunden gezählt", oder man hilft sich mit der Heraushebung ganz unwesentlicher Dinge aus dem Tagesbericht. Daß diese Leisten häufig recht gekünstelt wirken, ist kein schlechtes Zeichen für die deutschen Journalisten, denn es legt davon Zeugnis ab, daß die deutschen Journalisten viel zu sachlich und anständig sind, um jenen amerikanischen Schwindel richtig mitmachen zu können.

Viele Blätter sind denn auch allmählich dazu übergegangen, mit derartigen Überschriften wieder aufzuhören, darunter neuerdings sogar einige große Berliner Zeitungen, bei denen doch die Überschrift am ehesten einen gewissen Sinn hat, weil dort der Straßenverkauf verhältnismäßig stark ist. Der Schritt ist heute

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonders zu begrüßen, denn diese dicken Leisten nehmen den Platz für sachliche Ausführungen weg, da heute bekanntlich die Blätter unter einem ungewöhnlichen Papiermangel leiden. Sie unterstehen Einschränkungsmaßnahmen, die kaum mehr erträglich sind, und ihre Klagen sind dementsprechend recht beweglich.

Nun gibt es ein Zweites, womit die Blätter teilweise außerordentlich verschwenderisch umgehen, das ist der Zeitungskopf. Den besten Beweis, wie hier vorgegangen wird, zeigt vielleicht folgende Zusammenstellung von Blättern, die uns gerade zufällig vorliegen:

(In Zentimeter)	Kopf	Leiste	
Deutscher Reichsanzeiger	14¾	+ 0 =	14¾
Berliner Tageblatt . . .	13	+ 3 =	16
Tägliche Rundschau . . .	12½	+ 2 =	14½
Hamburger Nachrichten .	12	+ 0 =	12
Fränkischer Kurier . . .	11½	+ 2 =	14½
Vossische Zeitung	11	+ 0 =	11
Hamburg. Korrespondent	11	+ 3 =	13
Berliner Börsencourier .	10	+ 0 =	10
Berliner Börsenzeitung .	9½	+ 2 =	11½
Rhein.-Westf. Zeitung .	9	+ 0 =	9
Hannoverscher Kurier . .	8	+ 2 =	10
Frankfurter Zeitung . .	7½	+ 0 =	7½
Kölnische Volkszeitung .	7½	+ 0 =	7½
Kölnische Zeitung	6¼	+ 0 =	6¼

Man sieht, hier sind ganz außerordentliche Unterschiede, und in Bezug auf Selbstbeschränkung stehen die Kölner Blätter an erster Stelle, während umgekehrt der „Reichsanzeiger", der doch mit gutem Beispiel vorangehen sollte, mit den verschwenderischsten Kopf zur Schau trägt, obwohl gerade bei ihm eine solche Üppigkeit keinerlei Sinn hat. Daß man in dieser Richtung noch viel mehr sparen könnte, zeigt eine Reihe von großen Blättern des Auslandes. So hat zum Beispiel in England die „Times" nur eine Kopfhöhe von 6 cm, der „Manchester Guardian" eine solche von 6¾. Aber selbst das ist noch nicht die Grenze, bis zu der man offenbar ohne Schaden gehen kann, denn die größte holländische Zeitung, der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", kommt mit 5½ cm aus. Vielleicht entschließt man sich nun bei den Blättern, in denen man heute noch mit großen Überschriften und noch größeren Köpfen arbeitet, zu einer weisen Selbstbeschränkung und benutzt den ersparten Raum zur Erweiterung der jetzt fast unerträglich eingeschränkten sachlichen Mitteilungen. Das Publikum wird dem Redakteur Dank wissen. Severus

Kriegslyrik

Über die „Theorie" der Kriegslyrik, über ihre Arten und Formen, ihre Güte und Grenzen ist schon unendlich viel zusammengeschrieben worden; wir wollen diese Betrachtungen nicht um eine weitere vermehren. Einem raschen Begeisterungstaumel über den Zustrom von neuem Erlebnis in die deutsche Dichtung folgte der Kater der Kritik; man war geneigt, mit dem Blick auf die unendliche Vielfalt und den ewigen Gleichklang der Verse, die durch die Spalten der Zeitungen rieselten, nun vor diesem ganzen Gebiet die negativen Vorzeichen zu häufen. Das ist töricht. Die Kriegsgedichte der Isolde Kurz, von H. Hesse, W. Klemm und einigen anderen, werden innerhalb der Lebensarbeit dieser Dichter wie in unserer Kunst als große Zeugen bleiben. Andere mag man wieder vergessen.

Aufmerksamer betrachtete man eine Zeitlang die Dichter, die der Krieg erst „gemacht" hat, Männer, von denen man vorher nichts wußte, und die nun für ihr neues Erleben eine Form fanden, die sie als Dichter,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Künstler aus eigenem legitimierte. Mit einem Gedicht waren sie plötzlich ins Bewußtsein der Nation getreten, etwa Lersch und Bröger; sie haben „weitergedichtet" und das Versprechen ihres überraschenden Anfangs gehalten. Kann man noch sagen, daß sie „durch den Krieg" Dichter wurden? Er gab ihnen eine aufnahmebereite Zuhörerschaft, die sie um deswillen noch besonders im Gedächtnis behielt, weil nicht „Intellektuelle", sondern Arbeiter zu ihnen sprachen — aber sie wären früher oder später doch „Dichter" geworden, und waren es sicher schon früher im Sinnen, Denken und Hoffen.

So wird es auch mit Max Barthel stehen. Die Leitung des „März" erhält täglich Sendungen aus dem Feld, wo so viele durch Muße und neue Eindrücke „Schriftsteller" geworden sind oder werden wollen; immer freuen wir uns, wenn die Adresse die etwas krausen, aber ausdrucksvollen Schriftzüge von Barthel trägt. Das heutige Heft enthält drei Gedichte von ihm, die wir für sehr schön halten; wir wollen diejenigen unserer Leser, die mit uns an Barthels Beiträgen ihre Freude haben, darauf aufmerksam machen, daß vor einiger Zeit eine Sammlung von ihm: „Verse aus den Argonnen" bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist. Barthel ist Schreiner, hat als wandernder Gesell ein Stück Welt bis zum Süden Italiens gesehen und macht den Krieg in einem württembergischen Regiment mit, das schon in vielen schweren Kämpfen stand. Mehr weiß ich nicht von ihm. Aber das ist auch nicht nötig. Was er ist und kann, zeigt jedes seiner Gedichte.

Ein Mann mit einer eigenwüchsigen herben Sprachkraft, so fern dem abgegriffenen Wortschatz der Massenlyriker als der krampfhaft eitlen Koketterie des neuen Literatentums, ein natürliches Formtalent, das seine Bilder in straffe Strophen des Kunstgesangs zu spannen versteht, als im losen Rhythmus aus Wort und Gefüge die eigentümlichen Schönheiten zu heben, dem Eindruck der Episoden ganz hingegeben, so daß man ihn um seiner naturhaft nahen Eindringlichkeit der Schilderung manchmal einen Idylliker des Grauens nennen könnte, eine ehrfürchtige Seele, die das große Pathos des Leidens nicht in schale oder laute Worte aus dem Geschehen herausreißt, sondern sie zag, empfindsam, keusch zwischen dem Erleben versenkt, und eine Gesinnung, die sich wortlos zur Pflicht, Tapferkeit, Dienst kehrt, aber nie die Heimat, den Frieden, die Segnung aufbauender Werktagsarbeit vergißt. Vielleicht strebt Barthel hier manchmal zum Typischen, will in einzelnen Stücken zeigen, wie der einfache Musketier, der in der industriellen Lohnarbeit schon während des Friedens Massenkamerad gewesen ist, den Krieg erlebt, und doch wird man ihn selber nicht als Typus begreifen wollen und können. Denn seine Formung, die Handschrift seiner Seele ist zu persönlich, und es fehlt alles Leitartikelhafte, das solcher Programmlyrik immer heimlich anhaftet. Wenn er aus dem Kriegshandwerk entlassen ist, wird er mit Goethe oder Mörike in die deutsche Landschaft wandern. Seine Kriegsgedichte aber werden uns noch in Jahren nahe bleiben, als beste und reinste Zeugen, wie ein empfindsames und doch starkes Menschentum den Krieg in einen künstlerischen Eindruck umzwang, ganz anders als etwa W. Klemm, der intellektueller ist, aber mit ähnlicher Freiheit und gleichem Reichtum.

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch zwei andere Hefte mit Gedichten liegen vor mir. Eines enthält die Sammlung von Versen aus der Feldzeitung der vierten Armee „Krieg in Flandern"; die Wahl ist mit kluger Vorsicht und gutem Takt getroffen und gibt so eine in ihrer Gesamtheit doch sehr erstaunliche Höhenlage. Wenn man diese Arbeiten als den „Durchschnitt" von Versen der Feldzeitungen nehmen könnte, dann darf man zufrieden sein. Hier sprechen viele Nichtliteraten, Zufalls- und Einmaldichter, Anregungen von irgendher werden deutlich, und das ganze Büchlein will viel weniger Kunsturteil als menschliche Bewertung. Hier hält es stand, und zeigt im Auf und Ab der Motive, der Formen, der Stimmungen schöne Frische und Lebendigkeit. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Das andere Büchlein heißt: „Schulter an Schulter". Es sind die Gedichte dreier Arbeiter, die von den Werkleuten vom Haus Nyland bei Vopelius in Jena herausgegeben wurden: Engelke, Lersch, Zielcke. Meinetwegen „proletarische" Kunst, in der manchmal gewalttätigen Ungeschlachtheit des Formwillens, nicht schlackenfrei, umstellt von der Problematik, zu starken Symbolwerten zu kommen, bedrängt von einem Chaos äußerer und innerer Ungeklärtheit — aber Kraft, Größe der Anschauung und Kühnheit der Aussage. Hier spürt man sofort: das ist kein Kraftmeiertum des Cafés, sondern der Kampf um den Ausdruck, der sich seinen Weg selber bahnen muß.

Theodor Heuss

Städtedarlehen im Kriege

Den Finanzreferenten der Städte hat der Krieg besonders übel mitgespielt. Sie, die gewohnt waren, in regelmäßigen Abständen von einigen Jahren die immer wachsenden städtischen Unternehmungen durch Anleihen zu fundieren, wurden plötzlich außerstande gesetzt, auf diesem Wege fortzufahren. Der Grundsatz, daß nur das Reich berechtigt sei, an die Sparer heranzutreten, traf sie härter als die anderen Konkurrenten am Kapitalmarkte. Die großen Hypothekeninstitute hatten gar kein Bedürfnis, in alter Weise Pfandbriefe zu verkaufen, da ja die Bautätigkeit ruhte, und die Industrie war bald so im Geldverdienen, daß allmählich viel größere Verlegenheit darüber entstand, wie man überflüssige Gelder anlegen, als wie man notwendige Kapitalien erhalten sollte. Die Verlegenheit der Städte war aber, wie gesagt, darum doppelt schlimm, weil ja der Krieg ihnen ganz ungeheure Lasten für die Kriegsfürsorge im weitesten Sinne des Wortes auferlegte, und so mußte man denn neue Wege gehen. Stadtwechsel kamen plötzlich in Mode und wurden willig in außerordentlich hohen Beträgen von den Privatbanken und der Reichsbank diskontiert. Daneben ließ man sich, wie die letzten Bilanzen unserer Kreditinstitute ziemlich deutlich zeigen, laufende Kredite im sogenannten Kontokorrentverkehr einräumen. Daß im übrigen diese Art der Geldaufnahme keineswegs nur bei den Banken vorgenommen wurde, zeigt das kürzlich hier besprochene Beispiel der Daimler-Gesellschaft, die mit einem sehr erheblichen Betrag Gläubigerin der Stadt Stuttgart geworden ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Allmählich aber fand sich eine neue Form, die der Schuldscheine. Die Städte stellen auf Grund der ihnen gegebenen staatlichen Genehmigung Schuldscheine aus, die auf eine Reihe von Jahren, meistens acht bis zehn, laufen und gewöhnlich dem Käufer etwas über 5 Prozent Zinsen einbringen. Dieser Geschäftszweig ist so groß geworden, daß es eigene Vermittler gibt, die sich im wesentlichen nur damit befassen. Wenn ein Kapitalist oder eine Gesellschaft Geld anzulegen hat und sie wendet sich an einen solchen Mittelsmann, so bekommt der Suchende eine förmliche Musterkollektion aller möglichen Städte vorgelegt, zwischen denen er zu wählen hat.

Soweit nun dieses Schuldscheingeschäft im Inland vorgenommen wird, ist nichts dagegen zu sagen. Anders aber ist es mit dem Verkauf dieser Scheine im Ausland. Da werden Geschäfte gemacht, die doch im Interesse der Steuerzahler gar manchmal recht bedenklich sind. Wohlverstanden, die Aufnahme von Darlehen im Auslande durch die Städte ist an und für sich nicht zu verwerfen, im Gegenteil, sie könnte unter Umständen sogar dem Vaterlande gute Dienste leisten. Es sei nur daran erinnert, wie beispielsweise zu der Zeit, als Amerika noch nicht der Entente beigetreten war, Frankreich die Schwierigkeit, seine Valuta aufrechtzuerhalten, in der Weise überwand, daß es seine großen Städte vorschob und diesen Anleihen in Amerika vermittelte. Auch in Deutschland sind solche Geschäfte im allgemeinen Interesse gemacht worden. Aber manchmal, oder sagen wir häufig, ist es in der letzten Zeit vorgekommen, daß dabei Bedingungen eingegangen wurden, die doch, wie gesagt, recht bedenklich sind. Es sind beispielsweise durch eine Reihe von rheinischen und vor allem badischen Städten in der Schweiz Abschlüsse erfolgt, bei denen die geldnehmende Stadt die Verpflichtung übernahm, die Rückzahlung auf Grund normaler Valutaverhältnisse vorzunehmen. Was das bedeutet, kann man sich vorstellen: die Schweiz gibt einer deutschen Stadt einen Kredit von 205 Millionen Mark; sie muß dabei für die Mark 65 Centimes zahlen. Die Stadt aber hat sich zu verpflichten, den Franken auf Grundlage des Friedenswertes von 122 Centimes zurückzuzahlen. Wenn nun, was niemand wissen kann, bei der Fälligkeit die Valuta noch nicht normal ist, so erleiden die Steuerzahler einen unter Umständen geradezu unheimlichen Verlust. Zu allem Überfluß verlangen auch noch die Schweizer Kreditgeber die Garantie einer Versicherungsgesellschaft, die ihrerseits natürlich auch wieder eine entsprechende Provision auf die Summe schlägt. Man kann diese Art von Geschäften nicht anders als skandalös bezeichnen, denn ganz abgesehen von dem erwähnten großen Risiko ist die Art, solche Geschäfte zu machen, unwürdig und verdirbt unseren Kredit im Auslande vollends. Es ist hohe Zeit, daß hier einmal von der Zentralstelle aus ein kräftiges Wort gesprochen wird. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berliner Telegramm

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin, 11. Juli 1917.

Ich kann den erbetenen Brief über die Lösung der Krisis nicht schreiben. Mangels Lösung und mangels Zeit.

Die Dinge haben eine rapide Entwicklung genommen. Im Sinn einer klaren und offenen Kriegszielbeschränkung. Darüber gibt der Beschluß des Reichstags, der übermorgen gefaßt wird, Auskunft. Das Zentrum ist auf die Seite der reinen Verteidigungspolitik getreten. Damit ist eine starke Mehrheit mit Volkspartei und Sozialdemokratie hergestellt. Die Reichsregierung wird die Richtlinie dieser Politik annehmen. Das Ausland hat es nun mit einer von der Reichsregierung bestätigten Politik der deutschen Volksvertretung zu tun. Sie hat Anlaß zu neuer Erwägung und Entschließung. Trotzt die Entente, so findet sie hinter dem Reichstag das deutsche Volk entschlossen zum vierten Winterfeldzug und zu ununterbrochener Fortsetzung des Tauchbootkriegs.

Der Akt des Parlaments ist der erste Schritt zu einem Parlamentswillen und zur Parlamentarisierung.

Der Kaiser und König von Preußen hat gestern das Reichstagswahlrecht für Preußen proklamiert. Das bedeutet die Ermöglichung der Demokratisierung Preußens. Dieses Ereignis hat schon als bevorstehend in Verbindung mit der Kriegszielpolitik des Reichstags die Konservativen und Alldeutschen revolutioniert. Wir erleben Dinge in den Ausschüssen und in der Presse, die unmöglich schienen. Die nationalliberale Partei erlebt die schwersten Erschütterungen. Außerstande, ihre bisherige Politik zu empfehlen und diejenige der Mehrheit, zu der sich das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zentrum rasch entschlossen hat, mitzumachen, sehen sie die Rettung in dem Schrei nach Beseitigung von Bethmann Hollweg. Sie haben soeben den außergewöhnlichen Schritt getan, dies vom Kaiser zu verlangen, als Minderheit gegen die Mehrheit. Dies ist der Anfang des „parlamentarischen Verfahrens", das sie gleichzeitig verlangen.

Vier Fünftel des Reichstags verlangt Parlamentarisierung. Auch Ludendorff, der sich zu der inneren Politik äußert und Parlamentariern ermöglicht, dies mitzuteilen!

Heute nacht um zwölf Uhr hat der Kronprinz von Preußen die Reichstagsabgeordneten Westarp, Stresemann und Mertin, Payer und David zu sich berufen. Auch ein ganz außerordentlicher Akt.

Bis heute hat Bethmann das Vertrauen des Kaisers, und die Mehrheit des Reichstags ist bereit, ihm keine Schwierigkeiten zu machen. Wie lange die heißen Julikämpfe in Berlin dauern werden, ist nicht sicher. Da sie Deutschland nicht stärken, ist ihr rascher Abschluß eine gebieterische Forderung. All diese noch nicht abgeschlossenen Ereignisse zeigen Deutschland und der Welt, daß Volk und Volksvertretung eine neue Zeit heraufzuführen mitten im Weltkrieg die höchsten Anstrengungen machen. Ich hoffe, es gelingt, trotz alledem und alledem.

Der rumänische Bauer

Von Adolf Flachs

Der Anschluß Rumäniens an die Verbandsgruppe hätte durch geschickte Maßregeln hintertrieben werden können — das bezweifelt wohl keiner von den wenigen, die gründliche Kenner rumänischer Zustände sind. Aber deren Stimmen fanden ja leider kein Gehör. Um in solch wichtigen Dingen, deren verfehlte Behandlung viel Blut, Ansehen, Macht und Geld kostet, mitreden zu dürfen, bedarf es nicht etwa nachweisbarer Sachkenntnis — oberflächliches Wissen und in irgendeiner Weise erlangte Fühlung mit den einflußreichen Kreisen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genügen vollkommen. Auch bei unseren, Rumänien betreffenden Friedensverhandlungen wird man den wahrhaft Kundigen erst post festum gestatten, ihre Meinung zu äußern ...

Eine schiefe Ansicht von rumänischen Dingen erhält, wer immer nur auf Bukarest blickt und glaubt, daß die Hauptstadt das ganze Land widerspiegelt und politisch vertritt. Einen im Staatsleben sehr wichtigen Faktor bildet u. a. trotz seiner Unreife das Bauerntum. Es enthält große, latente Kraft. Die Diplomaten des zaristischen Rußlands wußten das und haben es verstanden, sie gelegentlich zu wecken und auszuspielen. Bei der Neuordnung der Zustände in Rumänien, soll sie gute Folgen haben, muß der Bauer mit in die Rechnung gestellt werden; einige Worte über ihn dürften daher nicht unwillkommen sein.

* * *

In Norddeutschland schwirren häufig zwei kurze, aber vielsagende Redensarten durch die Luft: „Wenn schon!" und „Na, dann nicht!" Diese Ausrufe besitzen je nach den Anlässen verschiedene Bedeutung. Sie bilden zugleich Scheinwerfer, die einen Blick in das Seelenleben des rumänischen Bauern gestatten. „Wenn schon — deshalb werde ich mich nicht aufknüpfen" — „Na, dann nicht, es wird auch so gehen!" sind ungefähr die Gedanken des geduldigen Bauern, so oft Unannehmlichkeiten, Kränkungen, Sorgen des Tages, der Woche ihn treffen, und er fertigt die unerfreulichen Ereignisse mit einem Witz, derben Fluch oder einem der klugen Sprichwörter ab, an denen seine Sprache so reich ist.

Der Rumäne vom Lande ist ein griesgrämiger Naturphilosoph, er hat an allem, was da lebt und besteht, etwas auszusetzen. Bei dem Anblick der schönsten Frucht denkt er an den Wurm, der vielleicht schon an ihrer Zerstörung arbeitet, und der kristallklare Bach, der munter vom Berg herabspringt, erinnert ihn an die Zerstörung, die das Wasser im Frühling anrichten kann. So geht der Bauer still, phlegmatisch und pessimistisch durch das Leben. Er verschönt es jedoch durch seine Phantasie, die sich in den herrlichen Volksmärchen, Liedern und interessanten Gebräuchen und nicht zum geringsten in der Fülle von seltsamen abergläubischen Anschauungen widerspiegelt. Der Bauer kann jedoch nicht allzulange in dieser Stimmung verharren, die, obgleich hin und wieder von farbigen Phantasiebildern erhellt, hauptsächlich eintönig grau ist. Urplötzlich tritt ein Wechsel ein: irgendein innerer oder äußerer Vorgang schaltet die normale Seelenverfassung aus. Der Bauer wird laut und lustig, allein seine neue Stimmung hat meist Untertöne von Satire und Bosheit, deren Schärfe sich gegen andere wie gegen sich selbst richtet. Der Grundton der Melancholie dämpft dabei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Lebhaftigkeit der Äußerungen. Oder der Bauer verliert mit einem Mal seine Passivität, eine merkwürdige Tatkraft zum Guten oder Bösen erfaßt ihn, er fängt an, sich um die Welt und sich selbst zu bekümmern, mit der Absicht, irgendwie und irgendwo einzugreifen. Bemächtigt sich seiner dieses Verlangen, so verschwindet die unterwürfige Friedfertigkeit, die ihm sonst eigen ist. Er läßt sich nichts mehr gefallen, trägt den Kopf hoch, geht würdevoller einher. Befindet er sich in solcher Laune, so ist nicht gut mit ihm Kirschen essen. Man kann da leicht die unangenehme Entdeckung erleben, daß der rumänische Bauer ein Löwe im Schafpelz ist, ein Löwe, der sich allerdings nur sehr selten in seiner wahren Gestalt zeigt.

Von den 7500000 Bewohnern des Königreichs Rumänien sind mehr als drei Viertel Bauern. Wenn sie durch geeignete, an- oder aufreizende Maßregeln aus ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden, oder wenn sie sich selbst aufraffen, bilden sie eine starke, zugleich die unbotmäßigste Macht des Landes. Bei Bauernunruhen zeigt sich das. Dann sind sie eben Stimmungsmenschen, gegen deren eigensinnige Kraft die bildungsmäßig höher stehenden Städter eine Zeitlang nichts, gar nichts auszurichten vermögen.

Da verhältnismäßig wenige Landbewohner nach der Stadt ziehen, so wird das Bauerntum, je mehr die Dorfschule es weckt und belehrt, um so kräftiger und für das Staatsleben bedeutungsvoller werden. Damit im Zusammenhange wird auch das vorläufig noch schwache Selbstbewußtsein sich naturgemäß langsam, aber stetig steigern. Nach dem Krieg wird diese höhere Einschätzung des eigenen Wertes sogar rasch zunehmen, denn den Bauern ist es selbstverständlich bekannt, daß sie die überwiegende Mehrheit der Mannschaft bilden, daß sie überhaupt im gesamten Staatsorganismus ein außerordentlich wichtiges Moment darstellen. An Versprechungen, ihr trauriges, an Sklavenleben erinnerndes Los zu bessern, hatte es in den letzten Jahrzehnten nicht gefehlt; war die liberale Partei am Ruder, so stellten ihnen die Konservativen, meist Großgrundbesitzer, gerechte Agrarreformen in Aussicht, und gelangten diese zur Macht, so forderten die Liberalen stürmisch Güteraufteilung und andere wunderschöne Sachen zugunsten der bedauernswerten Bauern. Bisher ist aber nichts Ernstes, Durchgreifendes geschehen, und beide Teile lassen auch, ganz nach russisch-zaristischem Vorbild, den Bauer gern auf seinem bedenklichen Tiefstand der Kultur.

Der demokratische Orkan in Rußland braust auch über den Pruth nach Rumänien hinein und wird in jedem Fall dort die Luft etwas gereinigt haben. Der demokratische Gedanke wurzelt ja fest in Rumänien — vielleicht eine Folge der jahrhundertelangen Berührung mit den Türken, für die jeder Mensch vor allem ein Mensch ist — und es ist nicht unmöglich, daß er jetzt endlich zu gesundem Gedeihen kommt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen von den zahlreichen Beweisen, die sich für die demokratische Denkungsart anführen ließen, liefert die Sprache. Sie kennt drei Formen der Anrede: das feierliche „Domnia Voastra", wörtlich „Eure Herrschaft", gleichbedeutend mit unserem deutschen „Sie" — das „Tu" (Du) und die zwischen den beiden liegende freundschaftliche Form „Dumnia ta" (Deine Herrschaft). Im allgemeinen dauert es bei dem Umgang mit Rumänen gar nicht lange, bis die steife erste Form durch die gemütlichere Mittelform ersetzt wird, und von da bis zum „Tu", das durchaus nicht immer innige Freundschaft voraussetzt, ist nur ein kurzer Schritt. Die Hospodare von einst wurden immer mit „Maria ta" (Deine Größe) angesprochen, und auch jetzt noch wird diese Anrede dem Könige gegenüber von Bauern angewendet.

Kennzeichnend ist auch, daß sich das mitteleuropäische Titelwesen dort nicht einbürgern konnte; und völlig lächerlich erscheint es den Rumänen, wenn der Titel des Mannes im gesellschaftlichen Verkehr auch der Gattin zugesprochen wird.

In richtiger Beurteilung solch vernünftiger Anschauungen hat auch die Verfassung keinen Adelsstand geschaffen. Zum Leidwesen vieler Bojaren, die denn doch gesellschaftlich de facto eine bevorzugte Klasse bilden. Zu ihr zählt man hauptsächlich Großgrundbesitzer, Familien, die mindestens einen kleinen Stammbaum nachweisen können. Nebenbei bemerkt: im allgemeinen sind die Bojaren ernster und ehrenwerter als die vielfach aus Emporkömmlingen schlimmster Art bestehenden oberen Gesellschaftschichten in den Städten.

Dem rumänischen Bauern, der eine sehr trübe Vergangenheit hinter sich hat, den erst Fürst Cuza aus der Leibeigenschaft befreit hat, winkt jetzt wahrscheinlich eine hellere Zukunft. Es gibt in Rumänien einige weitsichtige Politiker, die ihre vor Jahren begonnenen Bemühungen um die materielle, sittliche und geistige Entwicklung des Bauernstandes jetzt beschleunigen möchten. Dadurch würden sie mittelbar erheblich an der Umgestaltung des Staatswesens, in dem bloß die oberen und mittleren Volksschichten Macht, Einfluß und Ansehen besitzen, in einen Bauernstaat arbeiten. Ein naheliegendes Vorbild wäre Bulgarien. Allein dieser wiedererstandene kräftige Staat besitzt, bisher zum mindesten, keinen Adelsstand, auch keine gesellschaftlich hochstehende Volksschicht, und das Bojarentum in Rumänien ist schließlich ein Ergebnis der Entwicklung des Landes und könnte ohne Schaden kaum völlig vernichtet werden. So wird, wenn erst der Augiasstall von Unbildung, Unordnung, Mißwirtschaft, Günstlingswesen usw. gereinigt sein wird, Rumänien sich vielleicht zu einem Bauernstaat entwickeln, in dem den ausschlaggebenden Faktor die bäuerische Landbevölkerung bilden und der Adel bloß geduldet sein wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Galizischer Türkenkrieg

Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

I.

Abschied vom Westen

Nachts um drei Uhr flötete neben meinem Bett der Summer des Feldtelephons. Er hatte einige Mühe, mich zu wecken. Aus der Muschel klang's in der kalten, geschäftsmäßigen Befehlssprache: „Fernspruch aus dem Großen Hauptquartier — zum soundsovielten türkischen Armeekorps überwiesen — Meldung bei einem Heeresgruppenkommando in Ostgalizien — auf allerhöchsten Befehl der Chef des Militärkabinetts." Da gab's keinen Schlaf mehr.

Zwei Tage vorher war die Batterie aus ihrer neuen Bergstellung herausgezogen worden und in Ruhequartiere in die freundliche französische Kleinstadt gekommen. Tägliches Ausrücken war beabsichtigt, um die durch Fahren von Munition und Material dem Bespanntexerzieren entfremdeten Fahrer und Batteriegäule wieder in diesen Dienstzweig einzugewöhnen und die Geschützbedienungen mit den Anforderungen des Bewegungskriegs aufs neue vertraut zu machen. Diese Aufgabe sah ich mir nun aus den Händen entwunden.

Um acht Uhr bei der im Hof der ehemaligen französischen Kürassierkaserne zwischen Stall und Sprunggarten aufgefahrenen Batterie. Die stand wie ein dunkles Mauerviereck von Mannschaften und Pferden, Geschützen und Munitionswagen im dünnen Rinnen des Oktoberregens, starr und gerade, während der älteste Offizier, treuer Kamerad langer, schöner Feldzugszeit, meldete. Der diensttuende Telephonist hatte den nächtlichen Befehl mit angehört und fürs Bekanntwerden der Neuigkeit gesorgt; so wußten die Leute schon Bescheid. Der Gruß „Guten Morgen, Batterie!" und die dröhnende Antwort „Guten Morgen, Herr Leutnant!" bekamen daher heute einen besonderen, schweren und ernsten Sinn. Hinaus auf den Exerzierplatz. Mit sechzig Pferden ging's über die grüne Fläche, im Schritt und im Trabe mit wechselnder Reihenfolge, in enger und gelöster Ordnung. Wie von einer Maschine ausgeführt, die Geschütze immer haarscharf in Richtung, klappten die Bewegungen. Ich konnte stolz sein auf die Batterie an diesem letzten Tage. Einem vorübergaloppierenden Stabsoffizier von der Garde meldete ich die exerzierende Truppe. „Sagen Sie mal, können Sie mir ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legentlich für die Unterweisung meiner Infanteristen ein Geschütz leihen?" fragte er, mir die Hand reichend. „Zu Befehl, Herr Major, recht gern, aber das wird mein Nachfolger tun. Ich habe meine Versetzung zu den Türken in der Tasche." — „Donnerwetter, da beneide ich Sie! Können Sie mich nicht mitnehmen?"

Beim Batterieappell Verabschiedung von den in langer Front angetretenen Unteroffizieren und Mannschaften. Es wurde bitterer, als ich vorher gedacht hatte — seltsam, wie weich und wehmütig selbst dem mit allerlei Feldzugserfahrungen Gepanzerten bei so etwas zumute werden kann! Wie sehr verknüpft doch eine lange Kriegszeit die in soldatischer Pflichterfüllung Geeinten, auch wenn nicht gar so viel Böses und Ernstes gemeinsam durchlebt worden ist! — Mittags im Quartier ein eiliges Abschiedsessen mit den Freunden, denen zuliebe eine Einladung des Divisionskommandeurs ausgeschlagen werden mußte. Die Aufnahme, die in dem schmalen, herbstlichen Rosengärtchen hinter dem Hause gemacht wurde, erreichte mich vier Wochen später im fernsten und finstersten Winkel Galiziens, zwischen Österreichern und Türken, und löste ein nie gekanntes Heimwehgefühl nach der Westfront und den alten Kameraden aus.

Der Rest des Tages verging wie im Fluge bei Reisevorbreitungen, Abmeldungen bei den Vorgesetzten und einer Fahrt in unser altes Dörfchen Evricourt, bei dem wir früher in Stellung gewesen, zur Ausräumung meines netten, gemütlichen Unterstandes; Bilder und Möbel blieben drin, zum Besten meines Nachfolgers. Spät abends mit ein paar Kameraden zur Bahn. Die Züge halten weit draußen auf freier Strecke, weil die Station unter Feuer liegt. Im dunklen Abteil stand ich am Fenster und suchte die Konturen der Landschaft zu erkennen. Der stark abgenutzte belgische Wagen stieß und rüttelte auf den Schienen in immer gleichem Rhythmus. Müde machte das und traurig. Aus dem Stampfen und Schlagen der Räder formte sich den tastenden Sinnen etwas, das wie ein unermüdlich wiederholter wehmütiger Abschiedsgruß klang — ein Abschiedsgruß an die Freunde und Kampfgenossen im Westen, an Batterie und Regiment.

II.

Zwischen den Fronten

Über Sankt Quentin hing wie eine Aureole von hellen Tönen das Geklingel des carillon, des Glockenspiels vom Rathause her. Diesen letzten friedlichen Klang aus dem kriegerischen Westen nahm ich auf dem Wege nach Osten mit.

Dann kam tiefer Schlaf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Irgendwo stieg ein großer, dunkler Offizier ein, dem eine Haarsträhne in die Stirn hing, besetzte das schmutzige rote Polster gegenüber, streckte sich gleich mir langwegs zum Schlafen aus. Etwas eigentümlich Wildes, Unbeherrschtes war in seinen Bewegungen. Es gab ein phantastisch sonderbares Beieinandersein. Wir kamen in die Gegend, wo allnächtlich Fliegerbomben fielen. Ein lautes, krachendes Halten des Wagens, der Fahrtgenosse fliegt wie ein Ball in die Höhe, tobt mit einem Schreckensruf wie gehetzt aus dem Abteil, ist nach einer Weile mit einem Satz wieder drinnen, wirft sich mit stoßendem, jagendem Atem auf seine Lagerstatt und schläft in der nächsten Minute schon wieder. Ein kleiner Vulkan in Menschengestalt! Nachher schrecke ich durch einen Schrei empor: „Batterie, Feuer!“ Der andere sitzt aufrecht: „Sie haben geträumt, Herr Kamerad.“ Er oder ich, oder wir beide? Es war etwas Gequältes in uns beiden, das sich gewaltsam entlud.

Es war, wie ich später erfuhr, einer unserer bekanntesten Flieger.

Am Morgen lag ich wieder im Halbschlaf; der wilde Fahrtgenosse war, ohne daß ich es bemerkt hatte, verschwunden. Bei der Batterie in ihrer Waldstellung hinter dem grünen Bergrücken ist Besichtigung angesagt. Mit dem Regimentskommandeur kommt der Kaiser, was uns nicht weiter verwunderlich erscheint. Das Auto hält an dem wundervoll ausgebauten betonierten Stand des ersten Geschützes. „Ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß Sie zu den Türken kommandiert sind.“ —„Alleruntertänigsten Dank, Majestät.“ — „Haben Sie noch einen besonderen Wunsch?“ — „Jawohl, Majestät; könnte ich die Batterie nicht mitnehmen?“ Der Kaiser nickte gnädig, die Batterie schrie Hurra — und vom Sitz auffahrend, sah ich draußen Landstürmer vom Bahnschutz, die einen in Urlaub fahrenden Kameraden zum Zug begleitet und ihm als Abschiedsgruß ein Hurra dargebracht hatten.

Solch ein Traumerlebnis stimmt nachdenklich. Man wird also künftig fern von den Landsgenossen sein Soldatenschicksal weiterspinnen, einsam unter Fremden: keine Truppe, keine Mannschaft mehr da, für die man sorgen, mit der man sich so recht eins fühlen kann. Liebe Feldzugskameraden, wird man euch jemals wiedersehen? Wenn es der Kaiser wüßte, wieviel guter Wille und Opferfreudigkeit in solch einer schlichten Feldbatterie stecken, wenn er wüßte, wie brav ihr immer eure Schuldigkeit getan, er käme zu euch in die Waldstellung hinter dem grünen Bergrücken, ließe euch antreten und gäbe jedem von euch die Hand.

* * *

Ohne langen Aufenthalt ging's quer durch die belagerte Festung Deutschland, zum westlichen Tore hinein, zum östlichen hinaus. Das Land lag herbstlich zwischen den Fronten, auf neun Viertel Kriegsjahre zurückschauend,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem neuen Winter der Entbehrungen entgegengehend — aber dennoch tapfer und bereit.

* * *

Der Name „Galizien" pflegt in uns Deutschen nicht gerade die angenehmsten Vorstellungen zu wecken. Wir denken es uns als ein weites, eintöniges, teils zu dicht und anderenteils zu schwach bevölkertes, in Armut und Schmutz hoffnungslos steckengebliebenes Land, eine Art provinziellster Provinz, die nur derjenige aufsucht, der sie aufsuchen muß. Wer so denkt — und ich selbst kann mich nicht davon freisprechen, so gedacht zu haben —, tut diesem Lande unrecht. Wie in jeder communis opinio, so steckt natürlich auch in der eben angedeuteten immerhin ein Kern von Wahrheit: Galizien ist wirtschaftlich kein Musterland, und für Fremdenverkehr eignet es sich ganz und gar nicht. Im übrigen scheue ich aber nicht die Behauptung, daß es schön ist: in den Gegenden an der Zlota Lipa und Narajowka, die ich kennen lernte, stehen bergbekrönende Buchenwälder, die sich an Pracht fast mit den berühmteren an der deutschen und dänischen Ostseeküste vergleichen lassen, und oft kommt man beim Umherreiten durch Schlamm und Schmutz und aufgeweichte Felder in Gegenden, die beinahe alpenländisch anmuten und die mit der Schönheit ihrer kühnen Berge und gewellten Matten in einem schier unbegreiflichen Gegensatz stehen zu der wüsten Verwilderung der in Armlichkeit und Kriegsnot verkommenen bewohnten Täler; auch finden sich einige Schlösser (sehr zahlreich sind sie wohl nicht), die diesen Namen mit viel mehr Recht tragen als die große Mehrheit der Legion von „chateaux" in Frankreich. So viel zur einstweiligen Ehrenrettung dieses mit Unrecht verrufenen und als Kriegsschauplatz zu so schmerzlicher Berühmtheit gelangten Landes. —

Es war Nacht, als ich in Oderberg über die Grenze fuhr; so sah man zuerst mehr von den neuen Menschen als von dem neuen Land. Ein mehrstündiger Aufenthalt in Wartesaal und Wirtschaft gab Gelegenheit zu der Feststellung, daß solch eine Grenzstation, schon in Friedenszeiten kein angenehmer Ort zum Verweilen, im Kriege eine kleine Hölle ist. Der neue Zug war überfüllt, und das vielleicht begreifliche, aber nicht sehr diplomatische Bestreben der österreichischen Eisenbahner, die eigenen Offiziere besser unterzubringen als die vereinzelten deutschen Herren, trat deutlich in Erscheinung. Ich betone jedoch sogleich, daß dieser immerhin erwähnenswerte Eindruck der einzige seiner Art geblieben ist und daß österreichische Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft sich seitdem oft mir gegenüber bewährt haben. Anderntags im Speisewagen nette und gewandte Offiziere, meist Ungarn, mit denen's sich gemütlich plaudern ließ. Mir gegenüber zwei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grundverschiedene Oberleutnantstypen, der alte Zweibund an einem Tische: dunkel und schlank der eine, mit kühnen grauen Augen und rassiger Nase in dem gelben Gesicht, ganz Franzose in Aussehen und Gebaren, der andere durchaus slawisch: blond, stiernackig, breite Backenknochen über roten Wangen, phlegmatisch im Ausdruck der Augen und in allen Bewegungen, der ganze Mann so, wie man sich den Durchschnittsrussen vorstellt. Draußen drehte sich die nordgalizische Landschaft vorüber. Krakau verschlief ich noch, so gab Przemysl das erste deutliche Bild — ein Augenblicksbild allerdings nur, wie man es vom Zuge aus erhascht, und zwar ein überraschend friedliches Augenblicksbild. Ein paar Kirchen ohne Höhe und ein paar Häuser ohne Ehrgeiz, ziemlich weitläufig und unregelmäßig gebaut, viele Holzbaracken und Ställe wie auf einem Truppenübungsplatz, ein ganz hübsches Stadtbild am Fluß, dahinter auf einem Bergrücken mit steilem Abfall, dem berühmten Tatarenberg, eine Anlage, die ein Fort sein konnte: Wall, Mauer, Schuppen, Antenne für Funkerdienst — das war alles, was ich bei Durchfahrt und kurzem Aufenthalt des Zuges sah. Weiter draußen ein Kranz von Feldbefestigungen, ein weiter und loser Kranz nur, kein starrer, festschließender Gürtel, mit beträchtlichen Drahtverhauen, aber Deckungen, wie wir sie im Westen bei Beginn des Stellungskrieges bauten, alles stark von Unkraut und Gesträuch überwuchert und darum heute von recht friedlichem Aussehen. Russische Feldstellungen waren trotz aller Aufmerksamkeit überhaupt nicht zu entdecken, wohl aber gab es an den Straßen kreuzbezeichnete Gräber, ziemlich viele Gräber. Man sieht es Przemysl nicht an, daß es in diesem Feldzug zwei schwere Belagerungen erlitten hat, und man merkt es Galizien nur wenig an, daß es zweimal im Wege der Gewalt den Besitzer wechselte. — Die Landschaft ganz Nordgaliziens erwies sich mir als nicht wesensverschieden von der Mittel- und Norddeutschlands, nur ist sie weiter, flächiger: so, als ob man aus einem Quadratkilometer deutschen Landes zwei oder drei Quadratkilometer Galizien gemacht hätte. Anders ist freilich die Staffage von Kirchen, Türmen, Häusern, Menschen, und die gewisse galizische Patina von Unreinlichkeit und Verwilderung, die hier zum Stil gehört, wird man bei uns nicht ungern vermissen. — Lemberg, das am Nachmittag erreicht wurde, blieb für mich ein offener Posten, eine Frage, späterer Beantwortung vorbehalten. Ich sah nur den abgelegenen Bahnhof und vom Bahnhofsplatz aus ein entferntes Häusergewirr, keine Silhouette, kein Stadtbild. Dann ging's weiter nach Südosten, ins Kriegsgebiet.

Drei Nächte bei drei verschiedenen Kommandostellen, deren Nennung sich verbietet. Ein Empfang beim Grafen Bothmer, der uns liebenswürdig, zugleich hoheitsvoll und soldatisch-schlicht entgegentrat; seine eindrucksvolle, schon äußerlich überragende Erscheinung haftet wohl jedem, der ihn gesehen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tief in der Erinnerung. Es wurde ein langsames und beschwerliches Reisen. So nahe schon glaubte man sich dem Ziel, und doch kam immer noch einmal ein neuer Tag herauf, dunkelte eine neue Nacht, ohne daß man am Ende der Reise war. Ein paar Ruhepunkte gab's auf dem Wege, unerwünscht für den ans Ziel Drängenden. Chodorow, der Name klingt wie ein Rabenkrächzen, und ganze Heereszüge von Raben kreisen wie tönende dunkle Wolken über den von Wäldern umzirkten öden Ort. Dort fingen die von den Russen verbrannten Bahnhöfe an. Die Namensschilder auf den Stationen tragen jetzt wieder neben den ruthenischen die alten polnischen Aufschriften, die von den Russen weiß überpinselt worden waren. In dem ziemlich schlimm zugerichteten Städtchen Rohatyn, dessen zahlreiche Judenhäuser russischer Brandschatzung zum Opfer gefallen sind und dessen Straßen die erste schwache Vorstellung von den ungeahnten Möglichkeiten galizischen Schlammes vermitteln, traf man Kameraden, ebenfalls zu den Türken kommandiert. Da schien mit einem Male manches Neue und Fremde freundlicher und leichter zu tragen.

Von da an gab's nur noch Dörfer, schlimme, arme Dörfer, und von Dorf zu Dorf wuchsen Schmutz und Armut. Die Autos und Wagen, die uns weitertrugen, platschten und spritzten durch Flüsse und Seen von Schlamm. Grau und wild wurde das Land, durch das wir uns vorarbeiteten zu unserem Ziel, den in Galizien kämpfenden Türken.

Max Liebermann

(zu seinem 70. Geburtstage am 20. Juli)

Von Theodor Heuß

Vom Patriarchen hat er gar nichts. Er ist sehr früh alt geworden in seiner Kunst, hat nicht viel herumprobiert, sondern mit Instinkt und Schulung Dinge gemalt, die er eben konnte, und dann sind die Jahre, die Jahrzehnte gekommen, die ihn immer jung zeigten, lerneifrig, zur Wandlung bereit, diskutierend, ehemals im Angriff, später in halber Verteidigung.

Seine Kunst ist „literarisch" gänzlich uninteressant, und doch hat sie die dickste Kunstliteratur um sich gesammelt, sein Leben hat einen ganz glatten Verlauf genommen in vollendeter Problemlosigkeit, und doch drängen sich seit Jahren die Biographien dieses Lebenden. Er ist der vielbeschriebenste Maler Deutschlands — was man bei Naturen wie Klinger oder Thoma

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begreift, daß sie um ihrer bewußten und romantischen Vielfältigkeiten „Erklärer" und Theoretiker aufriefen, ist hier unbegreiflich. Oder doch nicht? Liegt es nicht eben an dieser temperamentvollen Sachlichkeit, daß sie die Köpfe zur Auseinandersetzung zwang? Weil die Unterhaltung mit dem Werk des Mannes zu einer Klärung in Kunstdingen schlechtweg führen konnte oder mußte.

Er hat sich übrigens selber an dieser Unterhaltung nicht nur mit den Zeugnissen von Pinsel und Griffel beteiligt, sondern auch mit der Schreibfeder, und vielleicht gab dieses Aussprechen von Meinungen nachträglich dem Werk selber einen programmatischen Charakter, den es durch das bloße Da-Sein gar nicht zeigte. Seine Schriften sind nun auch in der Tat Begleitworte zur eigenen Leistung, und sie sind wesentlich durch ihre kräftige Klarheit und charakteristisch durch den völlig unromantischen Rationalismus: was er etwa über die Phantasie in der Kunst sagt, ist das Vollkommenste, was über das eigene Werk zu sagen ist, und in seiner Weise zwingend, indem es die „Phantasie" nicht als eine Sonderbegabung dieses oder jenes Gestalters erkennt, sondern schlechtweg als ein Grundelement jeder künstlerischen Formung, die Gesehenes oder Vorgestelltes in einen bleibenden Ausdruck bindet.

Liebermann mochte daran gelegen sein, die eigene und der Weggenossen Kunst gegen den Vorwurf zu wahren, der sein Heranwachsen bedrängt hatte (da waren es die Alten, die „Idealisten", die schimpften) und den sein Alter von einer neuen, jungen Generation hörte: daß sie um ihres „Impressionismus" willen, um der bloßen Naturschilderseligkeit von flinken Augen und Händen des seelischen, oder wie man heute lieber sagt, des geistigen Ausdrucks ermangle. Darüber mochte er sich ärgern und sein Werk als Zeugnis nicht genügen lassen. Die Kampfstellung blieb ihm eigentümlich bis ins Alter: er war immer ein aktives Naturell, ein Willensmensch und Organisator, mit geschultem, lebhaftem Verstand und raschem, sarkastischem Witz. Die Anekdotensammler können wohl auch bei ihm einmal Ernte halten.

Uns erscheint das Streiten um die Kunstworte als eine nicht ganz sachnotwendige Literatenbeschäftigung. Sie ist ja keine Erfindung von heute, wenn auch durch den „Betrieb" augenfälliger geworden, und man kann der Zwangsläufigkeit ihrer Fragen kaum mehr entrinnen — doch schließen wir einmal die Ohren für ihre Rede und tun nur das Auge auf zum Werk. Da sehen wir: aus einer dunkel gehaltenen, malerisch intim empfundenen Genrewelt wächst eine Kunst der Vereinfachung hervor, die etwas arm in der Palette ist, da nur wenige und gedämpfte oder verschleierte Farben miteinander sprechen, die aber im engen Umfang mit großer Ökonomie und Einsicht einheitliche und ausdrucksvolle Gestaltungen schafft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die, von Millet beeinflußt, doch ohne das Pathos einer Weltanschauung, in die Malerei einen stark zeichnerischen Charakter hineinbringt, Umrißlinien, strenge oder lebhafte Bewegungsmotive — so vielfältig die farbigen Versuche, die Liebermann, angeregt und anregend, unternimmt, seine zeichnerische Freude wird nie von dem rein malerischen Augeneindruck aufgelöst, sondern bleibt das führende Element der Bildnerarbeit. Seine „Phantasie"! Jedes seiner wesentlichen Werke widerlegt durch die kluge Bildorganisation den Vorwurf des „Abschreibens" der Natur, in den Skizzen allerdings, die ganz sachlich empfindende Hingabe an den Natureindruck sein wollen, bleibt die Lebendigkeit der raschen Arbeit so frisch wie der zusammenfassende Blick in eine Landschaft, der das Wesentliche sehen will. Dieser „Impressionismus" ist, etwa im Gegensatz zu dem Monets, sehr aktiv, manchmal hastig, geistreich, sicher nie „gemütlich", aber darum in den Grenzen auch echt und immer fesselnd, wenn auch nicht immer bedeutend.

In den letzten Jahren hat Liebermann eine stärkere Farbigkeit in seine Tafeln gebracht. Licht haben sie lange besessen, aber es war ohne Wärme gewesen, weiß, zerteilend, ein Kompositionselement, keine farbige Fröhlichkeit. Seine hellen Bilder aus Holland waren in einem fahlen Grau und Grün, in das manchmal kaltes weißes Licht tropfte. Plötzlich sah er die lärmende Buntheit der Amsterdamer Judengasse oder die üppige Pracht roter, blauer, gelber Blumenbeete auf saftigem Wiesengrund. Die neue Jugend hatte ihm den Star gestochen.

Unvergeßlich bleiben einige seiner Bildnisse. Man erinnert sich an Bode, Alfred von Berger, den alten Rathenau —, das Gedächtnis hält sie ganz frisch, so zwingend war ihre Geschlossenheit. Ob er unbedeutende, gleichgültige Köpfe malen kann, ohne daß sie zur Karikatur werden müßten, weiß ich nicht. Er bekommt meistens Modelle, bei denen es sich lohnt; er stilisiert sie nicht, sondern geht auf ihre animalische Lebendigkeit los, wie sie im zufälligen Moment sich erschließt. Frans Hals ist hier sein Vorbild — der Pinsel ist nicht so flüssig, die Laune vielleicht nicht so souverän, aber die innere Haltung die gleiche.

Und so malt er fort. Wenn man an ihn denkt und daß er jetzt ins biblische Alter tritt, so bleibt alle Jubiläumsstimmung seltsam entfernt. Als man Thoma oder Steinhausen vor einigen Jahren seinen Glückwunsch gab, war die Atmosphäre anders. Liebermann als Jubelgreis zu begrüßen — das geht nicht. Seine Jugend und seine Skepsis wehren ab. In zehn Jahren vielleicht ist die Distanz gefunden. Heute ist er, dessen Name seit bald vierzig Jahre eine geschichtliche Bewegung trägt, noch zu stark mitformende Gegenwart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pädagogische Ketzereien

Von W. Eggenschwyler

rziehung nennt man's — als ob um jeden Preis daran gezerrt und gezogen werden müßte!

Der Mensch ein Produkt der Erziehung? — Gewiß, nur bedenke man, daß 95 Prozent aller Erziehung unbewußt und ungewollt geschehen. Selbst der weiseste Pädagoge erreicht mehr Unbeabsichtigtes als Gewolltes.

Durch die wachsende Spezialisierung der Berufe, durch die Absorption der Eltern im Erwerbsleben, durch die Trennung von Praxis und Theorie auf allen Gebieten verfällt die Jugenderziehung mehr und mehr der Papierwährung und macht aus den wenigen, die trotzdem noch in der Praxis aufwachsen, einen privilegierten Stand.

Die Menschheit bedarf verschiedener Berufs-, Bildungs- und Charaktertypen, der Ausführenden wie der Befehlenden, der Wagenden und Handelnden wie der Forscher und Denker. Dadurch, daß die Schule allen ein durchschnittliches Kulturideal aufzwängt, schädigt sie die künftigen Angestellten und Gelehrten genau so, wie die von ihrem Wege abgelenkten Unternehmer, Organisatoren und Problemesteller. — Den ersteren schafft sie eine unnütze Konkurrenz, den letzteren bringt sie Zeitverlust und Abneigung gegen spontane Beschäftigung.

Die Erziehung, wie der ganze Gesellschaftsaufbau, unterliegt abwechselnd ausgleichenden („demokratisierenden") und differenzierenden („aristokratischen") Tendenzen. Nach langem Wohlstand und bei starkem Bedarf an ausführenden Kräften (wie heute), wo der Arbeiter ausnahmsweise eine „gesuchte Ware" wird, nivelliert sich die Kultur, erblickt man ihre Aufgabe in der Hebung des Durchschnitts, dem unbedenklich die selteneren Eigenschaften geopfert werden. Mit eintretender Verarmung oder Depression steigt wieder der Bedarf an Führern — der mittlere Typus fällt im Preis; die Demokratie, der Form nach beibehalten, flaut ab.

Erlöst möchten sie schon sein, aber nur durch solche, die nicht besser und gescheiter sind als sie selbst! Wer helfen will, soll sich zuerst darüber aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weisen, daß er „Volk" ist, sonst springt ihm die Bestie Neid an den Nacken und macht seine guten Absichten zunichte. — Moral: Wer andere aus dem Sumpf ziehen will, der steige erst selbst hinein!

Durch die „Verhältnisse" läßt man sich lenken, wo es an Männern fehlt. — Der historische Materialismus ist das Selbstbekenntnis einer willensschwachen Gelehrtengeneration.

Freiheit und immer wieder Freiheit: das ist die erste Lebensbedingung des höheren Menschen, gerade wie Zwang die notwendige Schule der Vielen und Unreifen ist. Ist man aber im Zweifel, zu welcher Klasse einer gehöre, so gibt es einen sehr einfachen Mittelweg: Man fange mit Unfreiheit an und gewähre Freiheit als Preis der Selbstüberwindung. — Man lasse die Freiheit *erkämpfen*: so macht man sie dem Beschenkten wertvoller und schadet weder dem höheren noch dem niederen Typus.

Irrtum hinsichtlich des Genies. Wenn die Menge einem Genie ihre Anerkennung nicht mehr zu versagen wagt (was meist erst nach seinem Tode eintritt), so macht sie es sofort zum Gegenstand eines Kultus, d. h. sie nimmt zwischen sich und ihm eine angeborene Wesensverschiedenheit an, glaubt, daß der geniale Mensch von Geburt an zu etwas ganz Außerordentlichem bestimmt gewesen sei und gar nicht anders als genial habe handeln können. In Wirklichkeit ist das Genie vom Nichtgenie nicht qualitativ, sondern quantitativ verschieden. Jeder geniale Mensch wird anerkennen, daß er in seiner Jugend Dutzende von gleich oder ähnlich befähigten jungen Leuten gekannt hat, daß also jede menschliche Gesellschaft von Ansätzen zu Genies wimmelt, daß aber die meisten von ihnen durch den Unverstand der Menge, durch das Pflichtgefühl der Erzieher oder ganz einfach durch ihren *Beruf* vorzeitig geknickt und zu Alltagsmenschen umgebogen werden.

Dadurch, daß es dem Genie einen besonderen Ursprung zuschreibt, entschuldigt sich das Publikum dafür, daß es seinen eigenen genialen Regungen nicht zu folgen wußte.

Weshalb sich das Genie nicht auf Schulen erzeugen läßt? — Einzig und allein deswegen, weil alle Schulen auf die *Massenabrichtung* und die Hebung des *Durchschnitts* eingerichtet sind, und weil dem zur Freiarbeit Befähigten gerade das frommt, was dem großen Haufen *nicht* frommt und was die Schule aus ihren Räumen verbannen muß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Einrichtung auf den Maſſenbetrieb iſt die eigentliche Erbſünde unſeres Erziehungsweſens, der Hemmſchuh, der verhindert, daß unſere Kultur unſerem Wiſſen und unſeren materiellen Mitteln entſprechend in die Höhe ſchießt. Denn jede kulturelle Hebung der Menſchheit ſetzt eine weit über dem Durchſchnitt ſtehende Führerſchaft voraus, und gerade eine ſolche will die große Menge nicht leiden.

Weshalb die Demokratie bildungsfreundlich iſt. Einmal, weil ſie einſieht, daß Wiſſen Macht iſt, und weil ſie dieſe Macht nach Kräften an den eigenen Wagen ſpannen möchte. Dann aber auch, weil das demokratiſche Regiment an Geiſt eine ungeheure Verſchwendung treibt, für die beſcheidenſte Streitfrage zehnmal mehr Intelligenz (wenngleich nicht erſtklaſſige) mobil macht, als eigentlich nötig wäre; weil ſie mehr Leute für die Verbreitung, Diskuſſion und Populariſierung ihrer Einfälle braucht, als ein Monarch zur Regierung eines ganzen Staatsweſens.

Glockenabnahme

Von Wilhelm Schuſſen

Glocke der Runde,
der Weltandacht Bild,
aus deinem Munde
ein Wunderſtrom quillt!

Voll Inbrunſt tummeln
ringsum feldein
Bienen und Hummeln
und ſtimmen mit ein.

Herden, ſie graſen
friedſam und gut
auf taukühlem Raſen,
und der Schäfer zieht den Hut.

Daß die Glocken wandern,
dieſe Schuld tragen wir nicht,
die tragen die andern
bis zum Jüngſten Gericht.

O gib, Gott, die Wende,
verwandle die Zeit,
daß die Welt nicht verblende
noch gänzlich im Streit!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nächte

Von Anton Schnack (Alzenau)

Da waren Nächte: groß, mit fürchterlichem Gewölbe, einen grünlichen Stern inmitten,
Nächte wie Tore, ewig gähnend dunkel, nur in der Windrichtung Jagd von Kolonnen ...
Wehmütige wuchsen herauf mit traurigen Ruinen, mit den Augen zerschlagener Dörfer, von einstmaligen Süßigkeiten zärtlich durchsponnen,
Wo Sehnsüchtige gegen die Sterne weinten und manche Stirne gezeichnet war von klaffender Einsamkeit; o Nacht, wo sie litten.
Da war eine Nacht: halb südlich, mit blauem Untergang, nur ein Rand weiß, überirdisch, vollendet,
Mit einem Aufstieg von Raketen von Front zu Front, eine Nacht silberner Gelassenheit, nur Stille, nur Licht;
Und eine andre kam wie ein Gewitter rollend, entsetzlich, die schlug wie ein Berggewicht
Auf die Heimwehseele, und eine dunkle wiederum, die war ganz sternhaft verblendet;
Auch eine schweigsame fiel herein, tot, ohne Atem, nur mit Schnee, ewig, unendlich,
Streiften fast Engel, selige, über dem Rauch, dachte die Stirne sich weich
Nach Abenden in dunklen Kapellen über dem Rhein; und voller Wind kamen welche und viele mit Regen,
Aber unzählige, hunderte, die waren ganz roh durch Lärm, voll Hohn, voll großer Tote, gelassen und unabwendlich,
Voll bleierner Müdigkeit, wie glühten da schmal aus Verlorenem Gesichter, überquält, gemartert und bleich,
Voll vieler Bitterkeit, da sah man Stirnen sich wortlos auf wühlende Erde tieflegen ...

Amnestie

Das volle Recht der deutschen Presse, politische Vorgänge von der Wichtigkeit des österreichischen Amnestieerlasses eingehend zu beurteilen, soll damit ebensowenig gekürzt wie das legitime Interesse für die deutschen Stammesbrüder in der Monarchie davon berührt werden, wenn man den Versuch der österreichischen Regierung auf dem Weg der weitgehendsten Versöhnlichkeit, eine Verständigung der Nationalitäten, die nun einmal unter einem Dach leben müssen, zustande zu bringen, als eine nicht nur rein innerösterreichische An-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelegenheit sieht, sondern auch nach den zweifellos vorhandenen Absichten, als keine gegen das Deutschtum der Deutschösterreicher gerichtete Aktion einschätzt.

Hochverräter gelten in der ganzen Welt als verächtliche Individuen, aber der Begriff des Hochverrats hat Kautschuknatur und läßt sich in sehr vielen Fällen nur mangelhaft in die Form einer rechtlich ganz einwandfreien Anklage gießen. Die Militärgerichte verdienen ganz gewiß auch in Österreich nicht den Vorwurf, solche Prozesse ohne tiefere Schürfung durchgeführt zu haben. Wohl aber mögen manche Anklagen stark unter politischer Stimmung und militärischer Entrüstung über Verfehlungen zu einem Zeitpunkt, da der Staat von äußeren Feinden bedroht war, erhoben worden sein.

Dieses Moment, sowie der Gedanke, in die Neuordnung des Gesamtstaates keine persönlichen Bitterkeiten herüberzunehmen, dürften dem jungen Kaiser vorgeschwebt haben, als er den Weg der großen Amnestie betrat.

Für die Regierung, welche den größeren und entscheidenden Teil der Verantwortung zu übernehmen hatte, konnten solche Erwägungen nicht maßgebend sein. Für sie durfte es nur reale Gründe geben. Nämlich die Möglichkeit, jene Verständigung zwischen dem slawischen und deutschen Teil Österreichs, die bisher weder durch Einwirkungen der verschiedenen Regierungen, noch durch gegenseitiges Einverstehen der Parteien zu erreichen war, mindestens auf ganz neu gereinigtem Boden anzubahnen. Die Einberufung des Reichsrates, dieses Tummelplatzes für unbegrenzte nationale Gegnerschaften, scheint weit mehr aus Gründen, die in der Weltlage und dem veränderten Weltgesicht zu suchen sind, erfolgt zu sein. Es schien notwendig, vor dem Betreten der Weltbühne, vor Friedensschluß, vielleicht vor dem Eintritt in Friedensunterhandlungen, das Zerrbild eines konstitutionellen Staates ohne Parlament, das man aus nationalen Streitbesorgnissen nicht einzuberufen wagte, zu korrigieren. Und als dieser erste Schritt getan war, erschien der zweite, die Versöhnung zu erleichtern und das tagende Parlament nicht sofort wieder zur Arena teils persönlicher, teils nationaler Kämpfe werden zu lassen, aus dem ersten geboten.

Daß die Geduld und Selbstdisziplin der Deutschen dabei auf die härteste Probe gestellt werden würde, bedauerte man gewiß, denn den Deutschösterreichern, die von sich sagen durften, daß sie keine Kaisertreue auf Kündigung kennen, mußte diese Nivellierung mit den maßlosen Gegnern furchtbar peinlich sein.

Wenn aber der Erfolg der Verständigung zu erreichen wäre, würde diese Entsagung auf deutscher Seite geradezu zur Großtat werden. Österreich muß als Nationalitätenstaat ein Nebeneinander ohne Vorherrschaft, ob es nun föderalistisch oder anders getauft werden soll, nicht nur im Interesse des Gesamtstaates, sondern auch als Existenzbedingung jeder einzelnen nationalen Sondereinheit erreichen. Keine dieser Einheiten kann auf Dauer einen unabhängigen Staat bilden. Was darüber gefaselt wird, von einem selbständigen Tschechenstaat u. dgl., ist teils Utopie, teils nur Kampfmittel, Waffe.

Geradezu tragisch würde die Sache nur — und da fiele die ganze Verantwortung nicht auf den Idealismus des jungen Herrschers, sondern auf die zur Realpolitik ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pflichtete Regierung — wenn die Amnestie gar keinen Erfolg hätte, was man leider, nach den Maßlosigkeiten einzelner tschechischen Führer auch nach dem Versöhnungsakt, nicht ausschließen darf, und so nicht einmal eine Erleichterung der Lage im Verständigungssinn erreicht würde...

v. S.

Allerhand Zensuren

Kein kriegführendes Land scheint ohne die Zensur auszukommen, die Gefahr, daß Unvorsichtigkeit oder auch Böswilligkeit irgend eines Organs dem Feind wertvolle Informationen verschaffe, sei es selbst durch ein verräterisches Inserat, ist zu groß. Und deshalb finden wir die Zensur heute ebensowohl in England und in Amerika wie bei den Zentralmächten. Der Grad und die Art der Zensur aber ist außerordentlich verschieden. Sie geht fast überall weit über die Überwachung rein militärischer Dinge hinaus. Am auffälligsten ist die Zensur in Frankreich und in Österreich. In beiden Ländern nämlich finden wir spaltenweise weiße Stellen in den Zeitungen. „Flecktyphus" wurde diese Krankheit getauft. In England und in Deutschland kennt man diese Einrichtung nicht. Der englische Zensor verbietet im allgemeinen keine Meinungsäußerung, wohl aber die Mitteilung von unbequemen Tatsachen. So ist z. B. die Berichterstattung über die seit langem äußerst tiefgehenden Arbeiterunruhen bisher fast völlig unterbunden worden, eine Bewegung, die, wie sich jetzt herausstellt, starkrevolutionären Charakter getragen hat, und die ganz unabhängig von den Gewerkschaften durch syndikalistische Führer in den einzelnen Betrieben unternommen wurde, die sich durch geheime Sprache untereinander verständigten. Daneben hat man drüben das Verbot der Zeitungsausfuhr angewendet. Am bekanntesten ist in dieser Beziehung die Maßregelung der angesehenen liberalen Wochenschrift „Nation" gewesen, aber auch der „Labor Leader" und einige Dutzend weniger bekannte Blätter dürfen nicht mehr über die Grenze. In Deutschland unterliegen, wie gesagt, im Gegensatz zu Frankreich und Österreich die Meldungen prinzipiell keiner Vorzensur. Nur telegraphisches Material aus dem Auslande und rein militärische Artikel müssen der Behörde vorgelegt werden. Als Strafe aber ist die Vorzensur auch in Deutschland bekannt. Ein Blatt, das in irgend welcher Weise nach der Auffassung des zuständigen Generalkommandos gegen die bestehenden Bestimmungen verstoßen hat, kann gezwungen werden, sein ganzes Material oder aber zum mindesten den seines politischen Teiles dem Zensor vor der Drucklegung vorzulegen. In welchem Umfange von dieser Maßnahme in Deutschland Gebrauch gemacht wurde, ist darum nicht zu sagen, weil es den Blättern ausdrücklich verboten ist, von der Verhängung dieser Strafe Mitteilung zu machen. Daß diese Art der Behandlung äußerst bedenklich ist, liegt auf der Hand. Sie ist schlimmer als der französische und österreichische Flecktyphus, denn der Redakteur wird durch diese Maßnahme gezwungen, bei den Lesern, die doch zu ihm Vertrauen hegen, den falschen Eindruck zu erwecken, als ob eine freie politische Meinung geäußert würde, während es sich doch in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahrheit nur um eine unter obrigkeitlicher Aufsicht stehende Meinungsäußerung handelt. Daß diese Zensurmaßnahme in hohem Grade bedenklich ist, liegt auf der Hand. Deshalb hat auch, gedrängt von der Mehrheit des Reichstages, der Stellvertreter des Reichskanzlers, Dr. Helfferich, am 12. Mai im Reichstag erklärt, die Zensur werde fortab nur noch geübt, wo rein militärische Fragen in Betracht kommen. Es zeigt sich aber, daß diese Erklärung der Zivilgewalt von der Militärgewalt nicht anerkannt wird. Darauf deutete ein sehr auffallendes Vorkommnis. Die „Frankfurter Zeitung" nämlich, die seit ihrem Bestehen jeden Tag einen Leitartikel bringt, unterließ dies über eine Woche lang und brachte statt dessen folgende Mitteilung: „Aus Gründen, die sich öffentlicher Bekanntgabe entziehen, sehen wir uns veranlaßt, den politischen Teil bis auf weiteres ohne eigene Meinungsäußerung erscheinen zu lassen."

Da, wie gesagt, niemand, über den die Vorzensur verhängt worden ist, die Leser unterrichtet hat, so konnte der Außenstehende nur die Vermutung aussprechen, daß hier diese Maßnahme aus irgend welchen Gründen verhängt und das Blatt sich dem nicht gefügt hat, einmal, um gegen das Vorgehen der Zensur zu protestieren, dann aber, um seinen Lesern doch indirekt Mitteilung von der Beschränkung der freien Meinungsäußerung zu machen. Daß derartige Zustände auf die Dauer unerträglich sind, liegt auf der Hand. Interessant war nun die Haltung des Publikums und der Presse selbst in dieser Angelegenheit. Eine Unterstützung des Protestes der „Frankfurter Zeitung" ergab sich eigentlich nur in sozialdemokratischen und — konservativen Blättern. Die meisten sonstigen bürgerlichen Zeitungen schwiegen sich über den Fall aus. Das ist vielleicht kein Zufall und wirft ein recht bezeichnendes Licht auf die durch und durch unpolitische Natur der deutschen Bourgeoisie. Man hätte lesen sollen, mit welcher Leidenschaftlichkeit die Engländer das oben erwähnte Ausfuhrverbot der „Nation" bekämpft und darüber nahezu die Regierung gestürzt wäre. In Deutschland regt man sich über derartige Dinge nicht auf. Wer in der Lage ist, das sogenannte bessere Publikum zu beobachten, wie es derartige Mitteilungen aufnimmt, wie das Frankfurter Blatt sie bringt, ist über den Grad der absoluten Wurstigkeit erschüttert. Wird das jemals anders werden? Severus

Der neue Hamlet

Des romantischen Hamlets Ende wurde vor einigen Jahren von Julius Bab geweissagt und gewünscht. Gewünscht, weil Hamlet zuviel bedenkt, um etwas leisten zu können, hingegen bei Fortinbras tatkräftiges Handeln das Einfachste, Selbstverständlichste ist. Nichts konnte dem Zeitsinn mehr entsprechen als diese Weissagung von des romantischen Hamlets nahem Ende, denn mit Erfolg hatte das ganze neunzehnte Jahrhundert gegen den Geist der Romantik gekämpft. In der sechsten und letzten Rede seines Buches legte Bab dar, wie das Zeitalter des Fortinbras bereits das Zeitalter des Hamlet abzulösen im Begriffe stände.

Hamlet ist tot, es lebe Fortinbras. Aber wie schon Fortinbras, als gescheiter Auskenner im Tatsächlichen, sich noch den toten Hamlet dienstbar macht für seine eigenen Interessen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ihm nachrühmt und -lügt, er habe sich recht königlich bewährt, so will auch Fortinbras' Zeitalter den interessanten Repräsentanten der beerbten Zeitepoche in seine Erinnerung aufnehmen. Mehr noch als dies: es proklamiert ihn zu seinem Ahnen, gestützt auf des wirklichen Ahnherrns Wort: Hamlet habe sich recht königlich bewährt. Und Mai-Rodegg, der für das Fortinbras-Zeitalter diesen neuen Hamlet entdeckte,*) läßt wissen, daß Hamlet und gerade Hamlet ein Leben von durchaus zweckbewußtem Handeln gelebt habe und daß wir uns seine inneren Hemmungen nur von Goethe aufreden ließen. Das alles belegt Mai-Rodegg mit Shakespeares Hamlet-Worten und mit Hamlets eigenen Taten. Was nun die Hamletworte selbst betrifft, so müßte ich nicht ein paar Spalten, sondern ein kleines Buch zur Verfügung haben, um darzutun, wie jedes der angeführten Worte auch anders gedeutet werden könnte, und daß überhaupt nichts so dehnbar und vieldeutig ist wie die Schrift, weshalb auch nur diese Umdichtung Hamlets — und viel weniger ist Mai-Rodeggs Entdeckung nicht — möglich war. Hamlets Taten nun, die Tötung des Polonius, die Beseitigung von Rosenkranz und Güldenstern und die schließliche Vergeltung am König, die nach Mai-Rodegg gegen die innere Hemmung kronzeugen, die werte ich, erstere und letztere, als Handlung des Affekts und die mittlere als eine Teufelei, für die sein grenzzuständlicher Geist nicht verantwortlich gemacht werden kann. Mai-Rodegg allerdings, dem es auch um Hamlets Religiosität zu tun ist und infolgedessen ihm der Sein- oder Nicht-Sein-Monolog nicht ein Ausfluß sträflicher Selbstmordgedanken ist, vielmehr in bezug auf den König zu bringen sei . . . Mai-Rodegg allerdings vermag die Entfernung von Rosenkranz und Güldenstern als bewußte Tat noch sittlich, als Gebot der Notwehr, zu entschuldigen, wie denn auch das ganze Hamletdrama eine zur bella vendetta kultivierte und verinnerlichte Blutrache sein soll, was übrigens Joseph Kohler in einem Vorwort zum Buche grundsätzlich unterschreibt. Trotzdem: ich kann nicht glauben, daß eine solche Ideendichtung zu schaffen Shakespeare die Absicht hatte. Was er, der sich vom Leben und nicht von Ideen leiten ließ, darstellen wollte, war wohl eines Menschen Schicksal und Ende, dessen edler Geist, weil gedrängt, die Dinge allzu genau zu betrachten, und er dazu ein Schwerblütler ist, zerbricht, so daß die „edle, hochgebietende Vernunft" in ihm mißtönt gleich „verstimmten Glocken". Die Begebenheiten um Hamlet aber, sie haben doch nur auslösenden Wert, und würden ihrer andere wohl zu gleichen Resultaten führen.

Der romantische Hamlet wurde nun einmal mit der Welt nicht fertig, und da er sich voll Leidenschaft in eine Menschenhandlung hineinstürzte, gab es statt eines gestraften Schuldigen ein ganzes Leichenfeld, er selbst inmitten, so daß es gar dem Tatmenschen Fortinbras grauste, welcher geschaffen und ins Drama hineingestellt wurde, um aus fruchttreibendem Leben heraus gegen diesen Zergrübelten, Tatunfähigen zu zeugen.

Willi Dünwald

*) „Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers" von Gustav Mai-Rodegg. Verlag Oesterheld & Komp., Berlin.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Graphologie

In einem Aufsatz, der mir dieser Tage unter die Finger geriet und der sich „Unsere Heerführer im Spiegel der Handschrift" betitelte, fand ich die folgende Stelle:

„Der Namenszug des Kronprinzen Rupprecht ist mehrfach dick unterstrichen, was einen stark entwickelten dynastischen Stolz vermuten läßt."

Das ist ganz ausgezeichnet gesagt.

Was aber haben wir unter „dynastischem Stolze" zu verstehen?

Ich lege einen Eid ab, daß der Verfasser jenes Aufsatzes aus der Unterschrift unseres Kohlenmannes, die zufällig auch mehrfach dick unterstrichen ist, keinen „dynastischen Stolz" herausgraphologieren wird.

„Ex unque leonem" entschuldigt sich der Herr und fühlt nicht, daß nur die Schafe den Löwen an der Pranke zu erkennen suchen.

Hans Reimann

Die Zukunft der chemischen Industrie

Die Aktien der größten englischen Farbstoffabrik, Levinstein Ltd. in Manchester, werden zurzeit mit 92 Pfund Sterling bezahlt gegen 10 Schilling vor dem Kriege! Gegen diese Höherbewertung ist die Hausse in deutschen Kriegspapieren höchst bescheiden. Sie gibt zu denken. Denn sie zeigt aufs allerdeutlichste, welche enormen Gewinne heute englische Farbstoffabrikanten einheimsen können, und zwar für verhältnismäßig schlechte Ware. Schon vor einem Jahr zahlte man in England annähernd das Fünfundzwanzig- bis Fünfzigfache des Friedenspreises für Baumwollfarbstoffe. In der Zwischenzeit werden die Preise kaum zurückgegangen sein. Wie erwähnt, sind diese für dieses Sündengeld gelieferten Waren keineswegs gut, denn die Konsumenten, die Färber und Baumwollwarenfabrikanten, klagen ziemlich einheitlich über die mangelnde Echtheit. Dieser Umstand hätte an und für sich etwas sehr Beruhigendes für uns, denn er würde darauf hindeuten, daß man nach dem Kriege unverzüglich wieder alle Farbstoffe von Deutschland kaufen wird. Indessen wird man doch mit einem derartigen Optimismus besser zurückhalten. So klar und günstig liegen nämlich für uns die Dinge denn doch nicht. Hätte der Krieg nur ein oder zwei Jahre gedauert, so wäre das wohl der Fall gewesen. Heute aber muß man sich doch die Lage etwas anders vorstellen. Die lange Dauer des Völkerstreites hat unsere Feinde schlechterdings dazu gezwungen, ohne Rücksicht auf die Kosten sich an die wichtige Farbstoffindustrie heranzumachen und gewaltige Kapitalien in ihr zu investieren, denn ohne Farbstoffe ist eine Industrie gelähmt, die im Frieden annähernd für 4 Milliarden Mark Ware produzierte. Wie die genannten Preise nun zeigen, hat man notgedrungen den Farbstoffabrikanten, unter denen neben Levinstein namentlich die von staatlichem Kapital unterstützte British Dyes Co. zu nennen ist, geradezu phantastische Gewinne gewährt, und diese ermöglichten es den Werken, nicht nur die großen Neuinvestierungen zu unternehmen, sondern auch gründlich auf ihre Anlagen abzuschreiben und darüber hinaus noch Reserven zu stellen.

Wie sich die Dinge in England und anderswo abgespielt haben, zeigen einige außerordentlich gründliche und ausführliche Schriften, die dem Verlag

Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

von Ferdinand Enke in Stuttgart zu danken sind. Die Berliner Professoren Hesse und Großmann haben dort unter dem Titel „Englands Handelskrieg und die chemische Industrie" bereits im Jahre 1915 eine Zusammenstellung aller bemerkenswerten Reden englischer Fachleute über das Problem erscheinen lassen. Damals waren die Aussichten noch keineswegs günstig für unsere Feinde. Namentlich der Mangel an einer geeigneten wissenschaftlichen Vorbildung, ferner die Abneigung des Engländers gegen alle reine Wissenschaft, seine Bevorzugung des Althergebrachten, weiter die Tatsache, daß gerade in der Farbstoffindustrie das private Unternehmen mit allen seinen Nachteilen gegenüber der Aktiengesellschaft mit ihren unbeschränkten Kapitalquellen dominierte, waren die größten Hindernisse. Wenn man aber jetzt den vor wenigen Wochen herausgekommenen zweiten Band dieses Werkes durchblättert, so wird man den oben ausgesprochenen Eindruck bestätigt finden, daß in der Zwischenzeit doch sehr viel tüchtige Arbeit in Großbritannien geleistet worden ist.

Von unseren anderen europäischen Feinden haben wir, so scheint es, weniger zu befürchten. Das ergibt sich nicht nur aus dem, was die beiden Bücher von Hesse und Großmann darüber berichten, sondern noch mehr fast aus einem im gleichen Verlag erschienenen äußerst lesenswerten Arbeit des Münchener Chemikers Löffel: „Die chemische Industrie Frankreichs" — eine Arbeit, die noch mehr gibt, als ihr Titel verspricht; denn hier hat ein Mann das Wort, der auf Grund einer genauen Kenntnis von Land und Leuten seine manchmal recht originellen Ideen über das Nachbarland zum Besten gibt. Löffel kommt klipp und klar zu dem Ergebnis, daß Frankreich auf chemischem Gebiete nicht imstande sei, uns bisherige Absatzgebiete streitig zu machen.

So beruhigend das ist, mit um so größerem Ernst wird man das beobachten müssen, was in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vor sich geht. Daß dort die chemische Industrie im allgemeinen während des Krieges außerordentlich viel geleistet hat, unterliegt gar keinem Zweifel. Man hat dort die schon früher sehr gut entwickelte Teerfarbenfabrikation weiter ausgebaut, schon um der Entente die notwendigen Explosivstoffe zu liefern. Das, was man über amerikanische Farbstoffe bis vor kurzem gehört hat, war freilich weniger beunruhigend. Auch drüben sind für schlechte Farben geradezu unglaubliche Preise bewilligt worden. Man muß aber die Amerikaner kennen. Das Problem reizt sie ungewöhnlich. Die wissenschaftliche Vorbildung ist viel besser als in England, und die Regierung ist schon lange vor der Kriegserklärung gewillt gewesen, selbst mit sehr unsauberen Mitteln die Industrie zu unterstützen. Es sei hier nur an die erst nach energischen Protesten unterbliebene Absicht des zuständigen Washingtoner Bundesamts erinnert, die der Zollbehörde eingereichten Fakturen der deutschen Firmen mit ihren Angaben über Zusammensetzung der Farbstoffe den Fabrikanten zur Verfügung zu stellen, in einem Zeitpunkt, wo noch „freundschaftliche Beziehungen" zwischen beiden Ländern bestanden.

Aus alledem scheint hervorzugehen, daß die deutsche Farbstoffindustrie nach dem Kriege einen erheblich schwierigeren Standpunkt haben wird als vorher. Daß sie selbstverständlich nach wie vor sehr konkurrenzfähig sein wird, brauchen wir nicht zu bezweifeln. Nur wird sie sich schwerer tun.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gerade sie hat ja im Kriege gezeigt, wie ungewöhnlich fähig sie nach wie vor verwaltet wird. Erst später wird das in voller Klarheit bewiesen werden können.

Immerhin heißt es für sie mehr als je auf dem Posten zu sein. Ob sie nun wirklich auf diesem Wege geht, ob wirklich alles, was sie tut, in dieser Beziehung das Richtige ist, das ist eine andere Frage. Die im vorigen Jahr geschlossene Interessengemeinschaft sämtlicher großer Farbstoffunternehmungen, der sich jetzt ein Geheimabkommen mit der Sprengstoff- und Pulvergruppe anschließt, mag sehr viel für sich haben. Ganz ohne Bedenken ist sie nicht. Denn an und für sich bedeutet die Ausschaltung der Konkurrenz eine gewisse Lähmung der Unternehmungslust. Nun hat ja seinerzeit die Industrie ausdrücklich erklären lassen, gerade dieser Gefahr wisse man zu begegnen, da jedes Gebiet nach wie vor in zwei verschiedenen Fabriken bearbeitet werde. Indessen fallen damit die Bedenken noch keineswegs. Vor allem ist die Freizügigkeit der Chemiker, auf denen doch letzten Endes die Entwicklung dieser Industrie beruht, auf das empfindlichste gehemmt. Wer heute aus irgendwelchen Gründen sich mit einem der chemischen Werke entzweit hat, wird kaum mehr Aussicht haben, in einem anderen Anstellung zu finden. Daß damit die Stellung der Chemiker noch schiefer wird als bisher, liegt auf der Hand. Denn derartige Fälle sind nicht nur denkbar, sondern jeder Eingeweihte kennt sie. Was wird nun ein fähiger Chemiker, der in diese Lage gekommen ist, tun? Es wird ihm unter Umständen nichts anderes übrigbleiben, als auszuwandern, wie denn überhaupt nach dem Kriege die Nachfrage nach deutschen Chemikern aus dem Auslande außerordentlich groß sein wird. Ob die Betreffenden immer diesen Versuchungen widerstehen werden, ist schon deshalb zweifelhaft, weil das Ausland für die wissenschaftlich geschulten Deutschen jeden Preis bezahlen wird und ihnen vielleicht auch größere persönliche Freiheit einräumen wird, als ihnen in Deutschland in den doch mehr oder weniger autokratisch verwalteten Großbetrieben gewährt wird. Bisher sind ja, was zuzugeben ist, die Klagen aus diesen Kreisen verhältnismäßig gering. Das hängt aber damit zusammen, daß einstweilen noch sehr weitsichtige Männer an der Spitze unserer großen Unternehmungen stehen. Sobald aber an deren Stelle ein kleines Epigonengeschlecht treten sollte, wovon in diesen und jenen Unternehmungen schon manches zu spüren ist, dann kann unter Umständen die Gefahr, die in der Aufhebung der freien Konkurrenz liegt, recht ernst werden. Hoffen wir, daß diese innere Gefahr uns erspart bleibt, da die äußere uns ohnehin genug Probleme zu lösen gibt.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Bethmann zu Michaelis

Von Theodor Heuß

20. Juli.

er Draht hat die Rede des neuen Kanzlers übermittelt, die große Spannung ist gelöst. Zwar wird man nicht sagen können, daß nun alle Fragen der beiden letzten Wochen eine reinliche Antwort gefunden hätten; sehr Wichtiges bleibt noch im Dunkel, ist noch in Fluß. Doch bestimmte Abgrenzungen sind erfolgt. Michaelis nimmt die Erbschaft seines Vorgängers an, indem er sich nicht nur zur Persönlichkeit Bethmanns bekennt, sondern auch zu seiner sachlichen Leistung. Gewiß wird er bald eigene Zeichen in die deutsche Politik schreiben; aber das, was Bethmanns Feinde von seiner Willenskraft erwarteten, wird er nicht tun, nicht tun können, die Verdeutlichung unserer politischen Probleme, die dieser Juli 1917 gebracht hat, wieder verwischen.

Der Ekel kann einem in die Kehle steigen, wenn man die letzte Etappe der öffentlichen „Kritik" übersieht, die Bethmann zu seinem Ende durchlaufen mußte. Nicht aus Gefühlsmeierei, Leidenschaft ist etwas sehr Natürliches in vaterländischen Dingen, die jedem Lebendigen an die Nieren gehen. Schlimm aber war die Würdelosigkeit, mit der die Berliner Presse (und einiger Anhang) diese Fragen behandelte. Man durfte sich ohne Pharisäertum schämen, Journalist zu sein. Denn jegliches Verantwortungsgefühl schien entflohen, als sich dieses Schreibervolk hinsetzte, um die anständige Leistung eines Mannes mit den wüsten Pointen ihres schalen Witzes in ein geschichtliches Bild zu verwandeln.

Als der Kanzler erledigt war, ging es an den Reichstag. Der kann ja nun, mit robusteren Nerven ausgestattet, eine kräftigere Portion vertragen. Und er hat sich durch das Aufgebot der Stimmungsmache, daß er, d. h. seine Mehrheit, die vaterländischen Fragen dem Parteispiel opfere, nicht verwirren lassen. Er blieb bei seinem Willen stehen. Wir für unsere Person halten die Formulierung der Mehrheitsresolution keineswegs für durchaus glücklich,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da sie für den praktischen Fall der Friedensverhandlungen als eine Entwertung unserer militärischen Erfolge und Faustpfänder wirken kann; trotzdem scheint es uns richtig, daß das Parlament auch unter dem Druck der veränderten Situation von seiner Stellungnahme nicht zurückwich. Charakteristisch genug für den mangelhaften politischen Sinn unserer „gebildeten" Schicht, daß sie dies erwartete, ohne ein Gefühl dafür, daß die Volksvertretung in einem geschichtlich großen Moment in die Behauptung und Vertiefung ihrer Rechts- und Machtlage eintreten muß, wenn sie als Erzieher zur Verantwortung ihr Amt zu erfüllen weiß.

Es ist in diesen Wochen viel Staub aufgewirbelt, und die Atmosphäre war manchmal nicht nur trüb, sondern auch verpestet. Aber schließlich muß auch ihnen eine reinigende Wirkung folgen. Denn die Auseinandersetzung wurde zur Loslösung von jenen großsprecherischen Stimmungsmachern, die in dem Krieg, wie lange er auch schon dauern mag, wie opfervoll noch werden, das Werkzeug eines Schreibtisch-Imperialismus sehen. Man begreift die Wut, mit der sie diese Tage erlebt haben, und wenn sie logisch sein wollen, müssen sie ihre Leidenschaft jetzt auch gegen den neuen Mann werfen; denn sie spüren, wie sie, mit all ihrer großen Pressemacht, in die Isolierung zurücksinken, wie die Suggestion zerreißt, die sie über weite Teile des Volkes spannen konnten. Sie predigen heute schon: dies sei die Niederlage des deutschen Krieges. Das ist Demagogie. Es ist die Befreiung von dem Programm der „Sechs Verbände", das kaum irgendwo so als schwere Last empfunden wurde als in den Schützengräben (wenn auch im Hauptausschuß jetzt harmlos genug erzählt wurde, daß man nicht unbedingt verlangt habe, daß all die Länderstriche dieser Denkschrift noch erobert werden müßten). Ist die Rückkehr zur Erklärung vom 4. August 1914. Die militärische Führung des Krieges, zu Wasser und zu Land, wird von den politischen Ereignissen in Berlin nicht berührt. Keinem Menschen ist es von ferne eingefallen, Hindenburgs Hand zu binden oder die aktive Kriegführung der Tauchboote zu hemmen. Die möglichste Zermürbung der britischen Macht bleibt ihr Ziel.

Daß jetzt nicht der Zeitpunkt eines neuen offiziellen Friedensangebotes gekommen sei, ist nicht, wie die rechtsstehende Presse meint, ein sachliches Desaveu des Kanzlers gegen die Mehrheit. Diesen Standpunkt hatte der Abgeordnete Payer, schon ehe die ganze Frage in Fluß gekommen war, im Hauptausschuß des Reichstags vorgetragen; nur in der sozialdemokratischen Presse konnte man gelegentlich dem Optimismus begegnen, der von den Enttäuschungen über Stockholm genährt wurde, als ob der Reichstag

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit einer „eindeutigen" Erklärung Paris und London an den runden Tisch zwingen werde. Nur unbegrenzte Harmlosigkeit wird Ribots Rede von der deutschen Demokratisierung als einen Blankokredit auf Frieden ansehen; diese diplomatischen Aktionen brauchen auch ihren „psychologischen Zeitpunkt". Der war im Dezember glücklich gewählt. Er ist nach Ribots Rede über Elsaß-Lothringen, nach Brussilows Eroberungsoffensive gegen Lemberg nicht vorhanden gewesen. Sehen wir zu, wie Hindenburgs Gegenstoß, wie die Ausschiffung der Kadetten aus dem Revolutionskabinett auf den Kriegsgeist der Kerenski, Tereschtschenko zurückwirkt! Das deutsche Parlament fordert und plant nicht eine neue diplomatische Offensive, es geht in Bereitschaftsstellung. Nun haben die anderen das Wort. Die Aktion der deutschen Reichstagsmehrheit muß aber, und das erscheint uns wenigstens die wichtigste und unmittelbare Wirkung, die Stellung des österreichischen Deutschtums innerhalb der kriegsmüden und teilweise staatsfeindlichen Slawengruppen stärken. War es doch kürzlich eine überraschende Erscheinung, daß ein Mann wie Plener im Wiener Herrenhaus heftig gegen die reichsdeutschen Alldeutschen sprach; er muß deren politisches Auftreten schon als schwere Belastung für die Deutschen der Monarchie halten, bis er sich zu dem ungewohnten Vorgang entschloß.

Indem Dr. Michaelis sich zu dem Grundsatz bekannte, den auch die Heerführer anerkennen: es wird, sofern ein ehrenvoller Friede möglich ist, keinen Tag länger gekämpft um irgendwelcher Eroberungsziele willen, hat er deutlich genug geschieden gegen die Claß, Schäfer, Reventlow und die Basis geschaffen, auf der er konfliktslos mit der Mehrheit der Volksvertretung wird arbeiten können.

Wie aber steht es mit den Fragen der inneren Politik? Daß die „Neuorientierung" nur ein anderes Wort für verpaßte Notwendigkeiten, hat ja eben des Kaisers Ergänzung zur Osterbotschaft gezeigt; wieviel glücklicher wäre es gewesen, wenn man sich damals schon, trotz Schorlemer und Trott zu Solz, zum gleichen Stimmrecht bekannt hätte, das doch, aus moralischen und politischen Gründen, kommen mußte. Hier mit dem Willen zur schöpferischen Entwicklung anzufassen, ist nicht ein Gebot der Auslandspolitik, sondern der deutschen Sachnotwendigkeit; alles, was mit dem Wort „Parlamentarisierung" begriffen wird, kein Schielen nach westlichen Vorlagen, sondern der Zwang unserer Notlage, aus dem unübersichtlichen und sachlich unverantwortlichen Zufallsbetrieb unserer politischen Gestaltung herauszukommen. Was im Wege steht, sind gewiß staatsrechtliche Gebundenheiten der Reichsverfassung; sie sind und sie müssen überwunden werden durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die politische Praxis. Politik ist nicht Paragraphenbeschließen, sondern Schaffung von Macht, Verantwortung, Tradition. Und dann muß jener Wall von Selbstgerechtigkeiten durchbrochen werden, mit dem zahllose Professoren und Publizisten uns im ersten Kriegsjahr beglückt haben: im Lob der „deutschen Institutionen", da auf einmal die Miseren unserer geschichtlichen Halbheiten zu „organischen Gebilden" des deutschen Staatsgeistes aufstiegen. Einiges davon hat man verlernt (der Magen etwa war Lehrmeister); man möchte hoffen, daß die Erfahrungen, die Dr. Michaelis in der Ernährungspolitik gesammelt hat, ihn gegenüber der bundesstaatlichen Reichskonstruktion mit dem Bundesrat als Organ der Weisheit etwas skeptisch gemacht.

Seine erste Erklärung ist allgemein. Er hält es für „nützlich und notwendig", daß Vertrauensmänner der großen Parteien mit persönlicher Eignung in die Regierung genommen werden, ohne daß dabei die Prärogative des Monarchen in der Wahl des Kanzlers vernichtet wird. Ob aus dieser Erklärung ein Stück politischer Entwicklung herauswächst, muß sich zeigen, wenn sie erprobt wird; der erste Schritt müßte sein ein Gesetzentwurf, der den Art. 9 der Verfassung ändert. Dort ist ausgeschlossen, daß Mitglieder des Reichstags zugleich im Bundesrat sitzen. Der Weg führt aber dann notwendig weiter; er erschüttert fraglos das innere System des Bundesrats, der nach „Instruktionen" arbeitet. Die Konsequenzen muß man sehen; aber nicht um vor ihnen davonzulaufen, sondern ihnen entgegenzueilen. Die ungeheuren Aufgaben für das Reich, die aus dem Krieg herauswachsen, brauchen eine von der partikularistischen Abgestimmtheit der „verbündeten Regierungen" befreite politische Atmosphäre.

Die deutsche Geschichte steht in einem Wendepunkt. Der Staat des zweiten Friedrich war groß, nach innen und außen, und doch kam die Stunde, da er im Drang äußerer Not durch den Freiherrn vom Stein innerlich umgestaltet werden mußte, um seine europäische Stellung zu wahren. Die Schöpfung Bismarcks war groß, aber auch sie unterliegt dem Gesetz des Werdens, das keiner so meisterte wie dieser Mann selber. Unsere Zeit hat das Erbe der Vergangenheit zu bewahren, indem es nach neuen Formen und Zielen der nationalen Bildung und Geltung strebt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stockholmer Resignation

Von Stefan Großmann

Stockholm, 10. Juli 1917.

Morgen oder übermorgen fahren die Herren Ehrlich, Goldenberg, Smirnow und Roussanow, nicht zu vergessen Frau Tatjana Rubinstein, aus Stockholm fort, das sie im Auftrage des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrates besucht haben. Die Reise geht nach London, nach Paris, vielleicht auch nach Rom. Auf der Rückreise, versteht sich, wird in Stockholm wieder haltgemacht.

Nun heißt es das friedenslüsterne Herz bezähmen und abermals, wie schon so oft in diesen drei Jahren, die Philosophie des Wartens erlernen. Die Reise der russischen Delegierten in die Hauptstädte der Entente wird einige Zeit beanspruchen. Einmal sind die Reisegelegenheiten, besonders auf dem Wasser, nicht ganz normale. Dann aber darf man überzeugt sein, daß die Franzosen, die Revolutionäre selbstverständlich, ebenso wie die Engländer und Italiener die Gäste aus Rußland ausgiebig beschäftigen werden. Es gibt Optimisten in Stockholm, die mit der Rückkehr der russischen Delegation im September rechnen. Sie werden also rechtzeitig zurückkehren, d. h. nicht für die Friedensseligen, die an jedem Tag der neuen offensiven Mordära das entsetzlich verschwendete Menschenblut beklagen, wohl aber rechtzeitig für die russische Wahlbewegung zur großen konstituierenden Versammlung, zu der ein bißchen Sieg ebenso erwünscht erscheint wie ein bißchen Friedenseifer.

Fern liegt es mir, am redlichen Willen der Herren Ehrlich und Roussanow zu zweifeln oder gar an der trefflichen Gesinnung der Frau Rubinstein. Herr Ehrlich — wie beruhigend schon sein rechtschaffener deutscher Name — stammt aus der vorzüglichen revolutionären Organisation der Bundisten, Herr Roussanow ist Redakteur einer sehr angesehenen Monatsschrift, und wer einmal in Frau Tatjana Rubinsteins gutes, wohlgerundetes Gesicht — wie viel ähnliche gutmütige Gesichter sah ich hinter den Spiegelscheiben Wiener Kaffeehäuser — gesehen hat, dem fällt es nicht ein, an den löblichen Absichten dieser Delegation zu zweifeln. Ich begreife, daß Karl Kautsky, der große Schulmeister der deutschen Sozialdemokratie, die russischen Abgesandten sofort in ein langes Gespräch, fast hätte ich gesagt in eine Prüfung, verwickelt hat, ja ich bin überzeugt davon, daß Ehrlich, Goldenberg und Roussanow das Examen gut bestanden haben und sowohl in der Geschichte des Sozialismus als in der Mehrwerttheorie ausgezeichnet beschlagen sind. Wen diese Gewißheit jetzt beruhigt, der nehme sie hin! Sollten die Kandidaten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der neueren oder neuesten Geschichte schlecht beschlagen gewesen sein, so ist anzunehmen, daß das zweitwichtigste Mitglied der Prüfungskommission, Eduard Bernstein, die Aufgerufenen gründlich unterrichtet hat, denn man weiß, es ist das Steckenpferd der deutschen Minorität, daß sie vor allem die Diskussion über die Schuld an dem europäischen Kriege geführt wissen will. Es ist zwar anzunehmen, daß eine solche Diskussion bei internationalen Teilnehmern etwa doppelt so lange dauern dürfte als der Weltkrieg bisher, aber Ordnung muß in der Schule sein. Immerhin hat die Stockholmer Unterrichtsstunde gewiß ihren Nutzen gehabt — für Ehrlich, Roussanow und Rubinstein. Wenn die Delegation ihre Studien in Paris, London, Rom mit noch größerer Gründlichkeit betreibt, dann steht zu erwarten, daß die Reise volle Früchte tragen wird — es ist zu hoffen, daß 1920 oder 1921 ein ausgezeichnetes, objektiv gehaltenes Sammelwerk, theoretisch fest begründet, über die Kriegsanschauungen der verschiedenen sozialistischen Parteien, begründet in den wissenschaftlichen Entwicklungsformen ihrer Länder, im russischen Staats- oder Parteiverlag erscheinen wird.

Vielleicht gibt es bescheidene Träumer, die damit zufrieden sind. Weniger bescheidene Gemüter werden finden, daß die Stockholmer Konferenz im Augenblick nicht viel mehr als eine table convenue ist. Man hat der Welt nicht eingestehen wollen, daß der psychologische Moment für die Einberufung der Konferenz im Juni 1917 verfehlt war, weil die russischen Revolutionäre sie ernstlich noch gar nicht gewollt haben, und so fristet man mit allerlei Scheinkonferenztätigkeiten äußerlich sein Leben. Die Kerenski, Zeretelli, Tscheidse, Tschernow werden diese Übungen im internationalen Seminar nicht überschätzen, sofern sie ihnen überhaupt Beachtung schenken. Sie dürfen, weil sie vor einem halben Jahr — noch im Zustande der Verpuppung — als Revolutionäre den raschen Friedensschluß versprachen, als Minister das Stockholmer Konferenzarrangement nicht offen im Stich lassen, aber sie haben, bisher wenigstens, eine traurige Farce daraus machen lassen. Das wurde an dem Tage klar, an dem in Galizien wieder geschossen wurde. Die Offensive in Galizien — das war die Zerstörung der Stockholmer Konferenz.

Im Feuerschein von Stanislau wird erst klar, was die ewige Hinausschieberei der Stockholmer Konferenz bezweckt hat, jetzt erst begreift man, warum Kerenski und Konsorten sich gegen die französisch-englische Paßverweigerung so gar nicht gewehrt haben. Diese ganze Stockholmer Diskussion war der dekorative Vordergrund, im Hintergrund ließ man Brussilow die Regimenter zur Sommerschlachtbank einexerzieren. Es fiel zwar den Russen nicht ein, nach Stockholm einen einzigen Delegierten von Ansehen in der Internationale, von verantwortlicher Stellung in der russischen Bewegung zu entsenden. Tut nichts. Die guten Kautsky, Bernstein und Cohn hielten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch mit wackeren Genossen zweiten Ranges in Stockholm einen Diskussionsabend. Indes gab es im Arbeiter- und Soldatenrat eine Debatte, die ich in deutschen Blättern nicht erwähnt fand, in der Zeretelli ein energisches Vorgehen gegen die anarchistischen Elemente, sprich: Lauinisten, ankündigte. Ein Redner erwiderte: „Den blutigen Nikolai sind wir losgeworden, den blutigen Zeretelli haben wir erhalten!" Diese knappe Formel wurde mit einer Rüge des Arbeiter- und Soldatenrates bedacht. Hoffentlich weilt der Unglückliche, der diesen zusammenfassenden Satz gewagt, noch unter den Lebenden ...

Im September kommen die Ehrlich, Goldenberg, Roussanow und Rubinstein wieder nach Stockholm. Ist bis dahin die galizische Offensive ergebnislos abgeflaut, so ist anzunehmen, daß die Kerenski und Zeretelli nun endlich die längst schon ersehnte Zeit für die von Anfang an fest geplante Stockholmer Konferenz finden werden. Aber auch den Fall angenommen, daß den Russen in Galizien der und jener lokale Erfolg blühe, werden sie vor ihrer Konstituante im Herbst das Friedensschauspiel aufführen müssen, auch des russischen Winters wegen und seiner Qualen.

Nun, die Deutschen werden auch im Herbst nach Stockholm gehen. Nur freilich, der Glaube an das russische Schwärmertum, das, frei von List und Pfiffigkeit, dem schlichten Willen der Seele folgt, dieser Glaube an die reine Revolutionsseele wird verflogen sein. Die Deutschen gehen zu jeder Konferenz, das gehört zum Wesen des gutmütigen Riesen, aber sein Blick ist nicht mehr ohne Argwohn. Nicht nur die Miljukow, auch die Zeretelli sind schon Nikolaus' Erben.

So fährt man von Stockholm ernüchtert zurück, ärmer um den russischen Traum.

Galizischer Türkenkrieg

Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

III.

Die ersten Türken

Wir fuhren zu fünft, deutsche Offiziere und österreichische Kraftfahrer, im Schienenautomobil; der schön gebaute Bahnkörper war sauber und geputzt wie bei einer Alpenbahn und auch ebenso an den steilen Hang geklebt. Links im Grunde tauchten Zelte auf, kegel- und dachförmige, dann Wagenplanen, in Reihen auf den Boden gesetzt: das Lager eines türkischen Bataillons. Kleine magere Pferde standen angepflöckt zwischen den Zelten oder weideten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dem dürftigen Graswuchs des Abhangs. Die Leute, nur aus der Ferne sichtbar, kochten über offenen Feuern, hielten drüben in der Bachmulde und am Narajowkaufer große Wäsche ab, wobei schreiend rote Hemden oder Blusen unter dem Braun der Waffenröcke zum Vorschein kamen. Von dort klang Gesang herüber: eigentümliche Kadenzen mit lang ausgezogenem Endton, nicht unmelodisch, aber höchst fremdartig ...

Wir hatten einen Tag vorher am Standorte des osmanischen Korps Aufenthalt gehabt, einem hübsch gelegenen, ausgedehnten Dorf, von einer weißen Kuppelkirche auf steiler Höhe überragt. In dem netten kleinen Schloß — eigentlich ist es nur ein großer Pavillon mit schönem Garten, Laubengang und Weiher — wohnt der Korpskommandeur, den wir an seinem mit Karten bedeckten Tisch bei der Arbeit trafen. Er war gerade Pascha — nach deutschen Begriffen General und Exzellenz — geworden. Wir wurden ihm vorgestellt, hörten ein paar türkische Begrüßungsworte, von dem liebenswürdigen Generalstabschef ins Deutsche übersetzt, stehend an und nahmen im stillen wahr, daß hier, von der frierenmachenden Kahlheit der Räume abgesehen, alles noch recht europäisch, beinahe mitteleuropäisch sei. Das eigentlich Türkische fängt erst bei den Divisionen an. Dafür bildete das Bataillonslager an der Bahn mit seinem eigentümlich getragenen Gesang den Auftakt.

Wir verließen das Schienenautomobil an einem Bahnwärterhaus und schritten einen tief verschlammten Weg bergan, auf ein paar halb zwischen niedrigen Bäumen versteckte Hütten zu. Uns entgegen kam ein Fuhrwerk, hügelab trabend durch Wasserlachen und Löcher, daß der schwarze Schmutz hoch aufspritzte. Wir retteten uns und unsere guten Monturen (wir waren im feierlichen Meldeanzug, bitte!) durch einen kühnen Seitensprung von der Böschung in den nassen Kartoffelacker und sahen uns den Fahrer näher an. Der war ein Schwarzer, ein kohlschwarzer Neger, auf einem Bündel leerer Säcke hockend, und ich muß zu seiner Ehre sagen, daß er trotz seines flotten Fahrtempos und trotz des unglaublichen Zustandes des Weges sehr brav und stramm grüßte. Es sei gleich hier eingeschaltet, daß sich ziemlich viel Neger aus Oberägypten und Innerafrika bei den türkischen Truppen vorfinden; in jeder türkischen Musikkapelle, die seltsamerweise von Offizieren und Stabsoffizieren, zuweilen sogar von Generalen geleitet werden, muß sogar etatsmäßig ein Neger vorhanden sein. Mir sind später mehrmals gerade die Schwarzen als besonders intelligente Leute aufgefallen.

„Hier liegt die Division," sagte unser Führer, ein liebenswürdiger, lebhafter Hauptmann vom bayerischen Leibregiment. Wir bogen um die Ecke eines kleinen blechgedeckten weißen Hauses, ehemals Schule des galizischen Dörfchens, und sahen an einem Baum die weißrote türkische Divisionsflagge angebunden. An der Vorderseite des Hauses führte der Dorfweg vorbei,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und hier stand, fast bis an die Achsen im Schlamm, so daß es ganz rätselhaft erschien, wie man es jemals weiterbringen könnte, ein feldgraues Auto mit Halbmond und Stern am Schlag. Der Dorfweg, in Windungen zwischen regellos an den Berg gestreuten Hütten durchkletternd, bot ganz den Anblick, den er vor vierhundert oder siebenhundert Jahren (auf ein paar hundert Jahre mehr oder weniger kommt es bei galizischen Dörfern wirklich nicht an) geboten haben mag: strohgedeckte Hütten, strohgedeckte Ställe, ein Weg, der von selber entstanden ist und um dessen Zustand sich niemand kümmert. Und in diese mittelalterliche Umgebung hatte der Krieg mit seiner Vorliebe für tollste Anachronismen das Luxusfahrzeug des zwanzigsten Jahrhunderts gestellt, den braven Kraftwagen aus Berlin oder Wien, grau und geduldig — aber doch, wie es schien, ein wenig müde und verwundert ob seiner Schicksalswandlungen und von fernen Asphaltparadiesen träumend.

Das kleine Haus war vollgepfropft mit Menschen. Auf dem engen, schmalen Vorplatz zwischen den Räumen drängten sich türkische Soldaten, und ein großer martialischer Feldwebel mit Tropenhelm und Säbel, der irgendwie an die Bilder altjapanischer Fechter erinnerte, grüßte durch Handanlegen, sehr gewichtig und mit einer unverkennbaren Freude an der Betätigung militärischer Umgangsformen. Wir betraten das Schulzimmer, das die ganze rechte Hälfte des kleinen Hauses einnimmt, und sahen uns inmitten vieler türkischer Offiziere. Der erste, der uns hier begrüßte, war der persönliche Adjutant des Kommandeurs, gewandt, wie ein Adjutant sein soll: bildhübsch, dunkeläugig, einzigartig unter allen türkischen Offizieren durch sein Monokel, in der Kleidung wie aus dem Ei gepellt, durch und durch europäisch im besten Sinne, Ägypter von altem Adel, in Genf erzogen, daher tadellos Französisch sprechend, Gatte einer ägyptischen Prinzessin. Ich mußte sofort an die so sympathische Figur des ägyptischen Prinzen und Industriemäzens aus Max Eyths Lehrjahren am Nil (hieß er nicht Halid?) denken, dessen man sich vielleicht aus „Hinter Pflug und Schraubstock" erinnert, und fand das Zutreffende dieser kleinen literarischen Reminiszenz später noch wiederholt bestätigt. Dieser Adjutant in dieser Umgebung, das war sicher einer der seltsamsten Gegensätze unseres ersten Tages unter den Türken.

Die übrigen Offiziere in dem überfüllten Raum ließen sich durch unseren Eintritt nur wenig in ihren Beschäftigungen stören. Ein paar Herren, die, nach ihren Uniformen zu schließen, aus dem vordersten Schützengraben gekommen sein mußten, saßen plaudernd um ein offenes Becken mit glühenden Kohlen herum, andere tranken, auf ihren Feldbetten sitzend, aus winzigen Tassen sehr süßen Mokka, den wir alsbald auch gereicht bekamen; ein sympathischer österreichischer Kavallerist, Verbindungsoffizier der nördlichen Nachbardivision, trat hinzu und stellte sich vor. Ein türkischer Herr stand am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Telephon und wiederholte unermüdlich: „Pekki bey, ewwet effendi — sehr wohl, mein Herr, zu Befehl, mein Herr." Ordonnanzen kamen und gingen und machten den überfüllten Raum noch ungemütlicher, auch der tüchtige Wachfeldwebel von draußen erschien mit einer Meldung und grüßte wichtig und mit Genuß nach allen Seiten. Nach einer Weile führte uns dann der Adjutant, das Einglas fester ins Auge klemmend, zum Divisionskommandeur hinüber.

Der empfing uns in seinem kleinen Zimmer, das als ganze Ausstattung ein Feldbett, zwei Tische und zwei Stühle aufwies. Der siebenunddreißigjährige Oberstleutnant stand hochaufgerichtet und bolzengerade, fast ein wenig steif, am Tische, den einfachen, unverzierten türkischen Tropenhelm, der ganz leicht ist und in der Form genau der spitzen Hälfte eines Eies gleicht, tief in der Stirn, groß und sehnig und mit der Zurückhaltung im Wesen, die entweder Hochmut oder Schüchternheit sein kann, hier aber letzteres war. Der ist Soldat durch und durch, schoß es mir durch den Kopf, und ein feiner Kerl obendrein. Es gab eine kleine Begrüßungsszene durchaus orientalischen Stils:

Der Adjutant: „Ich habe die hohe Ehre, Herrn Oberstleutnant die deutschen Herren vorzustellen, die unserer Division zugeteilt sind.

Der Oberstleutnant, in Imperatorenstellung am Tische, langsam und mit Würde: „Es ist mir eine Freude, deutsche Herren bei meiner Division aufzunehmen. Ich bin Ihrem Kaiser dafür dankbar und hoffe, daß Sie Ihrer Armee stets nur Siege werden melden können."

Wir: „Das ist auch unser Wunsch, Herr Oberstleutnant, und wir sind überzeugt, daß die bewährte türkische Tapferkeit für seine Erfüllung sorgen wird."

Er: „Das wird sie, mit Allahs Hilfe."

Darauf Händedruck, Verbeugung und Abgang.

Der Rest des Tages verlief durchaus nicht viel anders, als man es erwarten konnte, und war doch ganz und gar orientalisches Märchen. Wir lernten den Generalstabsoffizier (die Türken sagen Generalstabschef) der Division kennen, einen kleinen, zierlichen Major, noch nicht dreißig Jahre alt, klug, beweglich, sehr von sich eingenommen, mit ausgeprägten, scharfen Zügen. Ein Loblied auf ihn und eine nähere Charakteristik seiner interessanten Persönlichkeit hebe ich mir für später auf. Dann gab's in den Abendstunden bis in die sinkende Nacht hinein ein seltsames, mühevolles Suchen nach Quartier. In der Lehmhütte, die wir bewohnen sollten und die wir mit allerlei unguten Vorahnungen betraten, lag eine türkische Regimentskapelle, die durch keine Beschwörung zu vertreiben war. Alle Erklärungen, daß wir deutsche Offiziere seien und auf Befehl der Division dieses Haus für uns haben sollten, fruchteten nichts. Vier- oder fünfmal ging's zwischen der Division und dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hütte hin und her, immer wieder durch den tiefen Schlamm, vor dessen Berührung wir längst nicht mehr auszuweichen brauchten, wiesen schriftliche Befehle vor und nahmen türkische Offiziere vom Divisionsstabe mit, die den Musikanten, deren Klarinettentöne uns schon unterwegs übermütig und herausfordernd entgegensprangen, sofortige Räumung anbefahlen. Nun, da mußte die widerspenstige Kapelle natürlich gehen, nicht wahr? Im Vertrauen gesagt, lieber Leser: „Die Wilden blieben Sieger."

IV.

Landschaften

Galizien ist so groß, daß es sich die verschiedensten Landschaftstypen gestatten kann, von flandrischen, wie sie am Dnjestr und in Nordgalizien vereinzelt zu finden sind, bis zu alpinen, wie sie im Osten und Süden des Kronlandes vorkommen. Das Kampfgebiet unserer türkischen Truppen hat, ohne große Höhen zu erreichen, doch ausgesprochenen Berglandcharakter. Es ist über alle Begriffe unwirtlich und unwegsam; die großen Straßen, von Herden serbischer und italienischer Gefangenen mühsam in Stand gehalten, sind selten, und noch seltener die Bahnen. Welche Schwierigkeiten dadurch der Munitions- und Verpflegungsnachschub erleidet, ahnt nur, wer einmal als Soldat in solchem Gelände gestanden. Kletternde Paßstraßen findest du zwar, windüberweht, die so gut gebaut sind, daß selbst die ständig darauf lagernde Wasser- und Schmutzschicht ihnen nur wenig anhaben kann; doch die sind Ausnahmen; alles andere, was sich hier Weg oder Straße nennt, ist in einem für den Pferdefreund geradezu verzweiflungsvollen Zustand: so voller Löcher, so tief verschlammt und derart von Rädern und Pferdehufen zerknetet, daß man auf die geistreiche Idee verfällt, lieber im Straßengraben als auf der Straße selbst zu reiten. Man müßte solch ein Stück galizischer Straße zu den deutschen Kriegsausstellungen schicken können; es wäre dort wertvoller und lehrreicher als so manches erbeutete Geschütz oder Maschinengewehr! Selbst auf den breiten Bergrücken, die Wälder oder dürres Niederholz tragen, ist das nicht besser bestellt: das Wasser scheint hierzulande besonderen Gesetzen unterworfen, denn es fällt ihm durchaus nicht ein, hübsch ordentlich, wie es sich seit dem zweiten Schöpfungstage gehört, abzulaufen, sondern es saugt sich in der schwarzen galizischen Erde fest, so daß das ganze Land zu dieser Herbstzeit den Zustand eines mit Nässe übersättigten Schwammes aufweist. Zum Glück wird man für die Beschwer des Fortkommens durch manche Schönheit der Gegend entschädigt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Romantische Wildheit ist der Grundzug der ostgalizischen Landschaft. Hohe Buchenwälder stufen sich kulissenhaft auf den Berghorizonten, Tannendickichte, die im Wind rauschen und ächzen, sind düster vor den fliehenden Wolkenhimmel gestellt, nasse Nebel ballen sich um schroffe Höhen, weiße Hütten mit grünbemoostem und rauchgeschwärztem Strohdach nisten hoch über Schluchten, tiefe Wasserrisse mit zackigen Rändern, wie Wunden der Erde anzusehen, stürzen gewaltsam von den Hängen zu Tal, ernste Kreuze, uralt, schwarz, verwittert, russische und römisch-katholische, heben sich riesengroß über die Silhouetten der Berge. Wälder- und bäumereich sind die Höhen, doch tritt hier am meisten eine gewisse Ungepflegtheit und Verwilderung hervor, obwohl überall Hegerhütten stehen; die wundervollen Baumgruppen, wie man sie in manchen Teilen Frankreichs antrifft, Gruppen, bei denen Mutter Natur selbst als Landschaftgärtnerin gewaltet hat, läßt die galizische Landschaft durchaus vermissen. Manchen Ähnlichkeiten mit der Champagne pouilleuse fröhlich-traurigen Soldatenangedenkens konnten die forschenden Augen begegnen . . .

Zweimal ist die Kriegswalze über dieses Land gefahren, und sie hat ihre Zeichen hinterlassen. Aber es sind mehr die Folgeerscheinungen des Krieges als dieser selbst, die ihre Furchen und Wegespuren gezogen: Raub, Brandschatzung, Verarmung treten stärker zutage als Schlachtenzerstörung. Vom Kriege zerrädert — im buchstäblichen und übertragenen Sinne zerrädert — ging es in den dritten Kriegswinter.

* * *

Das Dorf Huzisko, unser erstes Quartier, in dem ich meine Division antraf, hatte bei aller Armlichkeit den Vorzug einer guten und schönen Lage: am Hang eines weiten, steilwandigen Kessels, an dessen einem jähen Rand unsre zweite Verteidigungsstellung entlang läuft, die Häuser des Ortes dicht an die Wälder herangeschoben, die wie dunkle Teppiche über die Ränder des Beckens herunterhängen, und von dem Grund der Mulde durch den Eisenbahndamm getrennt, der wie ein strenger Ordner und Kulturmahner durch die galizische Wildheit zum Feind hinüber seinen Weg nimmt. Ich fand bei einem österreichischen Oberleutnant, dem Munitionsminister der Division, freundliche, gastliche Aufnahme. Das Quartier, das ich mit ihm teilte, lag dicht unter dem hohen Bahndamm zu Füßen eines großen, gutgebauten Brückenbogens, dessen steinerne Blankheit mit graziösem Schwung über den entsetzlichen Schmutz des darunter durchführenden Weges hinwegsetzte, den wir mehrmals täglich durchwaten mußten. Die Lehmhütte erschien mir, der ich immer noch die Brille des Westfrontlers auf der Nase trug, als ein Nonplusultra an Ärmlichkeit, doch fand sich sehr bald Gelegenheit zur Berichtigung dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ansicht. Denn als die Division nach wenig Tagen in das größere aber ärmere Dorf Nadorozniow umzog, wurde uns dort ein noch mäßigeres Quartier zuteil: windschief, rauchig, mit winzig kleinen Fenstern, die zum Teil aus Zeitungspapier bestanden — und in puncto Ungeziefer sehr reichhaltig ausgestattet. Davon abgesehen konnten wir's uns aber in N. wohl gefallen lassen. Das Dorf liegt hoch, ein wenig eingesattelt auf steilen Bergen, wie ein Luftkurort, die Pferdeställe erwiesen sich als gut, und zu den Batterien und Beobachtungsstellen war's nur ein verhältnismäßig kurzer Ritt. Dafür aber weit und breit keine Straße und keine Bahnlinie, so daß wir uns recht abgeschlossen von der Welt vorkamen, und statt der Wege unergründliche schwarze Schlammassen. Unsere Division mußte hier noch mehr Spartanertum zeigen als in Huzisko: nur ein Häuschen, kleiner als eine deutsche Bahnwärterwohnung, hatte der Divisionär mit dem Adjutanten und Ordonnanzoffizier zur Verfügung; der übrige Stab war in die Lehmhütten des Dorfes verteilt. Der österreichische Artilleriekommandeur, dem ich zugeteilt war, traf's verhältnismäßig besser, ein Steinhaus bot Raum für die Wohnung des Kommandeurs und für die Kanzlei. Hier verbrachten wir einen netten Abend bei österreichischer Gemütlichkeit Wiener Prägung, Wein und Zithermusik. Dann gab's bei ruhig werdender Lage an der Front wieder einen Umzug. Ungern ließen wir die Berge hinter uns, um, Quartiere gegen hundert Widerstände erkämpfend, in dem Kirchdorf Kurzany an der breiten Talstraße neues Asyl zu finden.

Gundolfs „Goethe“

Von Werner Mahrholz (München)

Gundolfs „Goethe“-Werk ist keine Biographie, sondern ein Monument, errichtet von einem Verehrer. Dies Ergebnis stand eigentlich zu erwarten, wenn man sich Gundolfs geistige Herkunft und Haltung klarmacht. Er lebt als Mensch, Gelehrter und Schriftsteller in der Atmosphäre Stefan Georges, d. h. er ist im Verkehr mit einem Dichter erwachsen, der wie wenige in unserer Zeit Gefühl für Würde und Größe, Willen zu strenger Formung, Hochschätzung der Kulturmacht der Dichtung, Sinn für Heldenverehrung und Trieb zur Aufrichtung eherner, gültiger Maße hat. In all diesen Antrieben spricht sich letzten Grundes ein Zug zum Absoluten, ein Wille zum Zeit- und Geschichtslosen aus, und so ist der Schüler und Freund Georges sicher weder gewillt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch begabt, eine Biographie Goethes zu schreiben, die denn doch immer mit dem Zeitlichen und Bedingten zu tun hätte; er ist auch nicht fähig, Goethe als Menschen lebendig zu machen, was ebenfalls eine Sache des guten Biographen wäre, denn ihm gilt, ausgehend von jener Willensrichtung auf das Zeitlose, unbedingt Gültige einzig Goethe der Gestalter, der Dichter. Vom Erlebnis der Formung des Lebensgefühls im Gedicht, vom Erlebnis der Heldenverehrung und Wertaufrichtung aus ist Gundolfs Goethebild gestaltet; die Leistung und die Verkörperung zeitloser Werte ziehen Gundolf an Goethe an; der Mensch, sein Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dieser Mensch an diesem geschichtlichen Ort findet seine Aufmerksamkeit nicht. Hier sind die Grenzen dieses Goethewerkes zu erkennen: ein Ästhet und ein Fanatiker der Zeitlosigkeit hat es geschrieben, und so ist, ein wenig nur, aber doch bemerkbar, aus der unendlich lebendigen Einheit des Menschen Goethe eine erlebende und gestaltende Formel, ein Apriori gleichsam geworden.

Nachdem man sich einmal über die Grenzen von Gundolfs Leistung klar geworden ist, muß man mit höchster Bewunderung von dem sprechen, was doch tatsächlich vorliegt. Großartig ist vor allem die Folgerichtigkeit, mit der die Leistung Goethes bis in alle Winkel hinein verfolgt ist, großartig die Ausführung der Grundthese in alle Verzweigungen hinein. Diese Grundthese scheint uns in diesen Sätzen beschlossen zu sein: „Aus einer großen Natur schöne Kultur zu werden, das ist Goethes Instinkt, dann sein bewußtes Streben, dann seine Leistung gewesen ... Es gibt keine Zeile von Goethe, die nicht näher oder ferner, mittelbar oder unmittelbar, positiv oder negativ seiner Selbstgestaltung zu dienen hätte, die nicht Gestalt wäre oder erstrebte.“

Was Gundolf hier von Goethe sagt, das trifft sicher zu — allein man muß denn doch fragen: stimmt es nicht ebensogut für jeden anderen schöpferischen Geist großen oder kleineren Ausmaßes? Erkennen wir nicht in jeder Zeile Luthers Luther und nur ihn, Schillers Schiller und nur ihn, Lessings Lessing und nur ihn? Ich exemplifiziere nur auf diese eine Stelle (die Beispiele ließen sich häufen), um klarzumachen, daß eine bedenkliche Fähigkeit zur klingenden Formel Gundolf oft verführt, Allgemeingültiges als gerade nur für Goethe Gültiges zu setzen. Der abstrakte Ausgang Gundolfs vom Streben zum Monument, zum Absoluten rächt sich hier, indem das quellende Leben vergewaltigt wird, zu Formeln erkaltet, in seiner Einmaligkeit und Einzigkeit nicht begriffen wird.

Aber genug der Kritik, und fortgeschritten zur Betrachtung der Methode und danach der schriftstellerischen Leistung. Die Methode Gundolfs ist durchaus rational, d. h. wissenschaftlich, die der Begriffsbildung. Für immer wird

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man sich in der Literaturgeschichtschreibung solcher Hilfsbegriffe wie Urerlebnis und Bildungserlebnis bedienen müssen; für immer wird man solche Analysen, wie die der Beziehung zwischen dem tragenden Erlebnis und seinem Ausdruck im Werk, zwischen Erlebnis und Form, als mustergültig anerkennen müssen; für immer werden die Prägungen Titanismus, Erotik, Frömmigkeit bei der Betrachtung Goethes wie anderer, ähnlich gerichteter Dichter ihr Recht behalten. Gundolfs ganzes analytisches Verfahren beruht auf einem Grundsatz: jedes Erlebnis bedingt seine Form; verschiedene Erschütterungen der Menschlichkeit finden ihren Ausdruck in verschiedenen Formen; ähnliche Erschütterungen bedingen ähnliche Formen. Die neuere Ästhetik, welche an die Schiller-Hegelsche Ästhetik anknüpft und als deren lebende Repräsentanten wir Paul Ernst im „Weg zur Form“ und im „Credo“, Otto Stoeßl in den Essais über Keller und C. F. Meyer, Georg von Lukacs in „Die Seelen und die Formen“ und in der „Theorie des Romans“, F. F. Baumgarten in „C. F. Meyers Werk“, Leopold Ziegler in „Florentinische Introduktion“, Wilh. Worringer in „Abstraktion und Einfühlung“ nennen, ist eine Theorie der Entsprechungen von menschlich-sittlichen Werten und ästhetischen Formungen dieser letzten menschlichen Grundtriebe. Alles ist Analogie, einem bestimmten Guten entspricht ein bestimmtes Schönes, Böses, Heiliges usw. In Gundolfs Goethebuch nun wird diese ästhetische Grundauffassung fortgesetzt angewandt; in der Ausdeutung und Analyse dieser Übergänge vom Erlebnis zur Form beruht ein Hauptwert des Buches; mit zarter Hand, scharfem Instinkt und glücklicher Formulierung werden diese Zusammenhänge von Erlebnis und Gestaltung nachgezeichnet, wobei sich dann viel Klarheit über den Vorgang der dichterischen Gestaltung, soweit er überhaupt rational erfaßbar und nicht schlechthin Geheimnis ist, verbreitet.

Das Buch ist in dreifacher Steigerung aufgebaut; der erste Teil: „Sein und Werden“ schildert Goethes Erlebnisse bis um 1780, also die Jugend- und erste Bildungszeit; der zweite Teil: „Bildung“ umfaßt das Mannesalter Goethes bis zum ersten Teil des Wilhelm Meister; der dritte Teil: „Entsagung und Vollendung“ stellt das Alter Goethes dar. Es ist natürlich unmöglich, in einer kurzen Besprechung irgendwie Einzelheiten zu berühren, es genüge der Hinweis auf einzelne Kapitel, in denen meines Erachtens besonders glücklich über einzelne Seiten von Goethes Wesen gehandelt ist, so etwa auf den Abschnitt Weltliteratur, so auf die Analyse der Marienbader Elegie, so auf das Kapitel Humor und Satire, so auf die Betrachtung der Wahlverwandtschaften.

Wir sind als Deutsche im allgemeinen wissenschaftlichen Werken gegenüber kaum daran gewöhnt, große Ansprüche an die schriftstellerische Leistung zu stellen. Gundolfs Goethe ist durchaus als schriftstellerische Arbeit, rein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für sich, zu werten, und es muß gesagt werden, daß Gundolf als Schriftsteller an den Lastern seiner Tugenden zu tragen hat: er ist Rhetor, er handhabt die klingenden Worte, er ist Meister der Formel und oft ihr Sklave; sein Stil ist zuzeiten pretiös, übergewählt im Ausdruck, zuzeiten einfach-schlicht, eindringlich; er hält sich oft überraschend glücklich frei von Fremdworten, hat glückliche Neubildungen und schlägt ebenso oft in ein schlimmes Mengseldeutsch um; er ist oft knapp im Ausdruck und hebt dann kurz darauf den guten Eindruck durch Wiederholungen auf. Es geht einem mit dem Stil wie mit dem ganzen Buch: man schwankt zwischen Bewunderung und Enttäuschung, zwischen Anerkennung und Bedauern, zwischen Zustimmung und Ablehnung hin und her: kurzum, es ist ein sehr romantisches Buch voller Ungleichheiten mit der Geste klassischer Vollendung. Ob eine weitere Arbeit daran (etwa bei einer neuen Auflage) viel helfen würde, oder ob der Fehler in der Geistesanlage Gundolfs liegt, das wagen wir nicht zu entscheiden — vielleicht gibt Gundolf selbst bei einer neuen Auflage uns eine Antwort auf diese Frage. —

Gundolfs Goethebuch ist sicher ein Markstein in der Entwicklung des Goethebildes. Es bildet den Abschluß der Betrachtung Goethes als ästhetisches Phänomen; es ist darin gesagt, was über Goethe als Dichter gesagt werden kann, mit einer Schroffheit und Folgerichtigkeit, die uns die Augen öffnet über die Grenzen dieser Betrachtungsart. Mit aller Deutlichkeit muß einmal gesagt werden, daß Goethes Dichtung im Grunde Begleitung und Teilausdruck seines Lebens ist, als welche Tatsache ja einiges über den Reichtum Goethes besagen wird. Das, worauf Goethes letzter Trieb zu gehen scheint, war im Grunde nicht die Dichtung, sondern eine tiefe Weisheits- und Lebenslehre, eine universale kosmische Verknüpfung des Menschenseins mit dem Allsein — als eine Möglichkeit der Darstellung dieses Verhältnisses, dieser Verknüpftheit bot sich ihm die Dichtung dar.

Wir kommen zum Schluß: Gundolfs Goethe ist als ein neuer Versuch, sich Goethe zu nähern, gelungen und verfehlt, wie man es nehmen will und wie es wohl in der Natur geschichtlicher Versuche liegt. — Was das Buch n i c h t ist, n i c h t will: die Fortsetzung von Goethes Dichtung und Wahrheit durch einen Nachgeborenen im Sinne Goethes — das haben wir gesagt und damit zugleich haben wir ausgesprochen, daß es eine Goethebiographie nicht ist, sondern ein Monument Goethes des Dichters, besser noch, Goethes des Künstlers, ein Monument, wert unserer Achtung, würdig unserer Schätzung und unserer Bewunderung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Reise

Von Manfred Georg

Nun rollt der Zug und du bist fern.
Wie blanker Schild reiht Stern an Stern
zum Dach sich über mir, und leise
ertönt die abgesungne Weise,
der blauen Schienen Wanderlied,
das klagend mit gen Süden zieht.
Bald donnert's über Ströme, Brücken,
bald wiegt sich's zwischen Bergesrücken,
bald buhlt es mit dem Heidewind,
zerfließt vor Sucht und Sehnen blind.
Die Lampe schläft. Das Land ruht aus
und atmet breit. Ein Bauernhaus
verglimmt am Zaun. Und deine Hände
fühl' ich auf meiner Wangen Brände.
Die Nacht weht kalt. Das Fenster klirrt.
Ein dunkler Wald vorüberschwirrt.
Auf seinem wetternassen Gras
zuckt fahl das Frühlicht, schwer und blaß,
die Wagen schnaufen schnell zu Tal.
Der Tag. Die Grenze. — Es war einmal. —
Nun schwindest du, Geliebte, ganz durchsonnte;
ein Duft nur in dem Morgen, weh und matt.
Schon baun sich hoch am hellen Horizonte
Zyklopenmauern einer fremden Stadt.

Kriegsbücher

I.

Auf welchen Wegen auch immer die Wissenschaft bisher versucht hat, das Phänomen des Krieges zu erfassen, mußte sie für einen Blickpunkt, der über die Begriffe des Tages hinausgeht, versagen. Nicht deshalb, weil die Geschehnisse zu elementar waren, als daß sie keine Objektivität ermöglicht hätten. Eine Welle warmen Blutes darf auch in der Darstellung objektiver Dinge fließen. Aber dieses Blut war ungelöst, pulsierte gar nicht mehr, sondern floß über. Unsere Philosophen und Historiker waren so sehr mitgerissen von den empirischen Vorgängen und Ereignissen, daß sie den Blick verloren, was denn an den Begebenheiten die Schwelle der zeit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

losen Sphäre überschreite. Es ist noch die versöhnlichste Erklärung: die Geschichtschreiber der Zeit waren so sehr vom heißen Leben ergriffen, daß ihr Gleichmut an Geist, Kritik und Seele verloren ging. Und die unversöhnliche: es war schon in ihren Friedenskategorien in ungeweckten Quellen der Ausgangspunkt für einen Sturm, der die kulturvollen Kategorien einfach niedermähte. Nur indem wir das Animalische der Augusttage 1914 einsehen, nur indem wir erkennen, daß dieses Geschehnis durchaus nicht organisch in der Zeit steht, wird uns manche Erklärung leichter werden. So wie ein plötzliches Ereignis uns aus der Bahn werfen kann, so hat der Krieg mit scharfem Messer hineingeschnitten: die Wunden waren so schwer, daß der ganze Organismus leiden mußte. So sind alle Erscheinungen nur begreiflich. So das Auftauchen ganz unmotivierter und unverständlicher Strömungen. Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Historie fühlten die Verpflichtung, Stellung zu nehmen zu den Dingen; Lissauers Haßgesang ist nur eine zarte Oboenepisode im polyphonen Orchester deutscher Kriegssymphonien.

Es will scheinen, als ob die Gestalt des Kriegs noch nicht einmal fragmentarisch erfaßt und erfühlt wurde. Die Einigkeit, das Zusammenstehen, die Gegensatzlosigkeit, all dies mag der utilitaristischen Richtung dienlich sein. Aber in dem Burgfrieden schon eine philosophische Idee zu sehen, hieße alle geistigen Kategorien zur Karikatur stempeln. Wie hätte es möglich sein sollen, daß sich aus dieser Richtung die starke, lebendige Schwingung einer Einzelseele fühlen ließe? Denn das Sozialsein bis in den Tod, das soziale Verbundensein bis hinein in die äußersten und selbstischen Orte der Seele war das allgemeine Gesetz.

Es gab eine Zeit, da jeder sich stark damit beschäftigte, wie sich denn das unverständliche Erleben in den Köpfen der besten Geister seiner Zeit spiegele. Man griff nach den Philosophien des Krieges, nach seinen Geschichten, gar nach der Form, in der sich sonst die Sachverhalte gereinigt von den Schwächen intellektueller Erfassung aufzeigen: nach der Lyrik. Überall fühlte man sich zurückgestoßen. Von den Philosophien des Kriegs, weil mehr Krieg in ihnen war, als die Kategorien der Philosophie an dem Ereignis aufleuchteten. Die Dialektik unseres diplomatischen Weißbuchs war nur in den Wörterschatz der philosophischen Begriffsbildung übersetzt. Man fühlte sich zurückgestoßen von den Geschichten des Krieges, weil sie entweder ohne Organismus Phrasen der Provinzblätter in ein Gewebe von Zusammenhang und Analogie führten — oder weil darin irgendwie von zusammengelesenen technischen Dingen die Rede war, und der deutsche Aufmarsch von heute mit dem der friderizianischen Heere verglichen ward. Man las die lyrischen Bisaufsmesseralexandriner: immer wieder dieselbe Unselbständigkeit des Gefühls. Nur vielleicht in Werfels „Einander" standen ein paar Verse, die man auch nach dem Kriege noch wird lesen können.

Daß die Sehnsucht besteht nach einer Erfassung des Krieges, in der nichts mehr von Schuld auf der einen, Schuldlosigkeit auf der andern Seite steht, kann nicht mehr geleugnet werden. Und was heute noch in Systemen über den Krieg gesagt wird, was heute noch an die ganze Totalität des Phänomens heranreichen will, muß die Probe bestehen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ob denn nunmehr das Schlackenhafte abgeworfen ist. Ob die eruptive Zerstörung kulturlicher Kategorien sich nun freigemacht habe: ob reine Elemente sich zusammenballen, um eine Einheit zu bilden. Alle neuen Veröffentlichungen dürfen nun nicht mehr mitleidsvoll als gefühlsmäßiger Beitrag zur Gemeinsamkeit der Nation angesehen werden: es ist Zeit geworden, das sub specie aeternitatis (wenn auch immer noch relativ bescheiden) anzuwenden.

Norbert Einstein

Unser täglich Brot

In einer umfassenden Studie wird die Bereitungsweise des Brotes gemeinverständlich dargestellt. Unsere Versorgung und Ernährung mit Brot wird vom volkswirtschaftlichen und physiologischen Standpunkt aus beleuchtet. Der Leser soll in dem Werke: „Das Brot der Zukunft“ *) die Überzeugung gewinnen, unsere bisherige Brotbereitung sei nicht rationell gewesen; erst unter den Nöten des Krieges habe man mit Hilfe der physiologischen Forschung den Weg zu einem einwandfreien Brot gefunden. Lassen wir die wissenschaftlichen Ergebnisse Stoklasas hier unangefochten und beschränken wir uns nur auf die Bemerkung, daß selbst in Fachkreisen manche Stimmen gegen das „Brot der Zukunft“ laut wurden. Aber etwas Unausgesprochenes irritiert einen an diesem Buche. Man glaubt zwischen den Zeilen jenes Presse-Halleluja vom „Umlernen durch den Krieg“ zu lesen. Als hätten wir vor dem Kriege in Unverstand gelebt, und erst der Krieg wäre der große Lehrmeister gewesen! In diesen Ton können wir nicht mit einstimmen, und wir wehren uns auch ohne Aufgebot wissenschaftlicher Argumente gegen Stoklasas „Brot der Zukunft“. Wir glauben nicht, daß der Krieg erst uns eine rationelle Brotbereitung gelehrt habe, daß der Krieg und die Physiologen uns das beste, das ideale Brot beschert haben. Vielmehr behaupten wir, der Krieg habe uns unter anderen Nöten auch die Not an täglichem Brot eingebracht. Mit Surrogaten erweitert man die Mehlbestände und fabriziert Brote der Not. Man erträgt das willig, man ist auch weiter auf die sieben mageren Jahre gefaßt; aber man braucht sich nicht suggerieren zu lassen, daß jetzt erst das gute Brot geschaffen sei. Tagtäglich beweist uns die Presse, man habe dies oder jenes erst durch den Krieg schätzen gelernt. Aus jedem Surrogat saugt der Zeitungsschmock Honig, und jede neue Streckung stürzt ihn in einen Wonnetaumel. Und erfüllt ist die Zeit von dem Worte ihres Kritikers Rathenau: „Die beste Stimmung des Geschäftsmannes ist, wenn er sich sagt, es gibt keine Not, aus der sich nicht eine Tugend machen ließe.“ Es ist schlimm, daß Stoklasas Buch uns so aufbegehren läßt. Aber es geht um unser täglich Brot, und wir fühlen, daß uns hier etwas Schlechtes mundgerecht gemacht werden soll. Die wissenschaftlichen Daten nehmen wir widerspruchslos hin, denn, ehrlich gesagt, es liegt nichts an ihnen, wenn es Brot machen gilt. Der Geist aber, aus dem heraus das Brot der Zukunft genießbar gemacht werden soll, gemahnt leider an jene Prokrustes-Philosophie und Rathenaus Praxis.

Das vom Fischerschen Verlage wohl ausgestattete Buch Stoklasas

*) Prof. Dr. Julius Stoklasa, Das Brot der Zukunft. Mit 7 Tafeln. Jena, Verlag Gustav Fischer, 1917. 189 Seiten 8°.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat ja seine Verdienste. Es macht einen weiteren Leserkreis bekannt mit einer Fülle wirtschaftlicher und physiologischer Tatsachen über Getreideversorgung, Mehlbereitung, Brotbacken und die gesamte einschlägige Kriegsgesetzgebung. Interesse erregen die Angaben über die Ertragssteigerung in der Getreideernte Österreichs und Deutschlands. Die langjährigen Bemühungen Stoklasas waren darauf gerichtet, die Weizenproduktion in Österreich durch Sortenauswahl sowie durch rationellere Ausnutzung der künstlichen Düngemittel nach dem Vorbilde Deutschlands zu steigern. Freilich erscheint das ganze Bestreben der forzierten Ertragssteigerung motiviert mit der Forderung möglichster Unabhängigkeit vom Auslande. Wir begegnen hier wieder einer Behauptung, mit der die Tagespresse reichlich Mißbrauch getrieben hat. Auch dies wird uns tagtäglich gepredigt, wir müßten streben, uns möglichst unabhängig vom Auslande zu machen, eine Theorie, die in dem Drang nach erweitertem Lebensspielraum ihre Grenzen findet.

In den ersten Teilen seines Buches behandelt Stoklasa die Chemie des Weizen- und Roggensamens. Wir erfahren, daß das Mehl um so mehr Eiweißstoffe und Reinasche enthält, je schwärzer es ist. Die Geschichte des Kriegsbrotes und die Verwendung der verschiedenen Surrogate und Mischmehle wird eingehend gewürdigt. Im letzten Abschnitt des Buches über das Brot der Zukunft will Stoklasa zunächst beweisen, die herkömmliche Mehlgewinnung sei nicht rationell gewesen. Das Prinzip der möglichst feinen Trennung und Sortierung der Mehle hält Stoklasa für falsch, und er bedauert, daß die Sonderung des Mehles in viele Sorten bereits zum Bedürfnis geworden sei. Doch wir sehnen uns nach den Zeiten, da wir differenzieren durften und Qualität schätzen konnten. Wir lassen uns nicht einreden, unsere frühere Lebensweise sei ungesund gewesen. Rationeller und angenehmer lebten wir, als wir unserem Geschmacke folgen durften. Bei Stoklasa heißt es: „Da die meisten Menschen die Auswahl der Nahrungsmittel ausschließlich nach dem Geschmack und ohne Rücksicht auf die diätetischen und physiologischen Wirkungen derselben treffen, so kann es nicht wundernehmen, daß die lediglich auf Befriedigung des Geschmackssinnes beruhende Ernährungsweise von schlechten Folgen für den Organismus begleitet ist.“ All dem ist zu widersprechen. Leider folgen die Menschen zu wenig dem Geschmack. Diesen gab uns die Natur zum Mentor, nicht den Physiologen. Wir brauchen auch zur Wahl eines guten Brotes nicht die Wissenschaft; das Müller- und Bäckergewerbe sorgt hierfür schon in vernünftiger Weise. Eher wirkt die Wissenschaft mit ihren Rezepten zur Uniformierung und Rationalisierung unserer Lebensweise störend auf die freie Entfaltung der Gewerbe. Wir leben in gedeihlichen ökonomischen und hygienischen Verhältnissen, wenn allenthalben reger Wettbewerb, größte Mannigfaltigkeit und freie Wahl obwalten. Die Uniformierung unserer Lebensweise und die Monopolisierung sind Übel. Streiten wir nicht darüber, ob sie notwendig sind; lassen wir uns doch aber nicht wieder aus der Not eine Tugend machen! Auch nicht weil es uniform ist, erscheint uns das neue Brot ideal, und Stoklasas Vollkornbrot wird uns doch nur ein drückendes Erbe dieses Krieges sein. Wir lächeln nur zu Stoklasas Feststellung: „Bedauerlicherweise sind die Verdauungsenzyme des mensch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Organismus schon derart degeneriert, daß sie größtenteils nicht die Fähigkeit besitzen, jene organischen Stoffe zu verwerten . . ." Wir lächeln zu einem hier zitierten Kunert, der über den „Rückgang unserer Volkskraft predigt, wir sollten ablassen vom Genuß des kraft- und wertlosen Weißbrotes und uns dem Genuß des Schwarzbrotes zuwenden . . ." — Daß man den Mut hat, den männermordenden Völkern nach dreijährigem Ringen etwas von Degeneration und Rückgang der Volkskraft zu predigen!

Es ist vom Übel, wenn mit den Ergebnissen der Wissenschaft das Geschäft der Müller und Bäcker reformiert wird. In Stoklasas Buch ist das Finklersche Verfahren der Weg zum idealen Brot. Bei diesem Verfahren wird auf nassem Wege das Vollkorn mitsamt der Kleie zur Brotbereitung verwertet. Aber die Physiologen sind sich ja selbst nicht einig, ob die Kleie zur menschlichen Nahrung dienen soll; Rabner spricht sich scharf genug dagegen aus und wendet sich überhaupt gegen die allzuvielen Bestrebungen zur „Brotverbesserung". Doch bedarf es denn der gelehrten Aufklärung? Fahren wir nicht besser, wenn wir uns den Gewohnheiten, den Bauern, Müllern und Bäckern anvertrauen? Wenn wir jetzt Abfälle essen, so gehorchen wir der Not, nicht dem „Umlernen durch den Krieg". Stoklasa bietet ein großes Material von Forschungsarbeit auf, um zu beweisen, daß mit dem Finklerschen Verfahren der Finalmehlbereitung ein ernährungsphysiologisch ideales Brot herzustellen sei. Es wird uns gesagt, der Krieg habe „eine förmliche Metamorphose in der ganzen Ernährung" herbeigeführt und wir kämen zur Überzeugung, „daß die bisherigen Ansichten der Physiologen über die Ernährungsbilanz der Menschen sich in vielen Fällen als nicht richtig erweisen". Wir gehen sogar noch weiter und glauben, daß die Ansichten der Physiologen für die praktischen Lebensformen ziemlich überflüssig sind; daß die Physiologie gar nicht befugt ist, Rezepte zur Ernährung zu finden; wir stellen fest, daß die Physiologie nur den tierischen und menschlichen Funktionen nachzuspüren habe, um post hoc zu gewissen Erkenntnissen zu gelangen.

Weiter sagt Stoklasa, die ganze „Mobilisierung des Ernährungswesens hätte es bisher leider nicht vermocht, eine den biochemischen Forschungen entsprechende richtige Zubereitung des unentbehrlichen täglichen Brotes zu erwirken". — So wären wir wirklich falsch ernährt gewesen und hätten durch den segenspendenden Krieg — umgelernt? Und mit dem Vollkornbrot nach Finklerschem Verfahren will man ein gewisses Ideal von Brot erreicht haben! Ungläubig bleiben wir, eindruckslos zieht der ganze wissenschaftliche Apparat an uns vorüber. Wir werden fortfahren, Kriegsbrot zu essen — mit Resignation. Unsere Enkel aber werden mit Bewunderung ihrer Großeltern gedenken, die in zähem Willen zum Durchhalten neben den vielen Surrogaten auch Kleieabfälle zu verdauen verstanden.

Robert Lewin

Arnims Majoratsherren

Das deutsche Volk liest bekanntlich seine geistvollsten Dichter nur wenig. Einer der Größten, Jean Paul, hat es seit einem Menschenalter zu keiner Ausgabe mehr gebracht, und wie sehr ist Achim von Arnim verschollen, dieser erfindungsreichste und bunteste Geist der Ro-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mantik! Vor einigen Jahren hat der Inselverlag, was ihm hoch angerechnet sei, eine hübsche dreibändige Auswahl seiner Werke gebracht. Und jetzt erschien bei Kurt Wolff in Leipzig eine sehr schöne Liebhaberausgabe von Arnims „Majoratsherren", dieser grandiosen mystisch-phantastischen Novelle. Wäre sie von Meyrinck, so hätte sie hundert Auflagen. Karl Thylmann — er ist inzwischen im Felde gefallen — hat sieben Steinzeichnungen dazu gemacht, die den Geist und die wetterleuchtend zuckende Atmosphäre der Dichtung nicht erreichen, aber doch ein tiefes Verständnis für sie fühlen lassen.

Die Romantikermode, die eine Reihe von Jahren unter den Literarhistorikern und Verlegern herrschte, ist vorüber. Wesentliche Schätze der echten Romantik, des besten deutschen Geistes der Zeit vor hundert Jahren, sind dabei unbeachtet liegen geblieben. Arnim gehört dazu. Möchte eine Neuorientierung doch auch in der Pflege des geistigen Besitzes unsrer Nation eintreten! Sie hätte es bitter nötig.

Hermann Hesse

Fritz von Friedländer-Fuld

Am 15. Juli ist der Geheime Kommerzienrat von Friedländer-Fuld auf seinem Schlosse Lanke im Alter von 58 Jahren gestorben. Er soll der reichste Mann Berlins gewesen sein. Aber nicht deshalb seien ihm hier einige Zeilen gewidmet. Aus anderen Gründen verdient er Beachtung: er stellte einen Typ dar, der zwischen den beiden großen deutschen Kriegen ausschlaggebend in unserem Wirtschaftsleben, vielleicht aber auch in der sogenannten Gesellschaft war. Bezeichnend für ihn ist nicht nur die Schnelligkeit, mit der er zu seinem Vermögen kam, sondern auch der Einfluß, den er im öffentlichen Leben errang. Als er nämlich vor etwa 40 Jahren das Kohlengeschäft seines Vaters, die auch heute noch bestehende schlesische Firma Emanuel Friedländer & Co., übernahm, da mußte er mit ungefähr nichts anfangen, denn der Krieg von 1870 und seine Folgen hatten dieses Unternehmen außerordentlich geschädigt und geschwächt. Innerhalb weniger Jahrzehnte aber brachte es der Verstorbene dahin, daß er zusammen mit der Firma Cäsar Wollheim den ganzen Verkauf der riesenhaften schlesischen Kohlenindustrie monopolartig beherrschte und darüber hinaus noch in unzähligen anderen wichtigen Industriezweigen eine ausschlaggebende Bedeutung hatte.

Friedländer-Fuld hörte es gerne, wenn man ihm versicherte, wer die Geschichte seiner Firma schreibe, der schreibe auch die Geschichte der schlesischen Industrie. Und daran ist sehr viel Wahres. Im Gegensatz nämlich zu der viel älteren rheinisch-westfälischen Großindustrie hat in der Entwicklung des industriellen Schlesien der Handel eine ausschlaggebende Bedeutung gehabt. Das mag daher gekommen sein, daß dort die reichen Bodenschätze fast ausschließlich im Besitz der feudalen Magnaten waren und teilweise auch heute noch sind, und daß diese Magnaten es an und für sich nicht nötig hatten, von ihren industriellen Anlagen zu leben. Hier bedurfte es häufig erst des Anstoßes so unternehmender Händler, wie Fritz Friedländer einer war, um diese Magnaten vom Großagrariertum mit nebenher betriebenen Gewerbebetrieben zur intensiven Großindustrie herüberzuziehen. Aber selbst wenn dieser Schritt einmal unternommen wurde, befaßten sich

Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

die Hocharistokraten nicht gerne mit dem Verkauf; sie überließen ihn lieber den vorwiegend jüdischen Händlerfirmen. Das gilt nicht nur für die Kohle, sondern ebenso auch für die Metalle, und Metallfirmen wie Rawack & Grünfeld in Beuthen ebenso wie die Firma Beer, Sondheimer & Co. in Frankfurt a. M. verdanken einen ansehnlichen Teil ihrer Millionen den guten Beziehungen zu den schlesischen Feudalen oder, besser gesagt, zu deren Domänendirektoren.

Man kann aber — und hierin liegt zweifellos das Hauptverdienst Friedländers — dem Verstorbenen nicht vorwerfen, daß er nur Kaufmann gewesen sei. Im Gegenteil, er hat ein außerordentliches Verständnis und Interesse für alle technischen Neuerungen gezeigt. Er war es, der bahnbrechend an die so lange vernachlässigte bessere Ausnutzung der Kohle herangegangen ist. Er ist der Gründer der Oberschlesischen Kokswerke und Chemischen Fabriken gewesen, jener Gesellschaft, die auf Grund neuer Patente zum erstenmal großzügig daran ging, rationell die in der Kohle schlummernden Nebenprodukte auf chemischem Wege auszunutzen. Dadurch hat er wohl Einblick in das Stickstoffproblem erhalten, das sowohl für unsere Kriegswirtschaft wie für unsere künftige Friedenswirtschaft von ausschlaggebender Bedeutung ist. Denn neben dem bei der Koksdestillation gewonnenen Ammoniak gibt es ja noch weitere Möglichkeiten, um künstlich Stickstoffverbindungen zu erzeugen. Er hat nun nach den verschiedensten Richtungen hin Versuche gemacht, sich an der Lösung dieser Frage zu beteiligen. Als einer der ersten hat er die norwegischen Erfindungen auf diesem Gebiete aufgegriffen und deren Ausnutzung in Deutschland versucht. Später vereinigte er sich dann mit Caro und Frank, um deren Kalkstickstoffverfahren auszunutzen. Im Kriege hat er mit Reichshilfe und in Verbindung mit der Deutschen Bank dieses Verfahren ausgenutzt, und das war auch der Grund, warum er in der Verwaltung der Bayerischen Stickstoffwerke saß und eine ausschlaggebende Bedeutung hatte. Er selbst hat eingestanden, daß nach seinem Dafürhalten das Verfahren nicht das beste ist, daß es technisch weit zurückbleibt hinter den von der Badischen Anilin- und Sodafabrik verwerteten Erfindungen des Professors Haber. Er hat sogar zeitweise versucht, diesen seinen Landsmann zu sich herüberzuziehen, was daran scheiterte, daß dieser bereits an die Ludwigshafener Fabrik gebunden war. Die Ausnutzung der Caro-Frankschen Patente unternahm Friedländer in Gemeinschaft mit der Deutschen Bank, deren Aufsichtsrat er angehörte, seitdem er sich vor einigen Jahren mit seinem langjährigen Bankier, Karl Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft, schwer überworfen hatte.

Aber auch auf einem anderen Gebiete ist Friedländer bahnbrechend gewesen: in der Verwertung des Zellstoffs für die Textilindustrie. Auch hier sind die Friedländerschen Interessen im Kriege zur Geltung gekommen, als man dazu überging, Papiergarn und Papiergewebe in großem Maßstabe an Stelle der fehlenden Baumwolle und Wolle herzustellen. Es kam ihm da zustatten, daß er bereits im Frieden in seinen Papierfabriken diese Probleme bearbeiten und praktische Versuche hatte anstellen lassen. Alle diese Probleme aber hielt er für unwichtiger als eines, dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Zukunft gehört und über das an dieser Stelle vor einigen Monaten bereits geschrieben wurde: die Vergasung der Kohle. Längst hatte er eingesehen, daß selbst die Verkokung des schwarzen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diamanten noch eine unglaubliche Verschwendung darstelle und daß es unbedingt notwendig sei, die Kohle an Ort und Stelle völlig zu vergasen und ihre Bestandteile zu zerlegen. Dieses Riesenproblem der Zukunft beschäftigte ihn auf das allerintensivste. Hier mag ihm zustatten gekommen sein, daß er als Besitzer von Braunkohlenbergwerken — er war Aufsichtsratsvorsitzender und Hauptbesitzer der Braunkohlen- und Brikettindustrie A.-G. in Berlin — eine besonders billige und qualitätsarme Kohle zu verarbeiten hatte, bei der die Transportkosten in einem besonders krassen Mißverhältnis zum Verkaufswerte stehen. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören, wie er diesen technischen Zukunftsträumen nachging und sie ausspann.

Hier lag zweifellos die sympathischste Seite seiner Persönlichkeit. Weniger bewundernswert, wenn auch zum mindesten ebenso geschickt waren Friedländers zielbewußte Bemühungen, sich gesellschaftlich eine überragende Stellung zu sichern. Daß ihm das gelungen ist, ergibt sich nicht nur aus seiner Nobilitierung, seiner Berufung ins Herrenhaus und der Tatsache, daß die „gute Gesellschaft", angefangen vom Deutschen Kronprinzen, in dem Friedländerschen Palais am Pariser Platz verkehrte, sondern auch aus der Tatsache, daß er seine Tochter mit einem Sproß des englischen Hochadels verheiraten konnte. Freilich hat gerade dieses Streben nach Feudalismus sich für ihn schwer bezahlt gemacht, denn die Ehe dieses seines einzigen Kindes stellte sich als ein schwerer Schicksalsschlag für ihn heraus; die Wahl war die denkbar unglücklichste und mußte unter den schwierigsten Umständen durch Scheidung erledigt werden.

Nicht uninteressant ist die Technik, mit der Friedländer-Fuld sich diese Stellung errang. Sie dürfte wohl begonnen haben mit dem für Friedländer und seinesgleichen so charakteristischen Glaubenswechsel. Er ist zum Christentum übergetreten, und zwar wurde er Katholik, da ja auch der schlesische Hochadel katholisch ist. Er soll es sogar bis zum päpstlichen Geheimkämmerer gebracht haben. Die Berliner Aristokratie aber wußte er durch glänzende Feste, vor allem aber durch den Sport zu gewinnen. Berühmt waren die Friedländerschen Jagden, wie ja die Jagd erfahrungsgemäß von jeher allen jenen, die besseren Verkehr suchten, eine willkommene Möglichkeit bietet, zunächst einmal auf neutralem Gebiete die sozial Höherstehenden an sich zu fesseln. Daß es ihm in seinen gesellschaftlichen Plänen aber nicht nur um ein Erklimmen höherer Sprossen zu tun war, ergibt sich daraus, daß er auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt, als eigentlicher Gründer der „Deutschen Gesellschaft" für 1914 hinter den Kulissen wirkte.

Es ist nach dem Gesagten nicht zu viel gesagt, wenn wir Friedländer als einen Repräsentanten seiner Zeit genannt haben: genialer Händler, starkes Verständnis für industrielle Probleme, verbunden mit einem gesellschaftlichen Ehrgeiz, der von bösen Zungen Streberei genannt zu werden pflegt und der — und auch das ist charakteristisch in diesem materialistischen Zeitalter — beispiellose Erfolge erntete. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kanzlerkrisis

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

ie Julikrisis hat zu einem Personenwechsel geführt. Bethmann Hollweg ist gestürzt. Dr. Michaelis ist zum Kanzler ernannt. Die Wirkung ist weder innerpolitisch noch außenpolitisch eine Klärung.

Bethmann Hollweg hat das gleiche Wahlrecht für Preußen als Programm der Krone errungen und ist — als ob das Zickzack die Verwirrung lösen könnte — am Tage hernach entlassen worden! „Ehrenvoll ist er gefallen, legt ihm seinen Schild aufs Grab." Was Bethmann Hollweg für Deutschlands Entwicklung bedeutet, was er geleistet, erreicht und nicht erreicht hat, ist in ruhigerer Stunde zu würdigen, wenn die Entwirrung der von dem Geist der Adlonkonferenz ersehnten Lage noch etwas weiter vorangeschritten ist und wenn man mehr mitteilen kann als heute.

Dr. Michaelis ist plötzlich aufgetaucht. Er bedeutet eine Arbeitskraft. Aber er bedeutet keine Richtung. Er besitzt persönlichen Charakter, aber noch keinen politischen. Deshalb fehlt der von politischen Staatsmännern ausgehende Aufschluß über die Summe von Fragen, auf welche die drängende Zeit Antwort fordert.

Derjenige, welcher die in der Luft liegende politische Krise gegen Bethmann Hollweg gekehrt hat, — es ist nicht das Parlament, wenn auch Parlamentsparteien als Springer und Läufer mitwirkten — hat sie nicht gelöst. Die Lage erscheint um so verwickelter, je genauer man in sie hineinschaut. Das Volk fragt: Wenn Michaelis die gleiche Politik wie Bethmann Hollweg macht, warum mußte dann Bethmann Hollweg weg? Oder, wenn Michaelis eine andere Politik machen soll, warum hat er dann nicht gesagt, welche andere?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es zeigen sich die Folgen der von rechts her betriebenen Agitation gegen die verantwortliche Reichszentralstelle. Drei Jahre lang haben die Gegner Bethmann Hollwegs ihm in lärmendem und wegwerfendem Ton „mangelnde Klarheit, Bestimmtheit und Fähigkeit" vorgeworfen. Das Kraut des politischen Mißtrauens, das dadurch künstlich gezüchtet wurde, sperrt jetzt seinem Nachfolger den Weg. Es lastet auf ihm ein erhöhter Druck nach offener Stellungnahme. Mit Unmut und mit bitterem Lachen sieht die deutsche Bevölkerung das Schauspiel mit an, daß jetzt Bethmanns Gegner den Gaul herumwerfen und plötzlich ausrufen: Man könne von Michaelis nicht verlangen, daß er vor Kriegsende bindende Erklärungen gebe! Diese Doppelzüngigkeit verschärft die mißtrauische Stimmung.

Es kommt nicht auf Bindungen und Worte, sondern auf politische Akte und auf eine klare Richtung an. Der Verlauf der Dinge des letzten Jahres und des letzten Monats zwingt zu erkennen, daß die drei Jahre lang von der Kriegsfurie gepeitschte Welt an dem Punkt und in dem Stadium angelangt ist, wo die Erfahrungen sich zu festen Richtungen in der inneren und äußeren Politik verdichten müssen. Die ewige Burgfriedelei, d. h. die taktisch vorgeschützte Harmonie auseinanderklaffender Staatsauffassungen, führt, wie die Erfahrung jedem zeigt, nicht aus dem europäischen Labyrinth heraus. Die Überspannung der „Nationalität" hat alle Völker in eine künstliche Psychose und zu einer babylonischen Sprachverwirrung geführt. Wenn politische Krafthuber wie Herr Carson das Maul aufreißen, so kann es nur durch kluge englische Hände geschlossen werden. Sie sollten an die Arbeit gehen. Dasselbe muß von Deutschen gegenüber den deutschen Carsons besorgt werden.

Bei dieser Arbeit aber müssen leitende Staatsmänner sich aktiv beteiligen. Wir haben längst gelernt, daß im andern Land je die Schreier vom anderen das weiteste Gehör finden, und wenn dann die Staatsmänner nicht unzweideutig reden, so wird ihnen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hintergedanke der heimlichen Sympathie mit jenen lärmenden Elementen oder die Angst vor ihnen eifrig unterstellt. Das eine Land erhält keine klare Vorstellung von dem wahren Willen des andern, mißtraut und schießt weiter. Diese Taktik dient den friedensfeindlichen und schadet den friedensliebenden Völkern. Deshalb ist sie für Deutschland schädlich, deshalb muß von der deutschen Regierung, falls sie nicht ganz provisorisch sein sollte, verlangt werden, daß sie im vierten Kriegsjahr sich keiner Verschwommenheit bedient, keine falschen Unterstellungen erleichtert und ihre Mitarbeiter in einheitlichem Geist auswählt. Deutschland muß um der Gegenwart und der Zukunft willen den Vorteil nicht verdunkeln lassen, den eine rückhaltlose Friedenspolitik in sich trägt.

Dies hat der Reichstag erkannt und er hat danach gehandelt. Die Abstimmung vom 19. Juli und die feste Mehrheit von 212 gegen 116 Stimmen haben einen Grund gelegt. Der Beschluß war sachlich und taktisch richtig und reiflich überlegt. Die Parteien der Mehrheit haben im psychologisch richtigen Augenblick die Politik des Verständigungsfriedens proklamiert, ohne Zulassung der Annexionen, die Deutschland weder in Belgien noch im Osten machen will, und die England in Bagdad und Frankreich in Straßburg machen möchte, aber nicht machen soll. Die Linke und das Zentrum bekennen sich aus Überzeugung, Verantwortlichkeitsgefühl und aus den völkerpsychologischen Gründen der europäischen Zukunft zu diesem Schritt, genau wissend, daß Deutschland die militärische und wirtschaftliche Kraft auch zum vierten Winterfeldzug hat und entschlossen, diese Kraft einem dauernden Friedenstrotz erfolgreich entgegenzustellen.

Jetzt hat die Reichsregierung und die Krone die Gewißheit der Zustimmung einer Parlamentsmehrheit zu einer solchen Reichspolitik, und sie hat die Verantwortung, wenn sie den Schritt kreuzt oder entstellt. Daß Herr Michaelis es nicht unterlassen hat, in die Reichstagsresolution einen Zweifel künstlich hineinzutragen durch die Worte: „So wie ich sie auffasse," verüble ich ihm des-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halb, weil er von den Antragstellern zuvor deren eindeutige Auffassung entgegengenommen hat.

Die Verhandlungen, die wir vom 5. bis 20. Juli im Plenum und Kommission, im Vertreterausschuß der Mehrheitsparteien und in intimen Besprechungen mit leitenden Persönlichkeiten führten, haben selbst da, wo Widerspruch erfolgte, die zusammentreffenden Überzeugungen der drei Parteien nicht erschüttert, sondern befestigt.

Die fortschrittliche Volkspartei, die am 5. Juli den Zusammentritt anregte und ihre Vertreter bestellte, hat sich zuerst an die nationalliberale Partei gewendet, und es bestand drei Tage lang die von nationalliberalen Abgeordneten wachgerufene Hoffnung einer Kooperation. Ich will heute nicht gegen die nationalliberale Fraktion polemisieren, die am Sarg ihres hochbegabten und hervorragenden Führers Bassermann trauert. Er würde nicht in einem Atemzug die „Parlamentarisierung" verlangt und im Namen einer Minderheit bei Herrn Valentini wegen Kanzlerentlassung sich eingefunden haben.

Heute gilt es, wie für die Regierung, so für die Parteien, auch für das Zentrum, eine einheitliche und innerlich wahrhaftige Richtung einzuschlagen. Der Beginn und Inbegriff einer klaren politischen Richtung ist eine Mehrheit und eine Opposition, die auch ihre wichtige Funktion zu erfüllen hat, aber die Richtung nicht bestimmen kann. In der Kriegs- und Friedensfrage hat sich erstmals eine Mehrheit gebildet, geleitet einzig von der festen, klaren Einsicht in das wohlverstandene vaterländische Interesse. Dies und der Inhalt der Besprechungen gibt Hoffnung, daß die Mehrheit in der kommenden Parlamentstagung Bestand haben und sich auch auf dem Gebiet der inneren Politik fruchtbar erweisen wird. Dann kann in die Verwirrung dieser Tage, in denen eine weitblickende Regie vermißt wurde, eine Ordnung gebracht werden, die als gesunde Stärke zu wirken berufen ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

John Selden und der britische Imperialismus

Von Dr. Alfred F. Mayer

Siebenundzwanzig Jahre nach dem ersten Druck des mare liberum des Hugo Grotius, das in drei Auflagen sich den Weltmarkt erobert hatte, nachdem seines Autors Name aus dem Dunkel der frühesten anonymen Ausgabe emporgetaucht war, erschien zugleich in London und Amsterdam eine umfangreiche Schrift, des John Selden mare clausum, als das literarische Ereignis des Jahres 1636.

Es ist bezeichnend, daß diese Arbeit, das Gegenspiel zu der Flugschrift des Grotius, die um Schutz vor der Willkür der alten Kolonialmächte der Pyrenäenhalbinsel bat, den Namen Karls I. wie mit Gepränge an der Spitze führt und so Autorität verkündet, wo jene andere Hilfe suchte und auf ihr Recht und auf sich selbst allein vertraute.

Stellte Grotius den Satz auf, daß das Meer frei und ohne Ketten sei, daß die Usurpation der Herrschaft über die endlose Fläche des Ozeans undenkbar sei und jenseits des Rechtes stehe, so war es auffallend, daß ein Engländer, Repräsentant der jüngsten Seemacht seiner Zeit, dem entgegnete, daß die Idee der Herrschaft über Meeresteile und die Denkbarkeit der Beherrschung des gesamten Weltmeeres gerade von hier ausging. Zum ersten Male tritt hier der Wille Britanniens zur maritimen Vormacht unverhüllt zutage; von John Seldens Schrift führt eine gerade, ungebrochene Linie über Pitt und Chamberlain zu dem britischen Imperialismus des Jahres 1917.

Das mare clausum ist bestellte Arbeit. Die Archive des Tower standen dem Verfasser offen. Es ist eine Art Weißbuch vergangener und künftiger englischer Politik. Hatte Grotius aus aufgefangenen feindlichen Briefen eine Waffe gemacht, indem er geheime Befehle des spanischen und portugiesischen Königs seinem Werk beidrucken ließ, so spinnt Selden ein Netz aus Verträgen und Verhandlungsprotokollen. Stand Grotius allein vor einer Welt von Feinden, so steht hinter Selden König und Parlament, bereit, ihn zu decken, und „right or wrong, my country" steht als oberster Grundsatz englischer Politik hinter jedem seiner Worte.

Doppelt war der politische Zweck der Arbeit: zu vermeiden, daß die unbeschränkte Herrschaft über die Küstengewässer Großbritanniens von Theorien bedroht wird, und weiter — und das gibt der Arbeit ihren symptomatischen Wert: die Hegemonie englischen Handels und englischer Macht zunächst in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Nordsee und dem nördlichen Atlantischen Ozean bis nach Grönland und Island und weiter über alle diejenigen Meere zu proklamieren, die vorwiegend für britischen Handel in Betracht kommen. Hier geht Selden über sich und seine Zeit hinaus. Der stolze Untertitel seiner Schrift „Von der Herrschaft über die See" läßt den Traum Großbritanniens erstehen, der, oft geleugnet, hier einen einwandfreien Zeugen hat, dessen Autorität der Schatten Karls I. stützt.

Seldens Schrift ist in vielen wesentlichen Punkten typisch für den Engländer. Realpolitik lehrt er. Von außen her, von den nackten historischen Tatsachen packt er die Dinge an. Suchte Grotius die Prinzipien zu finden, von denen aus die Frage zwischenstaatlicher Regelung des Seeverkehrs zu betrachten sei, so beruft sich Selden auf Gewohnheitsrecht, auf Verträge, auf das Recht der Eroberung. Führt Grotius, der Humanist, die Juristen der klassischen Zeit ins Feld, so ist Selden mit Bibelzitaten gerüstet, die er für sich ausnutzt. Ist die Schrift des Grotius endlich in dem eleganten Latein des weltmännischen Gelehrten geschrieben, so fließen allzuoft aus Seldens Feder Barbarismen, und bisweilen klingen die rauhen Töne altenglischer Stammesnamen aus dem Strom lateinischer Rede.

Das mare clausum gliedert sich in zwei Teile, wovon der erste mit der Theorie von der Freiheit des Meeres abzurechnen gedenkt, indes der zweite, für das Wesen der Schrift ungleich bedeutungsvollere, den Satz verteidigt, daß die Gewässer Großbritanniens der Herrschaft des englischen Königs untertan sind. Und während in dem ersten Teil des belesenen Verfassers Gelehrsamkeit sich über die Literatur verbreitet, von Noah über Moses, Jesaias und die Psalmen, über das Gesetz des Minos, über Demosthenes und Thukydides, über die lex Rhodia, die Digesten und Novellen, den Koran, Bartolus und Bodin endlich zu Hugo Grotius gelangt, den er aus eigenen Widersprüchen zu widerlegen versucht, spricht in dem zweiten sein Herz und seine Sehnsucht.

Die Uranfänge britannischer Seemacht, noch sagenhaft, steigen auf: Britannier beherrschen vor dem Eindringen der Römer Inseln und Gewässer der Nordsee. Auf das Meer fliehen sie, von den Legionen bedrängt. Caligula, ohnmächtig, die Wogen zu beherrschen, läßt an der Rheinmündung Muscheln sammeln und schickt sie im Triumphzug nach Rom. Militärstationen werden errichtet und zerstört. Beide Ufer des Kanals werden von Britannien aus verwaltet. Eine Flotte entsteht aus kleinsten Anfängen: Küstenfahrer wagen sich in offene See, Alfred der Große baut zuerst die Kriegsflotte aus, kämpft mit dieser neuen Waffe gegen die Dänen und überwindet sie.

Seldens Schrift, bisher trocken, wird zum Heldenlied. Die Kämpfe zwischen Angeln und Dänen um Land und See ziehen vorbei. Wilhelm der Eroberer:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit seinem Siegeszug über die Insel dekretiert er zugleich die Herrschaft über Häfen und See. Heinrich III.: zum ersten Male wird der custos quinque portuum, der Lord warden of the cinque ports, ernannt, Sir Hugo de Crequeur, jener fünf Häfen, die nicht nur Schutz und Schirm Englands waren, sondern auch die Ausfalltore wurden, von wo Verteidigung in Gegenstoß überging.

Die Organisation dieser Offensive, als Abwehr rechtswidriger Angriffe verlarvt, wird der Gegenstand der folgenden Erörterungen. Aus der custodia der Häfen wird die custodia der See und der Handelsstraßen. Hafen- und Seezölle werden erhoben, England übernimmt die Seepolizei zwischen den britischen Inseln und dem Kontinent, und die Mittel, die gefordert und bewilligt werden, eine Seemacht zu schaffen, gehen damals wie heute unter gleicher Flagge: For the defence of the Realme and the keeping and the saufegard of the seas, for the entercourse of marchandise safely to come into and to pass out of the same.

Die britische Macht dehnt sich aus: Calais, der Stützpunkt Englands auf dem Kontinent, wird genannt, La Rochelle, Boulogne. In dem gleichen Maßstabe greift die Seesperre um sich. Aus dem custos maris wird der Admirallus Angliae, Hiberniae, Walliae, ac Dominiorum et Insularum eorundum, aus ihm der Magnus Admirallus Angliae et praefectus classium et marium nostrorum. Mit der Vereinigung der Seemacht in dieser einen Hand hält die straffere Ausübung der tatsächlichen Gewalt über die Meere, die dem britischen Arm erreichbar sind, gleichen Schritt. Zum Befahren der britischen See bedarf es besonderer Erlaubnis; die Erfindung der Blockade stammt von England.

Aber nicht nur der Blockade schlechthin. Mit Selbstgefühl erzählt Selden, daß zur Zeit der Königin Elisabeth Getreideschiffe aus Skandinavien und Hamburg mit dem Kurs nach Lissabon in schottischen Gewässern aufgebracht worden sind. Proteste Christians IV. blieben erfolglos, eine Gesandtschaft, zu Elisabeth geschickt, muß unverrichteter Sache abziehen. Im Jahre 1597 bekennt sich England ausdrücklich zum Aushungerungskrieg. Nicht zum ersten Male. Denn schon Eduard I. hat nach Selden den neutralen Handel jeder Art mit dem Feinde — damals war es Frankreich — verboten. Altbritische Sitte also und geheiligt durch die Tradition der Plantagenets und Tudors war von jeher der Druck auf die Neutralen. Für Selden ist er ein Zeichen der Macht Britanniens, auf das er stolz ist und das ihm in seiner Tatsächlichkeit ein Beweis für das Recht Englands auf die Beherrschung seiner See scheint.

Stark geworden, mißbraucht England unter der Maske nationaler Verteidigung seine Stellung als Vormacht der Nordsee und des Atlantischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ozeans. Ohne Scham bekennt es seine Expansionsgelüste. Nicht daß es sie verteidigt. Es baut aus ihnen völkerrechtliche Theorien auf; es objektiviert gewissermaßen seine Interessenpolitik.

Verträge, die eine Einschränkung zu bedeuten scheinen, werden als Ausnahmen ausgelegt. Als während der Kämpfe Spaniens und der Vereinigten Niederlande ein Erlaß Jakobs I. lediglich die eigentlichen Küstengewässer, deren Grenzen genau angegeben wurden, als Kriegsschauplatz ausschloß, gilt dies als Akt internationaler Höflichkeit, als vorübergehende Aufgabe der Ausübung vorhandener Herrschaftsrechte.

Der Gedanke, der englische König könne nicht Herr der See sein, ist ihm unfaßbar. Wurde doch Heinrich III. schon von dem Parlament „Le roy de la mier" genannt, erklären Parlamentsakte aus der Zeit Heinrichs V.: Le roy et ses nobles progenitors de tout temps ont este seigneurs de la meer, beschreibt ein Unbekannter unter Heinrich VI. die Münze, die jenen gewappnet auf stilisierten Wogen zeigt, mit den Worten:

> For foure things our Noble sheweth to me/
> King/Ship and Swerd/ and Power of the See.

Als zur Zeit der Regierung der jungfräulichen Königin Humphrey Gilbert neuentdeckte nordamerikanische Gebietsteile für England in Besitz nimmt, wird durch ihn Elisabeth auch Herrscherin über jenen Teil des Atlantischen Ozeans, der den Weg zu den neuen Kolonien bildet. Denn es genügt zum Erwerb des Eigentums an einer Sache, sagt Selden, daß ich mit dem Willen zum Besitz die tatsächliche Gewalt auch nur über einen Teil von ihr verbinde. Darum ist auch die See über Orkney- und Shetlandinseln bis nach Island britisch, deshalb ist Grönland der englischen Seemacht untertan.

Was weiter im Norden liegt, ist unerforscht. Nur wenige haben es gesehen, niemand kann Bestimmtes sagen. Aber hier taucht zum ersten und einzigen Male der moskowitische Kaufmann als Konkurrent auf, dessen Schatten am Ende der Schrift bedeutungsvoll Wache hält.

Mitten in dieser Entwicklung bricht Selden ab. Sein Zweck scheint ihm erreicht, die Gefahr, die des Grotius Arbeit heraufbeschworen, gebannt.

Sein Werk ist eine Drohung und eine Warnung zugleich. Posaune des englischen Imperialismus, ruft sie den Nationen des Kontinents ihr videant consules zu, das ungehört verhallte. Heute, da die Richtlinien großbritischer Politik allen offenbar geworden sein müssen, ist es an der Zeit, sich auch Seldens zu erinnern, der an den Grundsteinen des Gebäudes mitgearbeitet hat, das wir umzulegen erhoffen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Galizischer Türkenkrieg

Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

V.

Gastmahl

er Regimentskommandeur der türkischen Artillerie unserer Division erwartete uns, vier österreichische Herren und einen Deutschen, vor seiner Stube, die in einem der besseren Häuser des armen galizischen Dorfes Nadorozniow lag. Die Gastgeber standen grüßend an der Tür, alle feierlich in einer Reihe: der Major, sein Adjutant, der hübsche, lebhafte Ordonnanzoffizier, mein besonderer Freund, und ein Mufti, der Feldgeistliche der türkischen Schwesterdivision, der einen Turban trug und zu unserer Begrüßung, sich verneigend und unverständliche Worte murmelnd, die Arme über der Brust kreuzte. Der einzige Mufti meiner Bekanntschaft war bisher der von Molières Gnaden, der im „Bourgeois gentilhomme" fröhlich auf der Bühne erscheint; so durfte der lebende und wirkliche Mufti besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Das braune Gesicht des freundlichen Alten war von schwarzem Haar und Bart umrahmt; seine sanften dunklen Augen durchforschten jeden einzelnen von uns lange und prüfend, als wolle er uns bis ins Herz sehen. Er war in orientalischem Zivil, das aber doch irgendwie durch den Zuschnitt etwas Priesterliches hatte: lange, weite Hängebluse und gleiches Beinkleid mit wulstig umwickelten Unterschenkeln; als militärisches Abzeichen trug er schmale goldene Längstressen am unteren Ende der Ärmel — brandenburgische Aufschläge ins Türkische übersetzt. Die Offiziere waren in ihrer Felduniform, die im Schnitt der unseren gleicht und in der Farbe die Mitte hält zwischen Olivgrün und Braun; den hohen Lammfellkalpak, den sie statt unserer Mütze tragen, behielten sie, wie es die türkische Sitte vorschreibt, auch während des Essens auf dem Kopf. Der Major mit dem klugen, blassen Gesicht und den ein wenig wilden, sehr schwarzen Augen sagte eine halb türkische, halb französische Begrüßung, klatschte in die Hände und wies uns die Plätze an, die beiden jungen Offiziere zeigten lachend ihre weißen Zähne, und der Mufti murmelte Gebete und sah sich, als alles untergebracht war, strahlend in der Runde um.

Ich saß zwischen dem Major und Leutnant Ismael, meinem Freund, mit dem ich zuweilen deutsch und türkisch arbeite. Das niedrige Zimmer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war kühl; ein offenes Becken mit Kohlenglut vermochte nicht die Kälte auszutreiben, und wir sahen betrübt den mächtigen Lehmofen, dessen sich die Türken — ich weiß nicht aus welchem Grunde — nur selten und offenbar ungern bedienen, kalt und nutzlos seine Ecke füllen. Vor die weißen Wände waren — das Vorgehen des österreichischen Artilleriekommandeurs hat Schule gemacht! — ein paar kleine Nadelbäume gestellt, die dem nüchternen, armen Raum ein festliches, freundlicheres Aussehen gaben. Das Essen, dem wir mit Spannung, aber auch nicht ohne Besorgnis entgegengesehen hatten, fiel überraschend europäisch aus; zwar gab es nur Hammelfleisch in verschiedenen, sehr fetten Zubereitungen, die aber vortrefflich schmeckten und jeder deutschen Küche Ehre gemacht hätten. Der Major teilte stehend alles aus wie ein biblischer Hausvater und Patriarch. Dazu wurden Weine eingeschenkt, von denen auch der Major mittrank, während sich die anderen nach der Koranvorschrift mit Mineralwasser begnügten; bei der Flasche Sekt aber, die zum Schlusse hereinkam, von einem Soldaten namens Moharrem sehr gewandt entkorkt und kunstgerecht eingeschenkt, durften sie mittun, da Sekt auf türkisch Sorbet heißt, also kein Wein ist. Anfang und Beschluß des Essens machten Zigaretten; der Mufti reichte ein Etui mit vom Sultan geschenkten herum, die er sich für festliche Gelegenheiten aufgespart hatte; sie schmeckten besonders stark und aromatisch, waren aber durch das lange Aufheben allzu trocken geworden.

Trotz der empfindlichen Kälte des Zimmers und der sprachlichen Schwierigkeiten der Unterhaltung wurde es ganz gemütlich. Ein wenig, wenn auch nur in spärlichen Andeutungen (dafür aber mit um so umständlicheren Erklärungen und Handbewegungen) wurde erzählt: vom Krieg im Westen, von Gallipoli, wo unsere türkischen Galizienkämpfer früher gefochten, von der österreichischen Doberdofront, wo der Artilleriekommandeur zuletzt gestanden hat. Der Major, seiner leidenschaftlichen, impulsiven Art entsprechend, die unter der deckenden Ruhe des Orientalen bisweilen — bei dienstlichem Ärger, telephonischen Vermittlungsschwierigkeiten und ähnlichen Anlässen — vulkanisch hervorbricht — der Major ist begeisterter Jungtürke und bei den Anfängen der jungtürkischen Bewegung stark hervorgetreten. Er war es, der beim ersten Aufstand, damals als Batteriechef, die Rohre seiner Kruppschen Feldkanonen auf den Sultanspalast richtete. Jetzt ist der alte Rebell zahm und ein treuer Gefolgsmann Enver-Paschas und der osmanischen Majestät. Als der österreichische Artilleriekommandeur ein paar Worte zu Ehren der Gastgeber sprach und dabei auch der politischen Zeitumstände und des um den festlichen Tisch versammelten neuen Dreibunds Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei gedachte, fiel der Major immer wieder mit einem tiefbewegten „Danke schön, danke schön!“ oder „Das kommt von Gott!“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein, und der Mufti, dem man alles übersetzen mußte, bekam vor Rührung feuchte Augen und schaute noch strahlender als zuvor in die Runde.

Es wurden in dem kleinen Kreise von neun Tischgenossen erstaunlich viel Reden gehalten: nach dem österreichischen Major vom türkischen Gastgeber, dann von mir (in Anknüpfung an ein in Flandern gesehenes Gasthaus „Au vaillant Turc" — „Zum tapferen Türken") und zuguterletzt noch vom Mufti, und alle mußte — zu seiner Mühe und unserer Erheiterung — der österreichische Oberleutnant in seiner langsamen, gewissenhaften Art ins Deutsche und Französische übersetzen. Uneingeweihten Lauschern wäre das ganze gewiß höchst sonderbar und vielleicht ein wenig komisch vorgekommen. Uns aber wurde es ein wertvoller Abend. Es war, als öffneten sich Riegel und Tore: man tat einen tiefen Blick in gute, treue türkische Herzen.

VI.

Ruthenisches Pfarrhaus

Mit türkischen Kavallerieoffizieren zusammen wohnte ich ein paar Tage lang in dem großen, erdgeschössigen Hause des griechisch-katholischen Geistlichen zu Kurzany. „Sie sind uns herzlich willkommen," sagte der Pfarrer freundlich, die Mütze in Händen drehend, und seine feisten Bäckchen strahlten Wohlwollen aus, „auch meine Frau und die Kinder werden sich freuen. Ich habe immer nur gute Erfahrungen mit deutschen Herren gemacht. Bitte, mein Haus steht Ihnen zur Verfügung." So bezog ich für kurze Zeit das große quadratische Zimmer, in dessen einer Ecke der türkische Rittmeister schlief, und ließ mir von meinem österreichischen „Offiziersdiener" in der anderen Ecke auf dem schwarzen Wachstuchsofa ein Lager für die Nacht richten.

Gemütlich war diese Wohnstatt nun gerade nicht zu nennen: den ganzen Tag lang gab's ein fortwährendes Ein und Aus von türkischen Offizieren und Ordonnanzen, außerdem ging beständig das Telephon, so daß an ein Zurruhekommen oder gar Arbeiten der Zimmerbewohner nicht zu denken war. Doch ergaben sich andere Vorzüge: bei den Mahlzeiten, die wir zusammen mit der Pfarrersfamilie einnahmen. Die griechisch-katholischen Geistlichen sind meist verheiratet, es sei denn, daß sie einem Mönchsorden angehören; wenn Hochwürden aber Ehrgeiz hat und den Bischofshut erlangen will, muß er erst Witwer werden. Nun, unser guter, unterhaltsamer Pfarrer von Kurzany strebt vorläufig noch nicht nach dem Bischofssitz: er hat eine nette, fleißige Frau, deren harte, arbeitsgewohnte Hände sie nicht hindern, ganz gebildet zu sein und nach Tisch mit der Geste einer Dame von Welt Zigaretten zu rauchen, und er hat ein halbes Dutzend Töchter, von denen die beiden ältesten, sehr hübsche,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewandte Mädels von achtzehn und sechzehn Jahren, mit den Eltern am Mittag- und Abendessen der Offiziere teilnehmen und durch Lebhaftigkeit und gute Laune sehr zur allgemeinen Unterhaltung beitragen. Hochwürden ist nämlich vermögend und hat seine Töchter auf gute Schulen nach Brzezany, der Kreishauptstadt, geschickt; ja, Fräulein Steffie, die Achtzehnjährige, die außer ihrer ruthenischen Muttersprache noch Deutsch, Russisch, Polnisch und ein wenig Türkisch spricht, wird nach dem Kriege auf dem Lemberger Gymnasium die Reifeprüfung ablegen und sich aufs Studium werfen, und es besteht kein Zweifel, daß sie mit ihren reichen äußeren und inneren Gaben überall sehr gut abschneiden wird. Während der Mahlzeiten pflegen die türkischen Herren sich vornehmlich mit ihr zu unterhalten: sie machen ihr harmlos, aber sehr ungeniert Liebeserklärungen in allen Sprachen des Balkans, die sie mit vergnügtem Lachen wie einen selbstverständlichen Tribut entgegennimmt. „Herr Reschid und Herr Jussuf versichern mich täglich zehnmal ihrer Liebe," sagt sie mir in ihrem etwas harten Deutsch über den Tisch herüber und zeigt ihre weißen Perlenzähne in dem hübschen, etwas slawisch geformten Gesicht, das so reizend zarte Farben hat, „aber den einzigen Liebesdienst, um den ich sie bitte: pünktlich zum Essen zu kommen, erweisen sie mir nicht." Nach Tisch holt sie Photographien, und da zeigt sich denn, daß die beiden Mädels diese Kriegszeit zu allerlei Eroberungen friedlicher Art genutzt haben: von einem türkischen Divisionär bis zu deutschen Vizewachtmeistern waren wohl so ziemlich alle Rang- und Altersstufen unter diesen Bildtrophäen vertreten.

Ich saß zwischen dem Pfarrer und dem Rittmeister, der, als einziger unter den türkischen Herren des Deutschen ganz unkundig, sich wenig an der Unterhaltung beteiligte und, da er wegen einer Handverletzung den Arm in der Binde trug, sein Essen von Steffie vorgeschnitten bekam. Der Pfarrer erzählte vom Kriege, plauderte allerlei von der Ritterlichkeit und Weltmännischkeit russischer Offiziere, die er im Quartier gehabt hat. Die Frau ging ab und zu zwischen Küche und Zimmer, um die von ihr bereiteten Speisen aufzutragen, und zündete sich schließlich, an der Unterhaltung teilnehmend, eine Zigarette an.

Nachher war ich, eiliger Arbeit halber, wieder in dem von dem Rittmeister und mir bewohnten Zimmer, wo der arabische Oberleutnant Ordonnanzen empfing und abfertigte, der Rittmeister mit dem knappen, strammen Auftreten eines preußischen Offiziers mündlich und telephonisch Befehle erteilte und sich dabei in sonderbaren kleinen Hochmutsposen gefiel, die Leutnants Reschid und Jussuf endlich und der hübsche lange Fähnrich sich mit komischem, echt türkischem Eifer mühten, deutsche Brocken von mir zu erhaschen, die sogleich notiert wurden. „Der Pfarrer des Fräuleins ist schön," sagte Jussuf,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stolz auf seine Leistung, und meinte damit: „Die Tochter des Pfarrers ist schön," und der Fähnrich deklinierte „die dunklen Augen des Mädchens". Als es mir zu toll wurde, verschwand ich über den Hausflur in das Hinterstübchen, wo Steffie und Sofie wie zwei Tauben nebeneinander auf der Bank bei einer Stickerei saßen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Pfarrhaus seine Reize hatte. Honni soit qui mal y pense!

* * *

Aus Anlaß von Kaiser Franz Josephs Tod hielt unser Pfarrer ein Requiem in seiner grünüberkuppelten Kirche. Ein Gottesdienst ohne Gebet und Predigt, ganz ausschließlich Liturgie, aber dennoch nicht eindruckslos. Der Geistliche in schwarzem Samtornat mit goldenem Kreuz auf dem Rücken und in derben Bauernstiefeln, über denen die weißen Spitzen seines Untergewandes sichtbar wurden, stand als dunkler Mittelpunkt in der freundlich-bäuerlichen Buntheit der Kirche, in die sich alle Farbe aus der grauen Öde des galizischen Dorfes geflüchtet und gerettet zu haben scheint. Von der hölzernen Empore scholl ohne Instrumentenbegleitung lauter Wechselgesang einiger Männer; die Inbrunst ihrer starken Stimmen strömte suggestive Kraft aus. Weniger gut sang der Pfarrer seine Stellen: es klang allzu klagend und nasal. Die Gemeinde war bunt wie die ganze Kirche: türkische, österreichische und deutsche Offiziere, ungarische Artilleriemannschaft, galizische Bauern mit verwittertem Gesicht und langem Haar, viele Weiber und Kinder, die unbesorgt mit ihren schweren Wasserstiefeln während der ganzen Feier dröhnend aus und ein gingen und Kruzifix und Heiligenbilder auf einem Tisch in der Kirchenmitte küßten. In den Ecken ein paar greisenhafte Weiblein, faltig und ausgetrocknet, die sich immerwährend bekreuzten; es sah aus, als machten sie unaufhörlich Freiübungen mit den alten, kraftlosen Armen.

Von draußen tönten Hornsignale der türkischen Kavalleristen, die hinter dem Pfarrhaus übten, in den Gesang.

VII.

Zwei Städte

Als ich nach Stryj kam, galt mein erster Blick dem Gebirge, das auf den Landkarten der Stadt so dicht benachbart erscheint. „So weit sind die Wege, so lang ist die Zeit; und auf den Karpathen sind die Wälder verschneit." Vor vielen Jahren hat man's ziemlich gedankenlos in deutsche Sommernächte hinausgeschmettert, das Studentenlied, und vor wenig Monaten ist es in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unserem kleinen pikardischen Dorfe auf meinen Vorschlag im Freundeskreise erklungen, ohne daß ich ahnte, wie bald es mir beschieden sein werde, dieses für die Kämpfer im Westen so sagenhaft weit entfernte Gebirge zu sehen. Jetzt habe ich sie also erblickt, die Karpathen, wenn auch vorerst nur aus achtungsvoller Ferne, wie sich's bei dem ersten Bekanntwerden mit etwas ganz Großem und Hohem gehört. In die Straßen von Stryj, der kleinen Etappenstadt, schauen sie, ein Grenzwall von Macht und Wildheit zwischen Galizien und Ungarn, fernher hinein.

Stryj ist unter allen nichtrussischen Städten nach Art und Aussehen die russischste, die man sich nur vorstellen kann, ja, es hat wohl mehr Russisches in seinem Wesen als viele Plätze im heiligen Rußland selbst. Es zeigt das typisch Flache, Niedrige, Geduckte der russischen Kleinstadt, es hat deren ziemlich lasterhafte „bessere" Viertel, in denen viel Geld gewonnen und noch mehr leichtfertig hinausgeworfen wird, es hat ein in schmutziger Geschäftigkeit wimmelndes Judenviertel, es hat eine Art Korso — Markt der Eitelkeit —, es hat durchaus den Lebensrhythmus einer russischen Stadt. Bloß für die vielen das Stadtbild so sehr schmückenden Kirchen der russischen Städte scheint es keinen Platz und keine Verwendung zu haben; die sind durch ganz unglaublich viele Advokatenhäuser ersetzt. Für Rechtsanwälte muß Stryj mit seinem Bezirksgericht, das eine Zeitlang ein deutsches Armeeoberkommando beherbergte, goldener Boden sein: jedes bessere Haus trägt das zweisprachige, ruthenische und polnische, Schild eines Anwalts, und es sind Häuser darunter, die an Größe und Kostspieligkeit gar manches französische château in den Schatten stellen. Eine ganz hübsche Promenade durchquert den größeren Teil der Stadt; an ihr liegt das deutsche „Offiziersheim", dessen kahle, große Räume ein mehr gutgemeintes als bequemes, ein wenig an Arbeitslosenherbergen erinnerndes, aber immerhin sauberes und von unerwünschten Besuchen verschontes Nachtasyl gewähren. Kinos mit schlechtem Programm, Läden, die meist ausverkauft sind, besetzte Lokale, die, außen protzig und innen verwahrlost, ihren Besitzern mehr Freude machen als den Besuchern, aber zu schlechter Zehrung mit ziemlich guter Musik jüdischer Kapellen aufwarten, und zahllose k. u. k. und deutsche Militärbehörden bilden die weiteren Requisiten der Etappenstadt. Dennoch ist Stryj nicht so übel. Menschen, Musik, Leben nach so viel Schmutz und Ärmlichkeit an der Front, das ist immerhin etwas Schätzenswertes.

An der Peripherie der Stadt ducken sich die spärlicher werdenden Häuser nach und nach in die schwarze galizische Erde, und unversehens steht man auf der schlammigen Straße im Freien. Da hat man dann, sich rückwärts wendend, Stryj in Außenansicht: kein Stadtbild, sondern nur Häuser, wirr, ohne Gliederung eingestreut in die weite, zum Bangen öde Ebene südlich des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dnjestr. Die wird fern, fern im Süden von Bergen bewacht, über denen schon früh im Herbst ein weißer Strahlenschimmer gebreitet liegt. Denn „auf den Karpathen sind die Wälder verschneit".

* * *

Brzezany soll man, ganz im Gegensatz zu Stryj, nur von weitem sehen, dann ist es eine schöne Stadt und bleibt als solche in der Erinnerung. Ich kam beim Aussuchen von Stellungen für die türkische Artillerie auf einen hohen, kahlen Rücken, den ich, weil in naher Sicht des Feindes, zu Fuß erkletterte, und wurde, oben Atem schöpfend, durch dieses Bild überrascht: geradeaus das breite Tal der Zlota Lipa mit den russischen Stellungen auf den jenseitigen Bergen, links — nach Freundesseite hin aber wahrlich noch nahe genug den Linien — eine hübsche Stadt, von einem weißgrauen Schloß mit rotem Dach burghaft überhöht, mit Straßen bergauf und bergab und ein paar gut aussehenden größeren Gebäuden abseits der Häusermenge um die Schmalseite eines blanken Sees gelagert, alles so recht wie ein Ausschnitt aus dem biblischen Land der Verheißung anzuschauen. Bei näherer Kenntnisnahme wandeln sich, wie so oft, die Verheißungen in Enttäuschungen. Es bleibt freilich der See, aber der aus der Vogelschau so malerische erweist sich als ein recht nüchterner großer Stauweiher der Zlota Lipa, der nach der Auskunft der Karte alle drei Jahre abgelassen wird und dann wahrscheinlich noch erheblich trauriger wirkt als jetzt. Das vermeintliche Schloß entpuppt sich als nichtssagendes, den Ort nur wenig überragendes Kloster, und in der von weitem so schönen, ordentlichen Stadt macht sich allerlei russische Zerstörung breit. Was bleibt, ist immerhin (für den, der schon einmal dort ist) des Anschauens wert. Brzezany hat gute, reiche Häuser, die von großer Wohlhabenheit wenigstens eines Teils der Bevölkerung zeugen (darunter nicht ganz so viel Advokatenhäuser wie Stryj), und ein Leben und Treiben von Militär und Zivil, wie man es in einer unter den Augen der russischen Artilleriebeobachter lebenden Stadt — sie liegt nur drei Kilometer hinter dem Graben — nicht erwarten sollte. Der Russe ist aber ein anständiger Gegner, wie die Österreicher sagen, ein Feind, mit dem man sich vertragen kann. Dem Westfrontler war dies eine höchst erstaunliche, traumhaft sonderbare Erfahrung.

Ich saß, alter Gewohnheit aus Frankreich folgend, vor der römisch-katholischen Kirche ab und trat ein. Der kleine Aufenthalt lohnte sich: der von außen sehr einfache, glattflächige gotische Bau erwies sich von innen als recht stil- und stimmungsvoll, auch ohne das Trauergepränge des großen Katafalks, der als Symbol und gegenständlicher Mittelpunkt für die Trauerfeier um Kaiser Franz Joseph errichtet war. Draußen neben der Kirche ein besonderer,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr wehrhaft dreinschauender quadratischer Glockenturm, und vor dem Portal ein Dutzend zerlumpte Bettler (während das Tor der griechisch-katholischen Kirche am Markt für die noch abschreckenderen weiblichen Kollegen dieser Zeitgenossen reserviert zu sein scheint). — Ich badete in einer jüdischen — anscheinend rituellen — Badeanstalt mit sehr eigenartigen Einrichtungen und Badesitten, kaufte teuer und schlecht ein bei einem Händler mit dem schönen Namen „Hersch Wiederkehr" und trabte schließlich ziemlich ernüchtert weiter.

In der Nähe von Brzezany aber sah ich das schönste, was mir Galizien bisher an Augenweide geboten hat: das Schloß zu Ray, ein Paradiesgärtlein von Feinheit und Wohlgepflegtheit in aller Kriegsverwilderung, am Ausgang eines Waldtales oberhalb Brzezany gelegen. Der wundervolle Besitz gehört Polens reichster Familie, dem Fürsten Potocki, der zurzeit am Hofe oder im Hauptquartier des Zaren sein soll, jedenfalls auf russischer Seite steht, und dem trotzdem sein Schloß samt Park, Meierhof und Ziegelei so gut und sorglich bewahrt wird, als wäre er der treueste k. u. k. Untertan. Es bestand die Absicht, unsere türkische Division nach Ray in Schloß und Nebengebäude zu verlegen, aber leider ist nichts daraus geworden — dies Paradies blieb uns verschlossen.

Tagende

Von Alfons Petzold

Der Feueratem einer roten Stadt
streicht über die geduckten Horizonte.
Vor meinen Blicken liegt auf einem Blatt
ein Stückchen Tag, das noch nicht heimwärts konnte.

Wie lieb ich diese Handvoll Tageslicht,
wie möchte ich es hegen, daß es bleibe,
jedoch es stirbt, mit strengem Angesicht
reckt sich die Nacht vor mir und meinem Weibe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bassermann †

Für die katholische Partei Deutschlands ist der Name örtlicher Herkunft eigentlich ein bißchen lächerlich und zu nichtssagend, denn dieses „Zentrum" hat schon sehr zentrifugale Abschnitte seiner Politik durchgemacht. Der Begriff „Mittelpartei" gehört eigentlich den Nationalliberalen, Partei der Mitte, der Vermittlung; er gehörte insbesondere dem eben gestorbenen Führer Ernst Bassermann. Für ihn war er nicht nur eine Übernommenheit aus Bennigsens Zeit, mit der Mischung zwischen den „Extremen" auszugleichen und im allgemeinen gouvernemental zu handeln — er war ein Stück seines eigenen Menschentums, seiner seelischen Natur, und durch diese Eigenschaft, die vielleicht einige deutliche Negative besaß, wurde er zum Führer dieser Mittelpartei, deren Mitte, Gleichgewichtsträger er selber war.

Der greise Bennigsen hatte ihn, ungeachtet anderer Anwärter, zum Erben bestellt. Er witterte in dem noch jungen Mannheimer Anwalt wohl die Natur, deren sympathische Wärme in den verschiedenen Temperamenten ausgleichend wirken müßte und dessen Vorurteilslosigkeit gegen neue soziale Probleme die Partei nicht völlig in den Bann der scharfmacherischen Gruppen gleiten ließe. Die Führerschaft war nie unbestritten; bei den norddeutschen Nationalliberalen war Bassermann lange in dem seltsamen Verdacht eines „süddeutschen Radikalismus", weil er kein Philister war, jüngeren, drängenden Kräften aber wurde sein Gehenlassen, sein Mangel an Straffheit ärgerlich, wenn es sich darum handelte, in eine innerpolitische Kampfstellung zu treten. Diese zuwartende, verbindlich-unverbindliche Haltung war aber so gut Geschen seiner Natur als Technik seiner Führerschaft — er ließ die Stürme verbrausen und sammelte die Gruppen dann auf der Plattform der auswärtigen Fragen, in der Tradition der nationalpolitischen Parteihaltung.

Bassermann gehörte zu den ersten, die die auswärtige Politik im Reichstag pflegten und damit das ungute Erbe der Bismarckschen Ära langsam aushöhlten, als ob diese Dinge nur Diplomatensorge seien. Seine Reden sind vor drei Jahren als Buch gesammelt worden. Wenn man sie heute liest, kommen sie einem leicht etwas dünn und allgemein vor. Er war in gewissem Sinn Bülows Parlamentsausgabe, auf die Stichworte seiner beruhigten oder besorgten Panoramareden antwortete der Kanzler. Mit Bülow verband ihn überhaupt manche Gemeinsamkeit — er hatte nicht die geistreiche Beweglichkeit des Witzes, aber eine ähnliche gepflegte Art der geistigen Haltung und das Talent, peinliche Dinge weich und sorgsam einzupacken.

Der Bülow-Block war auch seine große Zeit. Man mag nicht glauben, daß es ihm wohl zumute war, als er in den Zollkämpfen mit Kardorff zusammen die Geschäftsordnung des Reichstags änderte, aber er beteiligte sich auch nur zögernd an den Bestrebungen, innerhalb des Liberalismus eine gebundene Marschroute herzustellen — der „Großblock" seiner badischen Heimat wurde ohne ihn und seine Billigung formiert. Es ist mit ein Erbe seines Wesens, daß es so schwierig wurde, die Nationalliberalen innerhalb parlamentarischer Machtgruppierungen einigermaßen sicher zu berechnen.

Seine Redegabe zeigte elegante, gepflegte Form; ihr Eindruck lag nicht in starken Prägungen oder neu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

artigen Fragestellungen — denn ein schöpferischer Kopf war Bassermann nicht —, vielmehr in ihrer klaren Durchsichtigkeit und Logik und in der menschlichen Wärme, die er dem Sachlichen zu geben wußte. Er entstammte einer alten Mannheimer Kaufmannsfamilie mit der Kultur des wohlhabenden Handelshauses, selber ein Mann, der den Dingen geschichtlicher Forschung und künstlerischen Genusses nahe war, gebildet und wohlmeinend, mit einem gedämpften Ehrgeiz und einer gewissen Weichheit und Nachgiebigkeit der Seele. Daß er in die Politik eintrat, war von Hause aus vielleicht nicht so sehr Zwang und Trieb der Natur als Überlieferung des Hauses; dann aber hielt sie ihn bis aufs Krankenlager mit der Bindung der selbstgewählten Pflicht.

Es ist bekannt, daß er sich in diesem Krieg gegen Bethmann gestellt, zumal seit der Entlassung des Großadmirals v. Tirpitz. Wie weit Stimmung hier mit sachlichen Würdigungen kämpfte, mag heute nicht untersucht werden. Vom Krankenlager aus sah er noch, wie der Kampf um die Führerschaft begann: ob die Gruppe Schiffer-Junck, ob der ehrgeizige und betriebsame Stresemann den Platz am Ruder behaupten wird. Die Nationalliberalen haben Grund, diesen zu frühen Tod stark zu beklagen, denn er hat das Band einer wohltätigen Überlieferung zerrissen.

Theodor Heuss

Die Optimisten in Stockholm

Stockholm, 16. Juli 1917.

Gestern hat der holländisch-skandinavische Ausschuß nun doch ein festes Datum für die sozialistische Friedenskonferenz angegeben, den 15. August, und heute läßt er in den schwedischen Zeitungen mit schöner Sicherheit verkünden, er habe sich bei der Verwaltung des Reichstagsgebäudes um dessen Überlassung für die Verhandlungen beworben. Bedenkt man, daß schon einige bestimmte Eröffnungstage für die Konferenz veröffentlicht wurden, so freut man sich der beharrlichen Zuversicht, mit der Camille Huysmans, der eifrigste aller Sekretäre, am Werke ist. Aber zu seinem Geschäft gehört nun einmal ein öffentlich nicht zu erschütternder Optimismus. Er wird, wenn dieses Datum wieder verschoben wird, mit gleicher Unerschütterlichkeit einen 15. September oder 1. Oktober ansagen. Oder nicht? Leuchtet es auch den unskeptischen Propheten allmählich ein, daß eine Konferenz, die zusammenfällt mit den ersten Aktionen des Winterfeldzuges, an moralischer Bedeutung erheblich verloren hat? Dennoch ist es wohl noch nicht ganz ausgemacht, ob der 15. August wirklich mit ersehntem Orgelklang wird eröffnet werden können. Wer weiß denn, was die Kerenski, Tseretelli, Skobelew heute sind? Wie vieles ist in diesen Monaten lautlos unter den Tisch gefallen! Man erinnere sich nur an die groß aufgemachten Versprechungen über die Veröffentlichung der Geheimverträge. Sogar Herr Ribot mußte unter dem Druck der Situation die Publizierung in der Kammer zusagen. Inzwischen sind die Kerenski und Tseretelli so gründlich gebändigt worden, daß Herr Ribot gar nicht mehr an die Einlösung seines Versprechens zu denken braucht. Dem Katzenjammer über die so bös mißglückten russischen Offensivabsichten wird der saure Hering in Stockholm gut tun. Aber werden denn Franzosen und Engländer bei dem Ernüchterungsschmaus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im August mittun? Die rechtschaffene Absicht der Herren Roussanoff, Goldenberg, Ehrlich und der Frau Rubinstein in allen Ehren, werden sie wirklich in vierzehn oder höchstens zwanzig Tagen die Genossen in Paris, London, Rom so gründlich umgekrempelt haben? Schlimmer aber als eine Vertagung oder eine Absage wäre der Versuch einer rein dekorativen Tagung. Unmöglich, eine Konferenz, die sich jetzt an platten Allgemeinheiten genugtun wollte! Dieser deklamatorisch-diplomatische Charakter hat die Kongresse vor dem Weltkrieg so unwahrhaftig gemacht. Wäre es möglich, daß Kongreßroutiniers an den Versuch einer Belebung dieser melancholischen Feierlichkeiten dächten? Der 15. August ist ein kühn gewagtes Datum. Sollte diese Verständigungskonferenz nicht vorher Zeit zur Verständigung haben? Und Camille Huysmans' Zuversicht? Man möchte sie haben.

Stefan Großmann

Rußland und wir

Die Tatsache, daß es Rußland, das nach den übereifrigen Schilderungen unserer Presse militärisch gänzlich demoralisierte Umsturz-Rußland, zu einer kräftigen Offensive mit durchaus vollen Beständen und mit reichlicher Munitionsausrüstung gebracht hatte, gab denn doch zu denken. Es zeigte sich, daß ungenügende Information oder Mangel an durchdringender politischer Voraussicht, mindestens bezüglich der Streitkräfte Rußlands, da ihr Spiel trieben. Denn sonst wäre wohl die einmalige rückhaltlose Erklärung unserer Friedensbereitschaft zu begreifen, etwa mit befristeter Aufforderung an die russische Regierung, sich über die eigene Friedenswilligkeit bindend zu äußern, nicht aber die wiederholten Versicherungen, die einer Anbiederung glichen, und das unbegrenzte Zuwarten, das die Heranschaffung der Kriegsmittel an die russische Front und das Ausreifen des Ententezwanges ermöglichte.

Daß die feindliche Presse es als Gebot ihrer Taktik ansah, die Zustände in Rußland und insbesondere deren Rückwirkung auf die russische Front in schwärzesten Farben zu malen — man denke nur an das Bild der Millionendesertionen, der einfach nach Hause aus den Armeereihen eilenden Bauern, der Abstellung aller Soldatendisziplin, Absetzung der Offiziere durch Mannschaften u. dgl. m. — ist mehr als begreiflich, daß sich aber in Berlin und Wien eigene Stimmen bemühten, diese Karikatur einer Kriegsarmee als Wahrheit zu verbreiten — schon wesentlich weniger. Nun ist erfreulicherweise der irreführende Bann gebrochen. Unsere militärische Geduld zu Ende. Und mit voller Wucht spricht unsere Offensive jene Sprache, die allein, wie es mehrfach Warner gegen den Optimismus empfohlen hatten, greifbare Aussichten bietet, ein friedensbereites Rußland zu schaffen. Ein solches ist erst dann auszudenken, wenn die jetzige Petersburger Regierung infolge ihrer leichtfertigen Kriegspolitik gestürzt sein wird; das ist allein der Drehpunkt für die nächste Zukunft. Erreicht dürfte er ausschließlich durch unsere so erfolgreich begonnene kräftige Offensive werden.

Wieder ist also nach politischen Extratouren — die Entscheidung in der großen Hauptsache ganz und gar an die Front zurückverlegt.

Bei den außerordentlichen Druckmitteln der Entente gegenüber Ruß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land, man denke nur an die wirtschaftliche und finanzielle Zange, in der Rußland gehalten wird, durfte an ein Ausspringen Rußlands nur gedacht werden, wenn mehrere, alle Bedenken über den Haufen werfende Momente gleichzeitig und zusammen auf die russische Psyche einwirken. Es sind dies: Mißerfolge an der Front, Sturz der Regierung und Hungersnot infolge schlechter Ernte.

Das erste Moment, das Schlagen eines klaffenden Loches in die russische Front, das bei unserer ungebrochenen Angriffskraft eine Verbreiterung voraussehen läßt, die vielleicht den baldigen allgemeinen Rückzug der ganzen russischen Kräfte aus Ostgalizien erzwingt, ist heute schon im Werden. Der Sturz der von der Entente verhetzten Regierung wird als seine Folgewirkung kaum ausbleiben und die Mißernte, die beim mangelhaften Anbau in vielen Teilen Rußlands droht, wird von neutraler Seite als sicher bezeichnet.

Diese Unterlagen wird nun die konstituierende russische Nationalversammlung, die für Oktober anberaumt ist, zum Aufbau des neuen Staates vorfinden. Ein Kriegs-Rußland wird das neue kaum sein. Eher ein Rußland, mit dem sich über den Frieden reden läßt. Jedes „Früher" aber sollte unterbleiben. v. S.

Kriegsbücher

II.

Friedrich Meinecke hat verschiedene Aufsätze seiner Kriegspublikation zu einem Buche „Probleme des Weltkriegs"*) zusammengestellt. Einige davon sind Buchbesprechungen von Bülow, „Deutsche Politik" und Kjellén, andere interessante Gruppierungen geschichtlicher Begebenheiten. Einer will von der geschichtlichen Wissenschaft eine Änderung ihrer Problemstellung verlangen, und ein anderer äußert sich zur Reform des preußischen Wahlrechts. Der Band verlöre vielleicht überhaupt die Berechtigung, als ein Bekenntnis Meineckescher Kriegsbetrachtung angesehen zu werden, wenn nicht hier und da kräftig und stark seine historische Betrachtung des Krieges ersichtlich wäre. Dort aber, wo dies geschieht, wo er das Netz einfach kausaler Folgerung verläßt, wo ihm der „Rhythmus des Weltkrieges" erscheint, ragt seine Darstellung über die einer beschreibenden hinaus. Nun ist es Meinecke, der stark Partei nimmt für den Sinn der Zeit; der Historiker, der so viele Kriege kennt, daß ihm das Faktum gar nicht mehr leugbar erscheint. Seine Auffassung ist immer staatspolitisch, nie utopisch, immer maßvoll, nie hassend, immer sicher, nie tastend. Er ist deshalb einer der bedeutsamsten Politiker, weil seine politische Weltanschauung von ihm in ganz aufgelöster Form hineingetragen wird in sein historisches Gebäude. Deshalb zeigt er auch nicht mehr die Einseitigkeit vieler Historiker; er leitet auch den Krieg nicht mehr aus einer Ursache her: die Ursachen liegen ihm in vielen Richtungen verteilt. Seine historische Begabung ist so groß, daß er sich nicht mehr durch nur auf der Oberfläche verlaufende Motive verleiten läßt. Dieser Krieg hat für ihn ein viel bedeutsameres Gesicht, als daß ihm russischer Expansionsdrang und englischer Wirtschaftsneid genüge, deshalb kommt er zur Forderung, daß für die Zukunft nicht Niederwerfung, sondern Gleichgewicht das

*) Friedrich Meinecke, Probleme des Weltkrieges, Oldenbourg Verlag München.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prinzip sein müsse. Aber so sehr wir immer wieder seinen politischen und historischen Verstand bewundern, so sehr uns bei ihm mancher Zusammenhang der Empirie wie in neuem Licht erscheinen will, so sehr er die Fähigkeit hat, die Geschehnisse ohne Leidenschaft und Haß darzustellen — am Ende stehen wir vor seinen Anschauungen mit leeren Händen. Der Krieg mündet ja in seinem äußersten Verhalten in eine derartig unendliche Frage, daß uns seine äußere Technik, seine Ursache und Voraussetzung, seine Wirklichkeit und Ermöglichung, daß uns alle diese Elemente ganz ungenügend erscheinen. Der Historiker muß auch den Krieg immer von der Seite sehen, wie er ist. Vielleicht erscheint gerade hier die Tragik des Geschichtsforschers merkwürdig klar: daß seine Aufgabe es ist, das Geschehen zu erforschen und er an die Quelle gelangt, an der seine Begriffsbildung aufhört. Am Krieg erscheint die ungeheure Bedeutung jener Wissenschaft in besonders bedeutsamer Weise: die nicht nach dem Sein, sondern nach dem Sinn der Dinge fragt. Indem Meinecke als einer der feinsten historischen Köpfe am Ende nur doch immer das Sein erklären kann, gelangt er nie zu dem Punkt, von dem aus die Frage nach dem Sinn des Krieges als die Frage erscheint, die es zu entscheiden gilt. So ist die Meineckesche Leistung gleichsam charakteristisch für die ganze Phase, in die der Krieg getreten ist: die Frage nach seinem Sein steht noch so sehr im Mittelpunkt, die Entscheidung seines äußeren Schicksals bewegt alle noch so stark, daß die Frage nach seinem Sinn verstummt. In allen Äußerungen über den Krieg, die von der Seite unserer Historiker herrühren, weicht diese Frage einem gleichmäßigen Fluß tatsächlicher Zusammenhänge und Geschehnisse. Die Wirklichkeit frißt die Idee. So ist Meineckes Buch symbolisch für die Stellung unserer Zeit.

Norbert Einstein

Aufsichtsräte

Es gibt ein süddeutsches Scherzwort: „Was ist der Unterschied zwischen einem Hering und einem Aufsichtsrat?“ Antwort: „Der Hering ist für den Kater, und der Aufsichtsrat ist für die Katz.“ In diesem Wort liegt leider etwas sehr Wahres. Die für die deutschen Aktiengesellschaften obligatorische Einrichtung des Aufsichtsrats hat sich in der Praxis nicht so entwickelt, wie es sich das Handelsgesetzbuch vorgestellt hatte. Die Aufsichtsräte sollten gewissermaßen als Ausschuß der Aktionäre die Tätigkeit des Vorstandes ständig überwachen und bei allen wichtigen Vorkommnissen mitraten und mittaten. Man wird sich keines ungerechten Vorwurfs schuldig machen, wenn man von einem außerordentlich großen Teil der in Deutschland befindlichen rund 10000 Aufsichtsratsmitglieder die Nichterfüllung dieser Aufgabe annimmt. Dabei bedeutet eine solche Feststellung noch nicht einmal den Vorwurf sträflicher Pflichtvergessenheit. Denn wie die Dinge heute liegen, ist die wörtliche Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften häufig fast unmöglich. Man denke nur an unsere Riesengesellschaften, wie etwa an eine große Bank oder etwa ein Industrieunternehmen wie die A.E.G. Es ist geradezu undenkbar, daß die Aufsichtsräte, die überall im Land verstreut

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind, auch nur die wichtigeren Geschäfte vor ihrer Ausführung erfahren. Wenn sie diese schwere Aufgabe erfüllen wollten, so müßten sie sich hauptamtlich dieser Aufsichtsratstätigkeit widmen. Tatsächlich gibt es auch solche weiße Raben. Aber das sind verschwindende Ausnahmen. Statt dessen hat sich eine Reihe von Aufsichtsratstypen herausgebildet.

Da ist zunächst einmal der Bankdirektor und Bankier, von dem man manchmal den Eindruck habe, er sammle Aufsichtsratsposten wie ein anderer alte Möbel. Der Prototyp dieser Gattung sind Leute wie der Kölner Handelskammerpräsident Louis Hagen mit seinen 56 Aufsichtsratssitzen, oder der Direktor der Dresdner Bank Eugen Guttmann mit deren 26, Solmsen von der Diskontogesellschaft mit 45, Carl Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft mit 55, Herr v. Gwinner von der Deutschen Bank mit 21 usw. Diese Herren sollen in erster Linie die Interessen ihrer Bank und deren Kundschaft in den betreffenden Unternehmen wahren, und sie tun dies auch in gewissem Umfange. Sie werden entweder in die Verwaltung hineingewählt, weil ihre Institute einen großen Effektenbesitz repräsentieren, oder weil die betreffende Gesellschaft bei ihnen Kredit in Anspruch nimmt oder aber irgend einmal in Anspruch genommen hat. Dabei ist allerdings das Komische, daß der von den Banken in den Generalversammlungen vertretene Aktienbesitz nicht etwa Eigentum der Bank ist, sondern es sind in der Regel Aktien von Kunden der Banken, die sich diese in geschickter Weise bei den Generalversammlungen zur Verfügung stellen lassen, um als die Großinteressenten zu erscheinen. Man sieht, daß das Recht auf einen Aufsichtsratsposten von vornherein selbst für die Bank manchmal recht zweifelhaft ist und daß die aus dem Sitz im Aufsichtsrat sich ergebenden, teilweise sehr hohen Tantiemen nicht der Bank, sondern eigentlich ihren Kunden gehören. Sicherlich aber gehören sie nicht dem Bankdirektor, sondern höchstens der Bank. Davon wollen aber die Bankdirektoren in der Regel nichts wissen. Im Gegenteil, es gibt nicht wenige, die das Hauptziel ihrer Wirksamkeit darin sehen, überall neue Aufsichtsratsposten sich zu verschaffen. Denn das ist sehr rentabel. Die meisten Bankdirektoren verdienen ein Mehrfaches ihres Gehaltes bei diesen Nebenbeschäftigungen, und daß diese Einnahmen bei der Bank nicht gering sind, weiß jeder. Eugen Guttmann selbst hat diese bedenkliche, allerdings auch begreifliche Erscheinung einmal recht deutlich dahin charakterisiert, daß er sagte, er wäre gerne bereit, die Generaldirektion seiner Bank durch jüngere Kräfte zu ergänzen. Aber er habe immer herausgefunden, daß das erste, was solche Herren als Wichtigstes in ihrem neuen Amt anstrebten, die Erlangung möglichst vieler rentabler Aufsichtsratsposten sei. Abgesehen von der daraus sich ergebenden unberechtigten Bereicherung einzelner nicht immer mit überragender Genialität ausgestatteter Bankdirektoren in den Hauptstädten und in den Provinzorten, hat die Sache noch eine weitere bedenkliche Seite. Manche dieser Herren hüten sich nämlich, mit den sonstigen Machthabern solcher Gesellschaften, also etwa mit den Direktoren als Aufsichtsräte in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu verkehren, sondern sie sagen hübsch zu allem Ja und Amen, damit sie nicht unangenehm auffallen. Gerade auf diesem Gebiet konnte und kann man sehr gut beobachten, daß die schöne Phrase, unsere Banken seien die eigentlichen Leiter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unserer deutschen Volkswirtschaft, doch sehr cum grano salis zu nehmen ist. Als beispielsweise in Rheinland und Westfalen zeitweise die dortige Großindustrie in einer die gesunde Entwicklung unserer Volkswirtschaft und unseres Geldmarktes gefährdenden Weise zu überstürzten Expansionen schritt (Deutsch-Luxemburg!), fragte man, wie das die in den Aufsichtsräten sitzenden Berliner Großbankdirektoren hätten zulassen können. Dann bekam man immer wieder von sehr ruhig denkenden Kennern lächelnd zur Antwort: Die Herren sind doch froh, daß sie ihre Aufsichtsratstantiemen bekommen. Ähnliches kann man auch heute noch in verkleinertem Maßstabe bei den Göttern zweiten Ranges, manchen Filialdirektoren der Banken, beobachten, denn auch von diesen sind diese und jene in ihrer Eigenschaft als Aufsichtsräte sehr froh, wenn man sie in Ruhe ihre da und dort völlig mühelos verdienten Tantiemen vereinnahmen läßt. Allerdings wäre es durchaus unrecht, hier zu generalisieren. Es gibt sehr wohl auch Fälle, in denen es anders ist. So rühmt man z. B. dem an der Spitze marschierenden Louis Hagen nach, daß er trotz seiner vielen Aufsichtsratsstellen überall seinen Mann in ausgezeichneter Weise stelle; daß er dabei seinen Vorteil nicht vergißt und die Tantieme keine geringe Rolle spielt, ist eine Sache für sich. Auch Herr Fürstenberg ist in gewisser Beziehung eine rühmliche Ausnahme; er nimmt die hohen Tantiemen nicht für sich direkt in Anspruch. Denn es besteht bei seiner Bank die lobenswerte Einrichtung, daß die Aufsichtsratstantiemen sämtlicher Direktoren in eine gemeinsame Kasse fließen, um u. a. auch entstehenden Regreßansprüchen usw. zu dienen. Das aber ist eine ganz seltene Ausnahme.

Neben dem Typ des Bankier-Aufsichtsrates spielt noch eine gewisse Rolle der repräsentative Aufsichtsrat. Das sind Leute mit glänzenden Namen, die nach außen hin der Gesellschaft ein gewisses Relief geben sollen. Also Admirale oder Generale z. D., Herren vom Hochadel usw., oder auch ausgediente Minister, Leute, die in die größte Verlegenheit kommen würden, wenn man sie nach den Grundzügen der doppelten Buchhaltung fragen würde. Es sei zugunsten des deutschen Aktienwesens festgestellt, daß es sich hier um eine Einrichtung handelt, die eigentlich in England eine größere Rolle spielt als bei uns. Dort wird namentlich bei zweifelhaften Gesellschaften, deren Aktien dem harmlosen Publikum aufgeschwatzt werden sollen, gern ein Lord oder gar ein Herzog an die Spitze der Verwaltung gezogen.

Ein dritter Typ ist der Mann mit den guten Beziehungen, eine Gattung, bei der schon ein bißchen Korruption hereinspielt, namentlich dann, wenn diese Beziehungen in der Richtung der Staatsbehörden liegen. Freilich braucht hier nicht unbedingt von einer Korruption die Rede zu sein, denn es fehlt oft der Gesellschaft lediglich die Möglichkeit, sich ein gutes Entree bei den bestellenden Staatsbehörden zu verschaffen. Immer ist die Sache nicht so harmlos. Leider hat man gerade jetzt im Krieg von derartigen bedenklichen Zuwahlen hören müssen. Im übrigen können es ja auch Beziehungen rein privater Natur sein, wie man etwa in die Verwaltung einer Rohstoffgesellschaft gern einen Großabnehmer beruft.

Das führt schon zu einer verwandten Gattung von Aufsichtsräten, den Geschäftsfreunden. Diese können sowohl Bezieher wie auch Liefe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ranten sein, oder — bei den Banken — Leute, die große Geschäfte mit diesen Instituten machen. So erklärt sich wohl eine Zuwahl des eben verstorbenen Fritz von Friedländer-Fuld in die Verwaltung der Deutschen Bank, über die er einmal scherzweise zu einem Bekannten äußerte: „Sehen Sie, der beste Beweis, daß meine Beziehungen zur Deutschen Bank sehr lose sind, ergibt sich doch daraus, daß ich in ihrem Aufsichtsrat sitze." Das ist ein gehöriges Quantum von Zynismus, das aber doch ein ordentliches Körnchen Wahrheit enthält.

Wir kommen zu einer weiteren, durchaus harmlosen, unter Umständen sogar recht vernünftigen Art von Aufsichtsräten. Das sind *frühere verdiente Direktoren*. Wie man einen Minister nach seinem Ausscheiden in die Erste Kammer beruft, so werden alte Direktoren gern in einen Aufsichtsrat delegiert. Sie können da unter Umständen viel Gutes leisten, da sie wie kaum ein anderer das Geschäft kennen. Gerade solche Männer sind es auch, die dann manchmal, wenn ihre Kräfte es noch erlauben, ihre ganze Tätigkeit dem Institut widmen. Wir haben das z. B. bei der Deutschen Bank, wo der frühere Direktor Steinthal anhaltend weiter im Institut arbeitet.

Diese Spielart aber ist eine ganz seltene Ausnahme und wird auf jeden Fall bei weitem übertroffen von jenen Aufsichtsratsjägern, die wir oben scharf gegeißelt haben, und deshalb drängt sich die Frage auf, ob man das Aufsichtsratswesen, man könnte auch sagen Aufsichtsratsunwesen, nicht *gründlich reformieren* soll. Hier wäre vielleicht am besten da einzuhaken, wo diese Art Menschen am verwundbarsten sind, am Geldbeutel. Man hat bereits vor einigen Jahren eine 8prozentige Tantiemesteuer eingeführt, die u. a. auch das Gute hat, daß man annähernd feststellen kann, wieviel Tantiemen in Deutschland bezahlt werden. (Im letzten Friedensjahr wurden über 88 Millionen Mark versteuert; im Krieg haben sich diese Tantiemen ganz ungeheuerlich gesteigert, nicht zuletzt deshalb, weil viele Aufsichtsräte es immer wieder verstanden haben, ihre Bezüge zu erhöhen.) Die Tantiemesteuer aber ist in sehr vielen Fällen nicht etwa von den Aufsichtsräten getragen worden, sondern die Gesellschaften haben kurzerhand die Steuer auf sich genommen, was natürlich absolut gegen den Sinn des Gesetzes verstößt. Hier aber müßte man einsetzen. Neuerdings hört man bei vielen Gesellschaften, daß sie neben der prozentuellen Vergütung für die Aktionäre und für die Aufsichtsräte eine *Mindestgarantie*, die häufig recht hoch ist, einführen. Wie wäre es, wenn man statt dessen dazu überginge, *den Aufsichtsräten eine Höchstgrenze ihrer Bezüge* zuzubilligen? Das könnte man entweder auf dem Wege der Gesetzgebung erreichen, oder aber die Aktionäre sollten in ihren eigenen Gesellschaften einmal damit anfangen durch Änderung ihrer Statuten. Dann würde man auf einmal die Zuwahl in den Aufsichtsrat nicht mehr als Sinekure, sondern als eine wichtige und sehr schwere Aufgabe auffassen! Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. *Theodor Heuß* in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glaube an den Staat und Religion

Von Paul Ernst

ie Deutschen unterscheiden sich in diesem Kriege von den andern Völkern dadurch, daß der staatliche Zusammenhalt bei ihnen aus dem Gebiet des rein Praktischen und Nützlichen erhoben ist zu etwas, das man, wenigstens bei den Höhergesinnten, bezeichnen muß als „das Heilige". Der größte Teil der Vorwürfe, die unsrer Art von den Gegnern gemacht werden, geht auf diese Vorstellung vom Staat; denn was als „Militarismus", „Polizeistaat" oder gar als „Cäsarismus" bezeichnet wird, meint diese Vorstellung. Wir selber sind uns bewußt, daß unser Staatswesen das fortgeschrittenste ist, das heißt, das den Aufgaben der modernen Menschheit am meisten angepaßte, und daß unsere Gegner, vor allem die Engländer, eine zurückgebliebene Staatsform haben. Mag man also unsern Staatsbegriff schätzen oder nicht, das scheint uns Deutschen jedenfalls sicher, daß er richtiger ist wie der feindliche; richtiger, wie bei solchen geschichtlichen Erscheinungen das Wort gebraucht werden kann: denn absolut Richtig und Falsch gibt es ja im geschichtlichen Leben nicht.

Indessen, der Mensch ist nicht nur ein geschichtliches Wesen, ein Geschöpf, welches Aufgaben zu erfüllen hat, die aus seinen sich ändernden äußern Umständen kommen; er ist auch ein absolutes Wesen, ein Geschöpf, welches von Gott die Pflicht erhalten hat, seine Seele so hoch zu bilden, wie es möglich ist. Die Kritik unsrer Gegner kann darauf gehen, daß unser Staatsbegriff dieser Aufgabe schadet. Das meinen die intelligenteren Wortführer, indem sie den „Individualismus" ihrer Völker betonen. Und wir wollen uns nicht verhehlen, daß auch bei uns selbst nicht ungewichtige Stimmen laut werden, welche ähnliche Gedanken äußern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dürr herausgesagt: der Staat ist zunächst nur die Ordnung der Gesellschaft für die gesellschaftlichen Zwecke der Menschen, die sämtlich mehr oder weniger lediglich das äußere Leben betreffen und im letzten Grunde doch immer nur auf Besitz und Erwerb hinauskommen. Er wird also wichtiger, wenn das äußere Leben der Menschen wichtiger wird. Der geistig Hochstehende, der das äußere Leben immer nur als Mittel für die höheren Zwecke der Menschheit betrachtet, wird zu ihm keine andere Stellung einnehmen können, wie er zu dem äußeren Leben überhaupt einnimmt: ohne Besitz und Erwerb kann man nicht leben, Sicherheit nach innen und außen ist notwendig; und so soll man denn, nach dem Worte Jesu, dem Kaiser geben, was des Kaisers ist und sich um das Heil seiner Seele bekümmern.

Das ist nun unzweifelhaft richtig.

Aber man macht da einen Fehler: man faßt das „Heil der Seele" als ein Ding auf, das man erlangen kann oder suchen muß, zu erlangen. Es ist aber kein Ding außer uns, sondern es ist ein Zustand unserer selbst.

Wer das religiöse Denken der Menschen beobachtet hat, der wird hier den gewöhnlichen Fehler finden, den ungeübte Menschen machen. Religion ist immer nur ein Gefühl. Aber ein Gefühl läßt sich nicht verstandesmäßig mitteilen, und da die Menschen das Mitteilungsbedürfnis haben, so schieben sie dem Gefühl sofort Gedanken unter. Diese Gedanken aber stellen nun die Dinge vor, welche sie sich wünschen. Etwa die Seligkeit ist ein Gefühl, das man gedanklich als „Einswerden mit Gott" fassen kann. Gott ist aber für jeden das, was ihm angemessen ist: der Lebensdurst erzeugt den Gedanken der Ewigkeit, er erzeugt bei dem naiv sinnlichen Menschen den Himmel mit Houris und allem möglichen andern Wohlleben, bei geistiger gerichteten Menschen die Vorstellung der Leidlosigkeit, oder bei sehr leidenschaftlichen Naturen die Idee, dauernd die Ketzer brennen zu sehen.

In der Tat aber haben wir immer nur uns selber, und schließlich ist die Wirklichkeit nichts als die Skala für den Stand unsrer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefühle, das Material, aus dem ein Kunstwerk hergestellt ist. Es kommt nicht auf Holz, Bronze oder Marmor an, sondern ob das Werk von einem guten Künstler oder einem schlechten ist; es kommt nicht darauf an, auf was einer seinen Willen richtet, sondern in welcher Weise er will.

Wenn wir uns an das Äußere halten, so erscheint es uns als unsinnig, daß Menschen alles opfern sollen für eine Einrichtung, welche ihnen erlaubt, behaglich untereinander zu leben. Wir können mit Recht sagen, daß die Menschen sich Gott opfern sollen und daß sie sich deshalb nicht für etwas Niedrigeres, wie denn doch eben der Staat ist, opfern dürfen.

Judas Makkabäus hat sich unzweifelhaft Gott geopfert — seinem Gott. Dieser Gott der alten Juden aber ist, wie ein geistreicher Philosoph einmal sagt, nichts als der personifizierte naive Egoismus der Juden. Würden wir heute diesen alten Judengott denn noch Gott nennen, ist er nicht vielmehr Staat oder Nation? Die Griechen drückten sich nicht so mythisch aus wie die Juden und empfanden sich nicht so als den Mittelpunkt oder Zweck der Welt; sie starben dafür, wie sie sich ausdrückten, weil sie nur ihren eigenen Gesetzen gehorchen wollten. Wollte Judas Makkabäus etwas anderes? Wollen wir heute etwas anderes? Nur der Ausdruck ist verschieden. Wir amüsieren uns über die Engländer, welche für die beleidigte Moral, und über die Franzosen, welche für die Kultur zu kämpfen glauben: sie kämpfen für dasselbe wie wir, und die menschliche Bedürftigkeit wird nicht wertvoller dadurch, daß man sie mit einem klingenden Namen behängt.

Wir wissen ja sehr wenig von den ersten Christen, von den Christen der Märtyrerzeiten. Aber das wissen wir sicher von ihnen, daß sie überzeugt waren, das Ende der Welt stehe nahe bevor, und wer fest in seinem Glauben befunden sei, der werde jene Seligkeit genießen, von der in einem Fragment eines alten Schriftstellers bei Eusebius erzählt wird, daß in ihr die Weintrauben viel größer seien wie in diesem Leben. Die Menschen sind sich ja zu allen Zeiten gleich. Möglich, daß einige Hochstehende die Lehre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jesu ganz ergriffen hatten: die große Menge dachte an die ewige Seligkeit und das himmlische Jerusalem. Das ist gewiß kein Unglück gewesen; der Glücksdurst der großen Menge, dem es nicht genügt mit diesem Leben und seinen Glücksmöglichkeiten, der auch noch im jenseitigen Leben neue und unbegrenzte Möglichkeiten haben will, das ist der Boden, auf dem der Opfermut der Menge erwächst, und aus diesem Opfermut kommt dann eine neue Sittlichkeit, welche über das erste Ziel des Opfers weit hinausgeht, in ihm wurzeln die großen und edlen Gestalten der wenigen, welche schon von Anfang an wußten, daß die Menschen nicht für das Glück geschaffen sind, sondern für Höheres.

Es kommt auf zweierlei an: Erstens, daß der Mensch eine Gelegenheit hat, sich zu opfern, und zweitens, daß der Gegenstand seines Opfers durch das Opfer selbst ein Ideal werden kann.

Denken wir an ein Beispiel. Das Altertum hatte in seinen Tempeln eine edle und große Architektur geschaffen, welche wohl imstande gewesen wäre, den neuen Glauben in sich aufzunehmen. Die Christen bauten aber ihre Kirchen nicht in Nachbildung der alten Tempel, sondern sie nahmen sich ein Gebäude zum Muster, das man etwa als „Stadthaus" bezeichnen kann, eine Halle, in welcher man Versammlungen abhielt, kaufte und verkaufte, Gericht sprach und ähnliches tat, das im Beisein einer großen Volksmenge geschah. Gewiß ein wenig edler Anfang; aber aus der Basilika entstand im Lauf der Jahrhunderte der gotische Dom, nicht nur ein großes und edles Tempelgebäude, sondern sogar ein neuer Stil in der Architektur, der einzige organische neben dem griechischen. Der Grund war, daß die Menschen die innere Glut hatten, durch welche sie alles bloß Nützliche und Selbstsüchtige umschmelzen konnten in höhere Religion, in die Religion, welche nicht mehr Befriedigung der Selbstsucht ist, sondern Erlösung von ihr.

Wenn die Vertreter der materialistisch-inhaltlichen Ansicht recht hätten, daß der Staat von uns überschätzt werde, daß der Gegenstand des Opfers das Wichtige sei und nicht das Opfern; Gott und nicht die Seele; dann müßten wir heute ja an der Mensch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit verzweifeln; denn von dem alten Gottesglauben ist doch nur noch wenig in unserm Volk erhalten, und wir wollen es uns nicht verhehlen, daß unter den leidenschaftlichen Gegnern der Religion heute oft die Besten sind. Es ist eben so, wie es so oft geschieht in der Geschichte, daß das religiöse Gefühl einen andern Ausdruck sucht. Aschylos und Sokrates wurden der Gottlosigkeit angeklagt, und bis auf die neueste Zeit hat man immer die, welche den neuen Gott hatten, verfolgt, wie man Aschylos und Sokrates verfolgte. Aber freilich: sowenig diese Verfolger schlechte und dumme Menschen waren, sowenig sollen wir heute gleichgültig über die Stimmen derer hinweggehen, welche uns warnen; sie meinen es auch gut in ihrer Art.

Die Ursache des Krieges ist unzweifelhaft die wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes, die den Engländern die Befürchtung einflößte, daß sie durch uns zur Seite gedrängt werden könnten. Wir schlagen uns für unsere Industrie und unsern Handel. Beide sind gewiß durchaus nicht in jeder Hinsicht erfreuliche Erscheinungen; aber wenn man uns fragen würde, so würde der maßgebende Teil der Nation antworten, daß wir sie nicht wollen, um uns nur zu bereichern, daß wir etwas anderes wollen. Dieses andere ist etwas Unklares und muß es sein, denn was es ist, das können wir erst wissen, wenn wir es haben. Es wird etwa von „Arbeit" gesprochen, von „Wissenschaft" oder von „Kultur".

Wir verstehen vielleicht eher, wenn wir von einer anderen Seite beginnen. Die letzte geistige Leistung der europäischen Kultur war die deutsche klassische Dichtung und Philosophie. Sie ist uns, auch ohne daß uns das ganz klar ist, in Fleisch und Blut übergegangen, während die andern Völker noch heute nicht wissen, was sie bedeuteten. Die Ideale dieser Zeit waren: Freiheit, Bildung und Humanität. Es sollte ein einziges Wort für diese Dreiheit geben, dann wäre alles klarer.

Das Ideal dieser Dreiheit ist aus dem Innern des deutschen Volkes geschöpft, und so ist es auch nicht wunderbar, wenn es heute wieder das ganze Volk ergriffen hat. Diese Dreiheit ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spricht der französischen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit: aber nicht inhaltlich, trotz scheinbarer Ähnlichkeiten, sondern nur nach der Intensität des Wollens. Der einfache Soldat, der heute bei uns stirbt, weiß vielleicht weniger von den Worten, wie seinerzeit der französische Revolutionssoldat von den seinen wußte; aber ihren Sinn hat er; und dieser Sinn ist für uns alle verkörpert in unserem Staat.

Als gegen 1830 in der Persönlichkeit des alten Goethe und in der Philosophie Hegels die Dreiheit ihren vollkommenen Ausdruck gefunden hatte, da war es der Nation, als ob nun die Blüte vorüber sei und die Frucht reifen müsse; alle Teile des Volkes beeiferten sich, und es mag als ein Zeichen dafür gelten, daß damals der preußische Staat und die beginnende deutsche Sozialdemokratie sich gleichmäßig als die Erben Hegels und Goethes betrachteten. Solche Gedanken stehen heute nur noch in längst vergessenen Büchern: sie sind Leben geworden und deshalb als Gedanken vergessen.

Man hat oft gesagt, es sei ein Unglück für unsere protestantische Kirche gewesen, daß sie es nicht verstanden habe, mit der Nation mitzugehen, und daß unsere großen geistigen Schöpfungen, von Johann Sebastian Bach bis Hegel, nicht in ihr geschehen konnten. Dem sei, wie ihm wolle; man kann die Geschichte nicht tadeln, sie weiß es schließlich doch besser wie wir; jedenfalls aber ist sicher, das unsere klassischen Ideale religiöser Art waren, und zwar deutscher religiöser Art, bei welcher der Unterschied von Katholizismus und Protestantismus verschwindet; wenn sie in unserem Staate Fleisch und Blut bekommen haben, dann ist es eben Religion, die sich in ihm verkörpert.

Die Franzosen der Revolutionszeit waren sich bewußt, daß sie der Menschheit etwas Wertvolles brachten. So wissen wir heute auch, daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll: So hoch unsere Dreiheit über der französischen steht, so hoch steht das, was die Deutschen zu geben haben, über dem, was damals die Franzosen der Welt brachten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche Sozialpolitik und amerikanische Plutokratie

Von Otto Corbach

Präsident Wilson hat in seinen letzten Kundgebungen deutlich erklärt, daß zu seinen Kriegszielen vor allem eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Deutschlands gehöre; er will nicht nur die „deutsche Autokratie" zerschmettern, sondern dem deutschen Volke auch diejenigen freiheitlichen Einrichtungen gewissermaßen aufnötigen, die es nach seiner Auffassung nicht aus eigener Kraft zu erringen vermag. Vom „Vorwärts" bis zur „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hat die deutsche Presse eine solche Anmaßung entschieden zurückgewiesen. Das deutsche Volk bedarf keiner fremden Befreier; es wird sich selbst dasjenige Maß von Freiheit verschaffen, dessen es in Zukunft bedarf. Präsident Wilson aber sollte, wie ihm die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in ihrer Erklärung zu der Note, in der Wilson der russischen Regierung die amerikanischen Kriegsziele auseinandersetzte, riet, sich lieber der Bekämpfung der Plutokratie in seinem eigenen Lande und der sozialpolitischen Fürsorge für die amerikanischen Arbeiter widmen, statt sich um eine Befreiung des deutschen Volkes zu sorgen.

Gerade seine Kriegspolitik hat den Präsidenten Wilson immer weiter von den schönen innerpolitischen Vorsätzen abgetrieben, die er sich ursprünglich vorgenommen hatte. „Wir sind stolz gewesen auf unsere industriellen Errungenschaften," sagte er, als er am 4. März 1913 in das Weiße Haus einzog, in seiner Antrittsrede, „aber wir haben bisher den Menschenwert nicht hoch genug angeschlagen, den Wert der ausgelöschten Menschenleben, der überbürdeten und zusammengebrochenen Existenzen. Die peinvollen Seufzer aus den Bergwerken, den Fabriken und all den Stätten, wo der Kampf um das Dasein seinen eigentlichen Sitz hat, dieser ernste, rührende Unterton unseres Lebens war nicht zu unseren Ohren gedrungen." Die ersten Regierungshandlungen Wilsons hatten auch ganz den Anschein, als wolle er die imperialistischen Bestrebungen vernachlässigen, denen sich sein Vorgänger vorwiegend gewidmet hatte, um mit Hochdruck innerpolitische Reformen betreiben zu können. So entzog er dem amerikanischen Finanzkapital die ihr unter Taft in reichem Maße zuteil gewordene Unterstützung der amerikanischen Regierung bei ihren Versuchen, die politische Schwäche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kapitalarmer Staaten wie China und die mittel- und südamerikanischen Republiken auszunutzen. Er bewirkte dadurch, daß amerikanische Banken aus dem Sechsmächte-Syndikat in China ausschieden, und daß die Saat, die der Staatssekretär Knox im Jahre 1912 auf einer Reise mit seiner Dollardiplomatie in mittelamerikanischen Republiken ausgestreut hatte, nicht aufging. Durch eine Reform des amerikanischen Kreditwesens suchte Wilson gleichzeitig das Finanzkapital anzuregen oder zu nötigen, wieder mehr dem Unternehmungsgeist des eigenen Volkes zu dienen.

Natürlich wurde Wilson wegen solcher Bestrebungen von Vertretern der amerikanischen Plutokratie scharf bekämpft, aber man sah ihm auch vieles nach, da er sich mit den von ihm angekündigten sozialpolitischen Neuerungen Zeit ließ. Dann brach der Krieg aus und brachte für die amerikanische Plutokratie die große Gelegenheit, sich durch Kriegslieferungen für alle entgangenen Gewinne in China oder Mittelamerika vielfältig zu entschädigen. Wilson machte nur einen ganz schwachen Versuch, gegen den Strom zu schwimmen, als er erklärte, es widerspreche dem Geiste der Neutralität, wenn eine der kriegführenden Parteien von Amerika aus finanziell unterstützt würde. Die Plutokratie handelte, ohne nach ihm zu fragen, und bald genug bewegte sich Wilsons Diplomatie zwangsläufig in den von ihr geschaffenen Bahnen. Wie sehr sich Wilson dadurch zu einer ausgesprochen volksfeindlichen Politik verführen ließ, lehrt der entschiedene Widerstand, den er vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland der Bewegung für ein Verbot der Ausfuhr von Lebensmitteln leistete, trotzdem die ganze Arbeiterschaft sich daran beteiligte. Selbstverständlich mußte das amerikanische Volk die Erzeugnisse des eigenen Landes nur deshalb so teuer bezahlen, weil davon viel zu große Mengen nach den Ländern des deutschfeindlichen Verbandes ausgeführt wurden, ebenso wie es unter den umfangreichen Krediten, die den Verbandsmächten in Amerika gewährt wurden, durch die Folgen einer allgemeinen Geldknappheit leiden mußte.

Schwerlich dürfte sich der Präsident der Vereinigten Staaten selbst in seinen besonnensten Augenblicken Rechenschaft darüber geben, daß dieselben Instinkte, die ihn im Kriege zu einem eifernden Apostel der Weltherrschaftsbestrebungen der amerikanischen Plutokratie werden ließen, ihn den preußisch-deutschen Militarismus als Träger der „deutschen Autokratie" hassen lassen. Diesem Militarismus ist es zu danken, daß bei uns die „peinvollen Seufzer aus den Bergwerken, den Fabriken und all den Stätten, wo der Kampf um das Dasein seinen eigentlichen Sitz hat", nicht, wie nach Wilsons eigenem Eingeständnis in Amerika, von den Regierenden überhört wurde. Den unmittelbaren Anstoß zur deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung gab im Jahre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1826 ein Bericht des Generalleutnants von Horn, der damals am Rheine stand, wonach die dortigen Provinzen ihr Kontingent an Rekruten nicht zu liefern vermochten, weil die junge rheinisch-westfälische Industrie mit ihrer ungehemmten Ausbeutung der Arbeitskräfte, mit Frauen- und Kinderarbeit ungünstig auf die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Bewohner einwirkte. Ähnlich waren es Klagen aus den Garnisonen mit Ersatz aus den Industriegebieten über eine Verschlechterung der moralischen Beschaffenheit des Rekrutenmaterials, die in neuerer Zeit den Eifer der zuständigen Behörden für Maßnahmen gegen die sittliche Verwahrlosung großer Teile der schulentlassenen Jugend am meisten anfachten. Die deutschen Siege haben dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht in England wie in Amerika zum Durchbruch verholfen, wenn sie damit in der Neuen Welt zugleich dem Gedanken der Sozialpolitik zum Durchbruch verhelfen, so hätte Wilson im Sinne seiner Antrittsrede alle Ursache, den deutschen Militarismus zu segnen, statt ihn zu verfluchen.

Galizischer Türkenkrieg

Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

VIII.

Gefechtstage

Als ich meinen Dienst bei den Türken antrat, war der Bewegungskrieg des Herbstanfangs, der den Russen Teile von Ostgalizien eingebracht und uns bis an die Zlota Lipa und weiter südlich bis an die Narajowka zurückgeworfen hatte, in der Erstarrung, im Übergang zum Stellungskrieg begriffen. Nur an einzelnen heißen Stellen der Front brodelte es noch, und zwei dieser Brennpunkte kriegerischen Geschehens lagen an unsrer galizischen Türkenfront: der ziemlich berühmte und berüchtigte „Blinddarm" bei dem Flecken, den eine osmanische Division im Oktober stürmte, und die nicht minder berühmte Bergnase an der Zlota Lipa, eine heißumstrittene eckpfeilerartige Stellung, wo unsre deutsche Brigade ein paar schwere Kampftage durchgemacht hat, und wo unsre osmanische Division den letzten starken russischen Ansturm siegreich abwehrte. Hier, an diesen beiden Stellen der Front, sah ich die Türken im Kampf.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Schwarzer stand an meinem Strohlager und tippte mir auf die Schulter, immer wieder, bis ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben und begriffen hatte, was man von mir wollte: der Divisionskommandeur wünschte mich zu sprechen. Gleich darauf telephonierte auch der Adjutant ungeduldig an, wo ich bleibe. Also flink in die Kleider (ich schlief ohnedies halb angezogen wegen der Kälte und der Primitivität meines Lagers) und hinaus in den galizischen Wintermorgen ...

Der Divisionär hatte einen Tag im Schützengraben gestanden, immer bereit, persönlich in den Kampf einzugreifen. Man hatte alle Mühe gehabt, mit dem lebhaften Herrn — er ist Oberstleutnant und fünfunddreißig Jahre alt! — in Verbindung zu bleiben, da er oft ohne vorherige Ansage und ohne Hinterlassung eines Bescheids seinen Standpunkt gewechselt, hier ein frisches Bataillon vorgeführt, dort eine tapfer im Feuer aushaltende Kompagnie ermutigt, an dritter Stelle Verwundete besucht oder mit den Regimentskommandeuren beraten hatte. Und es war als ein Segen empfunden worden, daß der tüchtige österreichische Artilleriekommandeur als fester Pol an seinem Telephon gesessen hatte, stets allen erreichbar und durch seine Batteriebeobachter über alle Vorgänge unterrichtet. Es war den Russen geglückt, in einen Teil unsrer Gräben auf dem Kamm des Berges einzudringen; nach verlustreichem Scheitern mehrerer Versuche hatte sie der fünfte türkische Gegenangriff wieder hinausgeworfen. Die Maschinengewehre waren dabei ausgiebig in Tätigkeit getreten, noch ausgiebiger die Handgranaten, des türkischen Soldaten liebste Waffe. Ich sah die braunen Gesellen lehmbeschmiert aus den flachen Gräben herausklettern: eine Stielhandgranate wie eine Keule in der erhobenen Rechten, zwei oder drei in der Linken und den Rest am Gurt — so gingen sie ungedeckt den Bajonetten der Russen entgegen. Aber auch die Pelzmützen hatten sich gut geschlagen, und unsere Verluste waren empfindlich. „Ich habe manches brave Kind verloren, das Vaterland hat es so gewollt," sagte der Divisionskommandeur. Er saß, ein wenig müde vom langen Wachen, in einem Dorf droben zwischen winterlichen Bergen nahe hinter der Front und überdachte die Lage. Ich fand ihn nach einigem Suchen in einem kleinen Hause neben dem Verbandplatz, wo die Verwundeten der letzten Stunden ein und aus getragen wurden, bei ihm meine Freunde Halil, den Adjutanten (mit den großartigen Schulterschnüren, ähnlich denen unsrer Flügeladjutanten) Oberleutnant Weli, den Albaner, und den wortkargen, tüchtigen Sanitätschef der Division, der in diesen Tagen nicht über Mangel an Arbeit zu klagen brauchte. Der Divisionär empfing mich liebenswürdig wie immer, lud zum Bleiben ein. „Vielleicht brauchen Sie auch ein wenig Ruhe, nach gestern und vorgestern, und leisten mir Geselligkeit — kann man so sagen?" Er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spricht ein recht gutes Deutsch, ohne je in Deutschland gewesen zu sein, benutzt aber, bildungseifrig wie alle Türken, jede Gelegenheit, um hinzuzulernen. Er erzählt dann, wie er anderntags, als ich ihn im Graben verlassen hatte, mit einem Soldaten an bedrohtester Stelle auf Wachtposten gezogen war und nur mit aller Mühe den Mann überzeugt hatte, daß er wirklich der Divisionskommandeur und nicht irgendein Subalternoffizier sei. „Ich fragte den Soldaten: „Sag mir nun, wenn jetzt die Russen kommen und uns angreifen, wer von uns wird tapferer sein, ich, der Divisionär, oder du, der Soldat Ibrahim?" Der Mann besann sich einen Augenblick und sagte ruhig: „Ich." Ich wunderte mich über diese Antwort: „Wieso weißt du das, mein Sohn, du siehst: auch ich habe ein Gewehr und Handgranaten und werde mich wehren so gut wie du, wenn sie kommen, und du weißt nicht, wie tapfer ich sein und wie gut ich schießen werde." Der Soldat überlegt wieder und sagt dann langsam, fast feierlich: „Niemand auf der Welt ist tapferer als ich!" Sehen Sie, mein lieber deutscher Freund, diese Antwort hat mich stumm, aber (kann man so sagen?) fröhlich stumm gemacht."

So erzählt der Oberstleutnant und lacht dazwischen sein helles, spitzes Lachen. Er sieht gepflegt aus trotz der Anstrengungen, die ihm die letzten Tage brachten; seine Reitstiefel sind, sehr im Gegensatz zu den meinen und zu denen der anderen Herren, blitzblank, fleckenlos ist der olivbraune Rock, an dem er heute keinen einzigen Orden trägt. Er sitzt vorgebeugt, die Arme auf den Tisch gestützt. Die dunklen Augen in dem sympathischen blassen Gesicht mit dem schwarzen, spitzen Schnurrbart glänzen vor Vergnügtheit, wie er mir später einen Brief seiner ältesten Tochter zeigt, deutsch geschrieben: „Mein lieber Papa! Wie geht es Dir in Galizien? . . ." —in großer vorsichtiger Kinderschrift zwischen richtungweisenden Bleistiftlinien.

Das Telephon hat viel Arbeit: die türkischen Herren, die einmal seinen Wert erkannt haben — und zu ihnen gehört unser Divisionskommandeur —, geben den Hörer kaum aus der Hand, und ich habe Mühe, das, was ich selbst an telephonischen Meldungen erledigen muß, in den seltenen Gesprächspausen des Oberstleutnants anzubringen. Dazwischen trage ich (denn das gehört zu meinen Obliegenheiten) ein paar kritische Randbemerkungen an Hand der in meinen Taschen verstreuten Notizzettel vor. Ich predige wie ein militärischer Katechismus: „Wenn Ihre tapferen Soldaten, Herr Oberstleutnant, nur ein wenig mehr an das Deckungnehmen denken wollten! Der Türke muß lernen, sein Leben zu schonen, damit er es dann rücksichtslos einsetzen kann, wenn es einmal unumgänglich nötig wird. Ich habe schon so oft ganze Trupps von Soldaten in die Gräben hereingeholt, die unbesorgt in nächster Sicht des Feindes übers freie Feld spazierten, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heute früh habe ich sie wieder in selbstmörderischer Todesverachtung frei gegen den Feind angehen sehen. Ihre Leute sind zu brav und draufgängerisch, Herr Oberstleutnant." — „Ja, so sind sie, es ist wahr," sag er und lacht. „Dann, Herr Oberstleutnant, wieder einmal das Telephon, das alte Sorgenkind. Verzeihung, daß ich so oft damit komme. Ihre Soldaten sind bewundernswert erfinderisch in der Verwendung des Telephondrahts: bisher schnitten sie sich Stücke aus den Leitungen, um sie zum Anbinden der Pferde und Wickeln der Gamaschen zu verwenden, jetzt hat ein österreichischer Herr in einem Unterstand Infanteristen gefunden, die ein Stück geteerten Kabeldraht in den Tisch geklemmt hatten und das oben angezündete Ende als Licht benutzten. Es brannte gut und hell, Herr Oberstleutnant, und ich fürchte, das Beispiel findet Nachahmer! Und dann tobt die hohe Division, wenn sie mit der Infanterie nicht sprechen kann, und die Artillerie wundert sich, daß ihre frisch gelegten, täglich geprüften Leitungen zu den Beobachtungsstellen schon wieder unterbrochen sind!" Der Divisionär lacht wieder und verspricht Abhilfe durch einen Befehl an die Regimenter. (Sein Vorgänger, der vor zwei Monaten nach Smyrna versetzt wurde, sagte in solchen Fällen: „Nennen Sie mir Namen, ich lasse erschießen" — und es war keine leere Drohung, die der strenge, verschlossene Mann damit aussprach.)

Zwei türkische Soldaten bringen Essen herein, als Tischtuch werden Zeitungen aufgelegt, und Rewfik, der alte Diener des Oberstleutnants, bietet verstohlen Schnupftabak aus seiner schmutzigen Dose an, der von den meisten nicht abgelehnt wird. Das Telephon, durch dessen geschwätzigen Mund fortwährend in deutscher, türkischer und französischer Sprache Befehle und Anfragen an die vorderste Linie, an den Artilleriekommandeur, an vorgesetzte Stellen und Nachbarabschnitte kamen und gingen, verstummt für einen Augenblick. Wir haben jeder Löffel und Gabel, essen aber alle aus einer Schüssel. Ich hätte gern deutsche Divisionsstäbe zum Zusehen dagehabt bei diesem Mittagessen des türkischen Divisionsstabs! Es ist eine kleine Marotte der türkischen Herren, an den Gefechtstagen auch das Essen möglichst kriegsmäßig zu halten und auf jede Bequemlichkeit zu verzichten; es betätigt sich da ein gewisses echt soldatisches Solidaritäts- und Stilgefühl, dem es widerstrebt, daß die Offiziere alles besser haben sollen als die Mannschaft, ein Gefühl, das auch bei uns, besonders in den Anfängen des Krieges, in sehr erfreulicher Weise in Erscheinung trat und das leider den Offizieren anderer Heere, z. B. den österreichischen Herren, durchaus fremd und unverständlich ist. Bei jenem Mittagsimbiß unseres türkischen Divisionsstabs hätte es bloß eines Wortes an einen der in der Verbandstelle tätigen Ärzte bedurft, um aus den reichhaltigen Lazarett-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beständen Geschirr in hinreichender Menge für ein ausgiebiges Mittagessen zu bekommen, aber man verzichtete absichtlich darauf und aß Feldküchensuppe und Hammelfleischbrocken aus einem Topf. Dann zündete sich der Divisionär seine große, schwere Zigarre an, und das Telephon bekam wieder Arbeit.

In einer unbeschäftigten Viertelstunde sehe ich nach meinen Pferden, gehe danach durch den Verbandraum. Die Verwundeten, die einen Leidensweg des Geschüttelt- und Gestoßenwerdens hinter sich haben, benehmen sich bewundernswert; kein Schmerzenslaut, höchstens leises Stöhnen kommt von ihren Lippen. „Allah wird helfen, mir geschieht nichts, das mir nicht vorbestimmt wäre." In solchen Stunden bewährt sich der Fatalismus des Muselmanen als tröstend und kräftigend. Mit einem, den ich aus dem Schützengraben kenne, spreche ich, so gut es geht, ein paar Worte türkisch. „Ah, alleman sabytym — mein deutscher Offizier" — er ist ganz glücklich, mich wieder zu erkennen, helle Freude scheint ihm aus den Augen. „Alleman dobrij, alleman tschok ejy, alleman dschessaretly," sagt er in einem für den galizischen Lokalgebrauch zugeschnittenen türkisch-polnischen Kauderwelsch, sichtlich bestrebt, mir eine Freude zu machen — „die Deutschen sind gut, sehr gut, die Deutschen sind tapfer." Und er hat für einen Augenblick seine Beinwunde, die ihm ein Querschläger gerissen hat, ganz vergessen. Als ich ihn vor ein paar Wochen im Graben kennen lernte, hatte er dasselbe gesagt und mir dabei zutraulich auf die Schulter geklopft.

Vor dem Lazarett ist Halil, der Adjutant, damit beschäftigt, ein paar Soldaten zu strafen, die er als Nachzügler der ins Gefecht vorrückenden Kompagnien aufgelesen hat. Halils Strafen sind ein ganzes Kapitel für sich; sie haben etwas von den altchinesischen oder altindischen Torturen an sich. Die paar ersten der Leute werden einfach mit Ohrfeigen, die auf gehörige Übung ihres Spenders schließen lassen, abgetan, dann aber regt sich angesichts meiner Zuschauerschaft Halils Schöpfersinn, und er wird wahrhaft genial im Erfinden kleiner Neuerungen. Dem Manne, dessen Bajonett sich als schlecht geputzt erweist, sticht er mit der Bajonettspitze vorsichtig ins Augenlid, dabei noch väterlich zum Ruhigstehen ermahnend, einen anderen zieht er gehörig am langen Schnurrbart, ein dritter bekommt den Kopf so auf die Schulter gedrückt, daß die Halssehnen auf der anderen Seite fast zu springen scheinen, ein vierter endlich erhält mit dem dicken Bajonettende ein paar klatschende Backenstreiche. Es ist eine seltsame Prozedur, die aber Halil sichtlich befriedigt.

Am Nachmittag reiten wir nochmals nach den Gräben vor. Ein russisches Bataillon geht durch die weite Mulde gegen unsere Bergstellung an, wird aber rechtzeitig von unserem Artilleriefeuer gefaßt und strömt in Unordnung zurück; der helle Abhang bedeckt sich mit dunklen Punkten. „Ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glaube, dieses Bataillon tut uns keinen Schaden mehr," sagt der Oberstleutnant strahlend, „wieder eines weniger auf der anderen Seite." Auf müdem, abgehetztem Pferde, dem dritten an diesem Tage, komme ich abends ins Stabsquartier zurück. „Ich bin zufrieden mit unserer heutigen Arbeit und danke Ihnen für Ihre Hilfe," sagt der Divisionär freundlich beim Abschiednehmen vor seinem Quartier, das mit roter Lampe und Divisionsflagge bezeichnet ist — und nimmt eine große, schwere Zigarre aus dem unerschöpflichen Etui.

IX.

Türkische Offiziere

„Ich habe eine Karte bekommen von unserem früheren Generalstabschef Nasim-Bei. Er schreibt auf Türkisch, wollen Sie's mir übersetzen, Halil?"

Der Adjutant, inzwischen Hauptmann geworden, entziffert die winzigen gemalten Schriftzeichen und liest mir vor, während der Ordonnanzoffizier, der schöne, schlanke Kaukasier, aufmerksam zuhört. „Ich habe hier in Mazedonien," schreibt er da unter anderem, „ein ganz kleines, aber musterhaftes Detachement aller Waffen, eine rechte Nasimtruppe." Ich sehe den Schreiber so recht vor mir, den kleinen, ausgetrockneten Major, an dem so gar nichts Imponierendes gewesen wäre, hätten nicht seine großen, klugen Augen so unsagbar selbstbewußt dreinschauen können, diese Augen, mit denen er die türkischen Offiziere in Angst und Gehorsam hielt. Es war erstaunlich, wie der Unscheinbare, der von hinten wie ein Knabe aussah, mit den Augen alle Untergebenen beherrschte — und wie sehr er sich dieser Wirkung seiner Blicke bewußt war! „Ich denke oft an Galizien und die Freunde dort, bin aber froh, nicht mehr da zu sein," liest Halil weiter aus dem Brief. Das glauben wir ihm. Wie hat er im Herbst über den galizischen Schmutz geklagt, der kleine Mann, der immer Gummigaloschen über seinen winzigen koketten Schnürschuhen trug! „Was schreibt er noch, Halil?" — „Er fragt nach seinem Nachfolger." Und Halil lacht ein wenig spöttisch, wobei er die häßlich vorstehenden Zähne unter der großen, energischen Nase zeigt; denn er denkt gering von dem Nachfolger. Aber es ist eigentlich kein Grund zum Lachen da: der dicke Osman, der neue Generalstabschef der Division, ist ein gutherziger, fleißiger Mann, mit dem sich arbeiten läßt. Freilich ist er nicht so sehr Generalstäbler als eine Art Materialverwalter der Division, welche Tätigkeit ihn offenbar mehr anzieht. Dafür bearbeitet sein Helfer die taktischen Sachen, und er bearbeitet sie mit einer so achtenswerten Umsicht und Selbständigkeit, daß man sich herzlich freute, als der Unermüdliche das seltene Glück hatte, an einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tage zwei Dekorationen, das Eiserne Kreuz und eine österreichische Auszeichnung, zu bekommen. —

Die türkischen Offiziere tragen als Unterscheidungszeichen ihrer Waffen einen bunten Tucheinsatz im Deckel ihres hohen Lammfellkalpaks, die Infanterie dunkelgrün, die Artillerie dunkelblau, Pioniere hellblau, Kavallerie weißlichblau, Maschinengewehroffiziere hellgrün, Generalstäbler karmoisinrot, Generale scharlachrot. Den einzigen scharlachroten Kalpakeinsatz in Galizien hat unser Pascha, von dem hier erzählt werden soll. Der kleine, liebenswürdige und überaus gewandte Herr sieht seltsamerweise von Angesicht unserem Kaiser, den er persönlich kennt, liebt und verehrt, ein wenig ähnlich; seine sehr starke große Hakennase vereitelt allerdings eine vollkommene Ähnlichkeit. Aus dem beweglichen Gesicht, das so gern lacht, schauen große blaue Augen; trägt er beim Arbeiten seinen Kneifer, so sieht er einem deutschen Professor nicht unähnlich. Militärisch tüchtig und gebildet, Soldat mit Leib und Seele ist er, und ein guter, feiner Mensch dabei. Seine Frische und Lebendigkeit mußte ich oft bewundern. Ich suchte im Januar dieses Jahres mit ihm die neuzubauende zweite Stellung aus, die jetzt in den Sommerkämpfen zu Ehren gekommen ist. Dabei war es wahrhaft vorbildlich, wie er seine Gesichtspunkte für die Anlage der neuen Grabenlinien geltend machte und begründete, wie er stets das Wesentliche zu erkennen und in den Vordergrund zu rücken wußte, wie er selbst jeden Augenblick auf der feuchten Erde und im schmutzigen Schnee lag, um das Schußfeld, wie es sich vom Graben aus darstellen würde, vor Augen zu haben. Ein Mann, mit dem sich glänzend arbeiten ließ. Ein phantastisch glückhafter Mann dabei. Die türkische Revolution traf ihn an als ganz jungen General und Flügeladjutanten des alten Sultans. Er fiel nicht, strauchelte kaum, verlor bloß zwei Dienstgrade und holte sich als Offizier der jungen Türkei neues Ansehen und neue Ehre. Die Türken haben viele gute Offiziere, gewiß: Leute von feiner Bildung und Erziehung, tüchtige Soldaten, Draufgänger im Gefecht, arbeitsame, ehrgeizige Männer. Aber dieser Pascha ist doch eine einzigartige Erscheinung.

Noch eine andere kleine Porträtskizze in Worten: von dem Kommandeur der türkischen Schwesterdivision, bei der ich im Winter einige Wochen vertretungsweise Dienst tat. Der interessante, hochintelligente Mann — ebenfalls erst Oberstleutnant wie unser Kommandeur, den ich im vorigen Abschnitt geschildert, und gar erst 34 Jahre alt! — ist Araber von Geblüt und stolz auf dieses Herkommen. „Die Türken sind ein großer Volksstamm," pflegt er zu sagen, „die Deutschen sind noch größer; aber am größten ist unser Volk." Man erkennt die Araber an ihren schönen, ausdrucksvollen Augen: sie haben leuchtend weiße, gleichsam porzellanene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augäpfel mit tief samtbrauner oder schwarzer Iris und sehr starke schwarze Wimpern und Brauen. Dem Gesicht des Oberstleutnants gaben diese Augen einen wilden, leidenschaftlichen Zug; ich werde nie vergessen, wie ich das erstemal unter vielen europäischen Herren mit diesem Araber an einem Tische saß, der, aus Bescheidenheit und Unbeholfenheit nur wenig an der Unterhaltung teilnehmend, seine Augen wild und unstet um die Tafel wandern ließ. Von Statur ist er klein, stämmig, etwas ungepflegt und sehr sorglos in der Kleidung — ein rechter Kriegsmann. Was aber nicht hindert, daß er sehr begierig war, allerlei mitteleuropäische Künste wie Walzertanz und Kartenspiel zu erlernen.

Erstes Licht!

Von Franz Groebbels

Raum drückt noch die Erde, grau,
Schau,
Da kommen die Bauern mit Gäulen an Seilen
Die Äcker entlang, zermeißeln, zerfeilen
Mit Pflügen die Scholle zu Keilen und wälzen
Sie gegen den Raum in die Nebel hinein,
Als wären die Nebel im Raum eine Starrheit aus Felsen,
Als wäre der Dunst über Feld eine Mauer aus Stein
Sprengen jetzt Bauern die Luft laut am Tag mit Schrei wie mit
Donnern und Schuß,
Daß aller Himmel tieffroh und rein
In den Klüften aus Nebel aufblauen muß, —
Da stehen zwischen Wolken und Wänden voll Drängen hinauf
Auf allen Äckern Kirchen der Sonne auf,
Und wo eine Kirche, da betet und spricht
Ein Mensch seine Arbeit am Pflug in das Licht,
Da zittert, umflossen von Rauch und Geschwele,
Im Wind eine Lerche und schwenkt ihre Kehle
Als Krug durch den Himmel, schöpft Sonne, ergießt
Verplätschernd ihr Licht, Lied um Lied über Welt,
Daß den Menschen, die unten in Klüften und Schachten
Heraus aus dem Nachten den Tag noch erwarten,
Ein Funken Sonne ins Auge schießt,
Leuchtfrühling wieder die Erde hält.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsbücher

III.

Wenn man die Kundgebungen unserer Historiker über den Krieg und seine Bedeutung liest, dann scheint das alte, banale Bild doch seine Richtigkeit zu haben: daß man erst die Dinge übersehen kann, wenn sie nicht in allzu großer Nähe auf uns sind. Aber es will mir doch vorkommen, als sei das eine allzu lange Entschuldigung für das Unvermögen, die Bedeutsamkeit einer Erscheinung zu erkennen. Hier liegt eine jener Überschätzungen der Historie vor, die gleichsam von vornherein das unabhängige Denken unterbinden wollen. Die allzu große Nähe genügt nicht, um die Tatsache zu erklären, wie wenig in den künstlerischen, historischen und philosophischen Äußerungen die gesamte Auswirkung der Erscheinung Krieg zu treffen war. Eine viel bestimmendere Lösung ist die, daß die Grundfrage noch nicht geklärt ist: wie denn das Einzelleben sich zur Vielheit verhalte, das Individuum zur Gesellschaft, der Einzelwille zum Staat. Nur durch die Ungeklärtheit dieser primitiven, in ihrem Drängen so naheliegenden Frage ist es zu verstehen, wie wenig diese Frage erledigt ist. Das unbedingte Sich-Identifizieren mit dem Staat, die rücksichtslose Beseitigung aller metaphysischen Zweifel, die im Kriege stecken, das traurige Schicksal der Einzelpersönlichkeit durch die Mechanik des Krieges — alle diese Momente erscheinen in den Philosophien des Krieges als unterdrückte Selbstverständlichkeiten. Und der Bezirk der Politik und seine Ambition, menschliche Territorien zu überschwemmen, die ganz fernab liegen vom Gedankengang staatlicher Kategorien, wird in allen diesen Systemen nicht auf den Platz gestellt, wohin er gehört.

An dieser prinzipiellen Fragestellung, die letzten Endes sich nicht zufrieden geben kann mit dem Gebot der Stunde, sondern stürmisch nach der Grenze der staatlichen Berechtigung fragt, gehen wiederum zwei bedeutungsvolle Bücher über den Krieg vorbei. In beiden philosophischen Büchern (oder in den Büchern beider Philosophen) erscheint der Krieg in einem So-Sein und Da-Sein, in den ihn verursachten und verursachenden Kräften. In beiden Büchern wird nicht etwa mit der lebensfremden Hand des Philosophen von den Erscheinungen zurückgewichen, sondern sie sind gleichsam aktuell, wenigstens in dem Sinne, daß sie alle Erfahrungstatsachen dieses Krieges durchaus aufgenommen haben. Beide versuchen sogar die Totalität dieser Erscheinung Krieg zu umfassen und nicht nur von irgendeinem Teilbegriff aus, sondern sie enthalten immanent alle Standpunkte und fragen eben nach dem Sinn des Krieges. Sie sind bedeutungsvoll, weil sie sich nicht mehr mit der Tatsache begnügen oder der naturwissenschaftlichen oder psychologischen Vorgeschichte dieser Tatsache, sie sind in gewissem Sinne unabhängig von dem Wert und der Anerkennung des Krieges. Beiden muß recht gegeben werden, daß mit utilitaristischen und pragmatischen Gründen allein nicht der Krieg bekämpft werden kann, und ihr Feldzug gegen den Empirismus der Friedensbewegung geschieht zu einem Teil nicht zu Unrecht. Aber greifen sie an die Wurzeln des Krieges? Erkennen sie, wo sein großes Problem liegt, nämlich in der Einspannung der Einzelseele in ein Netz unindividuellen Ursprungs, erkennen sie jene mißverständliche Bedeutung des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staates, der alle Lebensreihen und die ganze Totalität des Menschen umfaßt? Beiden muß unrecht gegeben werden, weil sie um der gewaltigen Tatsache Krieg willen die Klarheit ihrer philosophischen Kategorien trüben und verneinen.

*

Max Scheler hat auf seinen „Genius des Krieges und der deutsche Krieg" einen zweiten Band, „Krieg und Aufbau", *) folgen lassen. Er hat sich mit seinem ersten Buch erschöpft in dem, was er über den Krieg zu sagen hat. Der Band enthält nur in kleinen Teilen das Problem, das sein Titel besagt: man hat den Eindruck, als ob viele Teile des Buches gewaltsam mit dem Krieg in Verbindung gebracht seien, so vor allem das, was er nun über soziologische und religiöse Dinge zu sagen hat. Den Mittelpunkt bildet der Essay „Der Krieg als Gesamterlebnis": hier fühlen wir am tiefsten unseren Gegensatz zu ihm. Seine philosophischen Deduktionen leiden in jedem Augenblick darunter, daß er unter allen Umständen tausend Entschuldigungen für den Krieg finden will. Diese Entschuldigungen sind oft kulturlicher Art. Ihr Weg ist die Romantik. Das, was als die edelste Aufgabe der Philosophie erscheint, nach dem Sinn der Dinge zu fragen, sie hinauszuheben aus dem Wechselstrom unprinzipieller Einstellung, sie zu reinigen — hier wird dagegen versündigt, weil das Wollen in jedem Augenblick in deutlicher Sichtbarkeit erscheint. Schelers „Läuterungssinn" des Krieges ist eine philosophische Umschreibung für den Wunsch, ihn zu bejahen. Auf seinem ganzen Wege fühlt er immer wieder den Punkt, wo ihm der Krieg herauszutreten scheint aus dem Bereich seines kulturlichen Denkens: aber immer wieder findet er Mittel, um ihn wieder einzufangen. Er fühlt nicht den Sinn des Kriegs, indem er nach seinem letzten Pochen horcht. Er trägt alle möglichen Dinge an ihn heran und in ihn hinein, um ihm Leben zu geben. Er isoliert den Krieg nicht, um seinen tiefsten Zusammenhang zu finden mit jener Substanz, aus der alles Denken und alles Fühlen fließt. Willkür scheint uns in allem. Er kennt die Not, einheitlich sein zu wollen. Aber er ist sozusagen selbstischer über seine Verhältnisse. Denn ihm erscheinen dort die Zweifel beseitigt, wo sie erst Zweifel geworden sind. Er ist der Philosoph, der es sich schwer macht, zu seinen Begriffen zu kommen, und leicht, sie nicht bis zum äußersten zu verarbeiten. (Während man von Simmel vielleicht gerade das Gegenteil sagen könnte.) Er konnte deshalb nicht der Philosoph des Krieges sein, weil er seine Not nicht aufkommen ließ. Der Philosoph leidet freilich in einem ganz anderen Sinn wie der Künstler. Aber auch er leidet Tut er es nicht, so könnten seine Begriffe leicht ganz anders sein, wie sie eben sind; tut er es nicht, so kommt er immer nur an den gedanklichen Wurzelpunkt der Phänomene, nie an ihre erlösende Befreiung.

Norbert Einstein

*) Max Scheler, „Krieg und Aufbau". Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.

Mobilmachung der Denkmäler

Die Kirchenglocken sind von den Türmen und rufen nicht mehr zum Gottesdienst; sie wurden wie viele andere Dinge zum Kriegsdienst gerufen. Die Tageszeitungen und Familienblätter ließen sich von ihrem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefühlsplastiker kurz die entsprechenden „tiefempfundenen" Artikel bauen, und während das Geläute die Metamorphose zum brüllenden Schlachtentier durchmacht, denkt man bereits: was kommt jetzt daran? Man redet von Türklinken und Fensterbeschlägen. Möbelbeschläge, Beleuchtungskörper, Aschenbecher und ähnlicher Kleinkram sollen folgen. — Ich wundere mich. Ist es nötig, uns die Wohnung auszuräumen und Dinge wegzunehmen, zu denen wir immerhin ein lebendiges Verhältnis haben, solange noch auf der Straße und an Plätzen die vielen Denkmäler blühen — teils in nichtssagender Öde, teils in aufregender Häßlichkeit? Warum werden die etlichen hundert Hohenzollern, Wittelsbacher, Wettiner, Bismärcker, Moltke, Dichter, Forscher und allerhand verdiente Ehrenbürger nicht zum Kriegsdienst aufgerufen? Herbei, ihr Herren! Heute gilt nicht die künstlerische Unzulänglichkeit, heute gilt die Nützlichkeit! Heute wird jeder Mann gemustert, und ich will fürchterliche Musterung halten. Wenn ich der Kaiser wäre, so würde ich meine erzenen Ahnen zu mir befehlen: „Was ist's, wollen Sie sich nicht noch einmal ums Vaterland verdient machen?" Und unseren Feinden könnten wir zurufen: „Weh euch! Jetzt gehn die Hohenzollern los!" —

Denkmäler, die vor dem Jahr 1850 entstanden sind, müssen erhalten bleiben, denn bis dahin gab es noch eine einheitliche künstlerische Kultur. Was später kommt, ist meistens vom Übel. Eine Kommission, in der einige Museumsleiter und wirkliche Sachverständige (beileibe keine Künstler) sitzen, haben über die Erzeugnisse nach 1850 zu entscheiden. Wenige Werke, zum Beispiel von Hildebrand, Tuaillon, Hahn oder Lederer werden dann übrig bleiben. Fast alles übrige kann um so unbedenklicher eingeschmolzen werden, als von den meisten neueren Denkmälern die Modelle noch vorhanden sind, so daß man die bestürzten Hochpatrioten trösten und ihnen einen späteren Neuguß in Aussicht stellen kann. (Wir werden dann schon beizeiten dagegen protestieren, daß wir eine Neuauflage der Denkmalsnot erleben — doch wollen wir das den Herren noch nicht auf die Nase binden.)

Wahrlich, der Krieg ist entsetzlich — aber wenn er diesen ganzen Nationalkitsch in seinem Feuerrachen zerschmilzt, so hat er eine Kulturtat vollbracht und die letzten Jahrzehnte von einer schweren Sünde gereinigt. Ein Leid freilich bleibt uns zu tragen: die Siegesallee ist von Marmor.

Pfefferle

Der junge Mensch

Seid still und andächtig: hier ist der junge Mensch. Das Heiligtum seiner Junggläubigkeit wird euch aufgetan. In tastenden Händen spürt ihr seiner Seele schmerzvoll zuckenden Schlag; den Krampf ihrer festlichen Reine gegen Schalheit und Erniedrigung des Alltags . . .

Mit ein paar kühnen Federstrichen hat Renée Beh auf dem Titelblatt dieser Dichtung (Delphinverlag, München) dem Inhalt ein treffendes Symbol gezeichnet. Das ungebärdig sich bäumende Roß ist wie „der junge Mensch": Sinnbild von Kraft und Eigenwillen, die noch nicht erdrosselt sind von Zügeln und Kandare irgendeines Despoten, heiße er wie er wolle. Ein ekstatisches Szenarium nennt Hanns Johst seine neun Bilder, die wahrhaftige Tiefblicke von jäher Kraft sind: in den jubelnden Drang der jungen Seele, ihren jauchzenden Kampf um Glauben und Reinheit,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besser: um die innere Wahrheit und Freiheit (doch beides ist dem jungen Menschen gleichbedeutend), ihren opfervollen Sprung endlich in die Wirklichkeit des Alltags. In neun Szenen hat Johst seine dichterischen Enthüllungen geborgen. In deren dramatischer Realität ebensoviel ergreifendes Symbol ist wie die Peitschenhiebe des Satirikers. In denen Inbrunst ist, Verzückung, Schrei, Anklage, ohnmächtiges Verzichten. Ein oft variiertes Motiv bekommt hier neue dichterische Bedeutung, einen neuen künstlerischen Klang, der auch, ohne an „Frühlings Erwachen" gemessen zu sein, rein und innig ertönt. Wie alles, was Johst in diesen Kriegsjahren schrieb — doch ist der Krieg nur zeitlich, nicht ursächlich des Dichters Auftakt —, wie das wundervoll seherische Gespräch auf dem Schlachtfeld „Die Stunde der Sterbenden" (bei Kurt Wolff, Leipzig), wie seine Gedichte „Wegwärts" (im Delphinverlag, München), so ist auch sein „Junger Mensch": Zeugnis einer elementaren Dichterkraft, sich auswirkend in Werken, die noch die Rotglut des inneren Erlebnisses ausstrahlen.

Hier ist der junge Mensch, als Erlebnis und Typus zugleich. Man müßte seine ekstatische Seele *sehen*: Darsteller müßten sie lebendig machen, die das letzte Menschliche zu enthüllen vermöchten, in einem ganz schlichten, nur andeutenden Rahmen, damit das Wort ganz Klang und Bild würde — und man würde erschüttert von dannen gehen. Otto Schabbel (im Felde)

Die schönsten Geschichten der Lagerlöf

Man möchte hinter das Geheimnis ihrer erhabenen Kunst dringen. Man sucht und sucht und stößt doch nur immer wieder auf das Urwesen der Dinge, die sie mit ihrer kraftvollen Einfachheit aus dem ewigen Schlummer weckt. Die ganze Welt erscheint ihr wie ein riesengroßer Schläfer. Sie malt ihm Rot auf die Wangen und drückt ihm ein Lächeln oder einen Schmerz in die Augenhöhlen hinein. Oft stattet sie ihn wie Simson mit der Urkraft der Locken aus, und seine strahlende Stärke wächst zu einem ungeheuren Reichtum an. Sie schenkt einem kleinen Kinde zwei Augen von wunderbarster Sehkraft, damit wir in ihnen das Weltbild rund und funkelnd, drohend und in Not, aber immer selig schauen ...

Die sieben schönsten Geschichten, die Walter von Molo zusammengestellt und bei Langen in München herausgegeben hat, sind wie sieben Kunstwerke aus demselben Gestein herausgehauen. Und doch, wie verschieden kreist in ihnen der Puls des Lebens! In den Legenden erscheint die Dichterin uralt. Eine uralte Luft weht uns an, die nicht aus dieser Zeit geschöpft ist. Der Staub der heiligen Straßen lastet schwer auf uns. Sie läßt uns leiden, aber sie gibt uns auch zu trinken, wenn wir verschmachtend an ihren göttlichen Toren stehen und warten. Sie labt uns, denn sie ist die Güte selbst. Wie eine dunkle Ballade hat sie „Herrn Arnes Schatz" gestaltet. Man möchte die Fenster aufstoßen, weil die Furcht nach dem sicheren Lichtquell schreit. Die beiden Knaben, die auf ihren Schlittschuhen unter dem „Luftballon" herschweben und die ihm im Anschauen seiner Unendlichkeit in die Unendlichkeit des Meeres nachfolgen und ertrinken, erschüttern uns tief ...

Lest dieses Buch, das auf schwarzem Grund in hellen Kerzenschein gebadet ist. Es verschenkt die Reichtümer der Seele! Elisabeth Joest-Krüger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Monumentaldenkmal für Bölcke

Aus dem Felde schreibt man uns:

Kriegsminister von Stein schreibt in einem Erlaß: „Die Frage nach der würdigen Ehrung der Gräber der vielen im Kampfe für Thron und Vaterland gefallenen Helden bewegt in Wort und Bild, im Beraten und Schaffen, je länger je mehr aller Gedanken und Herzen im Heer und im Volk, draußen und daheim.“ Weiter heißt es in diesem: „Vermeidung aufdringlichen Prunks und Aufschub großer Denkmalsanlagen.“ Es erübrigt sich, festzustellen, daß dieser Erlaß bei allen schaffenden Künstlern, die zurzeit im Felde stehen, freudigen Widerhall finden mußte.

Ich sah im Felde wie in der Heimat so viele, zum Teil mit ganz erheblichen Kosten verknüpfte Friedhofs- und Denkmalsanlagen, welche dem überhasteten Drange nach Ehrung gefallener Kameraden entsprungen waren und welche in ihrer Ausführung bei weitem nicht dem Heroismus unserer Kämpfer entsprechen können, auch nicht annähernd entsprechen konnten. — Folgen des Übereifers. — Bei allen schaffenden Künstlern ist ein Zersetzen der Eindrücke des glühend Erlebten und ein Durchkämpfen der sich machtvoll aufdrängenden künstlerischen Ausdrucksformen dringend erforderlich. Überhasteter Schaffensdrang führt nur zu leicht zu unreifen Ausdrucksgebilden.

Trage ein jeder seinen Schatz an Eindrücken an Selbsterlebtem mit nach Hause, und wenn die Friedensglocken geläutet, ein neues großes Deutschland uns erstand, die Zeit des Durchkämpfens und Sichfindens vorüber ist, dann erst, dann versuche man Größtes und der Größe unserer Zeit Entsprechendes zu schaffen. Geradezu grotesk wirken die mit kunstgewerblicher Ornamentik bekleckten Denkmale gefallener Kameraden. Sie sollen die Zeugen unserer Zeit und im besetzten Gebiet zuerst Träger des deutschen Kunstgedankens sein? Dieser minderwertige Kitsch? Sie sollten bei Wahrung schlicht soldatischer Einfachheit als Mindestmaß wenigstens die Durchschnittshöhe unserer neueren Kunstrichtung der letzten Jahre aufweisen, nicht aber ein Abklatsch von diesem oder jenem bereits in der Sturm- und Drangperiode der ersten Darmstädter kunstgewerblichen Reaktion entstandenen Gebilde sein.

„Aufschub großer Denkmalsanlagen!“ Auch unserem Bölcke soll ein — monumentales — Denkmal auf dem Ehrenfriedhofe in Dessau errichtet werden. Ist dieser Entschluß nicht reichlich verfrüht? Bölcke, der von unserem gesamten Volk und Heer verehrt und verherrlicht wird, dessen Geist weiterleben soll im kommenden Deutschland, errichtet die Stadt Dessau allein ein Denkmal und überträgt dessen Ausführung einem auf diesem Gebiete noch reichlich „Neuen“?!

Wäre nicht gerade bei dieser Aufgabe ein Aufschub dringend erwünscht? Wäre es nicht Pflicht, dem Volke nach seiner großen Prüfung, nach seiner Erholung Gelegenheit zu geben, seinen Größten zu danken? Wäre es nicht zu begrüßen, den jetzt fürs Vaterland Kämpfenden bei ihrer Heimkehr die Möglichkeit zu erhalten, auch mit ihrer Kraft zur Verwirklichung dieser schönen Aufgabe mit herangezogen zu werden?

Suche man aus kühnem Wettstreit das Gesündeste, Erlesenste zu finden und zu fördern, denn nur so wird etwas der Größe der Aufgabe Entsprechendes erstehen können.

Aber keine schnellfüßige Überstürzung! Emil Pohle-Hedersleben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Börse im Kriege

Der Berliner Börsenvorstand hat sich kürzlich mit den Auswüchsen im augenblicklichen Börsenverkehr beschäftigt; es ist, um das vorauszunehmen, bei dieser Sitzung zu keinen irgendwie greifbaren Reformen gekommen. Mancher könnte nun fragen, wieso kann es Mißstände im Börsenverkehr geben, wo doch seit Ende Juli 1914 die Börse, wie hundertmal erzählt worden ist, geschlossen ist? Das ist formell richtig. Heute noch kann man in den Börsensälen derartige schon vergilbte Anschläge lesen, die vor drei Jahren angeheftet wurden. In Wahrheit aber hat jener Börsenschluß nichts weniger als das Aufhören der Umsätze durch Spekulationen gebracht, im Gegenteil, diese sind im Kriege zeitweise sogar manchmal größer gewesen als zuvor. Geschlossen ist lediglich der amtliche Verkehr, damit kamen in Wegfall die Vermittlung der Umsätze durch vereidigte, in gewisser Beziehung beamtete Makler, die amtliche Feststellung der Kurse und die Veröffentlichung der Notierungen nach strengen Regeln. Es ist aber niemand verboten worden, von anderen während des Krieges Wertpapiere zu kaufen. Der Hauptunterschied gegen früher liegt also darin, daß alles sich frei, ohne die frühere scharfe Kontrolle abspielt, und hieraus ergibt sich eine ganze Reihe schwerster Mißstände auf Kosten namentlich des Publikums. Der Schutz, den in normaler Weise der Käufer oder Verkäufer von Wertpapieren genießt, ist mannigfach. Zunächst einmal hat der Bankier oder die Bank, die er mit dem Kauf oder Verkauf seiner Papiere beauftragt, die strenge Pflicht, diesen Auftrag bestmöglich auszuführen, und ist nicht berechtigt, dabei irgendwelche Gewinne außer der verhältnismäßig sehr kleinen Provision in Anrechnung zu bringen. Mit anderen Worten, die Bank tritt in normalen Zeiten lediglich als Kommissionär auf. Die Bank ihrerseits wird im Frieden in der Regel einen Makler mit der Ausführung des Geschäftes beauftragen, und auch dieser darf nur seine sehr bescheidenen Maklergebühren in Anrechnung bringen. Die Kontrolle für die richtige Durchführung des Geschäftes findet dann der betreffende Kunde in den amtlichen Kurszetteln, die ja jede Zeitung bringt. Alles das hat aufgehört. Wer heute in Wertpapieren handeln will, wird in der Bank nicht mehr einen Kommissionär, sondern einen Gegenkontrahenten finden, der nicht die Verpflichtung hat, etwa sich bei der Ausführung des Auftrages mit einer begrenzten Provision zu begnügen, sondern der einen Preis in Anrechnung bringen kann, den er für gut hält. Und auch der Börsenmakler ist heute nicht mehr verpflichtet, sich an die alten Vorschriften zu halten. Kurslisten und dergleichen sind streng verboten. Also fällt auch diese Kontrolle weg.

Die Folgen dieses freien Börsenverkehrs sind nun keineswegs die angenehmsten. Es haben sich eine Menge von Mißständen herausgestellt, die recht bedenklich sind. Die Banken und Bankiers beispielsweise fühlen sich als Herren der Situation und genieren sich zum Teil nicht, recht dicke zu verdienen. Wo früher ein Bruchteil eines Prozents ihren Nutzen bildete, kommt es manchmal vor, daß einige Prozent auf den Selbstkostenpreis zugeschlagen werden. Besonders toll war das in der ersten Zeit des Krieges, als das Geschäft in ausländischen Wertpapieren sehr stark war und der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weniger geschäftsgewandte Kunde noch nicht recht verstand, daß die Verschiebungen auf dem Valutenmarkt plötzlich eine Wertsteigerung derartiger Papiere mit sich brachte. Selbst angesehene Aktienbanken haben damals auf Kosten der Kundschaft Gewinne eingeheimst, die früher im Bankwesen ebenso undenkbar wie unwürdig gewesen wären. Auch der Makler will mitverdienen, und die auftraggebende Bankfirma ist bei den vielen Schwankungen, die heute oft im freien Börsenverkehr vorkommen, gar nicht in der Lage, Remedur zu schaffen, und wird es manchmal auch gar nicht wollen, da ihr der Makler ja den Vorwurf machen könnte, sie selbst mache es nicht anders.

Hand in Hand mit diesen unübersichtlichen Verhältnissen hat sich nun eine Angestellten-Spekulation an der Börse breitgemacht, die ebenfalls äußerst bedenklich ist. Rein theoretisch gesprochen wäre es ja das beste, wenn Bankangestellte sich überhaupt jeglicher Spekulation enthielten und sich darauf beschränken würden, die Geschäfte ihrer Kundschaft so gut wie möglich auszuführen. Das ist aber eine Forderung, die leider ganz unausführbar ist. Die Angestellten würden insgeheim spekulieren bei Firmen zweifelhaften Ranges, und das Verbot würde das Gegenteil von dem bewirken, was man wünscht. Deshalb hat man sich im deutschen Bankwesen dahin geeinigt, daß man den Angestellten erlaubt, Börsengeschäfte zu machen, aber nur bei der eigenen Firma. Bei vielen Banken nun wird darauf gesehen, daß die Angestellten bei diesen Geschäften nicht zu weit gehen. Das ist namentlich überall da der Fall, wo die Direktoren selbst in diesen Dingen Maß halten. Dort aber, wo die Direktoren selbst große Spekulanten sind — und das ist selbst bei einzelnen unserer Großbanken der Fall —, fällt es ihnen natürlich schwer, ihre Angestellten im Zaum zu halten, und da stellen sich dann sehr böse Folgeerscheinungen heraus. Schon im Frieden hat schon mancher zu seinem Erstaunen die Beobachtung gemacht, daß immer dann, wenn er Aktien auch in kleineren Posten kaufen wollte, dies eine prozentweise Steigerung des Kurses zur Folge hatte. Als ein Direktor eines großen Industrieunternehmens, der dann und wann Aktien seiner Fabrik kaufte, sich darüber einmal mit einem kleinen Bankier unterhielt und meinte, die Börse scheine doch nicht so zu funktionieren, wie man immer erzähle, da lachte der kleine Bankier und fragte: Durch wen lassen Sie denn derartige Geschäfte ausführen? Und als ihm der Industrielle antwortete: Durch die Großbank X., da erklärte ihm der kleine Bankier den Grund: Wenn Ihr Auftrag im Börsenbureau Ihrer Bank ankommt, so erhält davon innerhalb kurzer Zeit das Bankpersonal, vom Börsendirektor bis herunter zum Börsenlehrling, Kenntnis. Alle diese Herren und Jünglinge sagen sich nun, in diesem Papier muß doch sicher etwas vorgehen, die Gesellschaft scheint doch wohl gut zu arbeiten, sonst würde nicht der eigene Direktor kaufen. Und alle beeilen sich schleunigst, mitzukaufen. Dadurch muß notwendigerweise eine ungewöhnliche Verteuerung eintreten. Versuchen Sie doch in Zukunft Ihre Käufe durch Vermittlung einer kleinen Bankfirma, und Sie werden schnell eine bessere Meinung von der Leistungsfähigkeit unserer Börse erhalten.

Diese Dinge nun haben sich im Kriege noch ganz erheblich verschlimmert, denn jetzt kaufen die Betreffenden nicht mehr gleichzeitig mit den ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geweihten Käufern, sondern sie kaufen vor ihm, d. h. also: wenn heute ein Inseiter an eine Bank, die derartigen Grundsätzen huldigt, einen Auftrag gibt, so werden zunächst einmal die Börsenvertreter der Bank für sich kaufen und erst dann ihren Kunden mit entsprechendem Aufschlag ihre Aufträge ausführen. Diese Aufschläge beschränken sich aber nun nicht etwa auf ein halbes oder ein ganzes Prozent, sondern sind manchmal ganz unglaublich hoch. Auf diese Weise ist es gekommen, daß Bankbeamte heute im Kriege zu recht hübschen Vermögen gekommen sind, was auf keinen Fall auf ihr Gehalt zurückzuführen ist. Die Sache hat nun eine ganze Reihe von bedenklichen Folgen. Zunächst einmal muß diese Angestelltenspekulation nach allen Erfahrungen früherer Zeiten zu schweren Rückschlägen führen. Das künstlich in die Höhe gehetzte Kursniveau nämlich wird zweifellos eines Tages mehr oder weniger plötzlich sinken. Die Kurssteigerungen sind gerade aus diesen Kreisen heraus unterstützt und, gefördert durch die zweifellos außerordentlichen und viel zu hohen Verdienste unserer Kriegsindustrie, auf ein schädliches Niveau getrieben worden, und wenn ja die Reaktion kommt, entweder durch Aufhören der Kriegsaufträge oder durch Einsetzen gewaltiger Steuern, dann ist der Katzenjammer unvermeidlich. Dann werden gerade diese Kreise der Bankangestellten darunter zu büßen haben. Außerdem aber sind derartige Kursrückgänge immer für eine breite Klasse von Leuten von größtem Schaden.

Wie übrigens Kurse, wie man sie heute beobachten kann, zustande kommen, ist auch ein recht trübes Kapitel. Eine oder zwei Firmen beschließen, ein Papier zu „manipulieren". Man kauft zunächst unter der Hand Aktien auf und verbreitet dann mehr oder weniger wahre Gerüchte über den glänzenden Gang des Geschäfts, über einen enormen Heeresauftrag, über eine neue Erfindung, über eine bevorstehende Fusion und was dergleichen mehr ist. Das spricht sich schnell herum. Jeder Bankkommis erzählt es mit geheimnisvoller Miene seinen Freunden. In den Depositenkassen vor allem — dem schlimmsten Herd einer bedenklichen Spekulation — wird es der Kundschaft zugeraunt, und die Bewegung ist da. Jetzt ist es für die Regisseure des Rummels Zeit, langsam zu verkaufen, was für sie um so rentabler ist, als die Kursbewegung nicht etwa wie im Frieden sich um 1, 2 und 3% nach aufwärts bewegt, sondern gleich 5, 10 und 20% steigt. Wenn sie dann ihren Bestand ausverkauft haben, so fällt plötzlich auch jedes Interesse für dieses Papier. Das Papier wird wieder „tot", und man beginnt mit allerlei Variationen ähnliche Coups mit einem anderen. Den Letzten beißen dann die Hunde. Dieser Letzte ist natürlich dann das verehrte Publikum, auf dessen Dummheit man nie vergeblich baut.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hoffnung auf Stockholm?

Von Stefan Großmann

Stockholm, 30. Juli 1917

Mein letzter Bericht war schon überholt, als er im „März“ erschien. Ich möchte heute nicht mehr so bitter zweifelnd vor den Stockholmer Möglichkeiten stehen. Die russischen Delegierten haben sich in London und Paris nicht beirren lassen — auch nicht durch sehr giftige Angriffe — sie haben hier wie dort auf eine expeditive Erledigung zielbewußt hingearbeitet. Ich muß bekennen, daß ich die Geschicklichkeit der russischen Delegierten unterschätzt habe. Ein Gespräch, das ich mit Herrn Rosanoff gehabt habe, hat einen ganz ausgezeichneten Eindruck in mir zurückgelassen. Herr Rosanoff ist kein „Schweizer Russe“, worunter ich einen Typus von revolutionärem Literatentum verstehe, dem durch ausschweifende Diskussionsübungen, durch eine typische Exildialektik die natürliche Fähigkeit, schnell und zentral zu handeln, allmählich abhanden gekommen ist. Dieser neue russische Revolutionstypus ist vielmehr von einer überraschenden Tatkraft, nicht redselig, eher wortkarg, von durchaus beherrschter Sentimentalität, keineswegs durch falsche Wissenschaftlichkeit geschwächt. Als ein Mann von so sicherer Tatkraft wird mir hier von russischen Sozialisten vor allen Zeretelli gerühmt, der als der leitende Kopf der russischen Regierung geschildert wird. Kerenski, so erzählen mir wissende Russen, ist der hinreißende Redner, die legendäre Gestalt, der Mann, um den sich tausend Anekdoten spinnen, weil er unwillkürlich zur Phantasie des russischen Volkes spricht. Aber der eigentliche Steuermann des Schiffes war bisher der schweigsamere, wohlüberlegende, im Hintergrund agierende Zeretelli. Auch er übrigens ein kranker Mann,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Gesundheit ist in russischen Kerkern und in Sibirien gebrochen worden. Sein Verlust würde die russische Revolutionsbewegung härter treffen als Kerenskis Tod. So sagen Russen. Sie fügen einen Ausspruch Kerenskis hinzu: „Unsinn! Wir haben jetzt keine Zeit zu sterben." Kerenski ist der Mann der legendären Aussprüche.

Die Aussichten für die Stockholmer Verhandlungen besserten sich mit Hendersons Rückkehr aus Stockholm. Man weiß, der Führer der englischen Arbeiterpartei war vor seiner Reise nach Petersburg keineswegs pazifistisch gestimmt. Es scheint ihm ebenso gegangen zu sein wie den französischen Delegierten, die auch mit verwandeltem Geiste aus Rußland heimkehrten. Henderson suchte Huysmans, den Sekretär der Internationale, in Stockholm auf. Er gab einem schwedischen Journalisten ein Interview, in dem er zum erstenmal die Teilnahme der englischen Arbeitervertreter in Aussicht stellte. Dann geschah es, daß man den Roussanoff — Roussanoff ist nicht Rossanoff —, Smyrnoff, Goldenberg gestattete, in englischen Arbeiterversammlungen zu sprechen, und solche kleine Symptome beweisen eine etwas veränderte Haltung der Engländer, wenigstens der englischen Gewerkschaftler, vielleicht aber auch der englischen Regierung.

Die schwedischen und holländischen Sozialisten versichern, daß diese stockholmfreundliche Stimmung sich in England noch viel stärker geäußert hätte, wenn nicht die Antrittsrede Michaelis' vieles verdorben hätte. (Ich referiere.) Von Stockholm aus gesehen, muß man sagen, daß das erste Auftreten des Reichskanzlers kein glückliches war. Wer die Spannung, Stille und Erwartung in Skandinavien miterlebt hat, mit der diese Kundgebung — wohl in der ganzen Welt — erwartet wurde, mußte sich nach der Rede mit Betrübnis sagen, daß hier ein wichtiger psychologischer Moment nicht ausgenützt worden ist. Wie anders hätte ein auch nur geschickter Redner über das kaiserliche Manifest fürs allgemeine Wahlrecht in Preußen in diesem Augenblick geredet, nicht in dieser trockenen, begeisterungslosen Beamtensprache. Wissen das die deutschen Staatsmänner noch immer nicht: Man ändert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die internationale Situation, indem man den Glauben an Deutschlands Demokratisierung stärkt. Es wäre so leicht gewesen, in dieser Stunde einen frischen Ton zu finden, der mit einem Schlage Millionen von fulminanten Tendenzschriften gegen das „absolutistische Deutschland" weggefegt hätte. Die Rede des Herrn Michaelis, das war der allgemeine Eindruck in Stockholm, wurde fürs Deutsche Hauptquartier gehalten, und sie hätte in Europa wirken können! Das scheint übrigens der Reichskanzler nachträglich selbst gefühlt zu haben, sonst hätte er nicht die Sätze über die Wahlreform im stenographischen Protokoll geändert und, übrigens nicht erheblich, verbessert. Aber wie wenig politische Psychologie beweist diese Verbesserungsbedürftigkeit! Und gerade auf politische Psychologie kommt es in den nächsten Monaten an . . .

Im Gespräch beschworen uns schwedische Friedensfreunde, wir möchten in Deutschland dafür wirken, daß das Wörtchen „siegen" in den nächsten Monaten in Deutschland nur in den dringendsten Fällen gebraucht werden möge. Wieder aus Gründen der politischen Psychologie. Deutschland habe Ruhmredigkeit nicht im geringsten nötig. Die großen Siege in Rußland, die Vertreibung aus Ostgalizien sind überall verdientermaßen gewürdigt worden, auch die Kerenski und Zeretelli verstehen die Sprache ihrer Toten. Dieses Deutschland, das Siege verrichtet, braucht den Mund nicht voll zu nehmen, gewiß nicht nach Osten, wahrscheinlich auch nicht nach Westen. Wollen wir die Verständigung, dann werden unsere Staatsmänner endlich einen ganz bestimmten europäischen Dialekt lernen müssen. Wie oft wurde ich in Stockholm gefragt, warum Herr Michaelis im Anfang seiner Rede den Blick gen Himmel richtete und am Schluß wieder von einem gottesfürchtigen Deutschland sprach. Das mag als lauteres Bekenntnis in Deutschland sehr schön wirken. In Stockholm fragten mich sehr wohlgesinnte Neutrale, ob ich glaube, daß solche Bekenntnisse im revolutionären Rußland, im freimaurerischen Italien, im atheistischen Frankreich den Gegensatz zu unserer Denkungsart herabmindern? Die tiefe Religiosität des Herrn Michaelis, der, wie in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den liberalen und sozialistischen Zeitungen des Nordens gleich betont wurde, im Vorstand des Berliner Vereins Christlicher junger Männer sitzt, in allen Ehren — es ist ein Unterschied zwischen einer erhebenden Jünglingsansprache und einer politischen Rede von Weltbedeutung. Auch die Ankündigung „ich will führen" — dergleichen tut man, ohne es anzukündigen — wurde sogleich mit vielen älteren sehr selbstbewußten Kundgebungen hoher Stellen zusammengetan, Kundgebungen, an die man in Deutschland gar nicht mehr, im Ausland aber auf Schritt und Tritt erinnert wird. Wenn schon kein demokratischer Impuls unsere Staatsmänner antreibt, so sollte wenigstens der Sinn für diplomatische Wirkungen unsere Regierungen zu Akten der Liberalität treiben. Wie groß wäre — besonders in Rußland, aber auch in Frankreich und Italien — die Wirkung eines Strafnachlasses für Karl Liebknecht! Wenn schon nicht die Rücksicht auf die deutsche Politik — Märtyrertum wirkt immer werbend — einen solchen Großmutsakt zeitigt, so sollte man meinen, die voraussichtliche Wirkung auf sehr starke Friedensmächte im Ausland müßte solche Gnadenakte der Klugheit hervorrufen. Aber in Deutschland versteht man sich noch nicht auf die Psychologie des übrigen Europas. „Ihr seid Psychologen in euren Romanen und Dramen," sagte mir ein angesehener schwedischer Abgeordneter, „als Politiker habt ihr noch nicht gelernt, Psychologie zu treiben."

* * *

Nun dürfte die Stockholmer Konferenz zustande kommen. Freilich wäre es voreilig, deshalb schon die Glocken zu läuten. Die Veranstalter selbst halten es für sehr leicht möglich, daß die erste Zusammenkunft nur eine platonische Bedeutung erreichen wird. Man hofft bestenfalls, Richtlinien für eine gemeinsame politische Taktik in allen gesetzgebenden Körperschaften der kriegführenden Staaten zu fördern. Nun, wenn die Russen, Franzosen, Engländer, Italiener bereit sind, künftige Kriegskredite abzulehnen, dann werden sich die Deutschen und Österreicher diesem morali-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Zwange fügen. Für die Entschädigungsfrage schwebt neutralen Delegierten eine gemeinsame Finanzoperation aller beteiligten Staaten vor, ein kühner, aber nicht von vornherein unmöglicher Plan. Heikler wird die Gebietsfrage, selbst wenn die Deutschen von jeder Annexion absehen, denn die Franzosen scheinen noch unheilbar. Wie bitter fehlt jetzt die starke Autorität von Jean Jaurès! Wahrlich, der unbestrafte Mörder hat nicht nur dies eine unersetzliche Leben auf dem Gewissen, er hat in ihm Zehntausende Franzosen erschossen.

Nun wäre, da die Konferenz wahrscheinlich geworden — sicher noch immer nicht — die Stunde da, überschwenglich zu werden, das niedergezwungene Herz aufschreien zu lassen? Es wäre verfrüht! Die klügsten Teilnehmer der Konferenz empfehlen schon heute leise Skepsis. Gesetzt, die Konferenz käme zu einhelligen Entschlüssen — vorläufig ist's noch ein weiter Weg dahin —, so wird es das entscheidende Problem sein, inwieweit die sozialistischen Parteien Einfluß auf ihre Regierungen haben. Nach Stockholm wird dann der Kampf gegen die Lloyd George, Ribot-Briand und vielleicht auch gegen Kerenski und Michaelis beginnen. Ganz so einfach, auf Kongreßbefehl, wird dieser Übergang zur Friedenswirtschaft nicht zu bewerkstelligen sein. Im ganzen wird der vierte Kriegswinter, so hoffte man in Stockholm, alle Arbeiterparteien außerhalb jeder Union sacrée finden. Henderson, Renaudel, Scheidemann einig in der Bekämpfung der Lloyd George, Ribot, Michaelis. Und Zeretelli? Kann er der folgsam ergebene Bundesgenosse Poincarés bleiben? Wird Kerenskis Militarisierung bis dahin unrevidierbar geworden sein? Die Russen, die seit Monaten jede innere Entscheidung hinausschieben, werden in Stockholm und nach Stockholm die Karten endlich aufdecken müssen. Das wird das wichtigste Ergebnis der Konferenz sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Monarchie und Demokratie in China

Von Prof. Dr. R. Stübe

hinas inneres Wesen ist europäischem Denken schwer deutbar. Der Grund dafür ist, daß Chinas Kultur seit einer primitiven Urzeit bis zur Gegenwart eine geschlossene Einheit bildet, in der es wohl eine Fortbildung, aber nirgends eine völlige Durchbrechung des Zusammenhangs mit der ältesten Kultur gibt. China hat in seiner hohen Kultur Züge ganz primitiven Wesens bewahrt. Dazu hat Europa keine Parallele. Ein Zusammenhang mit der Kultur des primitiven Menschen in Europa besteht nirgends; wir haben nur antiquarische Kenntnis seiner Lebensverhältnisse, sind aber mit ihnen nicht mehr verbunden. Selbst ältere, hohe Kulturen auf europäischem Boden, wie die mykenische, ja auch die griechische Kultur, die für Osteuropa stets die Grundlage des Geisteslebens bildete, ist für Westeuropa auf lange nahezu völlig versunken gewesen und erst durch Renaissance, Humanismus und die neue historische Wissenschaft in ihrer europäischen Bedeutung wieder gewonnen worden. Europa hat seine Kulturgrundlagen mehrfach erneuert und umgestaltet. Für sein staatliches Leben sind die Jahre, in denen die Republik Rom zusammenbrach und sich aus ungeheuren Erschütterungen die Monarchie erhob, die Geburtszeit der neuen Staaten- und Völkerwelt Europas. Unter dem Einfluß dieser Zeit stehen wir noch heute, weil eine Persönlichkeit von universal-historischer Bedeutung die neue Zeit durch ihre geistige Kraft bestimmt hat: C. Julius Cäsar, dessen Name noch heute im Kaisertum Europas fortlebt. Hier ist die Monarchie erwachsen als die Schöpfung des Einen, der über allen Parteien und Kräften der Zeit stand, sie alle übersah, beherrschte und nach seinen großen Zielen lenkte. Cäsar, der Patrizier, war der Erbe der Demokratie; aber er schuf nicht ein Volkskönigtum, sondern die Monarchie des Genies. Er bestimmt die Idee der Monarchie in Europa. Sie konnte sich hier festigen, weil Cäsar zwar keinen Erben seiner allseitigen Genialität fand, aber Nachfolger, die ihm an Herrschergröße nahestehen.

Ganz anders erscheinen die Dinge in China. In der langen Reihe seiner Herrscher hat es viele tüchtige Regenten gehabt, aber nur einmal hat sich hier ein wirklicher Monarch cäsarischen Stils erhoben in Schihuangti (221 bis 210 v. Chr.), dem gewaltigen Begründer des chinesischen Einheitsreiches. Seine Wirkung aber erlosch mit seinem Leben; er hat China keine innerlich neue Gestalt des politischen Seins gegeben. Dem widerstrebte der Grund-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gedanke des chinesischen Staatslebens, daß sich im Staate der Volkswille darstellt, daß er für das Wohl des Volkes verantwortlich ist. So hoch der Kaiser besonders durch religiöse Anschauungen erhoben war, im Wesen ist das chinesische Kaisertum doch eine Zusammenfassung von Pflichten gegen das Volk. Chinas Kaisertum, völlig anders als die europäische Monarchie, darf als die zentrale Darstellung des demokratischen Willens erfaßt werden. Freilich, die „Demokratie" hat hier auch eine eigene Färbung. In Europa bedeutet Demokratie die verschiedensten Formen, in denen das Volk sich an Regierung und Verwaltung des Staates beteiligt. Das liegt der chinesischen Demokratie fern, weil die chinesische Ethik eine eigentümliche Umgrenzung der Pflichtenkreise kennt, die jedem nach seinen Lebensbeziehungen seine Pflichten zuerteilt. Den Zusammenhang der Monarchie Chinas mit dem Volke versteht man freilich erst ganz, wenn man die Verankerung der Monarchie im Boden und in seiner Geschichte erkennt. China ist ein uraltes Bauernland. Aus der sich ausbreitenden Kultur des Pfluges und aus der Entwicklung der Besitzverhältnisse an Grund und Boden ist die Monarchie erwachsen. Darauf beruht die Festigkeit ihres Bestandes in allem Wechsel der Dynastien und die Wiederherstellung der Monarchie aus mehrfachem, oft völligem Verfall. Nicht an die Person des Monarchen, nicht an die Dynastie ist das monarchische Gefühl Chinas geknüpft, sondern lediglich an das Amt als die Macht, die staatliche Notwendigkeiten und Pflichten zu erfüllen hat. Versagt eine Dynastie im Dienst an Volk und Staat — äußert sich das Mißfallen des „Himmels" in Unglück, das das Volk trifft —, so hat das Volk das Recht, die Dynastie abzusetzen. Eine neue Dynastie erhält dann vom „Himmel" das „ming", d. h. den Auftrag der Regierung. Das ist die alte, im demokratischen Wesen ruhende Begründung des Rechtes zur Revolution. Merkwürdig aber ist, daß hier die Revolution nicht das Neue fordert und gestaltet, sondern daß sie die alten Gesetze des chinesischen Lebens erhalten will.

In Europa ist die Demokratie mit dem städtischen Bürgertum erwachsen, in China wurzelt sie im Bauerntum. Eine Demokratie der Bodenständigkeit und der beharrenden Massen, gegenüber dem durch individuelle Kräfte bewegten, vorwärtsdrängenden Leben bei uns. „Demokratie" besagt hier wie dort eine Beziehung des Volkes zur Regierung, aber sie bezeichnet ein verschiedenes Verhalten. Die europäische Demokratie erstrebt aktive, mitwirkende und treibende Teilnahme des Volksganzen am Staate, die chinesische bedeutet den Anspruch, daß die erste Aufgabe des Staates Sorge für das Volk sei.

In der gereiften europäischen Demokratie liegt die staatliche Souveränität im Volke, die chinesische stellt sich zusammen mit dem Herrscher unter ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

höheres Prinzip, unter die weltregierende göttliche Weisheit, die der Herrscher dem Volke zu vermitteln hat.

Solcher Vergleich ist nur Versuch; begriffliche Umschreibung ist noch nicht Wirklichkeit. Tieferes Verstehen bedarf der geschichtlichen Erfassung. Die ältesten Urkunden wie Sagen Chinas beweisen, daß die Chinesen ein Bauernvolk mit Viehzucht waren. Seine Sitze sind zu suchen, wo die ältesten Städte und Tempel nachweisbar sind, wo stets die dichteste Bevölkerung saß, in der Provinz Honan nebst dem südlichen Schantung. In den Bildern der Schrift erkennen wir die ältesten sozialen und politischen Zustände. In Lößhöhlen oder auch in einem Lehmziegelhause mit Fenstern wohnte der Bauer, der schon in der Urzeit den Pflug, Chinas wichtigstes Kulturgerät, kennt. In der Tat ist der chinesische Staat ein Ergebnis der Pflugkultur. Das Ackerland der bäuerlichen Gemeinde war ein von Wall und Graben umschlossenes Quadrat, das gewöhnlich aus 900 Morgen bestand. Es war durch Raine so in Quadrate geteilt, daß acht Bauernstellen am Rande lagen und das neunte, in der Mitte gelegene Stück umschlossen. Dieses Mittelstück war die Domäne des Grundherrn, während die acht äußeren Stücke an Bauern gegen Frondienste als Lehen gegeben waren. Wie das ganze Areal durch die Umwallung befestigt war, so war die Domäne besonders gesichert, sie bildete die „Burg". Dieses neunteilige Ackergut ist nun die Keimzelle des chinesischen Staates. In ihm ist der ganze äußere Aufbau und die innere Organisation des chinesisches Staats vorgebildet. Der Staat ist die erweiterte Bauerngemeinde; ihre patriarchalische Ordnung wird auf den Staat übertragen in den ethischen Prinzipien der Regierung. Das Feudalsystem bildet den Ausgangspunkt für die Organisation des Staates. Aus den Grundherren entwickelt sich das alte Königtum. Bis zur Gegenwart gilt der Kaiser China als oberster Herr einer Bauerngemeinde. Das Symbol dafür ist bekannt: am Neujahrstage legt der Kaiser Hand an den Pflug und zieht eine Furche. Hier lebt das primitive Wesen Chinas deutlich fort: der Kaiser selbst ist ursprünglich Bauer und Grundherr. Zu ihm standen einst die Bauern im Lehensverhältnis; aus diesen Lehensträgern sind die Vasallenfürsten in den Provinzen geworden. Aber auch die Anlage der alten Grundherrschaft wurde auf das Reich übertragen und ist — wenigstens in der Theorie — stets festgehalten worden. Das neunteilige Schema ist auf die Stadt übertragen worden, wie noch heute die Anlage von Peking beweist. Die befestigte Kaiserstadt in der Mitte ist die alte Burg. Die Stadt selbst aber bildet den Mittelpunkt der quadratisch gedachten Provinzen. Die mittlere Provinz ist die königliche Domäne, um die sich die großen Provinzen des Reiches lagern. Nach diesem Mittellande hat dann das ganze Reich seinen Namen erhalten: Tschung-Kuok bedeutet nicht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie es meist falsch übersetzt und verstanden wird, „Reich der Mitte", sondern „mittelstes Land". Damit ist nur die tatsächlich in der Mitte gelegene grundherrliche Domäne, später die Provinz, in der der Kaiser residierte, bezeichnet.

Chinas Geschichte aber weist einen Wechsel der „mittleren" Provinzen auf, mit dem oft ein Wechsel der regierenden Dynastie verbunden ist. Die Herren der äußeren Provinzen waren zunächst Lehensträger des Kaisers, den sie mit ihrer Macht stützend umschlossen. Aber gerade darin lag die Ursache zu Umwälzungen. Nicht die Zentralprovinz, sondern die Grenzländer bestimmen die chinesische Machtentwicklung. Weil jene Vasallen als „Markgrafen" die Grenzlande zu verwalten und gegen oft vordringende Barbarenvölker zu sichern hatten, gewannen sie eine militärische Macht. Während dem in der Mitte gelegenen Königslande jede Möglichkeit genommen war, seine Macht auszudehnen, eben weil es von den Vasallenstaaten umschlossen war, hatten diese eine nahezu unbegrenzte Möglichkeit der Machterweiterung durch Vordringen in die Barbarenländer, die sie gleichzeitig der chinesischen Pflugkultur unterwarfen. So erwuchsen die Marken des Reiches immer mehr zu selbständigen Mächten, die weit über die Grenzen des Reiches hinaus wirkten. In sie strömten volksfremde Massen ein, nicht selten als Eroberer, die aber stets von der chinesischen Kultur dem chinesischen Volkstum einverleibt wurden. So entstanden an der Reichsgrenze weite halbbarbarische Staaten, die immer mehr eine Gefahr für das Mutterland wurden. Sobald einer der großen Vasallen einen Staat geschaffen hatte, der dem königlichen Mittelland an Größe und Macht weit überlegen war, erhob er ihn zu einem neuen „Mittelreiche", d. h. er stürzte die alte Dynastie und suchte die anderen Lehensfürsten zur Anerkennung seiner Herrschaft zu zwingen. Diese Hergänge kehrten in China mit einer gewissen Regelmäßigkeit wieder, sie geben der Geschichte Chinas den Rhythmus einer auf- und absteigenden Flut. Der Boden ist hier die zwingende Macht und mit ihm die Volksmasse. Die Fürsten sind wohl die Führer, sofern dynastische Selbstsucht und persönlicher Ehrgeiz sie trieben. Aber sie werden doch weit mehr von der Gewalt der Tatsachen und Verhältnisse vorwärts gedrängt. Die chinesische Monarchie ist nicht nur aus der uralten Bauernsiedelung, aus ihren grundherrlichen Familien, hervorgewachsen, sie ist stets mit dem Lande verwachsen gewesen, ist mit seiner Kulturentwicklung zu immer höheren Formen ihres Daseins emporgestiegen und hat im Zusammenhang mit der Entwicklung der Territorien ihre eigene Macht begründet. Diese Bodenständigkeit ist für die Monarchie Chinas bestimmend. Aus ihr ergibt sich auch das Verhältnis zum Volke. Der Herrscher hat für das Gedeihen des Landes als dessen Grundherr zu sorgen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er ist für das Wohl des Volkes verantwortlich. Aus diesen uralten Besitzverhältnissen und der ihnen entsprechenden Moral ist mutmaßlich der Grundgedanke des chinesischen Staates hervorgewachsen: die im Staat dargestellte menschliche Gemeinschaft, die an die Scholle gebunden ist, bedarf der Leitung durch einen Herrscher, in dem sich die göttliche Weisheit als weltregierende Macht darstellt. Der Herrscher erhält seine Vollmacht vom Himmel, der sie ihm auch wieder entziehen kann. Das Wohl der Gemeinschaft zu sichern, ihr wirtschaftliches Gedeihen wie ihre sittliche Förderung, ist die Aufgabe der Staatsleitung. Es gibt zwischen Volksinteresse und den Interessen der Monarchie in China keinen Gegensatz und kann prinzipiell solchen nicht geben. Die Monarchie ist hier von vornherein „demokratisch" bestimmt. Das Glück der Gesamtheit ist der höchste Zweck des Staates, ihm dient seine festgefügte Ordnung. In diese soll sich der Einzelne um des Gesamtwohles willen einordnen, während die Aufgabe der Regierung ist, mit aller Sorgfalt das Volkswohl zu fördern durch Belehrung, Unterstützung aller kulturfördernden Arbeit und durch den Schutz des Rechtes. Der Staat ist die Darstellung eines Weltgesetzes, dem Volk und Herrscher gemeinsam dienen sollen. So gewinnt der chinesische Staat den Charakter eines theokratischen Universalreiches, an dessen Spitze der mit dem Mandat des Himmels ausgestattete Universalherrscher steht. Dieser Herrscher aber stellt wohl die Zentralgewalt dar, er hat die Vollmacht, die Vasallen der Reichsteile und alle Beamten zu ernennen, denen für ihren festumgrenzten Wirkungsbereich gewissermaßen ein entsprechender Anteil von der universalen Vollmacht überwiesen wird. Aber diese Monarchie ist kein „Absolutismus" im Sinne der europäischen Geschichte. Sie steht in einer einzigartigen Verbundenheit mit dem Volke, die auf das uralte Verhältnis von Grundherrn und lehenspflichtigen Bauern zurückgeht. Die hier waltende Beziehung ist durch die chinesische Entwicklung zu der Idee eines ethisch bestimmten universalen Kulturreiches und seines Universalherrschers ausgebildet worden. So sind die Anschauungen von der Monarchie in China, wenn wir ihre geschichtlichen Wurzeln und ihre theoretische, prinzipielle Gestaltung ansehen. Diese Theorie ist niemals volle Wirklichkeit geworden; aber sie ist tatsächlich zu starker Wirkung auch im politisch-geschichtlichen Leben Chinas gelangt, sie hat seine innere Organisation wie seine Weltbeziehungen vielfach bestimmt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Galizischer Türkenkrieg

Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

X.

Im Stabsquartier

Auch meine Wohnung zu Kurzang teilte ich anfangs wieder mit dem österreichischen Artillerieoberleutnant. Das Zimmer war eng, niedrig, rauchgeschwärzt zwischen krummen und schiefen, Einsturz drohenden Wänden, aber es entbehrte doch nicht einer gewissen höhlenhaften Gemütlichkeit für den, der sich bescheiden gelernt hatte. Die aus dem Westen mitgebrachten Ansprüche an Bequemlichkeit hatte man ja doch Stück für Stück abbauen müssen, als es galt, sich in galizische Wohnverhältnisse hineinzufinden, und als man sich entschlossen hatte, den Abbau recht schnell und gründlich vorzunehmen und einfach nichts, gar nichts mehr zu erwarten, siehe, da fand es sich, daß Galizien gar nicht so schlimm war wie sein Ruf, sondern daß sich auch hier für einen, der sich in die Lage zu schicken wußte, ganz gut leben ließ. So gab es denn Tage und Wochen, wo man in der Stimmung war, Galizien ganz erträglich und wohnlich zu finden, und sich ehrlich bemühte, seine Anforderungen nicht zu steigern, um nicht neuen Enttäuschungen und Bitternissen zu begegnen. Bald freilich kamen kleine und große Intrigen aller Art, die einem das Leben gründlich schwer machten und auch das bißchen mühsam ertrotzte häusliche Gemütlichkeit vereitelten ...

Über meinem Bett, das zwar nur ein aus alten Kisten gezimmertes Holzgestell mit Strohsack und Decken war, aber doch nach Aussehen und Verwendungsweise unbedingt die Merkmale eines richtigen Betts an sich trug, hing die schwarze Muttergottes von Czenstochau, mit den Narben im Gesicht, die ihr die Lanzenstiche der Kosaken in die braune Haut geschnitten haben. Früher war ein ganzer Areopag, ein wahrer Jünglings- und Jungfrauenverein von Heiligen zu unseren Häupten, ein Bild unmittelbar neben dem anderen, alle dicht unter die Decke gehängt. Ein wenig habe ich dem Überfluß an bunter Heiligkeit steuern müssen und dafür ein paar Schwarzweißzeichnungen mit Ansichten aus Lübeck an die weißgestrichene schiefe Wand genagelt, die nun recht fremd und nordisch kühl in die ruthenische Bauernstube schauen. Dann hängen noch Uniformen da, deutsche und österreichische, denn Schränke gibt's natürlich nicht (und als ich mir schließlich von deutschen Pionieren einen bauen ließ, fiel er so aus, daß böse Zungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fragten, ob ich ihn selbst gemacht habe). Zwei Tische, von denen einer als Waschtisch dient, und ein paar Feldstühle stehen auf dem unebenen Lehmboden, und eine Ofenbank, mit Koffern und Kisten besetzt, vervollständigt die Inneneinrichtung. In der anderen Hälfte des Hauses wohnt der Panje mit fünfköpfiger Familie, Hunden, Katzen, Hühnern und unzähligem Kleinvieh. Dem Burschen obliegt es, zwischen Ober- und Unterhaus zu vermitteln, unter möglichster Vermeidung des Imports unerwünschter Zoologie.

* * *

Ich hatte abends lange gearbeitet und mich müde auf die Pritsche gelegt. Der österreichische Stubenkamerad war nach Wien beurlaubt. Gegen Mitternacht wache ich durch ein Lärmen auf und merke, daß mein Zimmer voller Menschen ist. Ich fahre in die Höhe, greife nach der elektrischen Taschenlampe, die mit der Pistole auf dem Stuhl neben dem Bett bereit liegt: voller Russen ist die Stube!

Eine Stimme kommt aus dem Dunkel, korrekt und bescheiden: „Das sind die Gefangenen von heute morgen, was soll mit ihnen geschehen, Efendi?“ Der türkische Feldwebel fragt es und hält mir einen schriftlichen Befehl hin. Während ich ihm, aufatmend nach dem Schrecken, Anweisungen gebe, stehen die Gefangenen dumm in der Stube herum, glotzen mich an und riechen unbeschreiblich. Riesige Kerle sind's, sieben an Zahl, die mit ihren Pelzmützen nicht aufrecht stehen können unter der niedrigen Decke; einer ist barfuß und zerlumpt. Ich beeilte mich, die nächtlichen Gäste loszuwerden, aber noch zwei Tage lang roch es in dem Zimmer nach diesem Besuch.

Am Morgen kam der Generalstabsoffizier und breitete eine Karte auf dem Tisch aus. „Bitte zeigen, wo ist Kriegs?“ Ich hatte keine Ahnung, wo „Kriegs“ war, aber als deutscher Offizier bei einer türkischen Division muß man alles wissen. Richtig, als ich gut aufmerkte, hörte man fernen Kanonendonner; die Richtung ließ sich nach dem Schall ungefähr vermuten: es mußte bei der übernächsten deutschen Division eine Aktion im Gange sein. Eine telephonische Anfrage dorthin ergab die Richtigkeit dieser Annahme, und der Generalstabsoffizier packte seine Karte zusammen, nachdem ich ihm Näheres über den artilleristischen „Krawall“ mitgeteilt, und trollte sich zufrieden davon.

* * *

Die Division hatte sich zu längerem Bleiben in Kurzang wohnlich eingerichtet. Der große Ort im Narajowkatal bot ausreichende Unterkunft für den Stab. Die Kanzleien lagen in dem zweistöckigen Schulgebäude, das bei Nacht hellerleuchtet wie ein festliches Schloß aus dem Dunkel sprang (und dennoch wunderbarerweise keine russischen Fliegergrüße zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmecken bekam; Warnungen vor solcher Illumination fruchteten nichts und wären bei dringlicher Wiederholung wohl gar als Ängstlichkeit ausgelegt worden). Der Höhepunkt des Wohllebens wurde erreicht, als die längst geplante gemeinsame „Messe" ins Leben trat. Das daraus sich ergebende ungezwungene Zusammensein mit den türkischen Herren, mit denen man vorher nur im Dienst zu tun gehabt hatte, trug gute Früchte. Als Kasinolokal diente ein ehemaliges jüdisches Kaufhaus an der großen Straße. Als die Front noch weiter östlich verlief und Brzezany Sitz des Armeeoberkommandos war, hatten Teile eines deutschen Lehrbataillons darin gelegen, die ihm den etwas übertrieben stolzen Namen „Hohenzollernkaserne" gegeben hatten, den es noch heute trägt. Unser fröhliches Weihnachtsfest und das noch großartigere Kaisersgeburtstagsfest in dieser Hohenzollernkaserne mit ruthenischem Festgottesdienst und deutsch-türkisch-österreichisch-ungarischer Parade werden die Teilnehmer nicht so bald vergessen.

Meine Tage verbrachte ich meist auf Pferdes Rücken. Diese Hälfte des höchsten Erdenglücks — nach dem bekannten orientalischen Spruch — lernte ich in Galizien gründlich kennen. Dafür fiel die andere Hälfte leider gänzlich aus; man konnte höchstens, um das arme Herz nicht immer darben zu lassen, zuweilen auf ein Viertelstündchen zu einer Tasse Tee ins Pfarrhaus schlüpfen, wo Steffie und Sophie im stillen Hinterstübchen saßen. Draußen kam, spät erst, aber dafür um so härter, der Winter über die galizische Landschaft. In den Tälern blieb's erträglich, aber auf den Bergen starrte alles in eisernstem Frost. In Infanterielinie und Batteriestellungen gab's mancherlei Arbeit, die nicht unbefriedigend war. Blieb bloß immer das eine Bedauern, daß man keine deutsche Mannschaft da hatte, für die man als Vorgesetzter hätte sorgen können, und keine Leute, denen man hätte befehlen dürfen. Man war immer auf ein Bitten und Vorschlagen, Hinweisen und Anregen angewiesen. Das war kein Soldatendienst mehr, man war ein kleiner Diplomat in Offiziersuniform, und es blieb dem persönlichen Ermessen überlassen, dies als ein Mehr oder als ein Weniger dem Offiziersdienst gegenüber zu empfinden. Die Verantwortung war größer, die Leistung geringer. Und wenig Befriedigung dabei zu holen ...

Der Frühling kam und brachte Wandlung.

XI.

Staccato

Ein Maschinengewehr zerhämmerte den warmen Maiennachmittag. Tak tak tak tak tak tak — sagte es in atemlosem Eifer, dann ruhiger, gefaßter: tak tak — tak tak — tak tak. Das unerwartete Klopfen nach der lastenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stille schlug uns Aufruhr ins Blut. Es war so, als braue sich ein Gefecht zusammen, als müsse gleich das deutsche Angriffssignal sein wildes Gebot hinausschmettern. Lieber Gott — man war drei Jahre fast draußen und eigentlich an alles gewöhnt — und doch konnten die Nerven hin und wieder aus unbedeutendstem Anlaß das Tanzen und Springen nicht lassen, bei aller Gleichgültigkeit, die einen gegen Schweres und Schwerstes gepanzert hielt. Wir gingen gebückt durch den flachen Graben, immer ein paar Schritte geradeaus, dann um die Schulterwehr herum und wieder ein Stück geradeaus, und dies war die Zusammensetzung unseres Häufleins: der türkische Divisionskommandeur voran, dann ein Regimentsführer, hinter dem ich folgte, schließlich ein türkischer Pionieroberleutnant und zwei anatolische Soldaten. Vor uns sahen wir die offene Wiese, die im Laufschritt zu überqueren war. Denn hier fehlte noch der Graben, der sich drüben im niederen Gehölz des ansteigenden Hangs fortsetzte. Ganz links sah man die russische Stellung weiß in der Sonne liegen. Tak tak tak tak, klang es wieder von dort, wie lautes Hacken eines Spechtes. Diesmal konnte kein Zweifel mehr sein, wem es galt. Dann meldeten sich einige Scharfschützen, die aufgepaßt hatten. Klapp, machte es drüben, klapp klapp klapp, als schlüge der Wind Türen zu. Genau so klang es. „Guter Schuß, guter Schuß!" sagte einer sachlich und anerkennend, als es zwischen uns in den Graben spritzte. „Sie haben Zielfernrohre," meinte der Divisionär. Wir hielten einen Augenblick Ausschau nach den russischen Gräben, deren weißes Netz, unserer Stellung genau parallel, drüben am steiler werdenden Hang hinaufzog. „Sie haben guten Einblick in meine ganze Stellung," sagte der Regimentsführer auf türkisch und hatte recht damit: wir saßen wie in einem Teller, und der Feind hielt den Rand. Wieder schlugen Türen zu, hastig und übelgelaunt; es pfiff und surrte über unsere Köpfe. Dann schlug mir eine der Türen mit Macht gegen das Bein. „Au, verfluchte Unsitte das!" Oder hatte mich einer mit einem Knüppel gegen den linken Oberschenkel geschlagen? — „Ich bin getroffen, Herr Oberstleutnant." Sonderbar, nichts zu sehen, kein Loch im Beinkleid, kein Blut — aber beim Versuch, weiterzugehen — kein Schmerz, nein, nur das Gefühl einer Lähmung, als hingen Bleigewichte im Knie. In den Gelenken schien irgend etwas verriegelt. „Seltsam, ich hätte geschworen, getroffen zu sein. Aber es war vielleicht bloß ein Stein, der vom Grabenrand herunterprallte." Der Oberstleutnant lachte gutmütig, sein spitzes, meckerndes Lachen und ging weiter. Ich wollte nachhumpeln. Da wurde es im Kniesack der Reithose warm und feucht, das graue Tuch färbte sich dunkel, fast schwarz, und aus einem winzigen Loch des Lederbesatzes heraus sickerten rote Tropfen. „Es ist schon so, Herr Oberstleutnant, Oberschenkelschuß links." Der Divisionskommandeur machte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein entsetztes Gesicht. Ich kauerte mich in den Graben und empfahl ihm weiterzugehen, denn an dieser Stelle war nicht gut sein: das Maschinengewehr klapperte wieder, und das Türzuschlagen der Gewehrschützen ging weiter. „Die Hunde!“ sagte er und schien nicht recht zu wissen, ob er lachen oder betrübt sein sollte; dann setzte er sich in Trab, sehr leichtfüßig mit seinen 35 Jahren, zumal er heute Wickelgamaschen trug; der Regimentsführer, viel älter als er, tappte in seinen hohen Stiefeln schwerfällig hinterdrein. An der nächsten Schulterwehr wandte er sich noch einmal um, weil ihm eingefallen war, daß er sich um mein Wohl bekümmern müsse. Griff nach dem Gewehr eines der Begleitsoldaten und gab ein paar Schüsse ab, um mich zu rächen. Ich dankte ihm und war blöde und dienstlich genug, mich noch wegen meines Mißgeschicks zu entschuldigen, wozu wirklich kein Anlaß vorlag ...

Ihre Schritte verklangen, trapp trapp trapp, diminuendo. Alles ging heute im Maschinengewehrtakt — oder hämmerte das Blut in der Wunde so? — Der Pionieroberleutnant war auf Geheiß des Divisionärs bei mir zurückgeblieben. Wir suchten uns eine tiefere Stelle des flachen Grabens, halb im Gehen, halb im Kriechen. Tak tak tak, sagt das Maschinengewehr; klapp klapp klapp, kommen Gewehrschüsse der Scharfschützen. Das Bein wird wie ein schwerer Klumpen nachgeschleift. Liegenbleiben an einer Grabenecke, den Kopf gegen die Schulterwehr gelehnt. Der Pionieroffizier — einer der besten von den türkischen Kameraden, praktisch und schnell von Entschluß — reißt lange Streifen aus seinem Rockfutter, sucht die Blutung zu stauen. Läuft dann, um Hilfe zu holen. Wieder das Maschinengewehr und Einzelschüsse — die gelten dem Oberstleutnant und seinen Begleitern, die jetzt auf der offenen Wiese sein müssen. Die Maisonne wärmt. Tak tak — — tak — — — — tak. Das Maschinengewehr wird müde; jede Pause in seinem Gehämmer ist jetzt wie ein Gähnen. Auf der Grabensohle bildet sich eine kleine dunkle Lache, die der trockene Boden durstig trinkt. Für einen Augenblick — oder ist es eine lange Zeit, ein Tag, ein Jahr? — vollzieht sich in dir eine seltsame Spaltung des Bewußtseins. Da liegt dein eines Ich im Graben, schwach und müde, aber ein anderes Ich, das ebenfalls dir gehört, schwebt geisterhaft über der Szene, sieht dich an der Schulterwehr liegen, schaut nach der russischen Stellung aus, verfolgt den Weg der Helfer und überdenkt sachlich und ungerührt die Lage. „Ich werde mit dem im Graben sprechen,“ sagt es, „er soll sich zusammennehmen, damit er bei Besinnung bleibt.“ Aber der im Graben ist selbstgefällig in seiner Schwäche, läßt sich gehen und sackt zusammen. „Ha, wie gut, Menschenblut!“ sagt der trockene Boden, und die Pulse skandieren den Verstakt. Staccato. Diminuendo. Moriendo ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beim Erwachen aus der leisen Ohnmacht sind türkische Sanitätssoldaten da mit Wasser und Verbandzeug. Versuch, zu gehen, auf einen Mann gestützt, gelingt. Wie er fühlt, daß es dir hart wird, nimmt dich der Gute kurzerhand huckepack. Trapp trapp trapp — geht's schwer und langsam durch den Graben. Irgendwo im breiten Verbindungsgang wartet eine Tragbahre. Die Schritte der Träger klingen auf dem festgestampften Boden. In einem Bacheinschnitt, bergbeschützt, prüfen türkische Ärzte den Verband. „Alles gut, seien Sie zufrieden," sagt einer auf englisch. „Inschallah!" Neue Träger. Die braunen Anatolier wiegen sich federnd in Hüften und Schultern. Trapp trapp trapp — ist's nun diesmal das Maschinengewehr oder sind's die Schritte der Leute? Das Maschinengewehr hat doch gesagt, es sei müde! Durch eine Talmulde voll Maienblühen geht der Weg, dann grünt durchsonntes Buchenlaub gelbgeflammt über dir. Wie ein sanftes Schaukeln ist dieses unhörbare Getragenwerden durch den Wald. Die Träger wechseln wiederum. Die Abgelösten reichen dir jedesmal die Hand, aus freien Stücken, als ob sie so instruiert seien. Einer der Neuen erkundigt sich, ob du ein russischer Offizier seist, und wird von den andern in erzürntem Ton eines Besseren belehrt. Unter den Leuten ist ein Neger, der bei den übrigen in besonderem Ansehen zu stehen scheint. Er geht nebenher und spricht. Ein schöner, großgewachsener Mann mit durchaus nicht negerhaftem Gesichtsschnitt, feinen schmalen Lippen. Er spricht Deutsch, Französisch, Italienisch, schnarrt prahlerisch allerlei Redensarten in diesen drei Sprachen sinnlos durcheinander. „Bange machen gilt nich, Herr! — Qui vivra, verra." Dann irgendein italienisches Verssprichwort mit „maledetta" und „vendetta" und furchtbar rollenden r-Lauten. Er sei nie aus Smyrna herausgekommen, sagt er auf deine erstaunte Frage ... Auf einmal ist statt des Buchenlaubs das dunkle Dach eines Verwundetenwagens über dir. Später kurzer Aufenthalt in einem türkischen Lazarett. Du kennst es gut, hier hast du oft nach den türkischen Verwundeten gesehen, in den Winterkämpfen. Als Abendessen Tee mit steinhartem Zwieback und Schokolade. Kranke türkische Offiziere, junge Infanteristen, sind da, die beim Nachsehen der Wunde zwischen den Ärzten am Operationstisch stehen und sich für alles interessieren. Mit ihnen unterhältst du dich eine halbe Stunde lang ganz vergnügt, in der Verbandbaracke sitzend; beim Wegfahren bringen sie dir noch, ganz begeistert von dem kurzen Bekanntsein, Schokolade und Blumen an den Wagen, rufen dir hundert Abschiedsgrüße und Segenswünsche nach. Mit einbrechender Dunkelheit ein Leidensweg über den Bergrücken, dann den holprigen Knüppelfahrweg ins Narajowkatal hinunter; der Schmerz stößt und sticht wie mit Speeren. Jetzt sind nur noch zwei Begleiter da: der eine führt das Pferd, der andere geht neben dem Karren, in dem deine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tragbahre hängend angebracht ist. Der Mann hat das Bedürfnis zu sprechen; er schlägt ein Kreuz vor der Brust und sagt, er sei katholischer Christ, wie um dich zu beruhigen und zu überzeugen, daß du guten Händen anvertraut seist. Weist dann stolz seine englische Uhr vor, ein Beutestück von Gallipoli. Endlich öffnet sich breit das Tal, lichter als die Bergschlucht, durch die ihr heruntergekommen. Ein Sanitätsauto steht helläugig, schnaubend auf der Straße. Du wirst verladen, schaust hinaus, siehst die Strahlenkegel geschwisterlich durch die Nacht stoßen. Sieben Stunden nach der Verwundung Eintreffen in einem deutschen Feldlazarett.

Sternenklare Maiennacht sieht durchs Fenster herein. Schritte draußen auf dem Gang, wie vorhin beim Transport durch den Graben. Türen schlagen zu, das Maschinengewehr arbeitet. Türkische Offiziere scherzen, der Neger aus Smyrna beugt sich riesenhaft über dich ... „maledetta ... vendetta ...", der katholische Soldat hält dir seine wie wahnsinnig klopfende Uhr ans Ohr. Das Staccato der Tagesgeräusche geht in dich über, alle Pulse hämmern, das Blut klopft in der Wunde. Bis dich eine Dosis Morphium für einige Stunden erlöst ... Irgendwo hämmert ein Maschinengewehr, ganz fern und leise.

XII.

Rückblick und Ausklang

Durch die Verwundung nahm für mich die türkische Feldzugsepisode in Galizien ein schnelles, unerwartetes Ende. Man lag drei Wochen, dicht beim Standort der Division, in der Dürftigkeit eines deutschen Feldlazaretts, ärmlich untergebracht, aber von sicherer Arzteshand betreut. Am ersten Vormittag formten sich dem zwischen Bitternis und Gefaßtheit pendelnden Bewußtsein diese Verse:

Eine Kugel sprang mich singend an,
kleine, spitze, glatte Russenkugel —

Viele stießen pfeifend ihren Luftweg,
endeten auf grüner Maienwiese,
doch die eine hackte zu und packte,
schlug durch Leder, Tuch und warmes Leben,
und durch Hosentuch und Leder wieder
und verebbte platschend im Gestein ...

Du warst gnädig, kleine Russenkugel.

Trankst ein wenig Blut nur rasch im Fluge,
heißer kleiner Sing- und Sausevogel,
und entschlüpftest pfeifend ins Gestein. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lazarettzeit. Stille, faule Tage,
dumpfe Stube und zerquälte Decken.
Doch man sagt dir, daß du glücklich warst,
und man meint, du seiest sehr zufrieden.

Du bist still, ja, und du scheinst zufrieden.
Aber daß du jetzt drei Jahre draußen
und zum dritten Male Blut verspritztest
durch Franzosen- oder Russenkugel —
weiß der Teufel — das ist —

Ruhig, Freund! Es ist nur Landsknechtslos.
Landsknecht sein heißt sich bescheiden lernen,
Landsknecht sein, mein Freund, ist Ehre groß.

Und das heiße, schöne Kriegesrauschen
der drei Jahre, möchtest du es tauschen
für ein heiles Ruhn in Friedens Schoß?

Eine Kugel sprang mich singend an,
heiß und lachend zog sie ihre Bahn —
kleine, spitze, glatte Russenkugel.

Vergangenes und Künftiges gab's reichlich zu überdenken. Schweres, Quälendes hatte die letzte Zeit gebracht, Konflikte aller Art zuerst, die dem Einsamen, Freundlosen hart zusetzten, dann der Tod des nächsten Verwandten, des tapferen Vaters, der, rüstig und tatenfroh wie ein Jüngling, einer schweren Verwundung im Westen erliegen mußte, vier Wochen vor dem Attentat der kleinen Russenkugel. Zweimal telegraphisch nach Deutschland gerufen, einmal ans Lager des Sterbenden, den die Ärzte schwerster Gefahr, aber nicht einer unmittelbar bevorstehenden, ausgesetzt erklärten; zurück nach Galizien; vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft der Ruf ans Totenbett; Eintreffen um zwei Tage zu spät. Reisen, die man nicht vergißt.

Die Verwundung nach solchem Erleben erwies sich als ein Glück. Ein heilsames Herausgerissenwerden aus Schmerz und Sorge. Nahes, Nächstliegendes drängte sich wieder in den Vordergrund. Und die Abgeschiedenheit des Feldlazaretts, des alten Herrenhofs unter dem Bäumeschatten des kleinen Hügels im Narajowkatal, war dem seelisch und körperlich langsam Genesenden eine Wohltat.

Man ließ die Gedanken wandern. Nach dem Westen ging ihr sehnsüchtiges Flattern, dem harten, eisenklirrenden, neben dessen Schlachtgedröhn dem sachlich Wägenden aller Kampf im Osten und Süden nur wie eine Neben-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimme im Orchester, wie episodisches Beiwerk und nebensächliches Gerank erscheinen muß. Nach dem schönen Westen, der uns im langen Stellungskrieg ans Herz gewachsen war, von dem wir in der ersten dieser kleinen Feldzugskizzen Abschied genommen haben. Nach dem Westen, der im Frühjahr die große Rückzugsbewegung gesehen hatte.

Brüder im Westen so fern, euch wurde ein hartes Wandern
fort aus dem schönen Land, wo wir einst so fröhlich vereint —
Wißt ihr die Kirche noch, über Wälder und Wiesen erhöht?
Rauscht euch der Bach noch im Ohr, blüht euch der Hag noch im Traum?
Was uns an Kriegsleid dort schlug, ach, wir vergaßen es ganz —
Leuchtend liegst du, o Tal, so getaucht in Frühling und Glanz,
daß nur ein Gefühl nachzitternd uns übrig blieb:
Schönes Land im Westen — du warst — uns so lieb!

Ging einer durch die Nacht, mondhell, unter östlichen Sternen,
still war und einsam sein Weg, doch sein Herz bei Bruder und Freund:
Kampfgenossen von einst, o laßt am Erinnern uns halten
jener glücklichen Zeit, die uns westliche Sonne geschenkt!
Langsamer wurde sein Schritt, bis plötzlich ergriffen er stand,
seiner Tasche tastend Blatt und Schreibstift entwand
und beim rötlichen Mond die Worte sich niederschrieb:
Schönes Land im Westen — du warst — uns so lieb!

Im Westen strategischer Rückzug und Riesenschlachten, im Osten das erste Aufflackern neuer Kampfhandlungen. Ich aber ließ Galizien und die türkischen Freunde hinter mir, um in Deutschland Heilung zu suchen.

Die vier Wände

Von Alfons Petzold

Vier Wände bauen mir
das Leben ein,
das ist ein Stauen hier
von Stein auf Stein.

Erde an Tag sich schließt,
Himmel an Nacht.
Dichtestes Dunkel fließt
durch diesen Schacht.

Quader in Quader greift,
Rand sinkt in Rand;
wohin mein Geist auch schweift,
Wand nur und Wand!

Schauernden Leibes voll
sitze ich hier.
Sag, Herr, was will dein Groll
formen aus mir?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Lebensroman

Oskar A. H. Schmitz, als Plauderer von vielerlei Prätensionen in alle Sättel gerecht, fühlt, durch Kriegserkenntnisse, sich an eine Daseinswende geführt, und ihr Sinn wird als die Mahnung an den geistigen Menschen ausgelegt, sich vom politischen Getriebe zurückzuziehen und den Frieden heimischer Wälder (die, zum Schaden des gewandten Feuilletonisten, nicht die böhmischen sind) zu suchen. Die Folgerung einer Vorrede, in der ein politischer Journalist zur reinen, gestaltenden Kunst sich beruft, soll eine — sehr breite — Erzählung rechtfertigen, die „Der Vertriebene" heißt und bei Georg Müller in München erschienen ist.

Vertrieben ist ihr Held, Lothar Danneck, im gleichen Sinn wie — weiland — Zarathustra, der seine Segel nach der Kinder Land suchen läßt, aus Vater- und Mutterländern, und als er, am Schluß, heimgekehrt, zu seinem besten Selbst zurückgeführt, scheinen soll, da ist er als Kind unter Kindern, deren das Himmelreich ist, dargestellt. Schmitz, der Antiintellektualist, war, als Erzähler, niemals ähnlich bewußt, ähnlich unnaiv, ja: ähnlich intellektualistisch wie in diesem Buch, das tiefstes Herzenserleben bezeugen soll und einen Klugen am Werk zeigt, der — leider! — niemals klug genug ist, nicht klug zu sein, oder doch niemals geschickt genug, die Bemühung seines bohrenden kritischen Verstandes undurchdringlich zu verschalen. Ein Roman voller Zerfaserungen und hartnäckiger Grübeleien liegt vor; einer, der, bei und trotz manchem dichterischen Zug, viel weniger für den Tiefgang dichterischen Schaffens von naturwüchsiger Eigenart, als für einen (gezüchteten) Hochstand feuilletonistischer Kultur spricht: das erarbeitete, wie um des literarischen Ergebnisses willen zu erleben gesuchte Epos eines Weltmannes, der das Brevier des Schriftstellers Schmitz mit heißem Bemühen durchaus studiert zu haben scheint.

Lothar ist mit einem überaus reichen Aufwand psychologischen Spürsinns gezeichnet; vielleicht — von einem Epigonen Hermann Bahrs, der doch mit Hutten, Günther, Goethe, Keller, Heinrich und Thomas Mann, Wassermann, Rilke und Brod, den Bekennern, in Wettbewerb tritt — so sehr bevorzugt, daß, außer dem Vater, dem sehr reizvoll abenteuerlichen Großvater jüdischen Geblüts und einer jungen Geliebten, die anderen Gestalten unverdient unplastisch bleiben mußten. Von seiner frühesten Kindheit und von seiner Pubertät wird, in nicht stets sehr appetitlicher Gründlichkeit, gehandelt, und die Jahre seines Kampfes um gefestigte, zielstrebige Mannheit erheischen, in des Erzählers retrospektiver, oft etwas erkünstelter, Vision, vielleicht — stellenweise — mehr Anteilnahme, als in ihrer absoluten Einmaligkeit, für den Blick des Fremden, begründet liegen kann. Immerhin mutet ein — an Schaukals jüngste Werke gemahnender — guter Konservatismus der Weltauffassung, mutet ernste Zucht der künstlerischen Sprache so stark an, daß nicht unbedingt voraussagbar ist, ob Oskar A. H. Schmitz, als nächstes Buch, eine Feuilletonsammlung über die Wandlungen eines einsamen Dichters herausstellen werde. Ein halber Weltmann könnte, auf den Thron abseitigen Selbstherrschertums gelangt, als ganzen Mann sich — höchst königlich — bewähren (wenn der Feuilletonist in ihm dem Reiz, diese letzte Metamorphose zu „behandeln", zu widerstehen vermöchte). Franz Graetzer (Berlin)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsbücher

IV.

Noch fehlte allerdings das Kriegsbekenntnis des Philosophen Georg Simmel, das man mit Ungeduld erwarten mußte. Denn es ist das Wesen dieses Geistes, daß diejenigen Dinge von ihm die tiefste Ausdehnung erfahren, die am weitesten sich von dem eigentlichen Gebiet der philosophischen Betrachtung entfernen. Aber auch Georg Simmels Büchlein „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“ *) habe ich enttäuscht aus der Hand gelegt. Seine letzten Arbeiten („Rembrandt“, „Kant und Goethe“) hatten eine besondere Höhe erreicht; dann besonders leuchtend, wenn sich seine Begriffe an ganz fernen und einer philosophischen Betrachtungsweise bisher geradezu unzugänglichen Gegenständen ausleben konnten. Aber schon damals wurde uns das Bedenken gegen Simmel sichtbar, daß die wundervoll plastischen und bedeutungsvollen Begriffe dieses Philosophen durch sich selber enttäuscht wurden, daß die Begriffe in ihrer eigenen Glut schmolzen. In seinem neuen Büchlein ist zwar ganz selbstverständlich, daß er den Krieg in viel bedeutungsvolleren und feineren Kurven und Linien faßt wie beinahe alle seine Fachkollegen. Auch hier erleben wir wieder stark, wie er sich weit vom engen Dogmatismus entfernt mit seiner wundervollen Begabung, alle Dinge geradezu zum erstenmal zu sagen. Aber auch hier ersteht wieder für ihn die Gefahr, trotz all seiner feinen Organe keinen Maßstab zu haben, von dem aus ihm die Bedeutsamkeit des Krieges erscheint. Das, was er als das „Wundervolle“ der Kriegszeit bezeichnet, „daß der Tag über den Tag hinausreicht, daß alles Praktische, alles Augenblickliche für die Gestaltung Deutschlands in unabsehbare Zukunft hinein wichtig ist“, ist nur ein Anzeichen dafür, wie selbst der reinste Werter und Deuter des Lebens hier Verwechslungen primitivster Art zwischen Zins und Kapital, Ursache und Folge begeht. Aus solchen Verwechslungen heraus begibt sich der klügste und zweifelsüchtigste deutsche Kopf auf die schiefe Bahn des Optimismus, von der aus er in relativ bedeutungsvoller Höhe und in ganz neuen Formulierungen platte kulturliche Sendungswerte des Krieges vorträgt. Simmels vornehmste Ambition war immer, das Leben hineinzubeziehen in den Kreis seiner Betrachtungen. Dies konnte er wunderbar, wenn er über den Henkel sprach und die Ruine, über die Überstimmung und die Koketterie — hier mußte er aber versagen, weil sein genußsüchtiges Philosophieren nicht mehr in das Gefäß des Krieges gefüllt werden kann. In der Betrachtung des deutschen Krieges (und letzten Endes handelt es sich bei ihm um diesen) handelt es sich nicht mehr um so ungebundene Phänomene. Der Gefahr des Lebensbegriffes ist ihr bisher vielleicht größter Meister nicht entgangen: denn dieses Leben hat Inhalte, an denen man scheitern muß, wenn man sie nicht in ihrer spezifischen Bedeutsamkeit zu erschauen vermag. So konnte auch Simmel am Kriege scheitern, weil er ihn von der Perspektive seines inneren Wertes sehen wollte, und doch ihn nicht ganz umkreisen konnte. Er sah ihn von der Seite der „inneren Wandlung“, der „Krisis der Kultur“ und der gefährdeten „Idee Europa“ (wie die Kapitel des Buches heißen), aber er

*) Georg Simmel, „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“. Duncker & Humblot.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erblickte nie seine ganze Totalität, sondern immer nur das Gewoge seiner umwertenden und umbildenden Kraft. Er gelangt nie an die Wurzeln, von denen aus plötzlich dieser Krieg in viel tieferen Zusammenhängen begreiflich ist. An einer Stelle seiner Betrachtungen fühlt das Simmel wohl selbst, wenn der Fluß prinzipieller Betrachtungen plötzlich durch die Behauptung unterbrochen wird, an diesem Kriege seien ein paar Menschen schuld. Hier grenzt plötzlich die organische und anorganische Betrachtung des Krieges aneinander: das ist der Riß, der durch das Simmelsche Kriegsbuch geht, daß er nach dem Sinn des Phänomens fragt, aber nie sich von falschen Voraussetzungen befreit. Der feinste Versteher der Wirklichkeit konnte sie in diesem Falle nicht mit der reinen Hand seiner Begrifflichkeit überwinden. Nicht mehr wie bei Meinecke hat die Wirklichkeit die Idee gefressen, hier fraß die Idee an der Wirklichkeit, so daß beide Schaden nahmen.

Norbert Einstein

Die innere Gefahr für die deutsche Industrie

In aller Stille — in einer unheimlichen Stille — vollzieht sich gegenwärtig in der deutschen Industrie eine Revolution größten Umfanges. Es ist eine Revolution von oben. Sie droht auf nichts anderes hinauszulaufen als auf eine Vertrustung, die sich vor kurzem weder die energischsten Anhänger einer sozialistischen Wirtschaftsordnung noch aber die einer Vertrustung bis in die letzten Konsequenzen kapitalistischer Vorherrschaft haben träumen lassen. Den Anstoß hierzu gibt natürlich der uns aufgezwungene Wirtschaftskrieg. Die Aushungerung von Rohmaterialien zusammen mit dem Mangel an Arbeitskräften, die Kohlenknappheit und die Notwendigkeit, mit den Verkehrsmitteln möglichst pfleglich umzugehen, zwingt zur Zusammenlegung von Betrieben. Das war ja einer der Beweggründe zur Schaffung des Hilfsdienstgesetzes.

Es wäre nun töricht und einseitig, diese Zusammenlegungsmaßnahmen an und für sich zu verurteilen; denn wohin kämen wir, wenn, um ein Beispiel zu nennen, die Baumwollindustrie mit ihrer außerordentlichen Knappheit an Rohmaterialien überall nur mit 10% ihrer Leistungsfähigkeit arbeiten würde, wenn sie unnötigerweise Tausende von Arbeitern festhielte, die sie nur ungenügend bezahlen könnte, während andere wichtige Betriebe direkt nach Arbeitskräften jammern? An und für sich also sind Maßnahmen in dieser Richtung notwendig, so unbarmherzig sie auch den Beteiligten anmuten mögen, und so bedenklich sie für die weitere Entwicklung sind. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, die Stillegung bisher blühender wichtiger Unternehmungen bedeutet nicht nur für die Kriegszeit eine schwere materielle Schädigung, sondern sie bringt weit darüber hinaus noch Verluste, die nicht wieder gutzumachen sind. Wenn nämlich gesagt wird, die arbeitenden Betriebe seien gehalten, die stillgelegten in gewissem Umfange zu entschädigen, so trifft dieser Einwand den Kern der Sache nicht, denn es gibt zahllose Verluste, die gar nicht mit Geld gutzu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen sind. Es sei hier nur darauf verwiesen, daß die bevorzugten Unternehmungen, eben also die, die weiterarbeiten dürfen, in ständiger Fühlung mit ihrer Kundschaft bleiben, ja noch mehr, zu Konsumenten, die bisher nicht zu ihrem Kundenkreis gehörten, Beziehungen anknüpfen können, während sich bei den stillgelegten diese Beziehungen vollständig lockern. Es lockern sich aber auch die alten Bande mit einem Arbeiterstand, den man in jahrzehntelanger Arbeit sich herangezogen hat, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß stilliegende Betriebe naturgemäß in technischer Beziehung ernstlich Abbruch leiden.

Alle diese Umstände hätten uns zur unbedingten Pflicht machen müssen, bei der Auswahl so gerecht wie nur möglich vorzugehen. Wer heute mit Industriellen aus den betreffenden Gewerbezweigen spricht, wird an dieser Gerechtigkeit entschieden zweifeln. Er wird auch selbst dann noch daran zweifeln, wenn er bei dem Anhören dieser Klagen berücksichtigt, daß der Anklagende Partei ist und häufig ein bewußtes Unrecht wittert, wo schlimmstenfalls nur ein unbewußtes vorliegt.

Wenn man aber hört, wie die ausschlaggebende Instanz, das Reichsamt des Innern, die rationelle Bewirtschaftung dieser Industrien vornimmt, so steigen einem doch sehr erhebliche Bedenken auf. Der beste Fall ist noch der, indem man mit etwa vorhandenen Interessenvertretungen Fühlung nimmt. Aber selbst in diesen Fällen werden bei der Zusammenlegung häufig einige wenige bevorzugt, dann nämlich, wenn die in der Interessenvertretung sitzenden Firmen nur an sich selbst denken, wie es da und dort notorisch vorgekommen ist, oder wenn die zu immer größerer Macht gelangenden Syndici eine besondere Vorliebe für gewisse große Gesellschaften an den Tag legen. Noch viel schlimmer aber ist der Vorgang dort, wo man nicht etwa mit den gewählten Vertretern in der Industrie verhandelt, sondern sich einige Firmen herauswählt, bei denen man eine besondere Willfährigkeit voraussetzt. Mit diesen macht man einen Plan zurecht und tritt dann vor die Gesamtheit der Nichteingeweihten mit einer Alternative: Schließet euch an oder aber wir schließen euch aus! Aber damit begnügen sich unsere Behörden noch nicht. Sie haben eine von ihrem Standpunkt leicht begreifliche, aber vom Standpunkt der Gesamtwirtschaft höchst gefährliche Vorliebe für Syndikate. Mit einem Syndikat läßt sich ausgezeichnet arbeiten. Es hat einen Vorstand, während eine freie Industrie naturgemäß die allerverschiedensten Ansichten und Interessen in sich faßt und da ein Verhandeln leicht zeitraubend und überhaupt unmöglich ist, und darum beobachten wir überall den Wunsch, solche Zwangssyndikate zu bilden, und zwar — und hierauf kommt es an — nicht etwa nur für die Kriegsdauer, sondern weit darüber hinaus.

Handhabe für das ganze Vorgehen in diesen Dingen bietet ein am 4. August 1914 erlassenes ganz kleines Gesetz, das nur aus drei Paragraphen besteht. Der dritte Paragraph dieses, man muß wohl sagen, verhängnisvollen Gesetzes bestimmt, daß während des Krieges der Bundesrat jede gesetzliche Maßnahme anwenden darf, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweist. Als der Reichstag diesem Gesetz seine Zustimmung erteilte, hatte er keine Ahnung, daß er damit ungefähr alles dem Bundesrat — wäre es wenigstens der Reichskanzler

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewesen — in die Hand gibt. Auf Grund dieses Gesetzes wird heute das gesamte Wirtschaftsleben regiert. Es wurde beispielsweise im Juli 1915 auf dem Verordnungswege die Zwangssyndizierung der Kohlen beschlossen, und es wurde ein Jahr später die Zementindustrie auf demselben Wege geordnet, und es wird fortwährend in allen möglichen Industrien ähnlich verfahren. So sind, um nur einige Beispiele anzuführen, heute die Schuhindustrie und die Baumwollindustrie auf diese Art gebunden, und ähnliche Bestrebungen sind in der Lederindustrie und der Seifenindustrie im Gange. Dabei wird so geheimnisvoll vorgegangen, daß niemand recht weiß, was eigentlich die Absicht der Regierung ist. Man argwöhnt in manchen Kreisen eine Handhabe für spätere Steuerpläne. Aber, wie gesagt, es sind nur Vermutungen und Argwöhnungen. Niemand hat eine Ahnung, was das eigentliche Endziel ist, und es wäre sehr wohl denkbar, daß mit einem Wechsel in den Reichsämtern, wie er beispielsweise jetzt vor sich geht, die ganzen Voraussetzungen in Wegfall kommen. Dann wird es vielleicht zu spät sein, das Rührei wieder in seine alte Form zu bringen, und die ganze, außerordentliche Werte zerstörende Revolutionierung wäre geschehen.

Bei dem Bestreben, weit über den Krieg hinaus diese Syndizierung aufrecht zu erhalten, wird eines völlig außer acht gelassen, die Tatsache nämlich, daß mit einer Schematisierung, wie man sie jetzt plant und wie sie am krassesten bei Verhandlungen über die Seifenindustrie zutage treten, das Hauptaktivum der deutschen Industrie, das ständige Bestreben, zu verbessern, besondere Qualitäten zu liefern usw., schlechthin unmöglich gemacht wird. Es wäre hohe Zeit, daß der Reichstag, der sich hier durch eigene Schuld eines äußerst wertvollen Rechtes begeben hat, Mittel und Wege fände, jenes gefährliche Gesetz wieder aufzuheben und sich selbst eine Mitarbeit zu sichern. Denn sonst sind wir in der Gefahr, durch eigene Fehler die von außen her schon so stark bedrohte deutsche Industrie noch von innen heraus in einer geradezu frivolen Weise zu schädigen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bodenenteignung in Rußland

Von Dr. Karl Leuthner (Wien), Mitglied des österreichischen Reichsrats

I.

Die russische Agrarfrage ist ein Ding durchaus eigener Art und mit allem, was in Europa den gleichen Namen trägt, schlechthin unvergleichbar. Sie hat in der Sache zum Ausgangspunkt, daß die ungeheure Mehrzahl der großrussischen Bauern in der Feldgemeinschaft, im Mir, lebt, zur psychologischen Voraussetzung, daß ihnen deshalb das fehlt, was in unserem Landwirt am tiefsten wurzelt, der Eigentumsbegriff. Die russische Feldgemeinschaft*) ist nach der heute herrschenden, wenn auch nicht unbestrittenen Gelehrtenmeinung nicht mehr wie für Haxthausen, ihren ersten Entdecker, die aus der Urvergangenheit stammende patriarchalische Gemeinschaft, die Kronzeugin des Urkommunismus. Sie ist keineswegs aus ursprünglichen gesellschaftlichen Formen herzuleiten, sondern als Zwangsorganisation zuerst auf dem privaten Grundbesitz entstanden, um die gutsherrlichen Bauern, die als Leibeigene Frondienste oder Abgaben zu leisten und überdies die Kopfsteuer aufzubringen hatten, durch gemeinsame Haftpflicht zu binden. Sie bildete also das Mittel, den Gutsbesitzer, der für das Steueraufkommen seiner Leibeigenen dem Staate verantwortlich war, dadurch zu sichern, daß jedem Leibeigenen ein gleicher Anteil am Boden zugeteilt wurde, und die Bauern für einander aufzukommen hatten. Daraus ergab sich die Notwendigkeit neuer Umteilungen, sobald sich die Zahl der Leibeigenen änderte. Diese

*) Vergleiche für die Entwicklung der Agrarfrage bis zur zweiten russischen Revolution: Bladimir G. Simkowitsch, Die Feldgemeinschaft in Rußland, Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1898; Peter Maßlow, Die Agrarfrage in Rußland, Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachfolger, 1907; Katzorowski, Ruskaja obschtschina, Petersburg 1906; Wieth-Knudsen, Bauernfrage und Agrarreform in Rußland, München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1913, und besonders W. D. Preyer, Die russische Agrarreform, Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1914, der ich mich am engsten angeschlossen habe, die wohl das gründlichste und umfassendste Werk über die vorrevolutionäre Entwicklung der Agrarfrage ist, aber in den Fehler verfällt, den Wert der Stolypinschen Reform ebenso übermäßig zu überschätzen wie Rohrbach und dessen Anhänger in ihren Kriegsschriften über Rußland.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feldgemeinschaft mit ihren beiden Wesenseigentümlichkeiten der Gesamthaft und der zeitweisen Umteilung führte dann auch die Regierung bei den auf ihren Gütern angesiedelten Bauern ein. Das geschah selbst dann noch, als man die wirtschaftsschädliche Wirkung der Feldgemeinschaft durchschaut hatte. Man tröstete sich mit dem „moralischen" Vorteil, sie verhindere das Entstehen eines landlosen Proletariats. Einmal ins allgemeine Bewußtsein eingedrungen, wurde die Feldgemeinschaft in zweifachem Sinne zur vorwaltenden Überlieferung: im Glaubensbekenntnis der Slawophilen erschien sie neben der Selbstherrschaft und der „Rechtgläubigkeit" als das dritte Merkmal des russischen Anders- und Überlegenseins. In der Bauernschaft aber verdrängte sie den Eigentumsbegriff, so daß sie sich auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft bei der Besiedelung Sibiriens, sowie irgendwo die Siedlung größer wurde, regelmäßig durchsetzte.

Das Wesen der Feldgemeinschaft besteht darin, daß die Gesamtheit aller Familienhäupter eines Dorfes (oder mehrerer Dörfer mit gemeinsamer Dorfflur) Eigentümerin des gesamten Bodens ist, über ihn mit Zweidrittelmehrheit verfügt. Jedes Familienoberhaupt hat das gleiche Anrecht auf Nutznießung, die Gemeinde aber bestimmt die Verteilung und die Form der Nutzung. Die Teilung wird gleichmäßig vorgenommen, die getrennten Teile werden nach den Bestimmungen der Gemeinde gebraucht. Alle Gemeindemitglieder sind verpflichtet, ihre Anteile zu übernehmen, und haften für die obliegenden Zahlungen. In dieser Hinsicht hatte die Bauernbefreiung eine neue Bindung geschaffen durch die Ablösungszahlungen, die dem Staate zu entrichten waren, weil er seinerseits die Grundbesitzer entschädigt hatte. Bis zur Tilgung der Ablösungsschuld war ein Ausscheiden der Anteile aus dem Gemeindeeigentum nur mit Zustimmung der Gemeinde möglich. Hatte also die Befreiungsgesetzgebung die theoretische Absicht ausgesprochen, das Einzeleigentum wohlabgerundeter Höfe zu schaffen, so erreichte sie das Gegenteil. Denn nur wohlhabende Bauern waren imstande, durch Erlegen der Ablösungssumme sich frei zu machen, und gerade diese aus der Haftung zu entlassen, waren die Gemeinden am wenigsten gewillt. Es vermochten sich denn auch in den fünf Jahrzehnten bis zur Stolypinschen Reform bloß etwa 600000 Bauern, noch nicht 0,6%, zu befreien.

Da die Gemeinde das Recht hatte, neue Umteilungen vorzunehmen, wenn die Anteile ungleich geworden waren, oder die Umteilung zu unterlassen oder abzuschaffen, so gab und gibt es neben den Feldgemeinschaften mit Umteilung solche mit erblichem Einzelbesitz, der aber nicht Eigentum ist, sondern zum Zweck der Ausgleichung der Bodengüter Neuverlosungen unterliegt. Die Umteilungen wurden in der verschiedensten Art vorgenommen:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Zweck der Ausgleichung der Anteilgröße oder der Bodengüter, allgemein oder für einzelne, alljährlich oder erst nach je 30 Jahren, aber meistens alle 12 bis 18 Jahre. Und zwar sind es gerade die ehemaligen Staatsbauern, bei denen die Umteilungsformen die größte Mannigfaltigkeit aufweisen. Im Anfang der sechziger Jahre herrschte zwar die Umteilung nach „Revisionsseelen" vor, man folgte dem Brauche aus der Zeit der Leibeigenschaft, wo nach jeder Zählung „Revision", das Land zur Aufbringung der Steuer nach gleichem Maßstabe verteilt wurde. Dieser Brauch haftete so fest, daß eine Zeitlang vielfach die Umteilung auf die noch vorhandenen Revisionsseelen sich beschränkte; aber das Ausbleiben weiterer Revisionen zwang zu neuen Formen, die sich nun frei aus den Bedürfnissen der Bauern selbst entwickelten, und zwar hauptsächlich nach zwei Richtungen: nach dem Arbeitsmaß und nach dem Bedarfsmaß, entweder entsprechend den in einer Familie vorhandenen Arbeitskräften oder entsprechend dem Nahrungsbedarf der Familie. Die erste Form wurde in landreichen Gemeinden angewandt, die jeder Arbeitskraft volle Beschäftigung gewährleisten konnten, oder dort, wo bei geringer Fruchtbarkeit die Anwendung vieler Arbeit notwendig wurde. Daneben kommt als Abart die Umteilung nach Arbeitsmitteln, nach dem vorhandenen Vieh, nach den Pflügen u. dgl. vor. Bei der Umteilung nach dem Bedarfsmaß wird die Gefahr einer Scheidung in größere und kleinere Wirtschaften besser vermieden. Zuerst wurden bei den Teilungen nur die männlichen Seelen, als Träger der Kopfsteuer, berücksichtigt. Weil indes „auch die Mädchen essen wollen", bürgerte sich schnell auch die Zuweisung von Land an Frauen ein. Man gelangt dann zu der völlig gleichmäßigen Umteilung nach „Essern" oder auch — mit Berücksichtigung des Alters — zur Umteilung nach dem Familienbedarf.

Ein anderes Bild gewährt die Umteilung bei den ehemaligen Gutsbauern. Sie waren auf 49 Jahre mit der Zahlung von Zinsen und Kapitalraten belastet; die Belastung ruhte sonach wesentlich auf einem oder auf zwei Geschlechtern, die ihr Land sogut wie kaufen mußten. Die Umteilung bedeutete hier, daß die Opfer vielfach für fremde Personen hätten getragen werden sollen; daher das Streben nach Privateigentum, das jedoch teils an dem Geldmangel, teils an dem Widerstand der Gemeinden meist scheiterte. Deshalb waltete hier, wenn die Lasten besonders hoch waren, das Streben vor, möglichst wenig Anteilland zu übernehmen und lieber fremdes Land zu pachten. Und es wurde um so häufiger umgeteilt, nicht um das Besitzrecht, sondern um die Zahlungsverpflichtungen auszugleichen. Aber die Nötigung, gemäß der Gesamthaft die Zahlungen aufzubringen, machte gerade hier eine Teilungsform vorherrschend: die nach dem Arbeits-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

maß. Als sich später die Lasten verringerten und die Getreidepreise erhöhten, die Volksvermehrung den Wert des Bodens steigerte, die Heimarbeit wegen des Wettbewerbs der Industrie wenig abwarf, begann auch unter den Gutsbauern der Kampf um das Land. In vielen Fällen siegte der Grundsatz des Einzelbesitzes oder es setzte sich von neuem die Umteilung durch, die seit Jahrzehnten geruht hatte, da für diese alle landarmen und alle an Arbeitskräften reichen Familien eintraten. Nur in ganz armen Gemeinden, in Gemeinden von wenigen Seelen, endlich dort, wo besonders in dicht bevölkerten Gebieten sehr viel Arbeit auf den Boden aufgewendet wird, kommen die Umteilungen außer Übung.

Fragen wir nun, wie hat sich unter der Herrschaft des feldgemeinschaftlichen Betriebes die Lage des russischen Bauern gestaltet? Im Augenblick der Befreiung, die namentlich die Gutsbauern nicht nur durch die Ablösungszahlungen, sondern auch durch den Verlust von 10 bis 40% des bisherigen Nutzlandes teuer erkaufen mußten, fielen im Durchschnitt auf jeden Gutsbauer 3,2 Deßjatinen, auf jeden Staatsbauer 6,7 Deßjatinen, auf jeden Apanagenbauer 4,9 Deßjatinen (1 Deßjatine macht 1,09 Hektar aus). Schon damals sprach man von Landmangel namentlich in dem Schwarzerdgebiete, wo der Seelenanteil auf 2,2 Deßjatinen und noch tiefer herabsank. Aber indessen hat sich die Bauernbevölkerung gewaltig vermehrt. Sie stieg in 40 Jahren von 40 auf 85 Millionen Seelen, und die Anteile sind heute nur noch halb so groß wie nach der Befreiung. Wohl haben die Bauern und die Feldgemeinschaften viel Boden zugekauft, zu den 116 Millionen ihres ursprünglichen Gesamtbesitzes etwa 24 Millionen Deßjatinen. Das ist jedoch immerhin bloß eine Vermehrung um ein Fünftel bei Verdoppelung der Kopfzahl. Ebensowenig können die Pachtungen, etwa 10 Millionen Deßjatinen für die Hälfte des ganzen Reichs, einen Ausgleich schaffen. Hilfe hätte der Bauer nur finden können durch die Verbesserung der Betriebsart. Erreicht doch der Ertrag der russischen Äcker nicht einmal die Hälfte des deutschen Durchschnitts. Dem stand indes gerade die Feldgemeinschaft entgegen. Es fehlte eben jeder Anreiz zu sorgfältigerem Anbau; besserer Düngung, wenn die nächste Umteilung all den Preis der Mühe anderen ausliefern kann; auch bewirkt die Aufteilung mit ihren genauen Ausgleichungen nach Größe und Bodengüte eine ungemein zersplitterte Gemengelage, das Zerfallen des Besitzes in schmale, oft noch nicht meterbreite Landstreifen. Diese sind mit Servituten aller Art bebürdet. Schon die Brachweide schließt den Übergang von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft aus, und macht im Bunde mit dem unbedingten Flurzwang den Anbau von Futterkräutern und Handelsgewächsen zur großen Seltenheit. Der Flurzwang gilt indes auch bei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einzelbesitz. Dazu gesellt sich infolge der Größe der Ansiedlungen die übermäßige Ausdehnung der Dorfflur, die zum Raubbau auf den entfernten Äckern nötigt, und mit gleicher Wirkung bei den Pachtungen die Kurzfristigkeit und Rückberufbarkeit der Pachtverträge. Kann es da Wunder nehmen, daß die Technik des bäuerlichen Betriebs keine Fortschritte gemacht hat, daß im Gegenteil die Erträge vielfach zurückgehen, schon weil die Viehhaltung und mit ihr die Düngung überall abgenommen hat? Auch die Auswanderung nach Sibirien, obwohl sie in einzelnen Jahren außerordentlich anschwoll (1907 427000, 1908 664800, 1909 619300 Köpfe), brachte keine Abhilfe. Schwankt doch die jährliche Volksvermehrung in Rußland zwischen $1^1/_2$ bis 2 Millionen Seelen.

Mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts wurde die Lage der Bauern immer schlechter. Mißerntejahre zeitigten vielfach die äußerste Not. Mit dem Elend wuchs das Verlangen nach Besserung der Lage. Und diese konnten die Bauern bei der Sinnesart, die ihnen die Feldgemeinschaft überliefert hatte, nur von neuen Landzuteilungen erhoffen. „Der Ruf nach mehr Land wurde immer allgemeiner und umfaßte schließlich das ganze Reich." Auch die psychologische Seite darf hier nicht übersehen werden: „Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bauern, die nur zeitweilige Nutznießer eines vom Mir überwiesenen Landanteils war, der niemand gehörte und seinen Besitzer stets wechselte, hatte allmählich die Überzeugung gewonnen, daß die Erde eine „freie Gabe Gottes" sei, allen Arbeitenden ebenso zugänglich wie Luft und Wasser . . . Von der Überzeugung, daß alles Land eine freie Gabe Gottes sei, bis zur völligen Leugnung des privaten Eigentums von Grund und Boden ist aber nur ein Schritt, und infolge der sozialistischen Agitation war er schnell getan. Deshalb setzte sich unter den Bauern die Ansicht immer fester, daß eine allgemeine Umteilung des gesamten Landes unter sie unmittelbar bevorstehe, und da eine solche nicht eintrat, brachen in verschiedenen Gegenden, besonders im Schwarzerdegebiet, in den Jahren 1901 und 1902 Unruhen aus, die in den Jahren 1905 und 1906 sich wiederholten und in ihrem Verlaufe den letzten Anstoß zur großen Agrarreform gaben."

So schreibt W. D. Preyer in seinem trefflichen Buche „Die russische Agrarreform". Wir wissen allerdings jetzt, daß auch die Stolypinsche Reform den Landhunger der Bauern nicht zu stillen vermochte. Der Drang der Bauern nach mehr Land wurde zur größten bewegenden Kraft im politischen Leben Rußlands. Er hat der ersten, der zweiten Duma, trotz oder vielmehr eben wegen des auf den angeblich zarentreuen Bauern zugeschnittenen Wahlrechts radikale und revolutionäre Mehrheiten gegeben, er hat die Agrarreform im Sinne der Aufteilung des gesamten öffent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen und privaten Grundbesitzes zum Programm aller Parteien der Linken gemacht. Nichts kennzeichnet die Allgewalt der aus der Bauernbewegung entspringenden Gedanken besser als die Tatsache, daß auch eine bürgerliche Partei, die liberalen Kadetten, die zum Teil unter den Gutsbesitzern freiheitlicher Richtung Anhang hatten, die zwangsweise Enteignung des Grundbesitzes, und zwar nicht nur des staatlichen, kirchlichen und dem Hof gehörigen, sondern auch des privaten, auf ihre Fahne schrieben, wenn sie schon eine angemessene Entschädigung für die bisherigen Besitzer forderten und intensiv bewirtschaftete Güter mit hohem Ertrag als „Führer im landwirtschaftlichen Fortschritt" ausnehmen wollten. Als Grundlage der Verteilung stellt das liberale Programm die Bedarfsnorm auf. Einen völligen Wandel der Anschauungen bewirkte die Bauernbewegung bei den russischen Sozialdemokraten. Diese traten in die russische Revolution ein mit den Anschauungen, wie sie Maßlow in seinen Schriften verkündet. Danach ist der russische Landmangel von ganz besonderer Art; er ist die Folge der zu geringen Industrialisierung Rußlands. Daher muß eine angemessene Umschichtung der Bevölkerung befördert werden, die geeignet wäre, die überzählige Landbevölkerung zu verringern. Als dann jedoch die Unruhen auf dem Lande und der Ausfall der Wahlen für die erste Duma den Beweis lieferten, welche gewaltigen revolutionären Kräfte auf dem Lande die sozialrevolutionäre Propaganda der Bodenverteilung geweckt hatte, fand es wenigstens der eine Teil der Sozialdemokraten, der unter dem Namen „Bolschewiki" um Lenin geschart ist, der politischen Lage angemessener, um die Bauern als Bundesgenossen der Arbeiter zu werben, ihren Forderungen sich anzuschließen.

Siegreich erwiesen sich demnach schon während der ersten Revolution die Ideen der Narodniki, der Volkstümler. Diese sind gedanklich die Erben der Slawophilen, von denen sie die Vorstellung der „Einzigartigkeit der russischen Entwicklung" entnommen haben. Sie wollen den Weg zu idealen, sozialistischen Zuständen finden, indem sie die Entstehung des Kapitalismus verhindern. Daher ist ein Zustand zu erstreben, wo jeder das für seine Erhaltung nötige Land besitzt und bebaut. Die Lösung der Agrarfrage liegt im Übergang alles privaten Gutslandes in Volkseigentum. Demokratisch organisierte Feldgemeinschaften teilen den Boden an die selbstarbeitenden Bauern um. Es darf keine gemieteten Arbeiter, keine Pächter geben. Der private Großbesitz muß verschwinden und kann es ohne jede Erschütterung der Landwirtschaft, denn deren Entwicklungsgesetz ist ein durchaus anderes wie das der Industrie und zielt auf den Kleinbetrieb als die günstigste Betriebsform. Aus diesen Vordersätzen ergab sich schon während der ersten Revolution für die radikaleren Anhänger der Ideen der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volkstümler die Schlußfolgerung der entschädigungslosen Enteignung alles Großbesitzes. Die minder entschiedenen Vertreter derselben Richtung wollten erstens den kleinen Grundbesitz von der Sozialisierung ausschließen, dann aber auch den Großbesitzern Entgelt gewähren. Es würde ja sonst auch das bewegliche Kapital in Gestalt der Hypotheken tödlich getroffen werden, und eine Flucht des fremden und heimischen Kapitals aus Rußland die unausbleibliche Folge sein.

Die Bauernunruhen, der Wahlsieg der Revolutionäre auf dem Lande und die Folge hiervon, die Aufstellung von Programmen der Bodenverteilung, drängten die Grundbesitzer nach rechts und gaben Stolypin die Handhabe, durch ein auf den Adel zugeschnittenes Wahlrecht eine nationalistische Mehrheit in der Duma zu gründen. Die gleiche Absicht, die konservativen Kräfte im Lande zu stärken, verfolgt seine Agrarreform, die er nach Auflösung der ersten Duma (1906) in der Form einer Notverordnung herausgab. Seine Dekrete wurden dann — allerdings mit wesentlichen Veränderungen — 1910 von der dritten Duma zum Gesetz erhoben. (Die zweite Duma, die ebenso wie die erste in der Mehrheit auf dem grundsätzlichen Standpunkt des Gemeindebesitzes und der zwangsweisen Enteignung des Großgrundbesitzes stand, hatte Stolypins Reform schon aus formalen Gründen als Verfassungsbruch nicht anerkannt.)

Die Reform Stolypins und Kriwoscheins will das Privateigentum auf dem Lande fördern, die Auflösung des Gemeindebesitzes herbeiführen, die Betriebsweise durch Verkoppelung der Güter und Schaffung von Einzelhöfen erhöhen und endlich durch innere Kolonisation im deutschen Sinne, durch Aufkauf, Parzellierung von Gütern und deren Besiedelung mit Bauern das Bauernland vermehren. Im Sinne ihres Hauptziels bestimmte die Reform, daß jeder Anteilbesitzer, gleichgültig, ob er einen eigenen Hof hat oder nicht, jederzeit aus der Gemeinschaft austreten und die Umwandlung seines Landanteils in Privateigentum fordern kann. Ganze Dörfer können durch bloßen Mehrheitsbeschluß zum Privateigentum übergehen. Dörfer, in denen seit dreißig Jahren oder überhaupt seit der Abschaffung der Leibeigenschaft keine Umteilungen vorgenommen wurden, werden als Gemeinden mit Einzelbesitz erklärt; der einzelne Bauer behält seinen Anteil als Privateigentum. Zugleich werden alle Bauern den übrigen Staatsbürgern rechtlich gleichgestellt; die Gewalt der Gemeinde, die sich früher auf die Wahl des Wohnsitzes und des Berufes der Bauern erstreckte und ein weitgehendes Strafrecht in sich schloß, wird beseitigt. Nach der Leibeigenschaft des Gutsbesitzers ist nun auch die des Mir abgeschafft.

Und der Erfolg der Reform, der doch in seiner wichtigsten Bestimmung von dem freien Willen der Bauern selbst abhängig war? Wir wollen dazu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriwoschein,*) dem Mitschöpfer des Gesetzes, selbst das Wort geben. Er schreibt: „In einigen Jahren gingen trotz der Neuheit der Sache und der jahrhundertealten Gewöhnung an den Gemeindebesitz von mehr als vier Millionen Bauernhöfen, das heißt von einem Drittel des ganzen bäuerlichen Rußlands, Gesuche nach Vermessung des Landes in Einzelbesitzungen ein. Da es an Vermessungskräften fehlte, konnte nur ein Teil der Arbeiten ausgeführt werden. Die Pläne der Landeinrichtung sind für $2^1/_2$ Millionen Höfe mit einer Fläche von 23 Millionen Deßjatinen aufgestellt. Endgültig ausgeführt von den Landmessern und von der Bevölkerung angenommen sind die Arbeiten für 2 Millionen Höfe mit einer Fläche von 17,1 Millionen Deßjatinen. Die Anzahl der Wirte, welche in den ersten zwei Jahren nach der Ausgabe des Reglements von 1911 Gesuche um Landeinrichtung einreichten, erreichte 2 Millionen, das heißt, sie stieg im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren um mehr als eineinhalbmal. In den beiden vorhergehenden Jahren (1910—11) gingen von 1,3 Millionen Höfen Gesuche ein. Das neue Gesetz über Landeinrichtung fand also einen vorbereiteten Boden. Die Ausführung der Landeinrichtungsarbeiten ging 1912—13 ebenfalls erfolgreicher als in den früheren Jahren vorwärts: 1910—11 wurden Landeinrichtungspläne für 826000 Höfe mit einer Fläche von 7,6 Millionen Deßjatinen aufgestellt, 1912—13 für 1336000 Höfe mit 12 Millionen Deßjatinen. Ein solches Ergebnis muß als um so zufriedenstellender bezeichnet werden, als das neue Gesetz und Reglement den Kommissionen strenge Bedingungen für die sorgfältige Vorbereitung der Arbeiten auferlegte und verlangte, daß, bevor die Arbeiten zur Ausführung bestimmt wurden, an Ort und Stelle völlige Übereinstimmung der Wünsche der verschiedenen Bevölkerungsklassen erzielt und alle Einzelheiten über Landstreitigkeiten geklärt seien . . ."

Wie konnte bei diesem Erfolge des Stolypinschen Gesetzes, bei dieser Stimmung, die ihm scheinbar die Bauernschaft entgegenbrachte, die Landfrage fortfahren, als stärkste revolutionäre Kraft zu wirken? Wie konnten beim Ausbruch der neuen Revolution — als wäre jene Reform nie gewesen und hätte nie Millionen von Bauern ergriffen — sämtliche Parteien der Bewegung mit noch schärferer Betonung die Enteignung des Grundbesitzes als ihr Programm aussprechen? Und sie geben doch nur die Gesinnungen und Gefühle der ländlichen Bevölkerung wieder, die wie im Jahre 1905 die Staatsumwälzung vornehmlich als Gelegenheit verstand und wahrnahm, ihr Verlangen nach mehr Land auf Kosten des Staates und der Privatbesitzer zu befriedigen. Eine genaue Darlegung der Ursachen, soweit sie

*) Übersicht über die Absichten der Hauptverwaltung für Landeinrichtung und Ackerbau 1909/13. Verlag von Riepenheuer in Weimar.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich heute überhaupt geben läßt, würde über den Rahmen hinausführen, der diesem Aufsatze gesteckt ist. So viel ist indes von selbst klar: sollte die Agrarreform in dem erhaltenden konservativen Sinne Einfluß ausüben, sollte sie die Denkweise der Bauern umgestalten, so mußte ihr eine lange Zeit der Wirksamkeit beschieden sein. Der Krieg riß den Faden der Entwicklung ab. Nicht umsonst war Kriwoschein, der Mitstifter der Reform, ein Gegner der russischen Kriegspolitik. Zunächst konnten doch nach den Vorteilen, welche das Gesetz verhieß, nur die wohlhabenderen Bauern greifen. Dieses mußte deshalb von der Masse der Bauern erst recht als Ungerechtigkeit aufgefaßt werden, und ward so aufgefaßt, wie uns Peschechonow und andere Fachleute aus dem revolutionären Lager bestätigen. Schließlich konnten doch sogar die Lobredner der Reform nicht leugnen, daß sie mit der Förderung des Privateigentums zwar wahrscheinlich die Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft steigern würde, allein sicherlich nur um den Preis der völligen Landloswerdung gerade der jetzt landärmsten Bauern. Sollten diese, die eigentlichen Träger des revolutionären Geistes, sich über ihren wirtschaftlichen Untergang mit der künftigen Erhöhung der Ergiebigkeit der Arbeit trösten? Doch selbst die wohlhabenderen Landwirte hatten zumeist nach der Handhabe des Gesetzes nur gegriffen, weil es im Augenblick als das einzige Mittel erschien, überhaupt die wirtschaftliche Lage zu verbessern. Ein zugänglicheres Mittel war und blieb immerhin die unentgeltliche Zuteilung des Herren- und Staatslandes, und lediglich die bemitteltsten der Bauern hatten in einem solchen Falle allgemeiner Umteilung selber Landverlust zu befürchten. War es just an den Bauern, die kühle Erwägung anzustellen, daß sie bei völliger Umteilung alles im europäischen Rußland vorhandenen Landes doch nicht mehr erhalten würden, als im Jahre 1861 ihre Väter in die Hand bekamen? War es die Schuld des Muschiks oder der Regierung, die nichts für die allgemeine und ebensowenig für die sachliche Ausbildung der Landbewohner getan, wenn diese wenig darüber nachdachte, warum der bäuerliche Bodenertrag sogar hinter dem der russischen Grundbesitzer um 20% zurückblieb? Und besorgen viele von der unentgeltlichen Enteignung den Zusammenbruch des allgemeinen Kreditwesens, darum auch den Untergang der Industrie; der Bauer war bis vor kurzem von jedem Sachkredit ausgeschlossen, dem 60prozentigen Wucher des persönlichen Kredits ausgeliefert, hatte überdies die ungemessen hohen Industriezölle als Verbraucher zu tragen. Vor ihm waren Staat, Gesellschaft stets nur als Nehmer erschienen, als Plünderer und Ausbeuter, die sein Elend ausnützten, ohne den mindesten Gegenwert zu bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom deutschen Staat

Von Walther Schücking (Marburg)

Wenn wir sehen, welche ungeheuren Kräfte das deutsche Volk heute lediglich für die Abwehr von mehr als einem Dutzend Kriegsgegnern aufwenden muß, die vielleicht noch weitere Bundesgenossen gegen uns gewinnen werden, so begreift endlich auch die breite Masse der sogenannten Intellektuellen, was das wirkliche Volk von Anfang an empfunden hat, daß dieser von den Nationalisten nach seinem Ausbruch immer wieder als „Befreiung" begrüßte Krieg in Wirklichkeit die schwere Heimsuchung ist, die nach einem treffenden Worte unseres Kaisers aus den Zeiten des Kriegsbeginns über uns gekommen ist. Betrachten wir aber diesen Krieg als die große Krisis, die wir bestimmt zu überwinden hoffen, von der wir aber erst in langen Jahren ganz genesen sein werden, so taucht die Frage auf, ob wir darin nicht einfach eine Nachwirkung der politischen Leidensgeschichte des deutschen Volkes zu sehen haben, von deren jahrhundertelanger Dauer Bismarck bei der Eröffnung des Norddeutschen Reichstages gesprochen hat. Das würde meines Erachtens nicht nur in dem Sinne zu bejahen sein, daß wegen der früheren Ohnmacht Deutschlands von mehr als einem halben Jahrtausend den Genossen der europäischen Staatenfamilie die Gewöhnung an die neue deutsche Macht so schwer werden mußte, daß man diese Macht am liebsten wieder zerbrechen möchte, sondern daß wir auch als Volk wegen unserer Vergangenheit nicht die politische Reife gehabt haben, um durch eine glückliche auswärtige Politik die gegebenen Spannungen zu überwinden. Das optimistische Wort Bismarcks: „Heben wir Deutschland sozusagen in den Sattel, reiten wird es schon können," würde, wenn wir das Fazit unserer auswärtigen Politik vor dem Kriege ziehen sollten, angesichts der europäischen Konstellation, unter der wir in diesen Krieg eingetreten sind, also doch nur mit großen Einschränkungen von der Geschichte bestätigt worden sein. Die Schuld dafür liegt nicht, wie der deutsche Bierbankpolitiker — eine Gattung, zu der man leider auch die Mehrzahl der über die auswärtige Politik urteilenden Professoren rechnen muß — meint, an den deutschen Diplomaten, sondern an unserm ganzen Volke, bei niemanden aber mehr wie, so paradox es klingen mag, bei Bismarck selbst. Denn was hat er getan, um das deutsche Volk reiten zu lehren? Zwar gab er ihm mit der einen Hand das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, aber mit der andern Hand ergriff er die Peitsche, um alle diejenigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als „Reichsfeinde“ zu züchtigen, die von diesem Wahlrecht nicht einen ihm sympathischen Gebrauch machen wollten. Seiner ganzen politischen Weltanschauung nach stand Bismarck mutatis mutandis weit hinter dem Freiherrn vom Stein zurück, der seine Selbstverwaltung aufbaute nach dem Ideal der die Reste altgermanischer Genossenschaftsbildungen bewährenden niedersächsischen Landgemeinden, die er in der Grafschaft Mark kennen gelernt hatte. *) Und so hat Bismarck durch seinen erfolgreichen Kampf gegen den Parlamentarismus alles getan, um unserm Staatswesen in erhöhtem Maße den Charakter eines Obrigkeits-, Herrschafts- und Anstaltsstaats zu geben, statt daß er uns in den Genossenschaftsstaat hineingeführt hätte, zu dem selbst in dem autoritären Preußen aus dem Zeitalter von Stein und Scharnhorst schon Ansätze in der Städteordnung und in dem demokratischen Institut der Landwehr alten Stiles vorhanden waren. Statt der völligen Kritiklosigkeit, mit der die Mehrzahl unserer „führenden“ Historiker — von denen einer der angesehensten uns als Kriegsziel neuerdings wieder das unselige europäische Gleichgewicht gepredigt hat, während die gesamte außerdeutsche Kulturwelt für den auch vom deutschen Reichskanzler am 9. November 1916 akzeptierten Weltfriedensbund kämpft — Bismarcks Staatsidee gegenübersteht, stößt man nun freilich gelegentlich auf kluge Leute, die alle diese theoretischen Erwägungen zugeben und doch andererseits die Meinung vertreten, daß nur auf den von Bismarck beschrittenen Bahnen autoritärer Gewalt die Gründung und die erste Einrichtung des Reiches möglich gewesen sei. Mit ihnen kann auch einem fortgeschrittenen Denken die Auseinandersetzung Schwierigkeiten machen. Aber zugegeben, daß sie recht hätten, so wäre es wenigstens die Aufgabe der Bismarck folgenden Generation gewesen, spätestens von 1890 ab, als die organisatorische Einrichtung des Reiches im wesentlichen vollendet und der geniale Baumeister des Ganzen vom Schauplatz seiner Taten abgetreten war, neue Wege zu beschreiten. Denn ein kritisches Denken hätte sich sagen müssen, daß die Leistungen des bisherigen an sich höchst fragwürdigen Systems eben doch nur auf eine einzigartige Persönlichkeit zurückzuführen seien, und daß in Ermangelung einer solchen neue Formen des staatlichen Lebens notwendig werden mußten, die durch ihre objektiven Einrichtungen dem Staate mehr Sicherheit für sein Gedeihen boten als eine autoritäre Regierung. Zwischen Bismarcks Rücktritt und dem Beginn des Weltkriegs lag beinahe ein Vierteljahrhundert. Warum mußte das denn für die Politik eine so „dumpfe und trübe Zeit“ sein, wie der frühere Kanzler die Epoche vor dem Krieg mit Recht genannt hat? Es war lediglich der

*) Meinecke hat einmal mit Recht gesagt: „Wo Stein vom Staate spricht, steht man im Hintergrunde die Gemeinde der freien Männer am Male tagen.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarckianismus, das Epigonentum, das iurare in verba magistri, an dem wir gekrankt haben und das den Gegensatz zwischen den in Deutschland herrschenden politischen Ideen und denen aller andern Kulturländer immer schroffer hervortreten ließ, und ein so kluger Kopf wie Lamprecht sagte mir nicht ohne Besorgnis und bange Ahnung schon im Frühjahr 1913 im persönlichen Gespräch, wir hätten uns niemals so weit von den politischen Ideen des westlichen Europa in Deutschland entfernen dürfen.

Einen guten Teil der Schuld an diesem bösen Unterlassen trägt die Wissenschaft derer, die sich als Juristen berufsmäßig mit dem Staate zu beschäftigen hatten. War doch das Staatsrecht unter Labands Führung zu einer rein positivistischen, dialektisch-konstruktiven Wissenschaft geworden. Um so freudiger begrüßen wir heute deshalb ein jüngst erschienenes Buch eines jungen Königsberger Staatsrechtslehrers, Kurt Wolzendorff: „Vom deutschen Staat und seinem Recht",*) nicht als eine politische Tendenzschrift, obgleich nach der Dauer dieses Krieges auch darin kein Sündenfall eines Staatsrechtslehrers mehr erblickt werden wird, weil wir in der Not dieses Krieges wieder größer und weitherziger haben denken lernen, als es die unter dem Druck einer mehr als 30jährigen politischen Reaktion immer kleinlicher und zünftlerischer gewordene Rechtswissenschaft tat, sondern als eine wissenschaftliche Studie, die aber auch der Politik Anregungen bringt. Wolzendorff lehrt uns, wie verhängnisvoll es sein mußte, daß, nachdem der Rationalismus und seine Lehre vom Staatsvertrag vom Historizismus abgelöst worden ist, jedes regulative Prinzip für das staatliche Leben gefehlt hat. Die Lehre von der Entstehung des Staates durch einen Vertrag seiner Bürger war gewiß historisch nicht zutreffend, was aber ihre bedeutendsten Vertreter auch niemals behauptet haben, trotzdem lag eine gewaltige Wahrheit darin, daß damit dem Bürger der Staat im letzten Grunde als ein Produkt seines eigenen Willens aufgezeigt wurde, und keine Theorie zur Rechtfertigung des Staates ist fruchtbarer gewesen für den Ausbau des Staates wie diese. Diese Idee gab einen Maßstab für alle staatlichen Institutionen, und wie radikal sie auf das Denken ihrer Zeit gewirkt hat, sehen wir am besten daraus, daß in der ursprünglichen Fassung des preußischen Landrechts sogar ein Paragraph enthalten war, daß ein Gesetz unverbindlich sein sollte, das den freien Willen der Bürger mehr beschränkte, als es zum gemeinen Besten notwendig sei. Gewiß war das praktisch eine unmögliche Konsequenz, weil man weder den einzelnen Bürger noch seinen Richter für kompetent erklären kann, die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Gesetzes nachzuprüfen, und mit Recht ist diese Bestimmung dann aus dem Landrecht

*) Mit dem Untertitel „Streiflichter zur allgemeinen Staatslehre" jüngst bei Vett & Comp. in Leipzig erschienen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder ausgemerzt worden, aber wir sehen an diesem Beispiel so recht, welche Bedeutung solche Kardinalidee vom Staate für das politische Leben gewinnen kann. Und wenn jene Folgerung abwegig war, so sind doch die großzügigen Reformideen des Freiherrn vom Stein auf dem gleichen Boden erwachsen, und niemals hätte man in Deutschland während des Weltkrieges den utopistischen Zielen der gewaltsamen Angliederung ganzer Staaten nachgejagt, wenn das politische Denken der Gebildeten noch von der Staatslehre des Freiherrn vom Stein beherrscht gewesen wäre: „Der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones ist der Wille freier Menschen." Mit Recht sagt Wolzendorff, daß mit der Ausschaltung der Vertragstheorie die Wissenschaft vom Staat und seinem Recht unter das Zeichen der Ideenhohlheit eingetreten sei, weil die konstruktive Methode der vergangenen Jahrzehnte nicht über die Klärung der bloßen Formen des staatlichen Lebens hinauskomme. Auf der Suche nach dem spezifischen Inhalt der deutschen Staatsidee lehrt uns Wolzendorff den Genossenschaftsgedanken, den ich selbst schon in meinen „Neuen Zielen der staatlichen Entwicklung" *) vor dem Weltkrieg als den Weg zum Volksstaate gekennzeichnet habe. Ein absolutistisches Zeitalter von Jahrhunderten, das in dem bisherigen deutschen Konstitutionalismus mit seinem Prinzip der autoritären Leitung doch nur teilweise überwunden, hat die Spuren des genossenschaftlichen Denkens im deutschen Volke nicht ausrotten können, und mit Recht konstatiert Wolzendorff in dem Geist von 1914 das Erwachen der alten idealistischen deutschen Staatsauffassung in der Seele des Volkes. Damit haben wir eine regulative Idee, an der wir unsere staatlichen Institutionen werten und im Hinblick auf die wir unser Staatswesen auszubauen haben. Diese Idee wird in dem gekrönten Vertrauensmann an der Spitze der Nation, soweit wir über uns hinausdenken können, immer ihren sichtbaren Ausdruck finden, aber der in den bisherigen Formen des deutschen Konstitutionalismus fortlebende Gegensatz von Königsrecht und Volksrecht wird durch eine einfachere Struktur auf genossenschaftlicher Basis überwunden werden, die uns erst die wahre Einheit des Staatswillens durch die Herrschaft des Volkswillens bringt. Besinnen wir uns auf die uralte germanische Genossenschaftsidee als Grundlage unseres Staatswesens, überwinden wir mit ihrer Hilfe die Reste des Herrschaftsstaates, so schwindet der peinliche Gegensatz zwischen unserem Staat und dem der übrigen Kulturwelt. Die „Grands principes de 1789", mit denen Frankreich alle Welt beglücken will, die auf der Grundlage der kalvinistischen Kirchenverfassung die Herrschaft durch die Gemeinschaft ersetzende Staatskultur der angelsächsischen Länder und der genossenschaftliche Staatsgedanke, wie er auf altgermanischer Grundlage in

*) 2. u. 3. Aufl. Marburg 1913.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der freien Schweiz blüht, ſie alle führen praktiſch zu denſelben Reſultaten. Schon längſt hat ſich bei uns der Gedanke durchgeſetzt von der Gemeindienlichkeit der Staatsgewalt; es gilt nur noch, die bureaukratiſche Vormundſchaft darüber, was als dem Staate dienlich anzuſehen iſt, durch die Herrſchaft des Volkswillens zu erſetzen. In den Freiheitskriegen hat das deutſche Volk den erſten Anſatz gemacht, ſich ſelbſt den Staat zu erobern, nach 100 Jahren aufſteigender Entwicklung muß jetzt das Volk dieſe Eroberung vollenden. Erreichen wir dieſe Stufe im Innern und ſichern wir uns den Frieden nach außen durch eine Organiſation der Kulturwelt, dann brauchen wir keine weiteren „realen Garantien", die nur neue Kataſtrophen in Europa zur Folge haben würden.

Münchhauſen redivivus

Von O. Eduard Cruſius (München) z. Zt. im Felde

Der Baron von Münchhauſen erzählt im Herbſt des Jahres 1930: „Daß ich den ganzen Weltkrieg 1914/18 mitgemacht habe, zuerſt in China, dann in Oſtafrika und endlich an allen europäiſchen Fronten, das wißt ihr ja, werte Jagdgenoſſen. Doch welch ſeltſames Mißgeſchick mir begegnet iſt durch das Verſehn eines jungen Unterarztes (nebenbei, eines Primaners, der im zweiten Kriegsjahr den Wunſch geäußert haben ſoll, Medizin zu ſtudieren, eventuell auch Theologie, und der ein Jahr darauf als Unterarzt ins Offenſivgebiet geſchickt worden war — ein recht lieber Menſch). Welch Mißgeſchick mir durch dieſes Arztes Verſehn paſſiert iſt, das habe ich euch wohl noch nicht berichtet.

„Während der Kriegszeit ward jeglicher Soldat mindeſtens ein dutzendmal geimpft — gegen Typhus, Cholera, Diphtherie, Pocken, Kohldampf und noch allerhand Seuchen. Dieſe Impfungen waren auch ſtets von beſtem Erfolg begleitet — niemand von denen, die den Krieg überlebt haben, iſt im Felde an einer dieſer Seuchen geſtorben. Nun war alſo einmal wieder eine Impfperiode; ein paar hundert Mann der Kompagnie (ich diente gerade bei den Pionieren) ſtanden ſchwitzend — es war Juli — in einer nordfranzöſiſchen Scheuer, die — ein Anbau des nebenan befindlichen Reviers — zur Impfhandlung beſtimmt war. Der Unterarzt und ein hilfreicher Sanitätsgefreiter ſchwitzten nicht weniger als die Mannſchaften; der Arzt hatte bald den Krampf in den Fingern vor lauter Ein-

Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

ſpritzen, hielt aber unentwegt durch — um fertig zu werden. Ich komme an die Reihe und entblößte meine behaarte Bruſt. Der Arzt iſt einen Moment erſchöpft, trocknet die Stirne mit ſeinem Taſchentuch; der Gefreite ſchmiert ſich ein Marmeladebrot — vor ihm ſteht die zur Streckung mit Waſſer verdünnte rotbräunliche Marmelade — aus Pflaumen gefertigt, wie es ſcheint. Der Gefreite iſt ganz abweſend in ſeligem Genuß. Der Arzt nimmt die Spritze wieder zur Hand; müde, ohne hinzuſehn, führt er ſie nach der Gegend, wo das Gefäß mit Lymphe — geſtanden war, wo nun aber das Marmeladeglas ſtand. Ich hatte es wohl gemerkt, aber es war ſo ganz und gar meinem militäriſchen Weſen zuwider, den derzeitigen Vorgeſetzten ungefragt anzureden und aufmerkſam zu machen, daß ich ſchwieg (vor einem halben Jahr, im Feldzug gegen Rumänien, hatt' ich's als Leutnant auch nie leiden mögen, wenn mir ein Infanteriſt ungefragt etwas ſagen wollte, da ich das Notwendige ſtets ſelber einſehe; aber es gibt ſchließlich doch Ausnahmen). So geſchah das Unglück, und die braune Flut drang mir in die Adern. Im gleichen Moment freilich hatte der Gefreite gemerkt, daß ſich ſeine Marmelade um ein Weniges verringert hatte (bei der großen Portion eine erſtaunliche Scharfſichtigkeit); auch hatte er an der Spritze die braunen Spuren geſehn. So wagte er es denn, ein Wort zu ſagen. „Ach, das macht doch nichts!" meinte der Arzt wohlwollend. „Nicht wahr," ſagte er zu mir, „ob ſo oder durch den Magen, das iſt unter Kameraden ganz egal. Aber Sie ſollen Ihr Recht haben!" Sprach's und ſetzte eine Typhuseinſpritzung drauf. Ich zog ab, hatte den Abend das übliche beruhigende Impffieber und war in wenigen Tagen kreuzvergnügt und munter. Ich verlor den Vorfall ganz aus dem Sinn. Doch eines Tages, im Herbſt — was juckt mich ſo auf der Bruſt? Steinhart fühlt ſich da eine Gegend an, mehrere Knollen, wie Geſchwüre — und eines Nachts (ich träumte wild-verworren, ich ſei ein Weib und müſſe Drillinge gebären) — da wach' ich plötzlich unter heftigen Schmerzen auf — knipſe die elektriſche Laterne an, ſehe nach: Mein Gott! Grüne Blätterſpitzen ſprießen zwiſchen meinen ſchwarzen Bruſthaaren hervor. Donnerwetter! Da geht's mir ja wie jenem Hirſch, dem ich Kirſchkerne ins Hirn ſchoß, und der dann einen Kirſchbaum als Geweih trug! Mich überläuft es ſiedeheiß — ich ein Pflaumenbaum — großer Gott! Am nächſten Tag beim Arzt: Der weiß nur eins: Schleunigſt Operation! Ins Lazarett, Etappenlazarett — — ſeltſamer Fall, gänzlich unvorbereitet — keine paſſenden Inſtrumente, höchſt merkwürdig! Prunus? Cerasus? — Ich bin wie in einem Rauſch — die Blätter ſind luſtig weitergewachſen und beginnen ſich ſchon zu entfalten. Nach acht Tagen in der Heimat. Dem Tode nah; fühle Wurzeln, die ſich der Lunge und dem Herzen nähern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein großer Mann gerufen, scharfe Brillengläser; schaut mich fest an, der ich daliege, ein leibhaftiger Gemüsegarten. Nur ein Wort sagte er: „Beta vulgaris — greift nach den Büscheln — eins — oh ach! — zwei — weh! — drei — ahhh! . . . Drei dicke, wohlausgewachsene Rüben (sogenannte Doschen oder Dorschen) hält er in den Händen! — Blut — Eiter — gräßliche Wunden — falle in Ohnmacht . . .

Als ich erwache, sehe ich in das liebe, sonnige Gesicht meiner Krankenschwester. „Haben Sie Appetit?“ — „Ach ja — sehr!“ Ich fühle mich pudelwohl und verzehre bald mit Behagen ein göttlich zubereitetes Gericht — meine drei Rüben! Was sie mir an Lebenskraft gestohlen, das mußten sie mir nun wieder geben. Ich entschlummerte drauf und war in wenigen Tagen geheilt.

Ja, meine Herren! Schauen Sie nur nicht so ungläubig! Es sind Dinge vorgekommen in jenem Weltkrieg — die noch viel seltsamer sind! So zum Beispiel . . .“

Und nun fährt er fort, und ich lasse ihn für sich allein fortfahren. Vielleicht höre ich ihm auch mal wieder zu, um es aufzuschreiben.

Schaffe, mein Sohn!

Von Ludwig Finckh

Schaffe, schaffe, mein Sohn!
Aus Erde bist du gemacht und Ton.
Was du getrieben und gedacht
und der Regen in der Nacht,
und was du getan bei Sonnenschein,
es gräbt sich alles in dir ein.
Schaffe, mein Sohn!

Lache, lache, mein Sohn!
Es blüht der Lein und der junge Mohn
und der Baum hinauf bis zur obersten Kron.
Ich halt dir die Jakobsleiter.
Du steigst die Sprossen weiter
und rührst an den Wipfel schon.
Lache, mein Sohn!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wehre, wehr dich, mein Sohn!
Eine Schale voll Spott und Hohn
gießt die arge Welt über dich aus.
Bleib stolz in deinem Haus.
Hol dir ein grünes Laub auf den Hut.
Kampf erfrischt Herz und Blut.
Vater und Mutter können nicht über dich wachen.
Du mußt dich selber machen.
Sei dein eigner Patron!
Wehr dich, mein Sohn!

Weine, weine, mein Sohn!
Es kommen Freunde und gehen davon,
keiner bleibt bei dir ohne Lohn,
und sind sie zu zehn oder zwölfen.
Niemand kann einem helfen.
Leben muß man selber.
Und die Blätter werden gelber.
Weine, mein Sohn!

Bete, bete, mein Sohn!
Eines Mannes Gebet steigt auf bis zu Gottes Thron
und wird wieder Segen und Licht,
Gott verläßt dich nicht.
Such nicht hinter Gottes Gebirgen.
Gutes muß Gutes wirken.
Sei edel, so spürst du es schon.
Bete, mein Sohn!

Freue, freu dich, mein Sohn!
Wille, wachs! Horn, gib klaren Ton!
Setz dir ein Ziel, ermiß Raum und Frist,
Bleib dir getreu, sei, wie du bist!
Arbeite, beharre, weich nicht zurück,
Und erwirb dir das Lebensglück:
Ein Weib wie deine Mutter ist.
Freu dich, mein Sohn!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erntezeit

Von Kurt Siemers

Still träumt das Feld, das hohe Korn
Steht früchteschwer und harrt der Mahd. —
Der Mohn brennt rot; blau blüht der Rittersporn
Aus goldnen Wogen sichelreifer Saat.

Der müde Sommertag verklingt
Wie süßer, fremder Geigenton . . .
Im Ährenfeld die Sense singt:
Wer weiß, wer weiß, ob morgen schon . . .

Der Schnitter Tod geht durch die Welt.
Vom Eisen stirbt, was reif zur Mahd,
Die Sense singt, die Garbe fällt, —
Und wir, mein Kamerad . . . ? —

Die Welt ohne Zeitung

Quasi una phantasia

Die Natur, die große Gleichgültige, blieb von dem drei Jahre durchhaltenden Entsetzen unberührt. Alles glitt an ihr ab. Jedes Jahr kam der Frühling, es gab Blumen und Schmetterlinge, als wäre nichts geschehen. Jeden Morgen wurde es Licht, Tau lag auf den Wiesen, und Schwalben pfeilten durch die blaue Sommerluft. Mochte mit diesem Planeten geschehen, was wollte: die Natur verzog keine Miene. Sie hätte sich irgendwie in den Riesenkampf einmischen können, etwa durch zermalmende Erdbeben, oder dadurch, daß sie eines Tages vergaß, das große Licht anzustecken — sehr fraglich, ob die Menschen in ewiger Nacht weiterkämpfen würden — ja, sie hätte auf irgendeine Art in den unendlichen Jammer eingreifen und ihn abkürzen können, aber sie tat es nicht. Vielleicht war sie eifersüchtig auf die zerstörenden Gewalten des Menschen und sagte sich zynisch: Nun, mögen sie zusehen, wie sie ohne mich fertig werden.

Eine Hungersnot kam, aber die Menschen kämpften weiter. Ihre Verbissenheit war größer als ihre Leibesnot, und der bitterste Mangel weit eher ein Ansporn als Ursache der Ermattung.

Es hätte wohl ein Gott sich mit erhobenen Händen zwischen die Schützengräben stellen müssen, weinend und mit flammendem Herzen — und wer weiß, ob dann die große Besinnung gekommen wäre . . .

Aber siehe, da riß eines Tages jener unendliche Streifen Papier ab, der durch die Rotationsmaschinen der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt jagt, und sie standen still. Das tausendstimmige Echo, das jeden Tag anhebt und durch die Welt dröhnt, wurde schwächer und schwächer, bis es eines Tages ganz hinschwand.

Die Zeit war einer Stille voll, als wäre sie eingeschlafen. Man tappte wie im Dunkeln, aber die Dunkelheit tat wohl. Seltsam und noch furchtbarer in dieser Stille hallte weit draußen das Getöse der Waffen. Es war wie ein Kampf in einer Nacht, die ringsum schrecklich schweigt, ein Kampf wie in einem luftleeren Raum. Keiner wußte, was geschah, wie die Dinge da und dort standen, man verlor allen Zusammenhang, ja die Geschehnisse selbst schienen sich verwirrt nach ihrem Echo umzusehen. Man lebte in einer seltsam verzauberten, lautlosen Welt, in der es kein Gezänk und Geschrei mehr gab, keinen Widerhall des großen Streites, keine gehässigen Debatten, keinen Klang und Lärm. Man lebte in einem Raum, der keinen Schall kannte, wiewohl ein Erdteil barst. Früher konnte es geschehen, daß, wenn irgendwo ein Blatt Papier zu Boden fiel, ein verzerrtes Echo donnernd das Ohr der Welt erfüllte ... jetzt brüllten Kanonen an allen Ecken Europas, aber man hörte keinen Laut. — —

Was war das größte Ereignis ohne die Meldung, die es brachte? Etwas Unfaßbares, Grauenhaftes, Abstraktes, Unwirkliches. Was geschah, wenn das, was geschah, nicht berichtet wurde? Konnte dann überhaupt noch etwas geschehen? Erstarrte nicht das Entsetzen in seiner schreienden Stummheit, in seinem lautlosen Getöse, so wie es gedieh in dem kreischenden Gewirr der Stimmen? Sah es nicht aus, als wäre nur geschehen, was und weil es berichtet wurde? Und als erstürbe das Elend ohne die, die es verkünden? Bestand ein unerforschter, dämonischer Kausalzusammenhang zwischen dem Bericht und dem Ereignis? Wäre der Krieg gekommen, wenn das zahllos bedruckte Papier nicht verkündet hätte, er wird, er muß kommen? Hat das bedruckte Papier eine Schuld in der Welt und riß es jetzt im Schlund der Rotationsmaschinen, um diese Schuld zu sühnen? — — —

So still war es in der Welt geworden, daß jeder Mensch sein Herz klopfen hören und seiner Seele lauschen konnte; und die Herzen klopften laut auf, eines zum anderen und alle zusammen, man hörte etwas, was bisher übertönt worden war: ein ungeheures Herzklopfen, wie der Lärm eines göttlichen Werksaals, raste über die Erde, verschlang jeden anderen Lärm, dröhnte in die Ohren wie Osterglocken, daß die Menschen aufschreiend die Arme emporwarfen. Sie konnten wieder ihre Herzen klopfen hören, sie verstanden einander, diese Sprache war so einfach, und nichts redete mehr trüb und verwirrend dazwischen. Und da sanken die Waffen hin, das Donnern der Geschütze verstummte, wie vor sich selbst erschreckt. Sanft schlief der Krieg ein, da sein eigenes Echo ihn nicht mehr peitschte, er sank in sich zusammen wie eine Flammensäule, wenn die Luft ihr keine Nahrung mehr fächelt. Und in einem Augenblick seliger Stille erkannten die Menschen ihr Leid ...

Hans Natonek

Kleine Sachen

Damit hat Robert Walser einst debütiert. Liebenswerte große Erzählungsstücke folgten dann: Romane, und zarte Verse. Darauf fand er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder zu seiner ersten innigen Liebe zurück, zu den kleinen Prosastücken, die er bald als Aufsätze, bald als Geschichten und kleine Dichtungen oder als Studien bezeichnet. Der Literarhistoriker — jetzt findet keiner die Muße dazu — wird später einmal die zünftige Etikette fein säuberlich aufkleben. Robert Walser springt über die Sinnlosigkeit dieser Taufe frank hinweg. Was kümmert's ihn? Seine Buchtitel dürfen das Herz der Dinge nicht quälend aufspießen.

Von quecksilberner Lebendigkeit sind seine Fabeleien, die sich an alles, an rührende Nichtigkeiten und erhabene Gegenstände wenden: redselig, sprudelnd von Laune und Einfällen, zur guten Hälfte Lyrik mit dünnen epischen Grätlein. Der Dichter liebt es, in persona in seinen Stücken dreinzureden. Er steht im Mittelpunkt oder an der Peripherie oder zwischendurch irgendwo, und manchmal ist er anfangs gar nicht da; er kommt erst nachträglich, ganz unerwartet, angeflogen, aus heiterblauem Himmel hereingeschneit, hält unendlich lange Reden oder stopft einer Figur seine Rede in den Mund, mit verschachteltem Satzgefüge, die kein Redner je nachspricht. Die Skala der Empfindungen und Gefühle wird erklettert und hinuntergerutscht. mit ernsthaftem Gesicht hin und wieder, überpurzelnd dann und wann, nackt Kapriolen spielend oder verkleidet, kostümiert im Geschmack vergangener Jahrhunderte. Es sind Kleinigkeiten von Wert, in deren zierlicher, eleganter, verliebter Zeichnung ein Strahl, ein Tropfen von den großen bewegenden Dingen und Schicksalen lustig oder wehmütig lächelnd eingefangen wird. Es ist ein simples oder kraus kompliziertes, verschnörkeltes Spiel von Linien; und es ist viel Musik der Worte darin. Was Walsers kleinen Sachen, die frei, schön und von immanenten Gesetzen diktiert sind, Gewicht und Halt gibt, was sie in schönem Schweben trägt und stützt, was sie in unser Herz schmeichelt, das ist nicht die inhaltliche Seite, nicht die geistige Energie, nicht die Schwere der Themen und Probleme: es ist die Strenge, Sauberkeit, Unschuld, Anmut, Laune und Bizarrerie der Formung; es ist eine stilistische Seiltanzkunst oft, in der eine Galavorstellung der anderen dicht auf den Fersen folgt.

So ist Robert Walser, dessen Bücher: „Aufsätze", „Geschichten", „Kleine Dichtungen" bei Kurt Wolff in Leipzig, „Prosastücke" bei Rascher in Zürich, „Kleine Prosa" bei A. Francke in Bern erschienen, eine einsame Erscheinung; er steht ziemlich isoliert, und nicht nur in der Auslese der Schweizer. Das umfangreiche, breit wuchtende belletristische Schweizertum ist in Walsers kleinen Sachen ausgekocht; er erscheint schwebend, tanzend, lustig und ausgelassen hin und her wirbelnd, spielerisch hüpfend, toll taumelnd — und nie mit beiden Fußsohlen zugleich gewichtig plump, bärentatzig umständlich auf dem Erdboden auftretend. Das Stoffliche, Gegenständliche wird auf ein Minimum abgeschliffen, zermahlen, mit Traum, Süßigkeiten der Erde, lächelnder Trauer und weinendem Lächeln umflockt, umwunden, umsungen. Nicht Forderungen des Gehirns, sondern des Herzens, des Gefühls, aller guten Naturwunder und lieblichster Narretei brechen in überströmender Fülle aus Walsers Stücken. Die Provinz der Klein-Epik wird neu angebaut durch Normen, die sich einzig durch ihre Existenz, durch Walsers Existenz erprobt und Daseinsrecht erworben haben. Romantik stäubt drüberhin und Realismus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glänzt lebendig auf. Und ein fester Angelpunkt hält mitten im Wirbel der Wandlungen, Verwandlungen und Variationen standhaft aus: das beglückende Erlebnis der Natur. Um sie kreist, unterschiedlich nah, der ganze Sommervögelschwarm der Walserschen kleinen Prosadichtungen. Ihr zu Ehren und zum Preis werden die üppigsten Epitheta-Orgien gefeiert, unermüdlich, unstillbar.

Emil Wiedmer

Flaubert, „November“ *)

Wer seiner Jugend, der gewitterleuchtenden Jahre um das zwanzigste her, zuweilen ohne Spott nachsinnt, wird „November“ mit Bewegung, ja vielleicht mit Rührung lesen.

Das ruhelose Schlagen des unerprobten Seelenkompasses zwischen Angst und Wunsch, zwischen Gift und Wein, zwischen balladesker Nacht und fanfarentönigem Morgen — wer entsänne sich nicht dieser bald mit Begeisterung, bald mit Abscheu getragenen Kette seltsam gemischter Tage? Von ihnen spricht dies Buch — von nichts anderem — behutsam und gleichsam ehrfürchtig berichtend, bis sie endlich zusammenrauschen im ersten Abenteuer der Leidenschaft. Und jedweder weiß, daß dieses Abenteuers herzbrechende Süße erst der zu schmecken lernt, der erkannt hat, wie es nie sich wiederholen kann.

Spät gelangt dies Buch des spröden alten Meisters zu uns. Sein Wille soll es gewesen sein, daß Jahrzehnte über seinen verfallenden Leib gingen, ehe wir erfahren durften, daß er ein einziges Mal seiner Hand gestattete, dem nach Beichte drängenden Herzen mehr zu gehorchen als seinem ehrgeizigen Wissen um die Kunst. So wurde es von allem, was wir ihm verdanken, am meisten sein Eigentum, am wenigsten sein Werk. In jedem Betracht scheint es ein Gegenstück zur „Education sentimentale“, in der ein wehmutvolles Gedenken der Jugend zwar die Form aufs äußerste füllt und spannt, nirgends aber sie auch nur zu durchbohren vermag. Hier aber — in „November“ — quillt überall und unaufhaltsam Erlebnis empor.

Gerade jedoch uns Heutigen, deren Gegenwart so sehr verarmen mußte, deren Leben nur insofern noch Wert zu haben scheint, als es die Möglichkeit enthält, zu töten, gerade uns liegt unendlich viel an Büchern, die von der Vergangenheit sprechen, — einfach um ihres noch ungestört und naturhaft flutenden Lebens willen (woraus sich übrigens ein Teil der Unbeliebtheit erklärt, der alle „Kriegsliteratur“ im Felde begegnet). Die Form, ungeachtet, daß tausend Geschlechter sich um sie bemühten, als unermeßbaren und dennoch nicht als letzten Wert zu sehen, — auch das lehrte uns der strenge Krieg. Und je mehr er uns die spärliche Lebenszeit noch verringert, je fragwürdiger er unsern Rest an Zukunft gestaltet, um so fester halten wir in uns die Kostbarkeit unserer Vergangenheit fest, unsere unverlierbare Jugend. In dem Buche — dessen herbstlicher Name nur Maske ist — umtönt sie uns machtvoll und in tausend Stimmen gleich einer heimatlichen Wiese in Frühsommernacht.

Dr. Weer (Mazedonien)

*) Erschienen bei Kurt Wolff, Leipzig, übersetzt von Dr. E. W. Fischer, mit 6 Lithographien von Ottomar Starke.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Streit um die Braunkohle

Die deutsche Braunkohle wurde bis vor kurzer Zeit noch recht stiefmütterlich behandelt. Kein Wunder, denn ihre Qualität kann sich in keiner Weise mit derjenigen der Steinkohle messen. Ihr Wert stand in so krassem Mißverhältnis zu den Transportkosten, daß sie überhaupt erst von dem Augenblick an für einen weiteren Kundenkreis in Betracht kam, als man sie brikettierte und vor allem zur Gewinnung von Nebenprodukten wie Öle, Kerzen usw. überging. Als dann vollends der Gedanke durchgeführt wurde, die Braunkohle an Ort und Stelle in Energie umzuwandeln, als große Kraftwerke auf den Braunkohlenfeldern, namentlich in der Gegend von Halle entstanden, wuchs auch das Interesse der Kapitalisten für die früher Vernachlässigte. Ein Mann war es namentlich, der rechtzeitig ihren kommenden Wert erkannte: der böhmische Kohlenhändler Ignaz Petschek in Aussig, der sich zusammen mit der Firma Weinmann in Aussig in das bedeutende böhmische Braunkohlengeschäft, das seine Blütezeit bereits hinter sich hat, teilt. Die beiden böhmischen Konkurrenzhäuser besitzen in ihrer Heimat eine ebenso überragende Stellung wie etwa im schlesischen Kohlenhandel die Firmen Cäsar Wollheim und Emanuel Friedländer. *) Ignaz Petschek soll seine Laufbahn ohne eigene Mittel bei seinem jetzigen Konkurrenten Weinmann begonnen und als junger Mensch mit Hilfe seiner vermögenden Prager Brüder, namentlich des jetzigen Oberfinanzrates Petschek, sich selbständig gemacht haben, mit einem fast einzig dastehenden Erfolg, denn schon vor dem Kriege wurde sein Vermögen auf mehr als 100 Millionen Kronen angegeben. Er hat sich dann später mit den Prager Brüdern verfeindet, angeblich weil er den Sohn seines früheren Geldmannes nicht in seine Firma aufnehmen wollte. Dieser häusliche Zwist ist für das Verständnis des Folgenden wichtig.

Petschek nun begann sehr frühzeitig mit Hilfe seiner gewaltigen Kapitalien überall in Deutschland Braunkohlenaktien und Kuxe aufzukaufen. Die Vermutung liegt nahe, daß es ihm dabei nicht lediglich um eine gute Kapitalanlage zu tun war, sondern daß er ähnlich wie in Böhmen auch in Deutschland ein ausschlaggebendes Wort beim Vertrieb der Braunkohle mitsprechen wollte. Tatsache ist, daß er Verbindungen auch zu deutschen Braunkohlenhandelsfirmen unterhält.

All das muß vorausgeschickt werden, wenn man einen im deutschen Aktienwesen ziemlich seltenen, aber äußerst interessanten Vorgang verstehen will, der sich zurzeit bei einem der größten deutschen Braunkohlenwerke, der Werschen-Weißenfelser Braunkohlen A.-G. in Halle a. d. Saale, abspielt. Dieses Unternehmen ist aus verhältnismäßig kleinen Anfängen

*) Ich benütze diese Gelegenheit, um einige kleine Ungenauigkeiten in dem Nekrolog auf Fritz von Friedländer-Fuld (Heft 30 des März) richtigzustellen. Eine nahe Angehörige des Verstorbenen teilt mir mit, es sei nicht richtig, daß dieser ungefähr mit nichts angefangen habe. Das schon alte Geschäft sei zwar geschwächt gewesen, aber auch sehr bekannt. Der Vater sei ein bedeutender und sehr angesehener Mann gewesen. F. sei nicht zum Katholizismus, sondern zum Protestantismus übergetreten (ich entnahm die Angabe einem bekannten Nachschlagewerk). Die Ehe der Tochter sei nicht auf F.s Veranlassung geschlossen worden. Linter.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Jahre 1911 entstanden durch die Zusammenlegung einer Reihe von Braunkohlenwerken. Damals wurde mit einem Schlag das Aktienkapital von 3¾ auf 14 Millionen erhöht. Kaum war das geschehen, da wurde 1912 bereits eine neue, etwas merkwürdige Kapitaltransaktion vorgenommen. Die Diskonto-Gesellschaft in Berlin, die zusammen mit Herrn Petschek den beherrschenden Einfluß auf Werschen-Weißenfels ausübte, verkaufte an diese eine in ihrem Besitz befindliche, noch nicht aufgeschlossene Braunkohlengewerkschaft Elise II. Werschen-Weißenfels mußte für diesen Kauf einstweilen nichts zahlen, sondern der Preis sollte erst im Jahre 1915 erlegt werden. In der Zwischenzeit sollten die Aufschließungsarbeiten durchgeführt werden. Die Transaktion war etwas verdächtig, denn sie litt unter einem wesentlichen Mangel: es fehlte ihr das für die Braunkohlenbrikettierung notwendige Wasser. Man machte das Geschäft den Aktionären aber mundgerecht durch Hinweis auf die gemeinsamen Interessen; Elise II. und Werschen-Weißenfels markscheiden. Als der Krieg kam, wurde die Erledigung des Elise-Geschäftes durch gemeinsamen Vertrag verschoben.

Da plötzlich traten an der Börse wilde Schwankungen in den Aktien von Werschen-Weißenfels auf. Man wußte nicht recht, um was es sich eigentlich handelte. Die Aufklärung gab die vorjährige ordentliche Generalversammlung. In dieser waren von vornherein zwei annähernd gleichstarke Aktionärgruppen vorhanden, die seitherige Verwaltung unter Führung der Diskonto-Gesellschaft und Petschek, und eine scharf opponierende Opposition, hinter der sich, wie man später erst feststellen konnte, Herr Petschek aus Prag verbarg.

Die Opposition richtete sich gegen zwei in das Leben der Gesellschaft allerdings tief einschneidende Vorschläge. Die Verwaltung forderte nämlich die Erlaubnis, Elise II. an einen Käufer, dessen Name nicht bekanntgegeben wurde, zu verkaufen. Die Gruppe Petschek-Prag protestierte scharf; mit knapper Majorität wurde aber der Beschluß angenommen. Diese Majorität nun war auf ganz eigenartige Weise zustande gekommen. Petschek-Prag nämlich besaß an und für sich mit seinen Freunden die Mehrheit aller Aktien, aber für einen größeren Aktienposten konnte er auf Grund alter Abmachungen noch nicht das Stimmrecht ausüben. Das erhielt er erst einige Monate nach der Generalversammlung. Selbstverständlich berief er sofort eine neue Versammlung ein, um nunmehr selbst die Zügel in die Hand zu nehmen. Das gelang ihm. Er ließ 19 seiner Freunde in den Aufsichtsrat hineinwählen; die alte Verwaltung schied aus. Vorher aber hatte diese alte Verwaltung eine zweite recht wichtige und, wie sich jetzt herausstellt, recht ungünstige Entscheidung für die Gesellschaft getroffen. Sie hatte nämlich für einen erheblichen Teil ihrer Kohlenproduktion einen Vertrag mit der Kursächsischen Braunkohlen-, Gas- und Kraft-G. m. b. H. abgeschlossen, auf Grund dessen diese G. m. b. H. auf lange Jahre hinaus zu unverhältnismäßig billigen Preisen die Kohlen von Werschen-Weißenfels erhält.

Beide Verträge, der mit Kursachsen und der Verkauf von Elise II., sind mit Kontrahenten abgeschlossen, die für die neue deutsche industrielle Entwicklung von großer Wichtigkeit sind. Elise II. nämlich wurde erworben von der Badischen Anilin- und Sodafabrik, die heute eine der größten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besitzerinnen von Braunkohlenbergwerken ist und die auf ihnen die für uns unentbehrliche Stickstoffindustrie aufbaut. Hinter Kursachsen aber stehen die bekannten Firmen Hirsch-Kupfer und Rüttgerswerke, die ebenfalls mit Hilfe dieser Braunkohlen eine ungewöhnlich große und äußerst wichtige, aber einstweilen noch nicht näher zu erörternde Metallindustrie aufgebaut haben.

Jetzt, nachdem die frühere Opposition zur Mehrheit gekommen ist, hatte sie natürlich gegen die alte Verwaltung allerhand Trümpfe in der Hand. So deckte sie beispielsweise auf, daß bei dem Verkauf dieser beiden großen Objekte die alte Verwaltung in der liberalsten Weise an sich selbst die großen Provisionen bezahlt hat. So hat beispielsweise die Diskonto-Gesellschaft für ihr Konsortium eine Vermittlungsgebühr von 350000 M. erhalten, sie selbst bekam 100000 M. Das berührt doch recht merkwürdig, besonders da auch eine zweite Bankfirma im Aufsichtsrat auf diese Weise Sondervorteile erzielt hat. Das Wichtigste aber war die Bekämpfung der Geschäfte selbst, die tatsächlich zum allermindesten heute sich als sehr unvorteilhaft erweisen.

Es liegt hier der seltene Fall vor, daß zwei große Finanzgruppen sich in aller Öffentlichkeit in die Haare geraten, und derartige Vorfälle sollen immer aufmerksam betrachtet werden, weil man bei ihnen außerordentlich wertvolle Einblicke in die nicht immer ganz einwandfreien großen Finanzgeschäfte erhält.

Darüber hinaus aber ist der Streit Werschen-Weißenfels, der voraussichtlich noch längere Zeit weiterleben wird, auch aus anderen Gründen der Beachtung wert. Zunächst einmal lenkt er die Aufmerksamkeit auf die hervorragende Bedeutung, die heute die Braunkohle sich erworben hat, dann zeigt er, wie eine ausländische Händlerfirma den Versuch macht, in Deutschland in einem wichtigen Rohmaterial einen ausschlaggebenden Einfluß zu erhalten. Weiter aber können wir hier die in aller Stille sich vollziehende Errichtung einer neuen, äußerst mächtigen Industrie auf den Kohlenfeldern entstehen sehen. Das ist die rein volkswirtschaftliche Bedeutung. Die andere liegt auf dem Gebiete des Aktienwesens. Da lehrt der Fall Werschen-Weißenfels mehr als das Studium dicker Bücher. Es sei nur die schon erwähnte Tatsache gestreift, daß eine Minorität auf Grund von Zufälligkeiten über das Vermögen einer Aktiengesellschaft gegen den Willen der Mehrheit verfügen kann. Auch die Art und Weise, wie eine Großbank unter Vorschützung angeblicher nationaler Interessen hier das tut, was ihr in den Kram paßt, ist lehrreich.

Auf jeden Fall verdient der Vorgang auch weiterhin die Beachtung aller derer, die auch einmal etwas über den Treppenwitz unserer modernen Wirtschaftsgeschichte erfahren wollen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Redarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bodenenteignung in Rußland

Von Dr. Karl Leuthner (Wien), Mitglied des österreichischen Reichsrats

(Schluß)

II.

So ist der revolutionäre russische Bauer das logische Ergebnis der russischen Geschichte langer Jahrhunderte. Dieses Ergebnis konnte ein Gesetz nicht ändern, das erst sieben Jahre in Wirksamkeit war und seine politisch-reaktionäre Absicht zudem offen zur Schau trug. Es wühlte nur tiefer die ländlichen Massen auf durch die Steigerung der wirtschaftlichen Gegensätze, die es einleitete, es drängte die Parteien der Bewegung erst recht zu der Forderung der völligen Abschaffung jedes Privateigentums. Das war zum mindesten die Anfangsfolge der Reform, und in solchem Zustand traf der Krieg, traf die Revolution Rußland. Entsprungen zunächst aus den Bedürfnissen des städtischen Volksteils, mußte die Revolution notwendig, wenn sie auch den ländlichen Mehrheiten Erfüllung bringen wollte, die allgemeine Verteilung des Bodens auf ihr Banner schreiben. Das war denn auch ihr erstes Wort, und je weiter die Revolution nach links fortschritt, um so entschiedener arbeitete sich der Gedanke der Vergesellschaftung des Bodens heraus.

Die einstweilige Regierung, wie sie sich nach dem Ausscheiden Miljukows und Gutschkows durch die Verstärkung des sozialistischen Flügels zur herrschenden sich herausgebildet hat, verkündet deshalb die Enteignung des gesamten Grund und Bodens als einen der Hauptpunkte ihres Programms. Es heißt da: „Indem die einstweilige Regierung der verfassunggebenden Versammlung die Lösung der Frage des Übergangs des Bodens in den Besitz des arbeitenden Volkes anheimstellt und die zu diesem Zwecke nötigen vorbereitenden Arbeiten ausführt, wird sie alle unerläßlichen Maßnahmen ergreifen, um die größtmögliche Erzeugung von Getreide für das notleidende Volk zu sichern und die Benützung des Bodens gemäß den Interessen der Volkswirtschaft und der arbeitenden Bevölkerung zu lösen."

Diese Erklärung gibt allerdings auf die wichtige Frage der Entschädigung der enteigneten Großbesitzer keine Antwort. Doch besitzen wir, um auch darüber zur völligen Klarheit zu gelangen, einen ungemein wertvollen Kommentar, die Erläuterungen, die zum Regierungsprogramm halbamtlich das „Mitteilungsblatt des Arbeiter- und Soldatenrates" im Mai veröffentlichte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser sucht die Regierung vor allem gegen den Vorwurf zu verteidigen, warum sie die Bauern auf den Zusammentritt der verfassunggebenden Versammlung warten lasse und nicht, wie es viele heischen, unverzüglich die Enteignung ins Werk setze. Das könne darum nicht geschehen, weil der Grundbesitz in Rußland äußerst ungleich verteilt sei. In einigen Gegenden Rußlands beträgt der Seelenanteil nicht mehr als zwei Deßjatinen, in anderen an die zehn Deßjatinen und mehr. Es gibt Kreise und große Gouvernements, in denen kein einziger Großgrundbesitzer lebt, und andere, deren gesamter Boden nur unter drei oder vier reichen Grundherren verteilt ist. Nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit kann also die Frage nicht anders als für das ganze Land auf einmal entschieden werden. Beginnen wir dagegen die Agrarfrage nach den einzelnen Wolosten, Kreisen und Gouvernements zu entscheiden, so werden bloß Unruhen und neue Ungerechtigkeiten das einzige Ergebnis sein. Die Dörfer, die in der Nachbarschaft eines reichen Latifundienbesitzers gelegen sind, werden Boden nach Wunsch empfangen, dagegen würden ganze Wolosten und Gouvernements überhaupt nichts erhalten und in demselben notleidenden Zustand verbleiben, in dem sie sich zur Zeit der Selbstherrschaft befanden. Und zieht man nun gar nicht bloß die Menge, sondern auch die Beschaffenheit des Bodens in Betracht, erwägt man, wie bei uns die urbaren und die nicht urbaren Ländereien, die Wälder, die Wiesen, die Viehweiden verteilt sind, so stellen sich die Verhältnisse noch schwieriger dar. Die Aufteilung des Bodens durch einzelne Wolost-, Kreis- und Gouvernementsausschüsse würde die Sache nicht fördern, sie würde eher die ganzen Agrarverhältnisse in Verwirrung bringen. Darum hat die neue einstweilige Regierung in voller Übereinstimmung mit dem Arbeiter- und Soldatenrat erklärt, daß die Entscheidung über die Agrarfrage nicht ihr, sondern der kommenden verfassunggebenden Versammlung zusteht. Ein solcher Aufschub verstößt in keiner Weise gegen die Interessen der Bauern, denn es ist doch jedermann völlig klar, wie die verfassunggebende Versammlung die Frage entscheiden wird. Der Wille der Nation ist klar und deutlich ausgesprochen: Alles Land wird in den Besitz der den Boden mit eigener Hand Bearbeitenden gelangen, und die Großgrundbesitzer werden keinerlei Entschädigung erhalten." Nur eins müsse bis zur Entscheidung der verfassunggebenden Versammlung die Regierung vorsorgen: sie müsse verhindern, daß die Großbesitzer ihr Eigentum inzwischen an Ausländer verkaufen, was zum Teil versucht worden sei und große Schwierigkeiten hervorrufen würde, oder daß sie aus Bosheit den Boden unbestellt lassen, um Hungersnöte hervorzurufen. Gegen diese beiden Gefahren wenden sich die „vorbereitenden Arbeiten" und „unerläßlichen Maßnahmen" der Regierung, von denen ihr Programm spricht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man sieht, es hat sich in dem Programm, das die vorläufige Regierung amtlich aufstellt und halbamtlich erläutert, der von uns früher gekennzeichnete Standpunkt der Narodniki, und zwar in seiner radikalen Form, wie ihn die Sozialrevolutionäre vertreten, durchgesetzt. Nimmt aber das Regierungsprogramm auch die Gedanken der Volkstümler auf, daß aller Grund und Boden, auch der den Bauern jetzt schon gehörige, zu sozialisieren sei? Auf diese Frage gibt die Rede, die ein Führer der Sozialrevolutionäre, der Landwirtschaftsminister Tschernow, auf dem Bauernkongreß hielt, deutliche Antwort. Er sagte: „Man fragt uns, wie die Reform durchgeführt werden soll. Zunächst muß die ganze Landwirtschaft im Lande zahlenmäßig erfaßt, eine Arbeitsnorm geschaffen, eine Verpflegungs- und Konsumnorm festgesetzt werden, um für die am wenigsten sichergestellten Schichten der Bauernschaft die Möglichkeit zu schaffen, nicht arm zu leben. Naturgemäß werden diese Normen zu verschiedenen Orten je nach dem Wirtschaftsgebiet und der Wirtschaftsart verschieden sein. Eine Norm wird für das Gebiet der schwarzen Erde, eine andere für den Nordosten, eine dritte für den Südosten usw. gelten. Die Normen für Gebiete, in denen Viehwirtschaft betrieben wird, werden sich von den Normen der reinen Ackerbaubezirke unterscheiden. Die Ausarbeitung der Normen liegt den lokalen Landkomitees ob. Ist für ein bestimmtes Gebiet die Norm einmal ausgearbeitet, so muß an ihr jede einzelne Wirtschaft gemessen werden, wobei das Überzählige abzutrennen sein wird. Jede Bauernwirtschaft, die die Schaffensnorm übersteigt, ist zu beschneiden. Die abgetrennten Teile fallen den Wirtschaften zu, denen der Boden für die Bedarfsnorm nicht ausreicht. Dieser ganzen Arbeit muß jedoch eine volle Erfassung des gesamten Bodens vorangehen, mit anderen Worten, es muß eine allrussische landwirtschaftliche Zählung stattfinden!“

Aus vorstehenden Äußerungen ist zweierlei zu entnehmen. Erstens, die Größe der zu schaffenden Anteile ist so gedacht, daß die Arbeitsnorm als Höchstmaß, die Bedarfsnorm als Mindestmaß eingerichtet wird. Die unausbleibliche Folge hiervon ist nun, daß auch die Bauern, sofern ihr Besitz über die Arbeitsnorm hinausgeht, teilweise enteignet werden müssen. Das kann nicht ohne Reibungen mit der Bauernschaft selbst abgehen, zumal die Erstellung der Norm — wechselnd von Gebiet zu Gebiet — an sich schon einen Streitgegenstand bilden wird. Auch ist zu bemerken, daß nach der Meinung der meisten Kenner russischer Agrarverhältnisse der vorhandene Boden nicht einmal ausreicht, allen die Bedarfsnorm sicherzustellen. Jedenfalls schließt aber schon das Nebeneinanderbestehen von Bedarfsnorm und Arbeitsnorm starke Besitzverschiedenheiten ein, die als Ungerechtigkeit empfunden werden dürften.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit starken Widerständen und gefährlichen Schwierigkeiten, die sich aus den Reihen der Bauernschaft selbst erheben werden, rechnen denn auch die Urheber der neuen Reform. So führte der erste Referent über die Agrarfrage auf dem Bauernkongreß, der Volkssozialist Oganowski, aus: „Das Prinzip der Nationalisierung des Bodens ist notwendig, weil die Bodenmenge beschränkt ist. Legt man die Ergebnisse der letzten Zählung zugrunde, so entfallen auf jede Bauernwirtschaft 11 Deßjatinen Land. Die allgemeine Verteilung hält jedoch die Partei der Volkssozialisten für undurchführbar, da sich ein erheblicher Teil der Bauern dagegen auflehnen würde. Wir erachten für notwendig, die Enteignung in den Grenzen zwischen 15 bis 75 Deßjatinen auf die Wirtschaft durchzuführen. In den Grenzen dieser Normen muß das Land somit den einzelnen Wirtschaften zur Nutznießung überlassen bleiben."

Werden die Gedanken Oganowskis zur Tat, so bleibt in der Erhaltung der Großbauern ein wesentlicher Teil der Ungleichheit aufrecht. Zugleich ersieht man aber aus seinen Ausführungen, daß die Volkssozialisten, als die gemäßigteren Erben der alten „Volkstümler", während sie früher den enteigneten Großbesitzern Entschädigung gewähren wollten, jetzt gleichfalls für die unentgeltliche Enteignung eintreten. Sie haben ihre Anschauungen verschärft, und das gilt von allen Parteien, die sich schon vor und während der ersten Revolution dem Enteignungsgedanken zugewendet haben, es gilt zum Beispiel auch von den Kadetten. Zwar halten diese noch, das hat ihr vor wenigen Wochen abgehaltener Kongreß gelehrt, an dem Plane der entgeltlichen Konfiskation fest, allein in der Frage der „angemessenen Entschädigung" sind sie uneinig geworden, ihr radikaler Flügel verlangt ein starkes Sinken der Entschädigungsrate bei steigender Größe des Besitzes. Da man zur Einigung nicht gelangen konnte, ging der Kongreß ohne Entscheidung auseinander. Dasselbe Schicksal und einen ähnlichen Streitgegenstand hatte der Kongreß der Sozialdemokraten menschewikischer Richtung. Maßlow, der nach seinen grundsätzlichen Anschauungen jeden Versuch, „den Kleinbesitz künstlich zu erhalten", bekämpfen müßte, vertrat als Referent den dem radikalen Flügel der Kadetten entsprechenden Lehrsatz, daß der Staat verpflichtet sei, den Eigentümern für das ihnen weggenommene Land einen Teil des Bodenwertes zu bezahlen. Doch sollte die Entschädigung sich bei wachsender Größe des Besitzes verhältnismäßig verringern, und zwar nach einem Maßstabe, den die verfassunggebende Versammlung bestimmen wird. Gegen diese Formel erhob sich aber im Namen der Kommission Pilezki und forderte die entschädigungslose Enteignung. Auch hier wurde der Entscheid der nächsten Zusammenkunft anheimgestellt. Und doch ist er eigentlich schon getroffen, denn Zeretelli und die übrigen Vertreter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Menschewiki in der Regierung haben deren Programm der entgeltlosen Konfiskation mit unterschrieben.

Vollends hat sich die bolschewikische (Leninsche) Richtung der Sozialdemokratie in der Agrarfrage durchaus den Grundanschauungen der Volkstümler angepaßt. Das erkennt denn auch das offizielle Organ der Sozialrevolutionäre an in einem Artikel, der trefflich die Unterschiede der Stellung, die augenblicklich die russischen Linksparteien in der Agrarfrage annehmen, zum Ausdruck bringt, aus dem wir deshalb die entscheidenden Stellen herausheben wollen. „Die Bolschewiki," so schreibt man uns, „bekannten sich früher aus Parteidisziplin zur Munizipalisierung des Bodens nach Maßlows Idee, nähern sich jetzt aber der Auffassung der Sozialrevolutionäre. Nur in einem wichtigen Punkte weichen sie freilich ab. Auf der allrussischen Konferenz der Bolschewiki wurde in das Programm die Nationalisierung des Grund und Bodens, d. h. die Übergabe aller Ländereien ohne Auskauf in das Eigentum des Staates, als Grundsatz aufgenommen. Die Sozialrevolutionäre vertreten dagegen die Meinung, es bedürfe keines staatlichen Eigentums. Weit besser ist es, zu erklären: Der Boden kann überhaupt niemandes, auch nicht des Staates Eigentum sein, jeder Bürger hat das gleiche Recht auf Boden, ein Recht, das nur durch das Recht des anderen Bürgers beschränkt ist. Eigentum kann man verkaufen, verpachten. Der Staat könnte seinen Boden in Pacht geben und der Pächter ihn weiter verpachten. Es muß klar entschieden werden: leben können auf dem Boden und ihn ausnützen bloß diejenigen, die ihn bearbeiten mit eigener, nicht mit fremder Hand. . . . Man darf nicht Bürger erster und zweiter Klasse schaffen. Deshalb kann die Maßregel nicht durchgeführt werden von Ort zu Ort, wie das Kadetten und Menschewiki empfehlen, sondern lediglich durch ein von der verfassunggebenden Versammlung für ganz Rußland aufgestelltes Grundgesetz."

Das klingt außerordentlich klar und bestimmt, läßt aber doch einige Fragen offen. Zunächst die Frage, die so oft den Volkstümlern überhaupt entgegengehalten wurde: wird sie denn auf dem Lande den Bodenkommunismus predigen und in der Stadt den Kapitalisten gegenüber den individualistischen Standpunkt der Liberalen annehmen können? Sicherlich sind auf dem Punkt die Bolschewiki folgerichtiger: sie fordern jetzt und im Augenblick für Rußland auch die Enteignung aller städtischen Besitzenden. Doch weiterhin: alle Menschen haben ein Recht auf Bodennutzung, sofern sie den Boden mit eigener Kraft bearbeiten wollen. Das ist sicherlich eine Formel der Gerechtigkeit und Gleichheit. Allein, wird nicht das aufzuteilende Land noch schmaler werden, wenn auch ein großer Teil der Städter aufs Land hinausgeht, um seinen Anteil zu nehmen und zu bearbeiten? Diese Befürchtung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist den Sozialrevolutionären selber aufgestiegen. Der Landwirtschaftsminister Tschernow sucht den Einwand abzuwehren: „Man fragt uns, was geschehen soll, wenn plötzlich der städtische Bewohner als neuer Bauer auftauchen sollte. Man will uns damit schrecken, aber das schreckt uns nicht. Wer die landwirtschaftliche Arbeit kennt, weiß, daß nicht ein jeder sie übernehmen wird.“ Gewiß nicht jeder, allein in den russischen Städten wohnen Millionen Arbeiter und Kleinbürger, die von Haus aus Bauern sind und überdies erfüllt von Zärtlichkeit für das Landleben. Gerade in Rußland ist die Möglichkeit des Zudrangs ungeheurer Scharen städtischer Besitzloser zur Landverteilung nicht von der Hand zu weisen. Man wird sie aufnehmen müssen, welche Folgen immer daraus für die ihrer Arbeiter beraubte Industrie oder für das Teilungswerk selbst erwachsen.

Neben die zwischen den Parteien strittige Frage, wer die Reform durchzuführen hat, drängt sich aber die Besorgnis, wie man die Ungeduld der Bauern niederhalten soll bis zu dem Zeitpunkte, wo die verfassunggebende Versammlung ihre Entscheidungen trifft. Die Bauernbewegung scheint diesmal zwar keine ganz so stürmische Formen anzunehmen wie während der Unruhen von 1905 und 1906, dennoch bemächtigten sich die Bauern auch jetzt wie vor zwölf Jahren vielfach aus eigenem Entschlusse der gutsbesitzlichen Ländereien und verteilten sie untereinander. Das gesteht der Minister für Verpflegung Peschechonow. „In einigen Gegenden,“ so ließ er sich auf dem Bauernkongreß vernehmen, „erfordert die Agrarfrage eine sofortige Lösung. Wir müssen, Genossen, warten. Eine eigenmächtige Besitzergreifung ist unzulässig. Leider hat diese schon an verschiedenen Stellen stattgefunden und zu Zusammenstößen geführt. In einigen Fällen ist es sogar zu Zusammenstößen zwischen Bauern gekommen, die bei Verteilung des an sich gerissenen Bodens in Streit gerieten.“ Der Volkssozialist Oganowski macht geradezu die Durchführbarkeit der Reform davon abhängig, daß es gelingt, den Eigenmächtigkeiten der Bauern ein Ziel zu setzen. „Die Bauernschaft kann sich nur dann Land und Freiheit sichern, wenn sie imstande sein wird, vor der konstituierenden Versammlung den Boden gegen die Besitzergreifung seitens einzelner Personen, Gruppen, auch seitens einzelner Gebiete zu sichern.“ Deshalb sollen Landausschüsse, wie auch Peschechonow beantragt, bis zum Zusammentritt der verfassunggebenden Versammlung einstweilen die Frage des Grundbesitzes regeln. Maßlow berichtet, daß namentlich die unorganisierten Bauern auf Landraub ausgehen, daß sie bis zu 12 Deßjatinen für jeden Hof sich zugeeignet haben, und fügt hinzu, die Landräuber besäßen nicht genügend Saatgut, der Boden bleibe also unbestellt. Schon daraus ergäbe sich die größte Gefahr; man dürfe auch die Rückwirkung auf das Heer nicht vergessen; sollte dieses erfahren, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in großen Massen Grundstücke eigenmächtig in Besitz genommen werden, so würden die Soldaten sofort nach ihren Dörfern zurückkehren. Die Front würde ohne Kämpfer bleiben. Ebensowenig aber könne die Verteilung des Bodens in Abwesenheit der Bauernsoldaten erfolgen.

Während in Europa vielfach die zweifelnde Frage erhoben wird, ob eine Reform der Agrarverhältnisse durch völlige Umteilung des Bodens überhaupt möglich ist, zeigt sie sich nach den in Rußland vorherrschenden Stimmungen als unaufschiebbar, als etwas, das sofort vorgenommen werden muß, wenn nicht das allgemeine Chaos über das Land einbrechen soll. Damit wäre freilich noch nicht der Zweifel beseitigt, wie diese Reform sich in das moderne Wirtschaftsleben überhaupt einfügen läßt, ob sie den Fortschritt der landwirtschaftlichen Betriebsweise, statt ihn zu beschleunigen, nicht vielleicht hemmen wird — eine Meinung, der früher alle Sozialdemokraten zustimmten — ob der Ruin des gesamten Kreditwesens nicht die nächste Folge sein muß, während nach einem Menschenalter spätestens der Bauer wieder so landarm sein wird wie heute? Der Raum verbietet, auf diese Erwägungen hier einzugehen. Nur die Größe der Sache und damit die Größe des Wagnisses wollen wir uns vergegenwärtigen. Nach den Feststellungen Oganowskis sind 60% aller Bauern bodenbedürftig, der größte Teil von ihnen wird, um zu der entsprechenden Landmenge zu gelangen, Übersiedlungen und Umsiedlungen vornehmen müssen. Es werden sonach 40 bis 50 Millionen Menschen in Bewegung gesetzt, für sie soll eine neue wirtschaftliche Lebensgrundlage geschaffen, für die meisten von ihnen Heimat, Haus und Hof neubegründet werden? Keine Phantasie reicht aus, sich diesen Vorgang vorzustellen.

Die Kriegsinvalidenfürsorge

Von Friedr. Kleeis, Halle a. S.

Je länger der Krieg dauert, um so gewaltiger wächst die Zahl der Kriegsbeschädigten und um so bedeutungsvoller wird die Frage ihrer Versorgung. Die Aufgaben sind um so schwieriger, als sie noch nie in diesem Umfang erstanden und eine ganze Reihe neuer Maßnahmen erfordern. Das erste Ziel der Fürsorge ist, nach Möglichkeit alle die gesundheitlichen Nachteile, die der Kriegsteilnehmer erlitt, wieder gutzumachen und seine früheren Erwerbsmöglichkeiten wiederherzustellen. Zweierlei steht in Frage: die Heilung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verletzungen und Krankheiten, die Beschaffung orthopädischer Hilfsmittel und die Festsetzung von Renten für die Einbuße der Erwerbsfähigkeit, und dann die Wiedereinführung des Kriegsbeschädigten in das bürgerliche und wirtschaftliche Leben.

Der erste Aufgabenkreis ist durch reichsgesetzliche Regelung dem Staate übertragen. So besteht zum Beispiel die Vorschrift, daß eine Entlassung aus dem Heeresdienst in der Regel nur nach abgeschlossenem Heilverfahren erfolgen soll. Jeder Soldat, der im Dienste größere Gliedmaßen verloren hat, kann die Gewährung brauchbaren künstlichen Ersatzes verlangen. Für die geldliche Entschädigung der Kriegsteilnehmer, die Nachteile an ihrer Gesundheit erlitten, kommt das Mannschaftsversorgungsgesetz vom 31. Mai 1906 in Frage, das manche Fortschritte zeigt. Es sieht in der Hauptsache Geldrenten für die verschiedenen Dienstbeschädigungen vor. Die Grundrente beträgt bei völliger Arbeitsunfähigkeit (Vollrente) für Gemeine 540 Mark, Unteroffiziere 600 Mark, Sergeanten 720 Mark, Feldwebel 900 Mark. Bei der meist vorliegenden teilweisen Erwerbsunfähigkeit beträgt die Rente den entsprechenden, in Hundertsteln ausgedrückten Teil der Vollrente. Die besondere Entschädigung für die durch den Krieg erlittenen Nachteile erfolgt durch eine „Kriegszulage" von 15 Mark monatlich. Besonders schwere Schäden (Verlust einer Hand, eines Fußes, der Sprache usw.) werden durch Verstümmelungszulagen von je 27 Mark monatlich ausgeglichen. Für Rentenempfänger, die vor dem Krieg ein höheres Einkommen hatten, sind neuerdings noch Zusatz- oder Ausgleichsrenten vorgesehen worden, die vom Kriegsministerium in geeigneten Fällen nach freiem Ermessen gewährt werden, ohne daß ein Rechtsanspruch darauf besteht. Schließlich tritt auch noch die staatliche Invalidenversicherung unter den üblichen Voraussetzungen für den Kriegsbeschädigten ein, wenn dieser in seiner Erwerbsfähigkeit um mindestens zwei Drittel geschädigt ist.

Trotz ihrer Vielseitigkeit ist diese Versorgung doch noch recht lückenhaft. Die Militärrenten werden nur gewährt, wenn eine „Dienstbeschädigung" vorliegt, worüber die Militärbehörden allein entscheiden. In sehr vielen Fällen wird der Zusammenhang des Leidens mit dem Militärdienst verneint. Nach einer privaten Berechnung sollen rund 30 von 100 dienstuntauglich Entlassenen deshalb ohne Rente bleiben. Bei Rentenempfängern, die einem Erwerbe nicht mehr nachgehen können, reichen auch die ihrem Betrage nach recht geringen verschiedenen Renten zum Lebensunterhalt bei weitem nicht aus, so daß die Kriegsbeschädigten nicht selten noch große Not leiden. Es ist deshalb schon wieder zu milden Sammlungen aufgefordert worden, — ein Hilfsmittel, das doch recht große Bedenken erregt. Viel richtiger wäre es, wenn sich die Gesetzgebung recht bald zu einer gründ-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Verbesserung der Versorgungsgebührnisse aufschwänge. Von Vertretern der verschiedenen Berufsstände und politischen Parteien sind bei den zuständigen Reichs- und Staatsbehörden und dem Reichstag schon Vorschläge auf Bemessung der Renten nach dem Arbeitseinkommen und dem Familienstand des Geschädigten eingereicht worden.

Die sonstige Kriegsinvalidenfürsorge ist noch der privaten Betätigung überlassen. Die Zentralbehörden haben sich darauf beschränkt, Anregungen zur Einführung verschiedener Einrichtungen zu geben. Schon beim Eintreffen der ersten Verwundetentransporte entstanden in den größeren Orten unter dem Zusammenwirken öffentlicher und privater Körperschaften spontane Ausschüsse für Kriegsinvalidenfürsorge. Gegenwärtig mögen sie in rund 200 Orten bestehen. Es ergab sich die Notwendigkeit ihrer einheitlichen Zusammenfassung, und so entstanden Provinzialausschüsse und der Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge. Trotz manchen guten Anregungen fehlt aber auch heute noch der ganzen Organisation der einheitliche Zug. In der Fürsorgearbeit nehmen die Berufsberatung, Arbeitsversuche, Unterrichtskurse, Berufsum- und -ausbildung, Stellenvermittlung, Überwachung der Entlohnung, wirtschaftliche Hilfe für besondere Fälle usw. einen besonderen Raum ein. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier in erster Linie Fachleute, Vertreter des Berufs (Unternehmer und Arbeiter), dem der Kriegsinvalide angehört oder dem er sich zuwenden will, zur Mitarbeit in Betracht kommen. Zu diesem Zwecke wurden in vielen Berufszweigen „Arbeitsgemeinschaften", das sind Vertretungen der Arbeitgeber und Arbeiter, gebildet, die sich lediglich der Kriegsbeschädigten annehmen, sie in Beschäftigung bringen usw. Die örtlichen Ausschüsse für die Kriegsbeschädigtenfürsorge nehmen ihre Geldmittel aus Reichszuschüssen, freiwilligen Spenden, Wohltätigkeitsveranstaltungen usw. In den größeren Städten bestehen meist „Hauptausschüsse", die sich zur Erledigung der einzelnen Aufgaben „Unterausschüssen" bedienen.

Die Verbesserung der privaten Kriegsbeschädigtenfürsorge ist schon oft erörtert worden. Im August 1916 fand in Köln ein großer Kongreß lediglich zu dem Zwecke statt, der von etwa 1500 Teilnehmern besucht war. Auf der Tagung wurden eine Reihe von Vorschlägen zum Ausbau der Fürsorgetätigkeit aufgestellt. Ein anderer Kongreß der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands, der sich mit den gleichen Fragen beschäftigte, forderte eine reichsgesetzliche Regelung der ganzen gemeinnützigen Kriegsinvalidenfürsorge. In einer solchen einheitlichen Ordnung der Maßnahmen müßte unter dem Vorliegen bestimmter Voraussetzungen die Pflicht zur Errichtung von Fürsorgeausschüssen ausgesprochen werden. Sodann müßte das Gesetz über die Zusammensetzung der Fürsorgeausschüsse Bestimmungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorsehen, insbesondere auch über Heranziehung von Vertretern der Arbeiter und Angestellten. Schließlich ist es nötig, über den Geschäftsgang, die Beschaffung der Betriebsmittel und ähnliche Fragen Vorschriften zu treffen. Leider hat die Reichsregierung bislang ein gesetzliches Eingreifen abgelehnt. Es wird deshalb, da es immer unerläßlicher wird, mit erhöhtem Nachdruck gefordert werden müssen.

Die Vorteile einer verbesserten Kriegsinvalidenfürsorge liegen sowohl auf sozialem wie volkswirtschaftlichem Gebiet. Es übt eine unschätzbare physiologische und befriedigende Wirkung aus, wenn der Geschädigte wieder als vollwertiger Mensch an allen Vorgängen des Lebens teilnehmen kann. Der Segen der Arbeit wird sich bald in einer gesteigerten Lebensfreudigkeit und in dem Wiedererwachen des Vertrauens auf die eigene Kraft zeigen. Dagegen ist Müßiggang immer aller Laster Anfang. Die Gesamtheit, die Nation, kann aber auch die Arbeitskraft (wenn sie auch eine verminderte ist) so vieler hunderttausend Kriegsbeschädigter nicht entbehren. Nach Friedensschluß müssen wir wieder daran gehen, unser Wirtschaftsleben und unser Kulturleben in geregelte Bahnen zu bringen, um uns leistungsfähig zu erhalten. Dazu bedarf es der Mitwirkung aller Kräfte. Für die anderen Geschädigten aber, die infolge ihrer Leiden gänzlich aus dem Erwerbsleben ausscheiden müssen, in ausreichender, menschenwürdiger Weise durch Unterstützungen zu sorgen, damit sie ihr schweres Schicksal leichter ertragen können, erfordert einfach die Dankespflicht des Staates.

Erben

Von Hermann Gottschalk

Ein Paar breite Schultern im übertrieben schönen Pelzrock, Brillanten im Hemd und an den Händen, die ungetragenen Handschuhe in einer bestimmten Art mit dem silberbeschlagenen Rohrstöckchen zusammengefaßt, die Knie muskulös durchgedrückt, so stand er lächelnd gegen den treibenden Menschenstrom. Severin Küppers.... Was hätte er früher seinem Schneider darum gegeben, wenn es ihm gelungen wäre, diese vermaledeiten Schultern wegzuoperieren. Diese Kohlenträgerschultern, die ihm sein Vater vererbt hatte, mit einer runden Million beladen allerdings, aber doch wie ein unvertilgbares Brandmal seiner Herkunft, durch die gewähltesten Manieren, durch die geschickteste Blasiertheit nicht fortzuleugnen. Schließlich wäre ihm die Abstam-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mung aus dem Hafen vergessen worden, aber — das sah er beinahe selber ein — seine Mutter war unverzeihlich, obwohl auch von ihr nur noch die stumme Asche zeugte. Sie stammte aus einer Matrosenkneipe. Das deckte auch die in harter Tätigkeit verdiente Million nicht zu, und nochmals gesagt, der teuerste Schneider konnte es nicht ändern.

Aber etwas anderes kam Severin zu Hilfe. Seit einigen Wochen hatte sich seine Feindschaft gegen die Schultern durchaus gelegt. Er verdankte ihnen etwas, um dessentwillen er jetzt lächelnd im Strome stand. Die Liebe einer Patrizierstochter. Einer wirklichen und echten; einer, die ein wahrer Extrakt war von lauter Familie. Severin wußte selbst nicht, wie ihm das alles so gelang. Er überließ sich dem halben Wachsein eines Träumers, worin nichts mehr unwahrscheinlich blieb und jede Hoffnung sich von selbst erfüllte.

In seinem Leben war seitdem alles Böse versunken. Die kalten Ängste des Strebers, die künstlichen Mühen um einen Platz in der Gesellschaft und alle die Beschämungen und Enttäuschungen, die ihm ihre nie versagende Wachsamkeit bereitete. Und auch die Ausschweifungen, in denen er sich von Zeit zu Zeit, der Anstrengungen müde, neue Sicherheit holte. Freilich nur eine Sicherheit von kurzer Wirkung. Nicht einmal das gelang ihm, blaß und elend auszusehen, aristokratisch zu verfallen. Ein geradezu krankhafter Hang zur Gesundheit trieb ihn wieder unverändert an die Oberfläche empor. Das alles hörte an ihm zu nagen auf, seitdem Margarete Schaffhaus ihm in mädchenhafter Unbefangenheit gestanden hatte, wie prachtvoll sein rassiges Wesen gegen die Blasiertheit ihrer eigenen Kreise abstach, auf die sie nur mit Verachtung blickte ... Seine Schultern hatten keine Ursache mehr, sich schamhaft zu verstecken.

Sie hatten sich bald geküßt und volles Vertrauen geschenkt. Nur über Zukünftiges war noch kein Wort verloren. Man sog die süß-gefährliche Schwüle des Spielens mit hingehaltenen Wünschen in sich hinein, umkoste und umschlang sich — Margarete mit wachsender Hingebung — aber die weitere Bahn dieses Verhältnisses, das doch irgendwann einmal eine Entwicklung nehmen mußte, verlor sich im Nebel schweigender Seufzer.

Hieran war Severin schuld. Er blieb der Kältere. Er wartete mit Spannung darauf, wie lange das Mädchen den täglich geschürten, nie gestillten Durst nach dem Schmerzlichen wohl ertragen würde. Er wühlte den Grund ihrer Seele mit berechnenden Sinnen auf und trieb sie mit klug gesteigerten Zärtlichkeiten bis an die Grenze der Besonnenheit, während er sich selber in der Gewalt behielt.

Es war ihm neu, seine Leidenschaft zu zügeln. Und allmählich wurde es auch schwer. Jedoch wollte er dies eine Mal von einem Mädchen mehr, als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie selbst. Er wollte auch Margaretens Namen, ihre Hand, ihre Familie! Endlich sah er die Zeit gekommen, die Schmach seiner Herkunft zu tilgen. Er warb durch seine Enthaltsamkeit um den Glanz des Patrizierhauses und starrte, seine Sinne betäubend, wie geblendet auf die bereits geöffnete Pforte. Eine untrügliche Stimme der Vorsicht warnte ihn, Margarete zuvor zu seiner Geliebten zu machen.

War er allein, so liefen seine Pläne wie von der Spule. Er war sicher, als Margaretens selbstgewählter Gatte in der Gesellschaft willkommen geheißen zu werden. Er malte sich das Leben an ihrer Seite in den selbstgefälligsten Farben aus. Auf dem einmal gewonnenen Terrain, das festzuhalten ihn keine Mühe mehr kostete, entwickelte er sich zu den letzten Höhen des Gentlemans und spiegelte sich in der Schönheit und Eleganz seiner Gattin wie in seiner eigenen Schöpfung.

Mit ihren sonstigen Eigenschaften hatte er sich bisher kaum beschäftigt. Seine Genußfreude hing nicht an feineren Abstufungen, und der Glanz seines hohen Zieles, der seine Ungeduld aufs äußerste anspornte, ließ ihm weder Zeit noch Bedürfnis, in Margarete das menschlich Besondere kennen zu lernen. Das mochte wohl auch ein Stück von der Erbschaft sein, von der seine breiten Schultern das sichtbare Teil waren.

Ebensowenig gab Margarete sich Mühe, Eigenschaften zu zeigen. Sie wollte nur in ihrer Sehnsucht genommen sein. In ihrer von süßer Furcht getränkten Sehnsucht nach dem unverfälschten Küppersschen Erbe. Von seiner plumpen Eigenliebe wußte sie nichts. Von dem besonderen Rausch, den er aus ihrer duftenden, gepflegten Vornehmheit sog. Und wie er sich in Selbstentzückung badete, wo sie gesellschaftsmüde war, sich gehen ließ und alle Haltung einbüßte. In ihrer Art wußte sie noch weniger von ihm, als er von ihr. Nur daß er von der anderen Welt war, von der man in ihren Kreisen schwieg, und daß sie so in ihm das doppelt Verbotene erlebte, den verdoppelten Rausch, das denkbar abenteuerlichste, in seinem Ende verworrenste Wagnis ...

Übrigens — da kam Margarete! Mit jedem Tage schöner und sicherer. Aber auch blinder, trunkener. Sie hielt es für so unauffällig, sich wie von ungefähr von dem Weltgewühl der breiten Straße zusammenschwemmen zu lassen. Und um so leichtfertiger suchten ihn schon von weitem ihre geradeaus gerichteten Augen.

Sobald diese Augen auftauchten — sichtbarer als alles umher — klopfte auch Severins Herz, aller Überlegenheit zum Trotz. Immer wieder trat im ersten Augenblick ein neues Gefühl der Unsicherheit zwischen ihn und das schöne Mädchen. Er wußte nicht, aus welchem unbewachten Winkel seines von kühlstem Streben beherrschten Wesens. Es verlor sich zwar, wenn Marga-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

retens glühende Unterwürfigkeit ihn seiner Herrschaft wieder gewisser machte. Dennoch fühlte er sich seinem eigentlichen Ziele niemals genähert. Von allem anderen war ihre Hingabe ein Beweis, nur nicht davon, daß sie seine letzten Absichten kannte oder gar teilte. Und je öfter sich das wiederholte, um so deutlicher trat hier ein Punkt hervor, über den er nicht hinwegkam.

Da mußte die Versuchung laut werden, die selbstgewählte Schranke fallen zu lassen und den natürlichen Weg zu gehen. Sich des Dargebotenen zu bemächtigen. Margaretens Willen unter seinen zu beugen und sich der Macht zu bedienen, die sie ihm ohne Widerstand auslieferte. Jeder Augenblick ihres Beisammenseins rief ihn auf diesen Weg, der so sicher und leicht und ohne Hindernis war.

Und einmal nur der Überredung hingeneigt, geriet alles, was ihn bisher zur Vorsicht gemahnt hatte, in Vergessenheit. Er fühlte sich kaum noch einer Mäßigung fähig. Hingerissen zu ihr, wie sie zu ihm, taumelte er an ihrer Seite dahin, verwundert, wie es möglich war, noch dieses herkömmliche Lächeln vor den Leuten einherzutragen und dieses fremde Zeug zu reden, das sie beide nicht im mindesten berührte. Die plötzlich eroberte Gewißheit duldete keine zweite Welt mehr, zauberte alles in den Schatten zurück.

Wie war es möglich, sich nicht auf der Stelle zu umarmen? Waren das Menschen, zwischen denen sie trieben, nicht ein leblos phantastischer Bilderschwarm? Wie sonst nur für Margarete, so verknäuelte sich auch heute für Severins Sinne alles Lärmen und Schieben zu einem stumpfen Aschenwirbel. Auch ihn verließ jegliche Wachsamkeit, und als sie die enge Altstadt gewonnen hatten, fühlten sie sich mit den trunken zueinander geneigten krummen Giebelgassen verwachsen, aufeinander hingedrängt, verschmolzen, verblendet. Severin wurde sich seiner Blindheit erst bewußt, als er, Margareten eng umschlungen haltend, auf das freie Hafengelände heraustrat und fast noch das helle Tageslicht fand.

In der Weißglut des nassen Westhimmels erblindend, starrten die glänzenden Fensterreihen. Es war ein Lärmen und Poltern überall, vom Müßiggang des Feierabends durchsetzt. Das Zusammenraffen der letzten Arbeitsstunde. Noch grölten und tuteten die Sirenen, und unersättlich wälzten sich Rauch und Wasserfluten durcheinander, fraßen das Geschaukel der Prahmen und Dampffähren, die unter dem Drucke schwarzer Menschenmassen tiefschäumende, tanzende Rinnen zogen.

Severin und Margarete wichen in die engste der Gassen zurück, eine Kloake fast. Erst im Dunkeln öffnete sich da draußen ihr Reich, in dem sie anfangs von Wunder zu Wunder getaumelt waren, bis alles so unbegreiflich stille stand. Margarete war fast müde vor vergeblicher Angst. Wohl harrte ihrer auch heute der endlos hingestreckte Ladestrand mit seinen immer neu sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auftuenden Verstecken. Wo sich zwischen hochgetürmten Kisten und Fässern und gespenstisch ruhenden Bauwerken von rätselhafter Bestimmung enge Gassen höhlten, in die kein Laternenschein fiel, bis zum Wasser hin. Nur von drüben, von der Vorstadt mit dem scheußlichen Namen her, wenn gerade kein Schiff davorlag, ringelten sich dickliche Lichtschlangen über die schwarze Tiefe herüber. Vom Schinderkietz, der in keiner guten Familie je genannt wurde. Nur heimlich rieben sich die Schwestern der Brüder, die Töchter der Väter am heiß-verstohlenen Wissen von der Sumpfseite dieser ehrenfesten Stadt von Konsuln und Senatoren, die so streng und wahrhaftig über den Gesetzen der Gesellschaft Wache hielten.

Mit vorsichtigem Blick pflegte Severin die veränderlichen Schlupfwege zu befühlen, ehe er Margarete ins Dunkel führte. Manchen fanden sie von anderen Pärchen besetzt, Menschen von bedrohlicher Haltung. Freche Schimpfworte knurrten hervor. Margarete, bebend vor Angst, ließ sich von Severin oft mehr tragen als führen. Und wenn sie sich endlich verborgen glaubten, verdunkelte zuweilen eine noch schwärzere Männergestalt den nächtlichen Durchlaß. Zwischen Sportmütze und dickem Halstuch eingedrückt, fletschte verwegene Raubgier. Aber dann genügte ein Aufrichten von Severins Schultern, dazu ein kurzer, harter Pfiff oder ein leises Knacken in seiner Tasche, um die Erscheinung verschwinden zu machen wie die Ratte im Loch. Severins Schultern waren immer die breiteren. Kein anderer als er hätte ungestraft in Zylinder und Gehrock eine Dame hierher zu begleiten gewagt.

Margarete fühlte sich wie im hilflosen Nachen über Strudeln des Abgrunds treiben, einen Atemzug nur vom Untergang entfernt. Sie fühlte: ein Zufall nur, der Severin auf einen Augenblick von ihrer Seite führte — vielleicht nur eine Unachtsamkeit von ihm — da griff irgend etwas aus dem Dunkel nach ihr — und sie hätte die Welt nicht wiedergesehen, zu der sie gehörte. Denn dieser nächtliche Hafen war ein offener Haifischrachen mit nie gestillter Fleisch- und Blutgier und ohne Echo für den Schrei Verzweifelter. Das Verbrechen der Zahlungsfähigen, hier fraß es oft genug, rückseits der großen Ehrbarkeit, ins eigene Fleisch und Blut hinein ...

Severin wußte heute schon vorher, daß er die gewohnten Wege nicht suchen würde. Er war ganz von seiner Verwandlung erfüllt. Margarete hatte sie längst erkannt, und den grauenvollen Ernst, der aus dem zur Gewohnheit gewordenen Spiel plötzlich so nahe hervordrohte. Was plante Severin, daß er heute so unruhig an allen Möglichkeiten, sich mit ihr zu verbergen, vorbeisteuerte? Was wartete ihrer? Sie sehnte mit aller Macht eine schnelle Entscheidung herbei. Sie konnte sich nichts denken, was ihre Angst vor dem Kommenden nicht vertieft hätte. Denn wer war Severin Küppers? Führte er auch äußerlich das Leben der Ehrenfesten, was steckte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinter ihm? Warum wurde er gemieden? ... Noch konnte sie umkehren. Aber das magnetische Grauen des Abenteuers ließ sie nicht aus seiner Gewalt ...

Sie standen nächtlich über einer breiteren Öffnung des Kais. Severin murmelte etwas, das dunkel ins Wasser fiel. Es galt der anderen Seite; sie verstand es nicht. Sie zitterte nur, von seiner Bewegung angesteckt. Er blickte ihr, ein verzerrtes Lächeln im Gesicht, seitlich prüfend in die Augen. Dann wiederholte er, bebend unter dem Wagnis: Da drüben, in der Schinderkietzvorstadt — er nannte die Hausnummer — dort habe ich ein Absteigequartier ...

In demselben Atem sah er, daß sie erblich. Sie wankte, aber sie klammerte sich fest mit einer hilflos bittenden Gebärde. Da erkannte er seine bodenlose Dummheit. Er hätte am liebsten sich selbst mit lauten Anklagen überhäuft, um das entfahrene Wort auf dem Wege zu Margaretens Ohren zu überholen. Zu spät. Sie hatte ihn allzuwohl verstanden, ihn und seine Taktlosigkeit, mit der er sich im entscheidenden Augenblick verraten und verspielt hatte. Sie zog ihn in jäher Flucht hinter sich her in die Stadt zurück und würdigte ihn keines Aufblicks mehr ...

Am nächsten Abend ließ sie ihm Zeit genug, um in das Wirrsal seiner Gedanken, das er einen vollen Tag lang ohne Ergebnis durchjagt hatte, Ordnung zu bringen. Eine Ordnung, die ihn niederschmetterte. Denn Margarete kam nicht. Er schrieb ihr glühende Worte der Reue, doch auch hierauf blieb sie stumm. Und als sie am dritten Abend ausblieb, schlich er trostlos dem Hafen zu, um gleichsam eine letzte Nachlese seiner zertrümmerten Hoffnungen zu halten.

Da stand er an der Unglücksstelle, und sein Schmerz zwang ihn, sich seine große Dummheit wieder und wieder mit allen Folgen auszumalen. Da geschah plötzlich in ihm etwas wie ein Überfall. Ein Gedanke, der augenblicklich alles über den Haufen warf. Er erbebte. Dann rief er: „Nein!“ und hieb mit seinem Stöckchen das Luftgebilde mitten entzwei.

Aber es blieb. Er starrte auf die Vorstadt hinüber, als müsse er es dort sehen. Und unbeirrbar stand es fest: Margarete wartete dort auf ihn ... Wie konnte es anders sein, jetzt, nachdem er alles von dieser Seite her erwog? Ihre grenzenlose Leidenschaft, ihre Verachtung der Gefahr und ihre Erschütterung zuletzt ... Drei Tage wartete sie schon in dem Quartier, das er törichterweise in den tiefsten Grund der Hölle hinabgewünscht hatte!

Severin taumelte zur nächsten Fähre, mit einer Hast, als gälte es, einen Menschen zu retten ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wochen vergingen, ehe Severin wieder an sein hohes Lebensziel zu denken anfing. Es wäre eine Beleidigung von Margaretens überschwenglicher und opfervoller Hingabe gewesen. Eine Anzweiflung ihrer flehentlichen Bitte, sie niemals zu verlassen. Aber einmal mußte er sie doch aus ihren Träumen reißen, um endlich wieder um einen Schritt vorwärts zu kommen.

Dieser Raum, den der Hauch ihrer Liebe in einen Frühlingsgarten verwandelt hatte, wurde ihm allmählich wieder zu der verhaßten Plüschmöbelgruft, angefüllt von rohen, übelduftenden Erinnerungen, in denen Margaretens Liebe um Gottes willen kein Glied in der Reihe sein durfte. Der Aufenthalt hier hinderte ihn, endlich aufzuräumen mit seiner Vergangenheit. Nun durfte Margarete am allerwenigsten schuld sein an einer unnötigen Verzögerung.

„Wie lange, glaubst du," fragte er eines Abends besorgt und schonend unterm Ankleiden, „daß das noch so fortgehen kann?"

„Was denn?" fragte sie träumend verwundert. „Was meinst du eigentlich?"

„Nun, die Abende werden jetzt schon hell, Gretchen. Es ist nur eine Frage des Zufalls, daß du gesehen wirst. Denke doch, in diesem Viertel!"

„Dann mietest du dich woanders ein."

„Ich mag nicht!" schmollte er vorwurfsvoll.

„Sei doch nicht komisch, Severin."

„Ich will aber nicht, daß du dich kompromittierst!" brauste er heftiger.

Sie umarmte ihn. „Das ist sehr lieb von dir. Aber laß das nur ruhig auf mich kommen. Ich werde dir nie den geringsten Vorwurf machen. Du bist ja doch mein Liebster, Einziger!"

„Aber ich mache mir Vorwürfe! Ich bin verantwortlich für deinen Ruf!"

„Du?"

Margarete blickte ihn zweifelnd, aber ohne böse Absicht, halb von der Seite an. Zum ersten Male schien sie etwas von seinen Zukunftsgedanken zu ahnen.

Das vergiftete ihn. Von Liebe übersättigt, wie er in dieser Stunde war, konnte er in Margarete die Herrin nicht mehr fühlen, für deren Gunst er sonst dienstglühend in die Knie sank. Er wollte sie ohne Umstände den Herrn erkennen lassen, der er doch in Wirklichkeit war.

„Die Sache muß ein Ende nehmen," sagte er fest, „ehe sie ruchbar wird. Ich werde morgen zu deinem Vater gehen und ihn um deine Hand bitten."

Margarete ließ ein leichtes, silbernes Lachen erklingen, das Severins Ärger noch mehr anstachelte.

„Du lachst zwar," sagte er wieder, „aber ich höre daraus nicht, ob du mich verstanden hast."

„Ach, Severin!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Margarete warf sich lachend um seinen Hals, als handle es sich um etwas recht Drolliges.

Er stieß sie drohend zurück.

„Margarete!"

Sie klagte aufrichtig: „Bist du meiner denn schon so gänzlich überdrüssig?"

„Dummheit! Dann würde ich dich doch nicht heiraten."

„Wozu denn das? Hast du mich nicht ganz?"

„Spricht ein anständiges Mädchen so?" brauste er auf. „So darf ein Mann sprechen, aber doch nicht —"

Die Nähe der furchtbarsten Enttäuschung trieb dem Sohne des Parias die ersten Flammenzeichen auf die Stirn.

Margarete suchte Zorn und Rache und alles abzuschneiden, indem sie ihn geschäftig in einen Sessel schmeichelte und sich auf seine Knie niederließ.

„Sieh doch, Liebster, wie schön wir's jetzt haben! Kein Mensch kann uns trennen! Habe ich dir noch etwas versagt? Bitte mich darum! Alles, alles tue ich für dich! Du weißt ja! Nie, nie können wir es schöner haben als jetzt! Nur — wenn du zu meinem Vater gehst, ist alles vorbei ..."

Sie senkte ihre Augen tief beredsam in die seinen.

„Vorbei?" rief er ungeduldig. „Erst recht schön soll es werden!"

„Ach, du kennst ja meinen Vater nicht. Alle hunderttausend Mark einen Grundsatz. Du hast ja keine Ahnung von diesen Leuten."

„Von was für Leuten?" fragte er streng.

Er sprang auf und stellte sie vor sich hin, ganz Partei für die Gesellschaft.

Margarete fühlte die Drohung, aber sie fand es sinnlos, vermittelnd und vorsichtig zu sein, wo alles so klar lag. Wo man jede Täuschung so bitter würde büßen müssen.

„Von diesen Ehrbaren," sagte sie in ehrlicher Verachtung, „die uns in ihre Gesetze schmieden."

„Und solche Töchter haben!" platzte Severin grimmig heraus.

Es war sehr unbedacht. Doch da es heraus war, ließ er es gelten. Als Margarete schmerzlich das Köpfchen senkte, eine Bewegung, in deren vornehmen Reiz er sich sofort wieder verliebte, ärgerte er sich wohl flüchtig über seine neue Blöße, aber er wußte auch, an seiner Gewalt über sie konnten Beleidigungen nichts mehr ändern. Es lag nur an ihm, sie zu halten oder zu verderben.

Einlenkend sprach er: „Warum soll denn alles vorbei sein? Ich kenne die Leute besser als du. Laß mich nur machen."

Doch Margarete, den Kopf bestimmt zurückwerfend, erklärte ihm, daß ihr Vater niemals einwilligen würde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Severin lachte.

„Wenn er nicht will," rief er voll böser Absicht, „dann sage ich ihm einfach, warum er — muß! Verstehst du mich jetzt?"

Margarete lachte wieder wie vorhin, nur etwas schmerzlicher und kälter.

„Ich kann dir nur immer wieder sagen, du kennst diese Leute nicht!" wiederholte sie mit leichtem Achselzucken.

„Und warum nicht? Für dich wird es wichtiger sein, daß sie m i ch kennen lernen!"

„Sie werden dir keine Gelegenheit geben, Severin."

„Margarete!" schrie er zornig auf.

„Es tut mir leid, daß du es dir nicht selbst sagst, lieber Severin. Was kann ich tun? Mein Vater würde mich einfach zwangsweise zu irgendeiner entlegenen Pastorenfamilie deportieren. Und ich, als Heiratspartie in die zweite Garnitur versetzt, hätte nur abzuwarten, bis das erste Gras über die Geschichte gewachsen ist. Das ist so klar wie der Kurszettel."

Severin fand ihre Rede unsäglich herzlos und grausam. Für das Geschenk, das ihm Margarete gemacht hatte, fehlte ihm jeder Sinn.

„Warum willst du deinem Vater nicht sagen," schrie er laut, „daß du mich liebst? Daß du mich für wertvoller hältst als irgendeinen aus deinen — deinen bisherigen Bekanntenkreisen? Haben nicht andere Bräute viel schwerere Kämpfe durchgefochten und dennoch gesiegt? Fehlt dir nur der Mut dazu — oder was?"

„Den Mut hätte ich wohl," erwiderte sie aufrichtig ... Das „Aber" erstarb ihr auf der Zunge, als sie endlich Severins ganze Enttäuschung begriff, voll tiefen, ehrlichen Bedauerns.

Doch er ließ nicht locker. „Farbe bekennen!" schrie er mit brennrotem Kopf.

Da fragte sie traurig: „Was bezweckte ich damit, wenn ich auch den Mut hätte? In die Familie aufgenommen würdest du doch nicht — und ich wäre draußen."

Aha! dachte er. Jetzt habe ich dich, Kanaille! Sie hat also von vornherein gewußt, wie weit wir kommen werden — und trotzdem ... Und mich hat sie nur benutzt, um sich jederzeit zurückziehen zu können. Alles Berechnung also!

Er schäumte vor Erbitterung und trieb sie vor seinen Fäusten her. „Und du? Und du? Wer bist denn du? Du wagst es nicht, mich deiner Familie zuzuführen — aber das hier, was du mit mir getrieben hast, das entehrt dich nicht? Dafür habe ich Familie genug? Soll ich dir sagen, was du bist? Wie?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Margarete verlor in dieser Gefahr plötzlich das Gefühl der Abhängigkeit. Unwillkürlich flüchtete sie in den überlegenen Schutz der Gesellschaftsmoral.

„Das wirft mich noch lange nicht aus der Gesellschaft heraus," erwiderte sie mit schützend über die Stirn erhobenen Armen. „Noch hat es niemand erfahren. Und wenn auch. Wir sind keine Unmenschen. Das — das verzeiht mir mein Vater immer noch eher, als —"

Severin brüllte wie ein Tiger, packte sie unter gräßlichen Schimpfworten bei den Armen und hätte sie an der Wand zerschmettert, wäre sie ihm nicht ohnmächtig entsunken ...

Als Margarete erwachte, stand nur die Zimmerwirtin vor ihr, die ihr mit aufrichtigem Entsetzen anriet, so schnell wie möglich zu fliehen, ehe Herr Küppers zurückkäme ...

Nicht lange darauf schritt Margarete in Myrte und Schleier zum Altar. Von Severin Küppers hörte sie gelegentlich, daß er nach wenigen Jahren sinnloser Ausschweifungen unter das Hafenproletariat zurückgesunken sei. Einige wollten ihn noch an den Schultern erkennen.

Dunkler Abend auf der Wanderung

Von Hermann Hesse

Wenn auch der Abend kühl und sternlos ist
Und Regen rauscht,
Ich singe doch mein Lied zu dieser Frist,
Weiß nicht, wer lauscht.

Wenn auch die Welt in Krieg und Angst erstickt,
An manchem Ort
Brennt heimlich doch, ob niemand sie erblickt,
Die Liebe fort.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Preisausschreiben

Der Wiener Schriftsteller- und Journalistenverein Concordia in Wien schreibt zwei Preise zu 10000 Kronen für die zwei besten österreichischen Kriegsromane aus, zu einer Zeit, da in Paris ohne Preisausschreiben der Kriegsroman „Le Feu" von Jean Barbusse den Goncourtpreis erhielt, bejubelt von der ganzen Presse Frankreichs und hoch gewürdigt in Deutschlands ersten Blättern. Die Concordia, die Hochburg des Wiener Schrifttums, veröffentlicht einen Aufruf, in dem es heißt: „Der Roman, der uns vorschwebt, braucht kein Soldatenroman im engen Sinne zu sein; er soll sich nicht nur im Feuerbereich des Kampfplatzes abspielen und über der Tat des Kriegers auch die stummen Leistungen des Hinterlandes, die Tapferkeit unserer Frauen, die Hingabe der gesamten Bevölkerung an die große Aufgabe des Krieges außer Betracht zu lassen. Volkstümlichkeit und Menschlichkeit werden die besten Eigenschaften eines Buches sein, in denen sich das ernste Gesicht Österreichs in diesen geschichtlichen Tagen erkennbar spiegelt."

Also kürzer gesagt, ein Roman zur Verherrlichung dieses grauenvollsten aller Kriege, der, wie allgemein durch die Presse bekannt, uns aufgedrängt wurde, und dies zu einer Zeit, da in Frankreich Barbusses flammender Protest gegen den Krieg in 100000 Exemplaren abgesetzt wurde und Abscheu vor dem Krieg im allgemeinen wie im besonderen in der Seele des kleinsten Bürgers entzündete, weil es die Stimme seines Herzens war, die darin sprach. Hier aber wird ein Preis zur Glorifizierung einer Zeit ausgeschrieben, für die wir nur ein Gefühl übrig haben: Ach, wäre sie schon vorüber; und den phantastischen Wunsch: O könnten wir sie vergessen! Oder will die Concordia am Ende einen Roman prämiieren, der ihr das wahre Gesicht dieser großen Zeit enthüllt und Wahrheiten ausspricht, die allgemeiner sind als: Gold gab ich für Eisen? Glaubt die Concordia, daß auch nur ein einziger Schriftsteller, der nicht in der Kategorie Strobl, Hans Müller, Major v. Lauff rangiert, sich um den Preis bewerben wird; vergißt oder weiß die Concordia nicht, wann das erste Kunstwerk über den Dreißigjährigen Krieg entstanden ist; will die Concordia überhaupt ein Kunstwerk auszeichnen; oder weiß sie nicht, daß sie im Begriff steht, diese gewisse Salonkriegsberichterstattung, wie sie die Blätter heutzutage kultivieren, als Dichtung etikettiert und repräsentativ für Österreichs — ach, durch Hans Müller in Deutschland repräsentierte — literarische Kunst hinauszuschicken. In welchem Hofratshirn ist der Gedanke zu diesem Preisausschreiben entstanden? Und ich höre schon die Federn unserer Skribenten kritzeln und mit einem Auge auf den 10000-Kronen-Preis Patriotismus schwitzen und aus Blut, Dreck und Himbeersaft eine Sauce brauen, die „volkstümlich und menschlich" zugleich ist, für den Gaumen des Volkes gesüßt und den Menschen zu Menschlichem, nämlich zum Kotzen reizend. Mit Heldensöhnen, Heldenmüttern und Heldenbräuten in der Weanastadt wird er beginnen, gerade recht für „die Seele des echten Österreichers", gemütliche Schützengrabenidyllen werden folgen, fröhliche Schlachten, entzückende Sturmangriffe. Und der Pepschl oder Franzl oder Hansl allen voran. Wie genußreich wird der Heldentod geschildert werden: nicht fürchten bitte, es ist ja nur Dichtung, von der Concordia prämiiert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dann kommt das Hinterland an die Reihe, wo sich im Vollbewußtsein der patriotischen Pflicht in harten Wintermonaten arme Frauen zähneklappernd um 3 oder 4 Uhr früh sich „anstellen", damit sie um 10 oder 11 Uhr vormittags ein Ei oder zwei Deka Butter ergattern, während die Kinder zu Hause vergehen vor Kälte. Sollte dieses Bild aber vielleicht zu kraß sein und die Wahrscheinlichkeit, den Preis zu erlangen, verringern, dann bitte lieber zu dem heiteren zu greifen, daß tabaklüsterne Männer in langen Polonäsen vor den Trafiken warten, bis es einer vormärzlichen Bettel gefällt, ihnen zwei „Sport" zu überlassen, wenn man sich vorher bei ihr durch einen Viktualienobolus beliebt gemacht hat.

Gratistyps, meine Herren Bewerber, bitte sich nur zu bedienen. Vermeiden Sie aber ja nur, zu verraten, wie es diesen armen Männern und Frauen in Wahrheit ums Herz ist; „wie die Hingabe der gesamten Bevölkerung an die große Aufgabe des Krieges" (ohne Unterschied der Nation, bitte) in Wirklichkeit aussieht; ich fürchte sonst für den Preis, und wie stehn wir vor der Nachwelt da, die den Roman liest als große Epopöe unserer Zeit. Denn die Concordia hat ihn prämiiert. Und wenn Sie das ernste Gesicht unserer Zeit zeichnen, dann nehmen Sie ja keine agrarische Physiognomie zum Modell, denn Sie könnten mit deren feisten, besitzfrohen, satten Zügen selbst in höchsten Kreisen Mißbilligung finden. Auch das könnte Ihnen bei den Preisrichtern schaden. Schwarzgelb und rosenrot soll der Roman sein, dann kann der Preis nicht versagt werden. Denn wir sind ja keine Barbaren wie die Franzosen, die ein Buch prämieren, das das wahre Gesicht des Krieges enthüllt. Dr. Felger

Alice Berend

Die wenigsten Frauen haben Sinn für Humor.

Sie sehen die Dinge, wie sie ihnen scheinen; denn sie stehen mitten in ihnen. Sie haben sich so daran gewöhnt, Irdisches gelten zu lassen, daß ihnen das Wahrhafte auf die Nerven fällt.

Ausnahmen wirken immer wohltuend. Nicht, weil sie die Regel bestätigen oder aus anderen bürgerhandwerklichen Gründen, nein: weil sie uns den Glauben an Verlorenes, an kaum Erhofftes wiedergeben.

Alice Berend fällt schon durch ihre Anspruchslosigkeit aus dem Rahmen ihrer Zeit. Ihr Milieu ist das des kleinen Bürgers. Sie sieht ihn etwa so wie Hermann Harry Schmitz, genau so klein, possierlich, gut und schlecht, brav und böse, kurzum: lächerlich. Nur daß ihn der liebenswerte Rheinländer von Anfang an belächelte, während Alice Berend ihn sehr ernsthaft in die Hände nimmt, ihn vor sich stellt auf ihren Schreibtisch und so lange um und um wendet, bis sie entdeckt, was sie vermutete: daß er, weil keine Ausnahme, nirgends aus dem Rahmen fällt, es gar nicht kann, wenn er auch in steter Angst davor schwebt.

Alle Menschen sind verschieden; aber einer ist wie der andere. — Wenn Alice Berend eine Merkwürdigkeit entdeckt, generalisiert sie sie. Dabei behält sie immer recht. Sie durchdrang die Menschen und steht nun über ihnen. Sie scheute keine Spesen an Liebe und erntet nun allgültige Weisheiten.

Angeborene Bescheidenheit kennt keine Grenzen. Alice Berend protzt nie mit ihrer Erkenntnis. Sie wirkt nie prononciert. Ihr Humor hat keine witzigen Spitzen, die er sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abschleifen könnte. Er bleibt ewig neu und frisch. Das Außergewöhnliche behandelt er ebenso sachlich wie das Alltägliche. Weil Alice Berend die Dinge sieht, sie wirklich sieht, braucht sie nichts daran zu suchen.

Reklame macht nur, wer sie nötig hat. Wirklich Gutes bewährt sich von allein. Wer die Menschen so ruhig, klar, ohne Trompeten und Scheinwerfer sieht wie Alice Berend, braucht keineswegs den Erschütterungen seiner Zeit fern stehen: er spricht nur nicht darüber. Intimitäten gehören nicht auf den Marktplatz. Alice Berend hält auf Abstand: durch ihre innige Beschäftigung mit Dritten schützt sie sich vor sich selbst; es gibt auch natürliche Blitzableiter.

Wer mit Alice Berend sich bei ihren Menschen erholt hat, lernt nun erst richtig sein Temperament schätzen. Vergleichen ist eine angenehme Beschäftigung: es kühlt ab und regt an.

Paul Nicolaus

„Die heulende Wölfin“

„Wieder lebe ich unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüter hat; am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen; sie kommt von der Gesundheit und diese vom Klima; dabei sehen viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stecke: sie sind fein schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt . . .“

So schrieb Schopenhauer vor hundert Jahren aus Florenz an seinen Jenenser Freund Osann. Inzwischen ist Italien zu nationaler Einigung und die Schopenhauersche Philosophie zu professoraler Approbation gelangt, aber unwandelbar und von dem Strom des Säkulums um nichts verschoben steht das Verdikt des Philosophen. Nicht als Urteil, das objektiv dem Wert oder Unwert eines Volkes gerecht würde, sondern als Ausdruck eines Verhältnisses, das heute wie vor hundert Jahren die unverrückbare Distanz zwischen zweierlei Temperament und Vitalität festhält. Heute wie damals ist dem deutschen Moralisten die Hemmungslosigkeit des Italieners so unbegreiflich, daß er, angesichts so vieler schöner Gesten und ganz konträrer Taten, vor Verwunderung beinahe den gerechten Zorn vergißt.

Während der letzten kosmopolitischen Epoche, die wir vor dem Krieg erlebten, schien sich manchmal dieses Verhältnis verschieben oder gar ausgleichen zu wollen. Da vermochten wir uns noch ohne Haschisch in eine national schier gewichtlose Welt hinüberzuträumen. Heute stimmt uns die Not, die mit strengem Finger phantastischen Lockungen in die Ferne wehrt, zu härterem und begrenzterem Ethos. Der begeisterte Hymniker der Fremde greift nun, die grollenden Dissonanzen häufend, sein Klagelied auf der entseligten Leier, schärft Invektiven, die wie vergiftete Pfeile dumpf schnurrend ins feindliche Lager fliegen, ballt Schleuderkugeln aus Zorn und Verachtung und sendet sie prasselnd auf die Schilde der Verräter.

Auch einer, der seine Wahlheimat so heiß geliebt hat wie Hans Barth, vergißt zuweilen in seinem Schweizer Exil die römischen Schenken und die sonneüberglänzte Campagna Romana, die er so oft mit trunkener Begeisterung besungen. In seiner Xeniensammlung „Die heulende Wölfin“ (Stuttgart 1917, bei Julius Hoff-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann) sprudelt es auf vor Zorn und Empörung über die treulosen Freunde von gestern, und wie ein gereizter Hornissenschwarm schwirren seine Distichen gegen korruptes Pressegesindel und die analphabetische Piazza, die jedoch ganz ausgezeichnet den Wert des englischen Geldes zu lesen versteht. Zwischendurch aber klingt aus den Versen Hans Barths doch immer wieder die Sehnsucht auf, die aus wildem Kriegsgeschrei das Jammern der Menschheit heraushört und hinter brandroten Schleiern, gleich riesigen, flammenumwogten Palästen, die bedrohten Werke der Kultur sieht. Stärker als Haß und Enttäuschung leuchtet aus diesen römischen Xenien eine tiefe Liebe zu jenem Italien, das mit Politik und Weltkrieg überhaupt nichts zu tun hat, das weder den Mittel- noch den Westmächten, sondern allein der europäischen Menschheit gehört.

Wer immer Italien geliebt hat und, trotz seines gerechten Furors, auch heute noch liebt, weil man das Schöne eben nicht hassen kann, auch wenn es nicht gerade vom Himmel kommt, der nehme an einem Sommerabend dieses Büchlein von Hans Barth zur Hand. Er wird dann, wenn er sich erst weidlich über Italien ausgeschimpft hat, doch die allerschönsten italienischen Träume haben.

Adolf Lapp

Ersatzstoffe

Wenn man über die augenblickliche Kriegszeit hinausdenkt, so muß man sich immer wieder die Frage vorlegen, welche Rolle die Ersatzstoffe in der künftigen volkswirtschaftlichen Entwicklung spielen werden, ob sie, die uns im Kriege so wertvolle Dienste geleistet haben, bald wieder verschwinden oder aber uns dauernd von Nutzen sein werden. Die Frage ist außerordentlich schwer zu beantworten, schon deshalb, weil über diesen ganzen Teil der Kriegswirtschaft ein geheimnisvoller Schleier gebreitet ist und auch ruhig darüber bleiben soll. Denn es geht nicht an, unseren Gegnern in aller Offenheit mitzuteilen, wie wir uns behelfen, und zwar ist heute die Verschwiegenheit doppelt wünschenswert, weil ja auch im feindlichen Auslande eine ganze Reihe von Rohstoffen ausgehen und man auch dort immer mehr Ersatzindustrien schaffen muß. Wenn wir also unsere Erfahrungen in aller Öffentlichkeit erörtern würden, so besorgten wir damit nichts anderes als die Arbeit unserer Gegner. Immerhin kann einiges gesagt werden. So ist es kein Geheimnis, was die Stickstoffindustrie, deren Anfänge weit über den Kriegsbeginn hinausgehen, die aber erst im Krieg zu ihrer riesenhaften Entwicklung gekommen ist, heute schon für uns bedeutet, und welche Hoffnungen man auf sie setzt: nichts Geringeres als eine früher nicht für möglich gehaltene, ungemein bedeutende Erhöhung unserer landwirtschaftlichen Produktion. In gewisser Beziehung gehört ja auch die bessere Ausnützung der Kohle in dieses Kapitel, insofern als gleich zu Anfang des Krieges die Koksproduktion gesteigert worden ist, um allerhand Nebenprodukte, wie unter anderm das Benzol als Ersatz für das Benzin, zu schaffen usw. Auch die richtige Ausnützung der Kohle, von der an dieser Stelle schon oft die Rede war, wird etwas Bleibendes sein. Der unerhörte Raubbau, den wir seit Menschengedenken mit der Steinkohle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getrieben haben, wird und muß aufhören, und hier mag eine Quelle zur Erholung von den Kriegsschäden gefunden werden.

Schon unklarer steht es mit anderen Stoffen, von denen uns insbesondere der Ersatz von Baumwolle durch das Papier interessiert. Nicht etwa, als ob man an der Güte der Papiergarne gar zu sehr zweifeln sollte. In dieser Beziehung scheint es, als wenn unsere Industrie in geradezu erstaunlichem Maße Fortschritte mache. Heute schon werden auf diesem Gebiete Qualitäten hergestellt, die man vor einem Jahre für durchaus undenkbar gehalten hat. Die Frage ist eben hier nur, wie sich die Rohstoffrechnung stellen wird, ob es nach dem Kriege rentabler sein wird, unser wertvolles Holz zu verspinnen, oder ob wir lieber aus dem Auslande die alten Faserstoffe importieren. Ganz ähnlich liegt es mit dem Kupfer. Wir haben im Frieden für einige Millionen Kupfer eingeführt. Heute sind wir völlig auf unsere verhältnismäßig recht kleine heimische Gewinnung angewiesen, und im übrigen behelfen wir uns mit Ersatzmetallen. Die Hauptrolle spielt zunächst Eisen und Zink und zahlreiche Legierungen. Neuerdings zieht man das Aluminium in besonderem Maße heran, wobei wir zuversichtlich in Bälde auf eine recht hohe eigene Aluminiumproduktion rechnen. Man ist hier sehr großzügig vorgegangen, manche meinen sogar, zu großzügig. Die Aluminiumherstellung ist heute zwangsweise monopolisiert unter starker Beteiligung der Regierung. Aber auch einige wichtige Großindustrielle, wie Stinnes, Giulini in Ludwigshafen, Griesheim-Elektron, Metallgesellschaft usw. sind hier beteiligt.

Gerade aber wenn man mit Metallindustriellen spricht, kann man recht bemerkenswerte Äußerungen über die Ersatzstoffindustrie zu hören bekommen. Die Meinung geht vorwiegend dahin, daß hier die Not doch außerordentlich viel Gutes| gezeitigt hat, indem nämlich die Abneigung des Fabrikanten, sein altbewährtes Kupfer durch andere Dinge zu ersetzen, jetzt endlich überwunden ist, wo früher immer technische Schwierigkeiten durchgreifende Maßnahmen vereitelt haben. Heute geht ja vieles, was man früher aus Konservatismus für unmöglich erklärt hat, und manches geht sogar recht gut. Anderes freilich kann man nicht als ideal bezeichnen.

Und so scheinen die Dinge wohl so zu liegen, daß für die ersten Friedensjahre auf diesen und auf anderen Gebieten die Ersatzstoffe weiter das Feld voll beherrschen werden schon deshalb, weil die Regierung mit vollem Recht darauf Wert legt, daß man nicht gleich nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages importiert, was zu importieren ist. Denn das würde allein schon unsere Valuta und unseren Schiffsraum in unerträglicher Weise überlasten. Später aber wird man wieder in steigendem Maße Rohstoffe wie Baumwolle oder Kupfer vom Auslande beziehen. Allerdings — daran ist wohl nicht zu zweifeln — wird die Länge des Krieges zusammen mit den Jahren der Übergangswirtschaft bewirken, daß mehr von der Ersatzindustrie bleibt, als man noch vor einem Jahr für möglich gehalten hätte. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Rednitzstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Scheidewege

Von Emil Zimmermann

Unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck wuchs die Bevölkerung des Reiches von 41058792 im Jahre 1871 auf 49428470 Köpfe im Jahre 1890. Die Vermehrung betrug etwa 8370000, etwas über 20 Prozent in 20 Jahren. Der Außenhandel des Reiches hatte 1875 6134 Millionen Mark gewertet, 3573 Millionen Mark in der Einfuhr und 2561 Millionen in der Ausfuhr. Bis 1882 war die Ausfuhr auf den Betrag von 3224,1 Millionen Mark gestiegen, die Einfuhr auf 3098,4 Millionen Mark gesunken, 1890 stand einer Einfuhr im Betrage von 4145,5 Millionen Mark eine Ausfuhr von 3326,5 Millionen Mark gegenüber. Der Gesamthandel belief sich auf 7472 Millionen Mark. Die Steigerung des Außenhandels war eine sehr mäßige; in der zwanzigjährigen Periode 1871 bis 1890 betrug sie nicht viel über 50 Prozent. Dementsprechend war auch die Abhängigkeit der deutschen Wirtschaft vom Auslande, als Fürst Bismarck das Steuer aus den Händen gab, eine sehr geringe.

Nach Bismarcks Abgang, besonders aber seit 1900, als Fürst Bülow Kanzler des Deutschen Reiches geworden war, begann mit der von ihm eingeleiteten Weltwirtschaftspolitik eine beispiellos glänzende Aufwärtsentwicklung der deutschen Volkswirtschaft. Im Jahrzehnt 1890 bis 1900 wuchs die Bevölkerung von 49428470 auf 56367178 Köpfe, um nahezu 7 Millionen (13,1 Prozent); der Außenhandel erreichte den Betrag von 10377 Millionen Mark. Er erfuhr eine Steigerung um 40 Prozent in 10 Jahren. Die folgenden zehn Jahre bis 1910 hoben die Ziffer des Außenhandels auf 16409 Millionen Mark (nahezu 60 Prozent Steigerung gegen 1900); die Bevölkerung vermehrte sich um 8,5 Millionen Köpfe, auf 64925993 (um 14,1 Prozent). Und was kaum noch möglich schien, eine noch stärkere Aufwärtsentwicklung des deutschen Außenhandels brachten die drei Jahre 1911—1913. Unser Außenhandel stieg um nahezu 4,5 Milliarden Mark auf die Rekordziffer von 20867 Millionen im Jahre 1913. Die unerhörte Steigerung um 28 Prozent in drei Jahren war Tatsache geworden.

Dies waren die beispiellosen Erfolge der Bülowschen Weltwirtschaftspolitik, an die wir heute trauernd zurückdenken, und zu der unendlich viele im Reiche immer noch zurückkehren wollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir pflegen kurz zu sagen, daß wir dem Schutzzoll unseren glänzenden Aufstieg zu verdanken hatten. Damit treffen wir aber nicht den Kern der Sache. Wir haben nicht alle Teile unserer Wirtschaft geschützt. Die Anbaufläche für Hülsenfrüchte ging von 478000 Hektar im Jahre 1883 auf 263000 Hektar im Jahre 1900 und seitdem noch weiter zurück. Mit Raps und Rübsen waren 1878 179000 Hektar, mit Flachs 134000 Hektar bestellt; 1913 waren es nur noch 31000 und etwa 15000 Hektar. Ganz gewaltig haben wir unsern Schafbestand vermindert. Er belief sich 1873 auf 25, 1883 auf 19,2 Millionen Stück; 1913 wurden nur noch 5520837 Schafe gezählt. Ferner hat unser Schutzzoll nicht ausgereicht, den deutschen Gemüse- und Obstbau in die Höhe zu bringen. Dagegen brachte er folgendes Kunststück zuwege:

Er erhöhte im Inlande die Preise z. B. für Baumwollen- und Wollengarne, Baumwollen- und Wollenstoffe, hielt die billigen ausländischen Fabrikate zurück, ließ aber Baumwolle und Wolle zollfrei ins Land. Der deutsche Fabrikant erhielt billigen Rohstoff, aber hohe Preise für seine Fabrikate, und er konnte deshalb seine Arbeiter gut bezahlen, nebenbei auch noch selber gut verdienen. Die gut entlohnten Arbeiter wieder waren in der Lage, hohe Lebensmittelpreise anzulegen, also die Landwirtschaft verdienen zu lassen.

Nicht der Schutzzoll an sich brachte der Weltwirtschaftspolitik den großen Erfolg, sondern die durch ihn geschaffene Möglichkeit, die billigen Rohstofflieferungen der Welt hinter hohen Zollmauern günstig zu verwerten. Nur mit diesen billigen Lieferungen zusammen hatte der Schutzzoll Erfolg. Hätten wir Schafwolle, Flachs, Hanf, Ölfrüchte auf unserm Boden zu hohen Preisen erzeugen müssen, so wäre der Schutzzoll unwirksam gewesen.

Es traf sich für unsere Weltwirtschaftspolitik ganz gut, daß die Angelsachsen in Nordamerika, Südafrika, Australien, Indien, die Spanier und Portugiesen in Südamerika weite Gebiete entwickelt hatten, deren landwirtschaftliche Produktion von Ölfrüchten, Baumwolle, Wolle, tierischen Fetten, Fellen und Häuten, tropischen Genuß- und Reizmitteln, Tabak auf Absatzgelegenheit wartete. Diese meist tropischen und subtropischen Gebiete hatten sich, da sie vorwiegend ländlichen Charakter trugen, auf die Selbstverarbeitung ihrer Produktion nicht eingestellt; sie fanden in Deutschland einen guten Abnehmer. Die billigen Lieferungen dieser Gebiete erst gaben uns Gelegenheit, unsere Bevölkerungszahl schnell zu steigern und unsern Reichtum rasch zu vermehren. Neben einer eigenen Landwirtschaft, die verhältnismäßig teuer produzierte, weil sie im Werte hoch gesteigerten, dicht besiedelten Boden bearbeitete, hatten wir eine von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunehmende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überseeische Landwirtschaft unter fremder, hauptsächlich angelsächsischer Flagge. Professor Dr. F. Wohltmann, Halle, Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle a. S., berechnet, daß wir bei einer eigenen landwirtschaftlichen Erzeugung von 14 bis 15 Milliarden Mark Wert 1913 bereits für 5 Milliarden Mark landwirtschaftliche Stoffe einführten. Es darf hierbei nicht übersehen werden, daß jene 14 bis 15 Milliarden auf teurem, durch Zollmauern geschütztem Boden wuchsen, die 5 Milliarden aber auf den billigsten Böden der Welt. Für uns aber stellten sie einen um mindestens 50 Prozent höheren Wert dar.

Machen wir uns dies richtig klar, dann erkennen wir sehr bald, daß unsere schnelle Volksvermehrung seit 1890, der rasch anwachsende Außenhandel und der steigende Reichtum weit mehr darauf beruhten, daß uns die billigen Auslandböden zur Verfügung standen, als sie dem eigenen Boden zu verdanken waren. Die Weltwirtschaftspolitik des Fürsten Bülow hatte einen großen Teil unserer Kraft auf fremden Boden gegründet. Diese Politik hatte nur so lange Bestand, als die Rohstoffgebiete gegeneinander ausgespielt werden konnten; deshalb betrieb England als Gegenzug auch den Zusammenschluß der Rohstoffstaaten. Es ist bezeichnend genug, daß mit den angelsächsischen Reichen kein Handelsvertrag abgeschlossen werden konnte.

Im Jahre 1893 bewegte sich unsere Abhängigkeit von den fremden Landwirtschaftsgebieten noch in bescheidenen Grenzen. An lebendem Vieh, Nahrungs- und Genußmitteln, Futtermitteln und Rohstoffen (abgesehen von Erzen und Metallen) führten wir nach Zusammenstellungen von Dr. A. Schulte im Hofe (siehe „Die Welterzeugung von Rohstoffen und Lebensmitteln", Beihefte zum Tropenpflanzer Nr. 1/2, 1916) für ungefähr (Holz eingerechnet) 1900 Millionen Mark ein. Wir bezogen für 208 Millionen Mark Baumwolle, 227,6 Millionen Mark Wolle, 85,6 Millionen Mark Seide, 25,5 Millionen Mark Jute, 58,2 Millionen Mark Häute und Felle, 146,5 Millionen Mark Holz; Kautschuk verbrauchten wir so gut wie gar nicht. Die Einfuhr von Ölfrüchten hielt sich auf dem verhältnismäßig niedrigen Betrage von 124½ Millionen Mark.

Wir stützten noch 1893 unsere Wirtschaft in der Hauptsache auf das eigene Land und bezogen nur das Notwendige.

In den 20 Jahren bis 1913 trat aber eine gewaltige Veränderung ein. Zwar wuchs die Bevölkerung in dieser Zeit von etwa 51 auf 67 Millionen, also um 16 Millionen = 31 Prozent; aber die Baumwolleeinfuhr hob sich in derselben Zeit von 207½ auf 575,2 Millionen Mark, um 367,6 Millionen = 177 Prozent, die von Häuten und Fellen von 58,2 auf 382,3 Millionen Mark, um 557 Prozent. Der Kautschukbedarf schnellte von einem ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwindenden Betrage auf 114¾ Millionen Mark empor, der Holzbedarf von 146½ auf 354½ Millionen Mark. Die Einfuhr von Ölfrüchten und Ölkuchen stieg von 124½ auf 603½ Millionen Mark. Auch die Steigerung der Zufuhr von lebenden Tieren und Erzeugnissen der Viehwirtschaft von 310½ auf rund 808 Millionen Mark stand in keinem Verhältnis zur Bevölkerungsvermehrung. Die Weltwirtschaftspolitik bestand also darin, daß wir die Einfuhr von industriellen Rohprodukten gewaltig vermehrten und sie durch unsere Arbeit veredelten. Einen Teil der aus ihnen gewonnenen Fabrikate führten wir an das Ausland als Zahlung für die Rohstoffe ab, den andern Teil benützten wir zum vermehrten Ankauf von Lebensmitteln, um eine üppigere Lebenshaltung zu führen. Es war durchaus nicht verwunderlich, daß gerade die Nachfrage nach tierischen und pflanzlichen Fetten stieg. Gegen 1893 fand in der Folgezeit eine gewaltige Steigerung unserer Hirn- und Muskelarbeit statt, und das erklärt die Steigerung des Fettbedarfs. Auch die Maschinen beanspruchten mehr Öl.

So erfreulich diese Entwicklung an sich war, so bedauerlich war unsere steigende Abhängigkeit vom Auslande. Was wirklich unser Eigen war, war die vermehrte Förderung von Steinkohlen und Eisen und die wachsende Ausfuhr von Maschinen, Steinkohlen, Schmiedeeisen, Eisenblech, Eisen- und Stahlwaren aller Art. Auch hatten wir eine chemische Industrie entwickelt, die ganz auf unserem Boden gewachsen war. Das war das Plus in unserer Rechnung. Aber dem stand als gewaltiges Minus die über alle Maßen gesteigerte Abhängigkeit von der fremden Landwirtschaft gegenüber. Die Mehreinfuhr land- und forstwirtschaftlicher Stoffe war 1913 auf annähernd 5¼ Milliarden Mark gestiegen; gewaltig gewachsen war dazu der Bedarf an mineralischen und fossilen Rohstoffen, Mineralölen, Metallen. Im Jahre 1891 hatte die ganze Einfuhr aus den Vereinigten Staaten 457 Millionen Mark gewertet, 1913 bezogen wir allein für 294 Millionen Mark Kupfer. Im Jahre 1904 hatte die Einfuhr von Kupfer 134 Millionen Mark betragen, 1913 war sie auf 335,3 Millionen Mark gestiegen. Die Zufuhr von Eisenerzen hob sich in derselben Zeit von 91,8 auf 221,1 Millionen Mark. Wohin man auch den Blick richtet, überall begegnet man einer vollständigen Verwebung der heimischen und der fremden Volkswirtschaft, und unser schneller Aufstieg beruhte sehr wesentlich mit auf der Tatsache, daß uns Fremde mehr oder minder bereitwillig ihre billigen Böden zur Verfügung stellten, vor allem die Angelsachsen. Wir erhielten aus dem britischen Weltreiche und den Vereinigten Staaten 97 Prozent der Baumwolleinfuhr, 55 Prozent unserer Wolle, 100 Prozent der Jute. Sie lieferten uns ferner 56 Prozent des Weizens, 75 Prozent unserer Einfuhr von Reis, rund 50 Prozent der Ölfrüchte. Unsere Goldeinfuhr war zu mehr als drei Vierteln angelsächsischen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hauptsächlich englischen Ursprungs; das Kupfer kam zu mehr als neun Zehnteln aus angelsächsischen Staaten.

Es ist ja richtig, daß wir im Getreidebedarf ziemlich unabhängig geworden waren. Im Jahre 1893 war ein Mehrbedarf von 9187000 Doppelzentner erforderlich, 1913, trotz der gestiegenen Einwohnerzahl, nur von 8402000 Doppelzentner. Das waren nur 4,8 Prozent der eigenen Ernte. Auch Kartoffeln, Zucker und Fleisch — abgesehen von Fetten — reichten aus. Die menschliche Ernährung war gesichert.

Aber das war doch nur mit gewissen Einschränkungen richtig. Unseren Viehstand konnten wir nur erhöhen, weil wir gewaltige Mengen von Futtermitteln einführten. Der Einfuhrüberschuß von Viehfutter stieg von etwa 314 Millionen Mark in 1893 auf über eine Milliarde Mark (1040250000 Mark nach Professor Wohltmanns Berechnung) in 1913. Von besonderer Bedeutung waren die eiweiß- und fettreichen Futterstoffe aus den Tropen und Subtropen. Weil sie fehlten, ging 1916 der Milchertrag unserer Kühe auf nahezu die Hälfte zurück. Und der Rückgang ist 1917 fortgeschritten. Weiter fiel die Fett-, Fleisch- und Häuteproduktion.

Fettes Futter gibt fetten Stallmist. Den Wert der Stallmisterzeugung des deutschen Viehstandes berechnet Professor Wohltmann für 1913 auf $1^1/_2$ bis 2 Milliarden Mark. Der Stallmist ist und bleibt das wichtigste Düngemittel der deutschen Landwirtschaft. Die Einfuhr aller stickstoffhaltigen Düngemittel in Deutschland wertete 1913 nur 170 Millionen Mark, die von Phosphaten nur 17,2 Millionen. Es kommt für unsere landwirtschaftliche Erzeugung also ganz wesentlich auf den Stallmist an und auf seine Güte. Wird sie durch das Fehlen der fett- und eiweißreichen Futtermittel stark vermindert, dann sinkt auch die landwirtschaftliche Erzeugung von Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben.

Es war also nichts als Selbsttäuschung, wenn wir glaubten, durch die Bülowsche Wirtschaftspolitik in der Ernährung unserer Menschen vom Auslande unabhängig geworden zu sein. Das Erträgnis unseres Bodens war sehr wesentlich von den Lieferungen der billigen überseeischen, hauptsächlich tropischen und subtropischen Böden beeinflußt.

Und so war die Bülowsche Wirtschaftspolitik im Grunde nichts anderes als eine ganz bedeutende Erweiterung unserer Anbaufläche auf den billigen Böden in Übersee. Schulte im Hofe berechnet, daß wir allein für die Futtermittel in Übersee 3374000 Hektar benötigten, für die Baumwolle 2640000 Hektar. Häute und Wolle aber können nur auf Böden mit extensiver Wirtschaft gezogen werden, und es handelt sich da nicht mehr um Millionen von Hektaren, sondern von Quadratkilometern. Auch kann man keinesfalls so rechnen, daß man den Hektar-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ertrag der Baumwolle dem deutschen Gesamtbedarf gegenüberstellt und durch einfache Division die erforderliche Landfläche ermittelt. Zum Baumwolland gehört noch das Land für die Ernährung der jenes bearbeitenden Menschen und Tiere und manches andere mehr. Wir können nicht erfassen, wie viel überseeischer Boden für die Versorgung der deutschen Wirtschaft nötig ist; jedenfalls handelt es sich um Flächen, welche den Umfang des Deutschen Reiches weit übertreffen.

Die Bülowsche Politik hätte gesund genannt werden können, wenn sie für die Entwicklung einer deutschen überseeischen Landwirtschaft gesorgt hätte; aber dafür hatte sie kein Interesse. Das langsame Aufbauen war nicht ihre Sache; sie wollte schnelle Erfolge. Und sie gründete das Wachstum der deutschen Volkswirtschaft und des Deutschen Reiches ausschließlich auf fremde Böden.

Man kann nicht sagen, daß den Vätern dieser Politik ihr sehr gefährlicher Charakter verborgen geblieben ist. Graf Reventlow, dessen gute Beziehungen zu Herrn von Tirpitz bekannt sind, schrieb in der Nummer 31 des „Größeren Deutschland" vom 29. Juli 1916 u. a.:

> „Die Weltwirtschaftsfrage ist letzten Endes auch Machtfrage ... Wir wissen nicht, was für Koalitionen von Mächten Deutschland in einem zukünftigen Kriege gegenüberstehen werden. Die Wahrscheinlichkeit liegt aber vor, daß eine solche Koalition nicht nur eine angelsächsische Macht, sondern beide, und damit möglicherweise die Feindschaft des ganzen amerikanischen Kontinents in sich schließen ... wird."

Den schärferen Beurteilern der Bülowschen Weltwirtschaftspolitik ist ganz klar gewesen, daß sie zu dem Ergebnis führen mußte: Entweder wir begaben uns, entsprechend unserer wirtschaftlichen Abhängigkeit von ihnen, auch in die politische Abhängigkeit von den Angelsachsen, was diese offenbar erwartet haben, oder wir zwangen sie dazu, uns die volle Gleichberechtigung in ihren Kolonien zu gewähren, unseren Wunsch nach der offenen Tür als berechtigten Anspruch anzuerkennen. Mit anderen Worten: die Vereinigten Staaten, das britische Weltreich und schließlich auch Südamerika sollten gezwungen werden, eine friedliche Durchdringung ihrer Gebiete durch Deutsche zu dulden. Dies ist's, was Graf Reventlow mit dem Ausspruch meint: „Die Weltwirtschaftsfrage ist letzten Endes auch Machtfrage."

Der Krieg wird von den Engländern bewußt als Kampf gegen die deutsche Durchdringung geführt. Eine ihrer ersten Maßnahmen war die Vernichtung deutscher Organisationen, der Verkauf deutscher Liegenschaften in ihren Kolonien. Ihnen haben sich die Vereinigten Staaten, China nnd Brasilien angeschlossen; das war die Antwort auf unsere Betonung, daß die Welt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirtschaftsfrage eine Machtfrage wäre. Auch die Angelsachsen fassen sie in dieser Weise auf. Und wir stehen nun vor der Entscheidung, ob wir diesen großen Machtkampf mit allen seinen Folgen auf uns nehmen wollen, oder ob es nicht für uns und die ganze Menschheit besser ist, einen anderen Weg zu gehen.

Herr von Bethmann Hollweg hatte klar erkannt, wohin die Bülowsche Weltwirtschaftspolitik ausmünden mußte. Vor dem Kriege hatte er die Verhandlungen mit England eröffnet; sie sollten Deutschland in Mittelafrika einen großen, in sich geschlossenen Kolonialbesitz geben. Das war der erste große Versuch, eine erhebliche tropische Eigenerzeugung Deutschlands zu erzielen. Zwar behaupten Graf Reventlow und seine Nachbeter, es ließe sich im Rahmen praktischer Möglichkeiten kein deutsches Kolonialreich denken, welches annähernd in der Lage wäre, den deutschen Bedarf an Rohstoffen irgendwelcher Art in beträchtlichem Maße zu decken; aber das ist unrichtig. Wäre Herrn von Bethmann Hollweg die Durchführung seiner Pläne gelungen, die auf Gewinnung des belgischen Kongo, Südangolas und großer Teile von Französisch-Äquatorialafrika abzielten, so hätten wir heute ein Kolonialreich mit einer Ausfuhr von 60 bis 70 Millionen Mark Kautschuk, das imstande wäre, in Bälde unseren ganzen Kautschukbedarf zu decken. Dieses mittelafrikanische Reich enthält gewaltige Bestände an Ölpalmen; sein Urwald ist das größte Holzreservoir der Erde. Die großen Weidehochflächen Mittelafrikas sind eines der besten Viehzuchtgebiete der Erde.

Allerdings ist richtig, daß Mittelafrika uns noch lange nicht von den fremden Rohstofflieferungen frei macht. Aber allein durch die Betonung großer kolonialer Ziele zeigen wir der Welt, daß wir sie nicht vergewaltigen wollen. Weltwirtschaftspolitik unter Abweisung kolonialer Wirtschaft, wie dieser Gedanke in den Reventlowschen Forderungen zum Ausdruck kam, rollt sofort die Machtfrage auf mit der Erhebung aller Rohstofflieferanten gegen uns im Hintergrunde. Alle leiden an der Furcht, daß wir sie wirtschaftlich durchdringen und unterjochen wollen. Wir können der Welt nicht klarmachen, daß wir stark sein und doch mit einem ganz erheblichen Teil unserer agrarischen Produktion, der immer größer und wichtiger wird, bei ihr nur geduldet sein wollen. Hinter der Fortsetzung unserer Weltwirtschaftspolitik wittert die ganze Welt die Vergewaltigung. Aber der große Umschwung tritt sofort ein, wenn wir erklären, daß wir als eines der Hauptziele des gewaltigen Ringens die Gewinnung eines großen Kolonialreiches sehen. Dann fallen alle jene Staaten von der Koalition der Angelsachsen ab, die als Rohstofflieferanten zu den großen Rohstoffgebieten der Engländer und Vereinigten Staaten in scharfem Gegensatz stehen. Das sind die südamerikanischen Staaten, Mexiko, China, die kleineren mittelamerikanischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reiche. Und auf diese Gebiete, Mittelafrika und eventuellen deutschen Südseebesitz gestützt, können wir dann auch seelenruhig einem Wirtschaftskampfe nach dem Kriege ins Auge sehen.

Mir scheint, daß heute die Parole lauten muß: „Los von den Angelsachsen!“ und nicht Kampf bis zum Weißbluten. Die Angelsachsen wollen uns in ihren Gebieten los sein; man erfülle ihren Willen, aber Vorbedingung ist, daß sie uns in einem großen eigenen Kolonialbesitz Raum geben. Und wir werden dann eine Politik des wirtschaftlichen Austausches mit unseren Verbündeten, mit Mittelafrika, Süd- und Mittelamerika einleiten, und wer sonst noch an diesem Wirtschaftsbunde teilnehmen will. Die Engländer haben einen Kautschukanbau in Südostasien großgezogen, der alle anderen Kautschukgebiete zu vernichten droht, weil er über das ungeheure und sehr billige Menschenmaterial Ost- und Südasiens verfügt. Wir werden zu Mittelafrika und Südamerika sagen: Wir zahlen für euren Kautschuk so viel, daß ihr trotz Südostasien mit Erfolg anbauen könnt, wenn ihr dafür unsere und die österreichisch-ungarische Automobil-, Fahrrad- und Kautschukindustrie ebenfalls begünstigt. Ebenso werden wir den Südamerikanern ihre Wolle — Uruguay, Argentinien, Chile produzieren für 250 bis 300 Millionen Mark — zu einem besseren Preise abnehmen, desgleichen den Türken; auch den Ölfrüchteanbau und ihre Gewinnung werden wir in dieser Weise steigern.

Wir müssen von ähnlichen Grundsätzen ausgehen wie bei unserer Schutzzollpolitik, müssen sie aber auf ein weiteres Gebiet übertragen. Hätte das Deutsche Reich nicht seine Schutzzölle gehabt, es hätte sich nie neben dem alten Industriestaat England entwickeln können. So stehen heute Südamerika, Mittelamerika, Mittelafrika den großen bevorzugten Gebieten von Nordamerika und Süd- und Ostasien schwach gegenüber. Es ist nicht möglich, daß sie gegen diese einerseits mit großem Kapital und gewaltiger Maschinenkraft, andererseits mit einer unheimlichen Menschenfülle ausgestatteten Gebiete aufkommen können. Jeder Versuch zum Aufschwung wird unterdrückt. Dies liegt aber durchaus nicht in unserem Interesse. Es erfordert vielmehr, daß wir die neuaufstrebenden Rohstoffgebiete gegen die alten angelsächsischen durch eine Vorzugspolitik unterstützen. Den Anstoß dazu haben die Engländer durch ihre Deutschenverfolgungen gegeben; wir sollten die Gelegenheit beim Schopf ergreifen. Wir müssen aber zuerst eine klare Entscheidung treffen. Auf der einen Seite steht die Fortsetzung der Bülowschen Weltwirtschaftspolitik mit dem Machtkampf gegen alle Welt, der sich immer wieder in Wirtschaftskämpfen und neuen Kriegen erneuern wird, bis wir oder die Angelsachsen unterlegen sind; auf der anderen bietet sich durch den Übergang in eine neue, durchaus nicht schlechtere Form unserer wirt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftlichen Entwicklung die Aussicht auf langes friedliches Gedeihen. Auf jener Seite eröffnet sich eine Zukunft als ausbeutendes Händler- und Fabrikantenvolk, die voll schwerer Kämpfe und Gefahren für die ganze Menschheit ist; auf dieser kehrt unsere Entwicklung wieder zur Mutter Erde zurück, zum Acker mit seinem Segen für den Einzelnen und den Staat.

Der Angriff

Von Hart Helmut Domizlaff

Wieder kommt der große Farman über die Front, gleitet tiefer und tiefer, legt sich rechts in die Kurve und dann links, nun wieder links, man sieht, daß er den kleinen weißen Schrapnellwölkchen ausweichen will, die nach ihm greifen.

Frecher Kerl, denken die Leute im Graben und beschatten mit den Händen die Augen, staunen über die Ruhe, mit der der dort oben um sein Leben spielt und — immer wieder gewinnt.

Da: Tack, tack. Hoch oben bellt ein Maschinengewehr. Nanu?

Die schmerzenden Augen suchen den glühendheißen, strahlenden Himmel ab. Aha, da, hinter unserer Front, der kleine, glitzernde Stahlvogel. Ein Fokker.

In rasender Fahrt kommt er heran. Tack, tack, tack! Der Franzose antwortet mit wildem Gekläff, macht dann kehrt, verschwindet. Auch der Fokker gibt Ruhe. Alles ist wieder still.

Na, denn bis nachher. Die beiden Gruppenführer, deren Abschnitte aneinander stoßen, trennen sich. Langsam schlendert der Gefreite auf seinen Stollen zu. Hat der wieder geschimpft! Über die Nässe in den Stollen und die Sommerhitze oben, über den blendenden Himmel und den Kopfschmerz, den das ewige Suchen nach den Fliegern ihm eingebracht, über die Flieger überhaupt. Schließlich hatte er gemeint, daß nicht umsonst die feindlichen Flieger in der letzten Zeit so oft die Stellung photographiert hätten; der Franzmann ließe eben keine Ruhe, er solle ihm nur glauben, bald sei es wieder so weit, und dann — —

Er muß jetzt noch lachen, wenn er daran denkt.

Was nutzt das Schimpfen, und warum soll der Franzmann in dieser ruhigen Stellung nicht auch einmal wieder angreifen? Abwarten, denkt er, und zunächst mal ist er müde. Er breitet seine Decke auf der Handgranatenbank in der Nähe seines Wohnstollens aus, rollt den Mantel zusammen, um ihn unter den Kopf zu legen, spannt die Zeltbahn über das Lager als Schutz gegen die glühende Nachmittagssonne und legt sich dann zum Schlafen nieder.

Hat er nicht vor drei Jahren als Globetrotter den Frühling in Boulogne-sur-Mer verlebt? Heute liegt er im Graben. Er lacht. Mögen sie kommen; geweckt wird er. Aber dann denkt er an nichts mehr, ist nur müde, und nun schläft er ein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was hat er doch geträumt, als er mit einemmal in die Höhe fährt? Nichts vom Krieg, gar nichts. Aber von zu Haus war es irgend etwas, von einer Tür, gegen die jemand erst klopfte, dann trat, daß krachend die Türfüllung herausplitterte.

Raax — der Boden bebt, auf dem er lag, und mit geneigtem Kopf horcht er nach den sausenden Splittern. Da — näher und näher brummt es.

Huiii — wumm —

Ganz in seiner Nähe klatscht es an die Grabenwand und liegt dann vor ihm auf den Rosten: ein armdicker Minensplitter.

So ist es ja schon recht, denkt er, wischt sich die Augen und sieht sich das Ding an. Jetzt ist es wehrlos, aber gezackt und immer noch drohend liegt es vor ihm, wie ein giftiger, mordgieriger Tausendfuß, den Menschenhand zu Boden schlug. Er greift danach, will ihn aufheben. Aber gleich wirft er ihn wieder fort. Seine Finger schmerzen von dem heißen Eisen.

„Vorsicht, aufpassen!" Der Posten neben ihm ruft ihn an. „Da kommt schon wieder so ein Dreibein angesegelt."

Er sieht nach oben. Eine gewaltige Flügelmine rauscht durch die Luft. Donnerwetter, die schlägt hier ganz in der Nähe ein, das sieht man. Aber er hat sich getäuscht. Viel weiter rückwärts zerkracht sie, und als er den Kopf spähend eben über den Grabenrand hebt, sieht er Sand, Steine und Baumäste haushoch in die Luft fliegen.

Wie grausig doch das Geräusch einer solchen krepierenden Mine ist! Man hat das Gefühl, als packe es uns mit mächtigen Fäusten und risse uns auseinander. Man zuckt zusammen, wenn man es hört; empfindet Widerwillen.

Wie anders sind die Granaten. Todesmutig springen sie auf, sausen heulend durch die Luft, stürzen sich auf irgend etwas, packen es an, zerschmettern es und sterben im Anprall. Oder die Schrapnelle. Jauchzend, schreiend vor Wut fliegen sie heran, zerplatzen über ihrem Opfer und zerreißen mit hundert scharfen Zähnen alles, was sie erreichen können. Beides wilde, ehrliche Kämpfer, roh und ungeschlacht der eine, flink und schneidig der andere, unerbittlich beide.

Unerbittlich auch die Mine. Aber es fehlt ihr das Offene, Ungestüme ihrer Kameraden. Welche Bosheit, welche Tücke liegt allein schon in dem Klang des Wortes: Mine. Wie langsam, fast widerwillig erhebt sie sich, schwankt träge hin und her in der Luft, sucht sich noch im Fallen die Stelle, wo sie sich eingraben will, wo sie mit mächtigem Arm alles in ihrer Nähe packt und in die Luft schleudert, Steinblöcke, Menschenleiber, Sandmassen, Bäume. Unheimlich, grausig ist es anzuhören, wenn sie durch die Luft schlüpft und schlürft wie ein böser Geist, wie irgendein fürchterlicher Unhold wahnsinniger Träume.

Mine auf Mine durchrauscht die Luft, schlägt auf — zerspringt, verwüstet und zerschlägt Verbindungsgräben und zweite Linie. Der vordere Graben bleibt unversehrt, nur ab und an klatschen lange Splitter an seine Wände.

Ob der Franzmann glaubt, der Kampfgraben sei schwach besetzt? Ob er seine Werfer nicht richtig eingestellt hat?

Unsere antworten. Die leichten und auch die schweren. Hüben und drüben kracht es, Sandmassen und Steine fliegen durch die Luft, Staub kriecht in die Mundhöhle, bedeckt Zunge und Gaumen mit einer dicken, klebrigen Schicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sonne geht unter, es wird dunkler und dunkler. Aus den Gräben, den Granatlöchern und Minentrichtern hebt die Nacht ihr Haupt, richtet sich auf an den Gerippen der mächtigen Bäume. Nun steht sie da, umhüllt alles, Himmel und die ganze Erde. Nur die Sterne nicht. An die kann sie nicht heran. Kalt und höhnisch blicken sie auf die Nacht herab, lachen über sie, die mit gierigen Blicken zu ihnen emporsieht.

Näher und näher kommen die Einschläge; wüster und grauenhafter wird das Krachen der Minen. Granaten und Schrapnelle heulen nun dazwischen, stimmen mit ein in diese Symphonie des Wahnsinns, die anhebt mit rasender Kraft, die unsere Nerven betäubt und alles, was wir denken und wollen. Nur aushalten, denken die da vorn, aushalten, aushalten. Mehr faßt ihr Verstand nicht, nur dies eine, und — daß der Feind nicht kommt, solange er schießt.

Unsere Artillerie schweigt.

Irgendwo hinter uns liegt dies Untier versteckt; im Wald in einer Senkung, irgendwo, wo niemand es vermutet, und lauert. In kalter Ruhe liegt es da, seine Augen suchen gierig den Himmel ab. Es wartet auf seine Zeit, wartet, wartet —. Und wenn dann das Licht der grünen Leuchtkugeln ihm in die Augen bleckt, dann —. Aber es wartet, das wilde Tier, man fühlt nur, wie es droht.

Ein dunkler Schatten gleitet durch den Graben, die Gefechtsordonnanz.

„Dritter Zug, dritte und vierte Gruppe?"

„Jawohl."

„Befehl vom Kompagnieführer. Jede Gruppe zieht sämtliche Posten ein, bis auf einen. Alles übrige im Stollen weitere Befehle abwarten. Umschnallen. Säcke mit Handgranaten bereit halten. Erhöhte Alarmbereitschaft."

Der Schatten huscht weiter, drückt sich hier an die Grabenwand und dort, wenn die Splitter heransausen, verschwindet hinter der nächsten Schulterwehr.

So, nun weiß jeder Bescheid darüber, was bevorsteht, wenigstens was bevorstehen kann. Es braucht das ja nicht einzutreten, worauf man wartet, es braucht ja nicht, denkt mancher — es braucht ja nicht.

Also herein in die Stollen, und alle verschwinden in dem dunklen Erdloch, sitzen dann tief unten beim Schein einer Kerze zusammen und warten — warten.

Worauf denn nur — worauf?

Die Wärme der acht Menschen füllt den engen Raum, vermischt sich mit der schweren, feuchten Luft, die von dem kalten, modrigen Wänden ausstrahlt, den nassen, überschimmelten Drahtmatratzen, an denen die Feuchtigkeit herunterkriecht wie eine ekle schleimige Schlangenhaut.

Der Raum ist wie geladen mit Erwartung, mit Aufregung, die nicht schweigen kann, die verzweifelt nach Auswegen sucht. Einige sitzen da und stieren vor sich hin, einer, ein Landsturmmann, Rechtsanwalt aus Hamburg, schimpft und flucht auf alles, was ihm einfällt, auf den Franzmann, der nie Ruhe gäbe, auf den Gestank hier unten, der aus dem schmierigen Grundwasser hochquillt, die Augen rot und klein macht, die Zunge im Munde quellen läßt. Und die anderen stimmen ein. Grobe, ungeschlachte Worte fallen, wüste Reden und rohes Lachen hört der Raum, der ihnen Schutz gewährt und dennoch von vier Seiten sie drohend anglotzt, aus hundert glitzernden Augen, die der Schein der Kerze auf seinen nassen, schleimigen Wänden öffnet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wumm — der Luftdruck schlägt sie gegen die Wand, das Trommelfell dröhnt. Erdklöße fallen von der Decke. Die Erde bebt. Das Licht fällt um, verlöscht.

„Schnell Licht anmachen!“ schreit einer.

Man hört das Knirschen des Streichholzes, dann glänzt das Flämmchen auf. Die Kerze brennt wieder. Schwelender blauer Nebel liegt im Raum.

„Nee, nee, meine Herren,“ knetert wieder die Stimme des Rechtsanwalts, „jetzt wird's mir hier unten doch reichlich muffig. Ich gehe nach oben.“

Aber als er auf den Ausgang zugeht, kracht's wieder, als zerbräche alles um sie herum. Er fliegt zurück, schlägt mit seinem Körper in das stinkende Grundwasser neben den Tretbohlen. Sandmassen rutschen nach. „Verfluchte Schweinerei!“ Der Gefreite begreift die Lage zuerst, reißt einem den Spaten vom Koppel, stürzt auf die Stufen zu, gräbt, gräbt, gräbt wie von Sinnen. Der Eingang ist verschüttet.

Da, da, der Spaten stößt ins Leere. Er steckt den Kopf durchs Loch, schreit wie besessen. Noch einige Spatenstiche, dann packen ihn kräftige Arme, ziehen ihn heraus und nach ihm die anderen, als vorletzten den Rechtsanwalt, tot. Ein Sprengstück drang ihm in den Kopf.

Geduckt huschen sie den Graben entlang zum Zugführerunterstand in ihrem Abschnitt, wo der Graben überdeckt ist. Da bleiben sie, drängen sich bei der geringen Deckung eng zusammen. Was das für ein rasendes Durcheinander von Tönen ist, das sie umrauscht! Es ist, als könne man nicht mehr atmen darin, müsse in dieser Flut ertrinken.

Was mag der Feind da alles gegen sie aufgeboten haben! Kann man den einzelnen Geräuschen nicht nachgehen, ihnen nachspüren bis zu ihrem Ursprung, um zu wissen, was da alles gegen sie wütet?

Das scharfe, helle Bellen der Feldgeschütze, die gar nicht weit von ihnen stehen können, kennen sie wohl und auch das dumpfe Brüllen der Fünfzehner, die jedesmal den Erdboden zittern machen.

Aber aus diesen vielen verschiedenartigen Geräuschen eine bestimmte Reihe, ein Motiv herauszuhören, das dieser Symphonie den Grundton gibt, nein, nein, das kann man nicht. Besser ist, man schließt die Augen und läßt diese Sturmflut über sich zusammenschlagen, mag kommen, was will. Nur ein scharfes Knirschen und dann ein dumpfes, schweres Gekrache, das bleibt, und immer wieder dazwischen diese grausigen Abschüsse der schweren Minen. Ah, wie sie unser Gehör zerreißen beim Aufschlagen! Man sieht sie mit langem Feuerschweif emporsteigen, verliert sie dann aus den Augen, hört sie nur durch die Luft torkeln und schwanken, näher und näher sausen.

Dann duckt man sich: Entweder — an das Oder denkt schon niemand mehr. Dann schlägt sie irgendwo in der Nähe ein, überschüttet alles mit Sand und Steinen, und — man hofft weiter bis zur nächsten.

Seit acht Stunden dauert das nun an, seit acht langen, langen Stunden, und will immer noch nicht enden.

Langsam geht die Erschöpfung den Graben entlang, zieht diesen nieder und jenen und schließt ihnen die Augen zu unruhigem, nervösem Schlummer.

Nur nicht müde werden, nur nicht einschlafen, das geht doch nicht, denkt er, und fühlt, wie die Müdigkeit auch an ihm emporkriecht.

Ah, eine Zigarette wird ihn wach halten, und die Zündschnur glimmt auf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber die Augen haben sich an das Dunkel gewöhnt, und das rote Papier der Schachtel leuchtet weit.

„Woher bekommen Sie nur jetzt noch die türkischen „Deuxième"-Zigaretten?" fragt mit einemmal der Leutnant Marx.

Er steht in dem überdeckten Graben auf seinen Stock gestützt da, ihm gegenüber, der vor ihm auf der Schwelle eines Postenauftritts kauert.

„Ich lasse sie mir immer aus Hamburg kommen." Und nun sprechen sie mit einemmal über alles mögliche, über Zigaretten und über deutsche Städte, in denen sie gewesen, über gute Bücher, und suchen etwas darin, mit ruhiger, klarer Stimme zu sprechen, schöne Worte in formvollendete Sätze zu prägen, als seien sie daheim in irgendeiner Abendgesellschaft aufeinander angewiesen, hätten sich eben kennen gelernt und müßten sich nun gegenseitig unterhalten. Bis mit einem Male etwas eintritt, das sie dem Augenblick wiedergibt, mit wüster Faust alles zerreißt, was an Ruhe und Gleichmut sie um sich gebreitet haben, ihren Nerven die letzte höchste Erregung zuteil werden läßt.

Die feindliche Artillerie schweigt; völlige Stille ringsum.

Und diese Stille wirkt auf sie, als seien sie plötzlich taub geworden. Fassungslos, wie betäubt stehen sie da, sehen sich an, stier und ohne jeden Ausdruck in den Augen.

„Raus, raus! Sie kommen!" schreit da mit einem Male eine Stimme.

Das weckt sie auf. „Jeder in seinen Abschnitt!" gellt die Stimme des Leutnants. Die Erdhöhlen speien Menschen aus, die den Graben entlang huschen, ihren Abschnitt besetzen.

Aufpassen, aufpassen.

Alle Müdigkeit ist mit einem Male verflogen, eine wilde Fröhlichkeit erfüllt alle. Leuchtkugeln gehen hoch, weiße, noch mehr weiße, da — da: grüne. Angriff erkannt, heißt das Signal, und Sperrfeuer fordert es. „Da kommen sie ja, da! Los, schießen, schießen!" Und alles schreit durcheinander.

Da dehnt und reckt sich das gewaltige Tier hinter uns. Seine Zeit ist gekommen, lange genug wartete es. Da springen sie heran, Schrapnelle und Granaten, wälzen sich hinein in die Reihen der Feinde, zerreißen, schleudern sie in alle Winde. Wie sie heulen und schreien, die rasenden Geister der Zerstörung, wie es brüllt und dröhnt, knallt und blitzt.

Gewehrkugeln pfeifen, klickern gegen Steine, gegen die Panzerschilde der Postenstände oder singen darüber hinweg. Und die französischen Leuchtraketen stehen am Himmel, still, kalt und ruhig, und blicken herab auf das wilde Schauspiel.

Da, das da sind sie ja. Keine dreißig Meter mehr vom Drahtverhau. Handgranaten her! Die Gewehre fliegen zur Seite.

Wumm, wumm, rechts die ersten; nun hier; Maschinengewehre rasseln. Überall kracht's. Ganz nahe sind sie heran. Vereinzelte Handgranaten fliegen in den Graben. Hier schreit einer auf und dort, fällt um, bleibt liegen. Aber näher kommt keiner. Leuchtraketen, mehr, immer noch mehr. Doch aus den dicken Pulverwolken kommt nun niemand mehr. Hier ist der Angriff abgeschlagen.

Aber was ist denn das da halb rechts von ihnen am Sappenkopf, da, wo die unförmigen Pulverschwaden sich breit machen? Sind das nicht doch noch Kerle, die da herankriechen, sich gar nicht beirren lassen durch die krachenden Hand-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

granaten, immer in neuen Wellen heranfluten? Schreie hört man und Fluchen und gellendes Krachen.

Donnerwetter, da ist ein Handgemenge im Gange. Da kommt eine Ordonnanz um die Schulterwehr, keuchend, mit weit aufgerissenen Augen. „Der Franzmann ist im Sappenkopf, wo ist Leutnant Marx?“ — „Weiter links.“ Und er rennt weiter.

„Schnell, schnell, Sandsäcke herunter, den Graben hier an der Schulterwehr verbarrikadiert!“ ruft einer. „Los!“

Der Gefreite steht da, rührt sich nicht, ringt mit einem Entschluß. Soll er, soll er? Mit einem Male strafft sich sein Gesicht, sein Unterkiefer schiebt sich nach vorn. Wer weiß, wie lange es dauert, bis der Leutnant kommt, und dann ist es vielleicht schon zu spät. Besser ist, er handelt selbständig.

„Nee, nee, Kerls,“ sagt er, und seine Stimme klingt heiser. „So ist das nichts. Wir schmeißen sie gleich wieder raus. Wer macht mit?“

„Hier, hier.“ Drei Mann stehen vor ihm. Kerle wie aus Eisen. Der eine lacht, die anderen blicken ihn an mit starren, blanken Augen und einem Mund darunter, zusammengekniffen und dünn wie ein Strich.

„Aufpassen,“ sagt er nur, „und erst vor, wenn ich es sage. Ich fange sie hier oben ab.“ Und er nimmt ein paar Handgranaten und springt mit einem langen Satz auf die Schulterwehr, duckt sich zusammen wie eine Katze zum Sprung.

Da kommen sie schon, allen voran ein mächtiger Korporal. Sakra, ist das ein Kerl. Ein Hüne von Wuchs.

Wie stolz mit verhaltener Kraft er daherkommt, prächtig anzusehen in seiner majestätischen Ruhe: ein König des Grabens, der seinen Getreuen vorangeht zum Kampf und Tod.

Nun bleibt er stehen hinter der nächsten Schulterwehr und späht um die Ecke, den Revolver in der Faust, mit schief gehaltenem Kopf. Lauernd, bereit, sein Opfer zu zerschmettern. Den da oben sieht er nicht, den die Dämmerung schützt und der doch jede Bewegung seines Gegners beobachten kann und dabei noch Augen hat für so viel Kraft und Schönheit. Diese scharfen, blitzenden Augen, dies rassige Gesicht mit der Hakennase und dem Knebelbart — ein Bretone ist das, in der Bretagne hat er solche Männer gesehen, früher, früher — und kommt sich fast wie ein Mörder vor, als er abzieht, einen Augenblick wartet und dann ganz ruhig, ohne jede Aufregung, mit losem Schwung ihm gleich zwei Handgranaten vor die Füße wirft, daß er im Krach hinfliegt wie ein Stück Tuch und zwei Hintermänner mitreißt im Fall.

„Nun los!“ Er winkt zugleich und springt von der Schulterwehr mitten unter sie, dem Leutnant fast auf den Kopf, der mit einem Male mit seinem Burschen unter ihnen auftaucht. Sie stürzen vor in den Pulverrauch; ein wüstes Handgemenge entsteht. Er sieht, wie einer der Gegner den Karabiner hebt und den kleinen Leutnant zu Boden schmettert; er holt aus. Aber der Bursche des Leutnants kommt ihm zuvor, springt den Franzmann an, reißt ihn zu Boden, rennt ihm sein Messer in den Hals. Teufel, wie die Polen damit doch umzugehen verstehen! Was hat er nur in der Hand?

Er denkt gar nicht nach darüber, schlägt nur immer zu wie ein Rasender, und mit ihm die anderen. Schüsse krachen und Handgranaten. Einer stürzt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andere fallen darüber, ein wilder, blutiger Rausch benebelt die Besinnung. Aber sie kommen durch. Und als die Franzosen wieder in die Sappe gedrängt sind, werfen sie die Waffen fort, heben die Hände: „Pardon, pardon!“ Aber sie können sich nicht lange mit ihnen aufhalten. „Schnell durch Laufgraben nach hinten bringen!“ ruft er zurück. Sie drängen sich an ihnen vorbei, überlassen sie den Kameraden, die sie sofort in Empfang nehmen und fortbringen. Stolpern selbst nach vorn, spähen hinaus dem Feinde zu.

Nichts ist zu sehen. Morgendämmerung liegt über dem wüsten Gewirr von Gestrüpp und gestürzten Bäumen zwischen den Fronten, der Franzmann ist fort, wieder in seinem Graben, der Angriff abgewiesen. Sie wollen es noch gar nicht recht glauben. Sind sie denn wirklich fort? Hat der Franzmann wirklich gar keine Reserven zum Nachstoß mehr vorgeschickt? Nein, nichts mehr; eine gewaltsame Erkundung, nichts weiter. Die letzten Franzosen springen eben drüben in den Graben.

Sie sehen sich an, als erwachten sie aus einem schweren Schlaf, erkennen jetzt erst, wer sie eigentlich sind.

„Bist du nicht vom dritten Zug?“

„Ganz recht.“

„Aber Mensch, was hast du denn da in der Hand?“ sagt der andere und lacht.

Er sieht an sich herab, und seine Hand hält eine Schaufel umklammert, eine kleine Handschaufel, deren Ende naß ist und rostrot von — ja, von Blut, von Menschenblut. Ein Grauen packt ihn, ein eiskalter Schauer überläuft ihn.

Mit dieser Schaufel hat er Menschenleben zerstört, oh, was hat er getan? Und er wirft sie weit fort über die Böschung.

Aber er schüttelt den Ekel ab; sein Gesicht wird wieder hart. Was nützt es, sich darüber Gedanken zu machen. Nein, nein. Krieg ist Krieg.

„Ihr bleibt zunächst hier,“ bestimmt er, „bis ich Ablösung schicke.“ Und er will gehen.

Da kommt der Kompagnieführer.

„Na, er ist fort, wie?“

„Ja,“ sagen die Leute und grienen. „Alles in Ordnung. Fünfzehn Gefangene.“

„Ich habe sie eben gesehen. Ihr habt eure Sache gut gemacht. Ich hörte alles von Leutnant Marx.“

„Wie geht es ihm denn?“

„Kolbenschlag auf Schulter. Nicht ernstlich. Na, hier ist ja nun auch alles wieder still. Das Weitere findet sich. Es ist gut. Morgen.“ Und er geht weiter zum nächsten Abschnitt.

Es ist gut, hat er gesagt, es ist gut. —

Er geht den Graben entlang, ruhig und mit langsamen Schritten. Die Spannung in ihm löst sich, weicht einem Gefühl tiefen, inneren Glückes. Er muß über Leichen wegtreten, die ihm den Weg versperren, überall herumliegen, kommt an Schläfern vorbei, die da, wo sie gerade standen, sich hinlegten und nun daliegen wie die Toten neben ihnen, leblos, mit kaum atmender Brust, kommt an Posten vorbei, die sich kaum auf den Beinen halten können, deren Gesichter aschfahl sind, mit großen, müden Augen darin und tiefen blauen Ringen darum.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An einem Postenstand bleibt er stehen, wo sich ein Mann mit schwarzem, struppigem Bart mißmutig seine Pfeife stopft.

„Na, Kord, wie schaut's?" — „Ja," meint grimmig der Niedersachse, „es war mal wieder so 'ne richtige Schweinerei, so 'ne richtige." Er spuckt in mächtigem Bogen aus.

Er geht weiter.

Eine richtige Schweinerei.

Aber der Franzmann ist wieder draußen.

Er bleibt stehen. Hier ist der Graben breiter, macht eine Biegung, und niemand kann ihn sehen. Und er reckt sich und atmet mit mächtigen Zügen die frische Morgenluft ein. Die Sonne geht auf irgendwo hinter diesen gelben Lehmhügeln, noch kann man sie nicht sehen. Aber rotgolden färbt sich der Himmel im Osten, und zwei Wolken stehen im Zenith, und beide glühen wie ungeheure, prächtige Rubine, deren Farbe wärmt und deren Glanz die blauen Morgennebel verscheucht und die Erde von dem wüsten Traum der Nacht erwachen läßt.

Wie glücklich er sich fühlt, wie ganz erfüllt von frischem, mächtigen Lebensmut. Woher kommt das nur? Weil der Tag erwacht und die böse Nacht vorüber ist? Oder weil die herbe Morgenluft ihm so kalt und frisch über die Haut streift? Oder weil er am Leben blieb? Oh, er blieb ja am Leben. Und er bewegt seine Arme und dehnt seinen ganzen Körper und blickt liebevoll daran herunter, froh und voller Glück.

Wie verachtet er die, die stets um ihr Leben bangen.

Wen's trifft, den trifft's.

Und er lächelt, wenn er an die prächtigen Kerle denkt, die ihm halfen. Wenn es einen von denen getroffen hätte, die hätten auch zu sterben gewußt. Hart, stahlhart hätten sie den Tod hingenommen, genau so kalt wie nun das Leben. Wie gleichgültig das auch war! Wer denkt denn daran, sein Leben zu retten?

Seinen Nachbar hat er vorhin in einer großen Blutlache am Boden liegen sehen. Ein Splitter, der ihm die Seite aufriß, hat ihn getötet. Wachsbleich war sein Gesicht und von Angst verzerrt, und sein Körper lag noch halb auf den Stufen des Unterstandes, in dem er hatte Schutz suchen wollen.

Der ist nun tot, er aber lebt. Was soll er über Tote lange nachdenken?

Heller und heller wird es, und langsam zerstreuen sich die feinen blauen Schleier der Nacht, die zwischen den Bäumen hängen. Langsam geht er weiter, dahin, wo gestern noch sein Unterstand war. Kaum wiederzuerkennen ist die Stelle. Die Balken sind zerknickt, die Verschalungen zerrissen und alles andere unter Sandmassen begraben. Auch das Loch, aus dem man sie herausgezogen hat, schüttete nachrutschender Sand zu.

Ein Gefühl des Unbehagens überkommt ihn bei dem Anblick.

Aber die Handgranatenbank hinter der nächsten Schulterwehr steht noch, seine Bank, auf der er am Nachmittag noch geschlafen hat.

Wie unberührt das alles hier aussieht, als ob gar nichts geschehen ist.

Da liegt auch noch der lange Splitter, an dem er sich verbrannte. Er hebt ihn auf, faßt ihn mit zarten Händen an, als ob eine unsanfte Berührung ihm schaden könnte, und steckt ihn in die Tasche.

Wirklich, von Zerstörung ist hier nichts zu sehen. Und sein Blick umfaßt zärtlich diesen Fleck Erde, den er so liebgewann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da sind ja auch — und mit einem Satz springt er auf den Auftritt —, da sind ja seine Gräser und die langen Efeuranken und die kleinen Schößlinge mit den jungen, frischen Blättern daran, die aus der mächtigen, quer über den Graben gestürzten zersplitterten Eiche emporsprießen, deren Wachstum er Tag für Tag verfolgte.

Die Sonne steigt höher und höher und wirft ihren Schein in den Graben, daß seine Wände sich rötlich färben und alles, was in ihm lebt. All seine Freunde, die Gräser und Büsche, der protzige Wegerich und der Löwenzahn, der in angemessener Entfernung von dem eleganten Efeu sein Quartier aufschlug.

Und er lächelt vor lauter Glück und Freude und streichelt die im Morgenwind bebenden zarten Gräser.

Er kann das ja alles noch sehen, genießen, und es kommt ihm wie kranker Traum vor, was er in der Nacht erlebte.

Dann findet er seine Gruppe beim Frühstück.

Aber nur fünf sind da. Wo sind die anderen?

„Isenberg ist tot," sagt Schulting und schneidet sich mit seinem Dolchmesser eine mächtige Scheibe herunter, die er dick mit Butter belegt, „ist doch im Bunker vorhin erschlagen. Meyer schwer verwundet. Ist auch schon unten. Und Nolte liegt hier. Schuß in den Bauch. Laß ihn nur liegen. Er schreit immer, wenn man ihn anfaßt."

Und er zeigt nach der Ecke, wo einer halb sitzt und halb liegt, sorgsam und weich gebettet, mit einem Mantel unter dem Kopf.

Hart sind die Leute und roh. Aber wenn einer sterben will, sorgen sie für ihn, betten ihn so weich wie möglich; denn sie wissen, wie schwer es manchmal ist, zu sterben.

Er sieht hinüber zu dem Verwundeten. Gekrümmt liegt er da, mit geschlossenen Augen. Armer Kerl. Ob er schläft, ob er gar schon tot ist? Er geht auf ihn zu.

Aber da öffnen sich die Augen des Schläfers mit einem Male und blicken erstaunt und lebhaft umher.

Schmerzen verspürt er wohl nicht mehr oder vergißt sie, als er seine Kameraden frühstücken sieht, wohlriechenden starken Kaffee nach der wilden Nacht und dazu kräftiges grobes Brot mit Butter und Speck, das sie eben empfangen haben. Und mit einem Male beginnt er zu sprechen, und: „Ich will auch Kaffee haben," tönt es aus der Ecke.

Seine Kameraden drehen sich erstaunt nach ihm um. „Was, du, Maxe, willste ooch Kaffee?"

„Ja natürlich. Warum denn nich? Ihr habt für mich doch auch geholt. Warum wollt ihr mir denn keinen geben?"

Warum denn auch nicht? Und einer füllt ihm den Becher mit Kaffee, der andere streicht ihm eine dicke Stulle, und sie bringen es ihm.

Warum auch nicht? Er lebt ja. Hat doch genau dieselben Rechte wie sie auch.

Dann sitzt er in seiner Ecke und frühstückt, läßt sich nachher die Pfeife geben und qualmt in den blauen Morgen hinein.

Und erst zwei Tage später starb er im Lazarett.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krapotkin

Im Folgenden gebe ich eine Ansprache weiter, die mir brieflich zukam:

„Als Spitteler wenig überlegte Worte gegen uns sagte, habe ich meine persönliche Rache an ihm darin genommen, daß ich mich in seine Werke vertiefte und an ihnen erfreute. Ich sagte ihm damit gewissermaßen, daß er mir eben doch dienen müsse als ein Deutscher mit deutschen Gedanken in deutschen Worten, so wenig ihm daran lag. Ähnlich habe ich es mit einigen Russen gemacht. Als Mitarbeiter derselben Kultur, als deren Feinde sie uns hinstellen, müssen sie uns dienen, sie mögen wollen oder nicht.

Darunter ist Krapotkin. Er hetzt gegen uns in Petersburg und schreckt bei dieser Beschäftigung vor leicht nachweisbaren Lügen nicht zurück. Das ist Kriegspsychose, erlitten in Vaterlandsliebe und selbst etwas wie Reue wegen seines langen Fernbleibens von der Heimat; keine Lüge wird leichter vergeben werden als solche. Sie setzt ihn mir nicht allzusehr herab. Dagegen hat ein Buch von ihm mir gerade jetzt sehr wohlgetan, in dem er wider Willen der Höhe deutscher Kultur einen Lobgesang anstimmte."

Das Buch, das der Schreiber meint, heißt: „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt", und ist bei Th. Thomas in Leipzig in billiger Volksausgabe erschienen, die sich, nebenbei bemerkt, leichter und besser liest als der manierierte Druck der großen Ausgabe. Es ist gegen Huxleys „Kampf ums Dasein" gerichtet, das den Darwinschen Grundsatz, den es an der Stirn trägt, in scharfer Übertreibung zum alleinherrschenden alles Lebens erklärt hatte.

Die Russen gehen ganz und gar von der deutschen Philosophie aus, leider nicht ihrem idealistischen Originalentwurf in Kant und Fichte, sondern der materialistischen Zersetzung in Feuerbach und Büchner. Die eigentliche Entwicklungslehre entstammt zwar auch jener deutschen Philosophie und zwar schon der idealistischen Richtung. Der Darwinismus aber im engeren Sinn, die Lehre von der Auslese durch erbitterten Kampf ums Futter, ist erst eine Erläuterung der deutschen Lehre durch die englische, sogenannt liberale Konkurrenztheorie und -stimmung.

Diese englische Ausbildung nun der Entwicklungslehre hat bei den Russen nie recht verfangen. Es ist fast, als streite etwas in ihrer seelischen Verfassung gegen sie. Sie lieben es, in der Hauptsache bei Goethe und Lamarck anzusetzen. Schon Michailowsky 1870 und Tschernyschewsky, als er 1883 aus Sibirien zurückkam, haben den Darwinismus als eine Erfindung des kapitalistischen Bürgertums gebrandmarkt, das die falsche Lehre von der Freiheit der Konkurrenz damit rechtfertigen wolle, die in Wirklichkeit Sklaverei bedeute. Aber erst Krapotkin gab dieser Gegnerschaft gegen das darwinistische Prinzip durch seine Aufsätze eine breite und feste Grundlage.

Er schließt an einige sehr charakteristische Bemerkungen Goethes an, die Eckermann überliefert hat. Anfang Oktober 1827 auf einer Fahrt nach Jena ließ sich Goethe durch die liebevollen Beobachtungen Eckermanns aus dem Vogelleben unterhalten. Sie sprachen davon, wie die vom Kuckuck nach unserer Auffassung mißbrauchten Vögel vielmehr in einem Verhältnis ausgeprägter Hilfsbereitschaft zu ihm stünden. Unser Standpunkt sei wohl noch zu niedrig, um den vollen Umfang des Gesetzes zu überschauen, das sich darin auswirke, meinte Goethe; und als Eckermann von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiteren Fällen höchst wunderbarer Vogelfürsorge für fremde Junge berichtete, rief Goethe aus: „Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, das mich in freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemeingesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Rätsel gelöst.“ Krapotkin vermutet, daß Brehm durch diese Goethegespräche dazu gekommen sein möchte, gerade derartige Verhältnisse in der Tierwelt mit besonderem Nachdruck aufzusuchen und zu schildern. Das ist sehr wahrscheinlich, und dadurch würde sich beweisen, daß die Idee Goethes von der Gesetzmäßigkeit jener gegenseitigen Hilfe in der Naturwelt positiv fruchtbar für ihren Nachweis geworden ist. Im Jahre 1880 wurde sie in einem Vortrag des Petersburger Universitätsprofessors Keßler dem Darwinschen Grundsatz ausdrücklich entgegengehalten. Und dieser Vortrag wieder regte Krapotkin an.

Schon Darwin hatte gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß in manchen Tiergesellschaften der Kampf um die Existenzmittel zwischen den einzelnen Individuen durch Zusammenwirken ersetzt werde. Dieser Ersatz führt schließlich zu der Entwicklung der geistigen und moralischen Fähigkeiten, die der Art, die sie ausbildet, die besten Bedingungen des Überlebens sichern. Die Geeignetsten sind in solchen Fällen weder die körperlich Stärksten noch die Listigsten, sondern die, welche gelernt haben, sich zu unterstützen. Doch sprach er dann alsbald wieder von dem Nachteil der Erhaltung der geistig und körperlich Schwachen in unseren zivilisierten Gesellschaften. — „Als ob nicht,“ wendet Krapotkin ein, „Tausende von körperlich schwachen und hinfälligen Dichtern, Gelehrten, Erfindern und Reformatoren, zusammen mit wiederum Tausenden sogenannter Narren und geistesschwacher Enthusiasten, die wertvollsten Truppen wären, die die Menschheit in ihrem Kampf ums Dasein mit geistigen und moralischen Waffen gebraucht!“

Krapotkin führt nun seinen Beweis durch das Tierreich hindurch, um zu schließen, daß nicht aus den Kreisen der hochentwickelten Menschenaffen, die einzeln in zerstreuten Familien leben, der Mensch herstammt, sondern gerade von schwächeren Arten, die aber soziale Instinkte in sich zu entwickeln verstanden hatten. Umgekehrt haben sich Orang-Utan und Gorilla vielmehr in Mißbildung verloren, eben weil sie sich in Einzelfamilien zerstreuten. Unter diesem Gesichtspunkt wird der Weg aufwärts geführt über die Genossenschaften der Wilden, der Barbaren und — in besonders schönen Kapiteln — der mittelalterlichen Städte. „Jedermann muß an seiner Arbeit Freude haben,“ stellte die Silberstadt Kuttenberg in Böhmen als ersten Grundsatz auf, „und niemand soll sich mit Nichtstun aneignen, was andere mit Fleiß und Arbeit geschaffen haben.“

Der Staat zerschlägt schließlich alles durch Jahrtausende Aufgebaute, weil er allein alles in allem sein will. Aber kaum hat er seine Herrschaft gesichert, als überall das echte Gemeinschaftswesen wieder aufwacht. In dieser Periode leben wir.

Es wäre falsch, wollte man meinen, Krapotkin hielte das darwinistische Prinzip durch seine Erwägungen erledigt, wie Übereifrige verkünden wollten. Er berichtigt es nur, indem er der Kraft dieser Entwicklung durch Kampf die Spannungskraft der Entwicklung durch Hilfe hinzufügt, wodurch erst das Ganze recht ein Ganzes wird. Arthur Bonus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ala

Eine bemerkenswerte Neugründung

Was heißt Ala? Allgemeine Anzeigen G. m. b. H. in Berlin. Unter diesem Namen verbirgt sich eine merkwürdige Neugründung, welche alle jene Kreise aufmerksam verfolgen müßten, denen die Unabhängigkeit der deutschen Presse am Herzen liegt. Und das sollte von Rechts wegen jeder deutsche Staatsbürger sein. Denn wehe dem Volke, dessen Zeitungen insgeheim die Geschäfte von unsichtbaren Drahtziehern besorgen! Es wird betrogen und irregeführt, wo es wähnt, uneigennützig geleitet zu werden. Vestigia terrent! Wir wissen alle, welche verhängnisvolle Rolle die Verpachtung eines Teiles des redaktionellen Raumes an Bankensyndikate in der französischen Publizistik gespielt hat. Und wir sollten außerordentlich stolz sein, daß im großen und ganzen die deutschen Zeitungen bisher recht unabhängig geblieben sind. Das ist so, trotz der schlechten Gewohnheit mancher Parteiblätter, sich gegenseitig in der Polemik mit unbeweisbaren und sogar unwahren Verdächtigungen herunterzusetzen. (Journalisten, die davon nicht lassen können, übersehen ganz, wie sie damit ihren eigenen Stand in Mißkredit bringen.)

Mit jenem Lob der deutschen Presse soll natürlich nicht etwa behauptet werden, unsere großen Zeitungen wären sämtlich ausschließlich und unparteiisch Vertreter der gesamten Bevölkerung. Das sind sie natürlich nicht. Das wollen und sollen sie auch gar nicht. Die „Deutsche Tageszeitung" vertritt in erster Reihe die im Bund der Landwirte zusammengeschlossenen Agrarier, der „Vorwärts" die sozialdemokratische Arbeiterschaft usw. usw. Sie machen daraus kein Hehl. Und ihre Redakteure sind, wie zu ihrer Ehre wohl anzunehmen ist, davon überzeugt, daß für das allgemeine Wohl eine besondere Betonung und Förderung der Agrarier oder aber der klassenkämpferischen Arbeiter unbedingt notwendig sei. Und das ist das Entscheidende: die Offenheit, mit der man den eigenen Standpunkt zur Schau trägt und die ehrliche Überzeugung des Herausgebers, Redakteurs, Schriftleiters oder wie man ihn nennen mag.

Die schwere Besorgnis nun, daß auch auf diesem Gebiete der Krieg unsere ziemlich guten Sitten verwildere, läßt sich gar nicht von der Hand weisen. Es liegen hier allerhand Symptome vor. So sei daran erinnert, wie vor wenigen Monaten ganz unvermittelt ein bekanntes, oft als offiziös bezeichnetes hauptstädtisches Blatt zum scharfen Opponenten wurde oder aber an die geheimnisvolle Art, in der die Bremer „Weserzeitung" kürzlich in Hände überging, die alles Interesse daran haben, eine der bisherigen scharf entgegengesetzte Politik vertreten zu lassen. Doch das sind Vorgänge, die darum nicht gar zu alarmierend sind, weil die Öffentlichkeit doch sehr bald hinter die Sache kommt. In einen schweren Konflikt muß freilich auch da der Redakteur eines solchen Blattes kommen, der zu wählen hat zwischen der Treue zu seiner alten Gesinnung und Verlust seiner Existenz oder aber Beibehaltung seiner Stellung und gleichzeitiger Gesinnungsschwäche. An und für sich darf man es aber keiner Richtung übelnehmen, wenn sie sich mit anständigen Mitteln neue Organe zu schaffen sucht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichgültig, ob es sich um Alldeutsche oder Pazifisten handelt. Es ist jedoch kein Zufall, daß gerade jene Richtung hierbei am großzügigsten vorgeht, die jetzt im Krieg auf Kosten der Allgemeinheit ungeheuerliche Gewinne hat buchen können.

Und das führt uns nun zu der Ala. Hinter dieser ist nämlich vorwiegend die Schwerindustrie zu suchen. Die Geschichte der Ala ist schnell erzählt. Kurz vor dem Krieg wurde von einer industriellen Gruppe, deren Schwerpunkt die Firma Krupp in Essen bildete, mit verhältnismäßig noch kleinen Mitteln eine Auslands-Anzeigen G. m. b. H. gegründet, die das Inseratengeschäft nach dem Ausland vermitteln sollte. Über die Motive dieser Gründung braucht hier weiter nichts gesagt zu werden. Der Weltkrieg hat nun, wie auf so vielen Gebieten, auch hier das Auslandsgeschäft unterbunden, und so war es nur zu natürlich, daß man sich dem Inlandsgeschäft zuwandte — manche behaupten allerdings, daß das von Anfang an geplant gewesen sei. In den letzten Wochen hat man diese Richtungsänderung auch nach außen hin kenntlich gemacht, indem man die Auslands-Anzeigen G. m. b. H. in eine Allgemeine Anzeigen G. m. b. H. (eben die Ala) umfirmierte und gleichzeitig ihr Arbeitskapital auf nicht weniger als vier Millionen Mark erhöhte.

Nun wäre an und für sich gar nichts gegen eine neue große unparteiische Anzeigenvermittlerin einzuwenden. Die Allgemeinheit kann nur Vorteile daraus ziehen, wenn die Firma Rudolf Mosse in Berlin Konkurrenz erhält. Denn Mosse ist gleichzeitig Besitzer eigener Blätter und will unparteiisch Anzeigen für andere Organe vermitteln, was nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis gewisse Schwierigkeiten verursachen soll. Mit der Unparteilichkeit aber ist es bei dieser Neugründung doch einigermaßen zweifelhaft. Und deshalb soll die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf sie gelenkt werden. Warum, so muß man sich fragen, begibt sich die Schwerindustrie hier auf ein Gebiet, das ihr so fern liegt wie nur möglich? Geschieht das nur, um einen — allerdings sehr winzigen — Teil ihrer ungeheuren Kriegsgewinne anzulegen? Denn daß das Anzeigenwesen an und für sich der Schwerindustrie so ferne liegt wie nur irgendeinem Gewerbe, liegt auf der Hand. Wenn Automobilwerke oder Zigarettenfabriken oder Champagnerfirmen oder Warenhäuser sich zu diesem Zwecke zusammengeschlossen hätten, so könnte man das verstehen. Denn bei ihnen spielt der Posten „Reklame" eine geradezu ausschlaggebende Rolle in der Kalkulation. Man kann aber mit dem besten Willen nicht zugeben, daß die Kosten für Inserate auch nur den bescheidensten Einfluß auf die Preisgestaltung Kruppscher Kanonen oder Stinnesscher Kohlen ausüben könnte.

Warum also das Aufgreifen eines so fernliegenden Gebietes? Eine Handhabe zum Verständnis bieten zunächst die Verhandlungen der einschlägigen Verbände. Man war manchmal so unvorsichtig, so deutlich zu werden, daß sogar in gedruckten und einem sehr großen Kreis zugängigen Berichten ausdrücklich davon die Rede ist: die Aufforderung beispielsweise, große Blätter, die nicht durch dick und dünn die Kartellpolitik mitmachen, zu boykottieren. So las man schon vor Jahren. Von einem solchen Wunsch bis zum Versuch, durch Anzeigenzuteilung oder -verweigerung systematisch zu belohnen und zu bestrafen, ist kein weiter Weg. Es liegen Anzeichen vor,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß bereits jetzt, wo die Ala doch noch sehr jung ist und wo sie sich deshalb noch sehr in acht nehmen muß, dahingehende Versuche gemacht worden sind, wenn auch einstweilen in relativ harmlosen Fällen.

Wer das außerordentliche Unverständnis vieler unserer Industriekapitäne in Pressefragen kennt, der wird den hier angedeuteten Gedankengang durchaus plausibel finden. Solche Naturen können es nicht verstehen, daß es Leute geben soll, die so ideal — oder so dumm — sind, um einer Idee, nämlich dem allgemeinen Wohl, ihre Lebensarbeit zu widmen. Jene Kraftnaturen halten es für selbstverständlich, daß man mit Inseraten die Haltung von Blättern kaufen kann.

Gott sei Dank ist das gar nicht selbstverständlich. Leider aber ist es ebensowenig selbstverständlich, daß solche Beeinflussungen überall fruchtlos sein würden. Wäre das der Fall, so würde es ganz unnötig sein, auf diese Neugründung hinzuweisen. Denn dann würde es sich — selbst wenn alle unsere Vermutungen zuträfen — doch nur um einen untauglichen Versuch am untauglichen Objekt handeln. So glänzend aber ist es denn doch nicht um unser Presseweſen bestellt. Denn neben den Redakteuren gibt es auch noch Verleger an den Blättern. Die Verleger nun sind meistens Gewerbetreibende, die mit ihren Unternehmungen Geld verdienen wollen, was ihr gutes Recht ist. Und die Verleger sind die Brotgeber der Redakteure. Bei sehr vielen großen und mittleren Blättern ist das Verhältnis so reinlich geklärt, daß der Verleger dem Redakteur nichts in seine Redaktionsführung hineinzureden hat. Gerade geschäftskluge Zeitungsbesitzer führen diese Scheidung möglichst radikal durch, schon weil sich das gut bezahlt macht. Es soll aber auch Blätter geben, wo jener Grundsatz nicht so restlos angewandt wird. Vor allem aber hat sich gerade im Gefolge des Krieges die wirtschaftliche Widerstandsfähigkeit vieler Zeitungsbesitzer nicht gerade gestärkt, die Sicherheit von großen Inseratenaufträgen ist für manchen heute verlockender als je. Wenn hier eine klug geleitete Interessenagentur mit unbeschränkten Mitteln als Versucherin auftritt — wer möchte da für eine völlige Integrität garantieren? Die Korruptionsgefahr ist nicht von der Hand zu weisen. Möge die Öffentlichkeit auf ihrer Hut sein!

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die falsche Rechnung

Von Theodor Heuß

Die taktische Bedeutung der Note von Benedikt XV. liegt in dem Versuch, die Aussprache über den Frieden wach zu halten. Sie ist nicht mit einer politischen, aber mit einer moralischen Autorität ausgestattet. Das gibt ihre Grenzen. Freilich die erste und bisher einzige Antwort, die sie gefunden, die des Präsidenten Wilson, ist nicht derart, daß sie hoffnungsvolle Aussichten eröffnet. Sie enthält zwar eine verschleierte Polemik gegen den Plan der Pariser Wirtschaftskonferenz, denn Amerika will sich die Frage der kommenden Rohstoffprofite des Friedens offen halten, aber die Einstellung auf einen Zwiespalt zwischen Volk und Regierung in Deutschland ist so plump, daß sie, vom übrigen abgesehen, neue Wände des Mißtrauens aufrichten muß. Ein späterer Kommentar läßt wissen, daß es dem Präsidenten nicht darauf ankomme, die Hohenzollern zu stürzen; er behalte sich vor, zu beurteilen, ob die innerdeutschen Reformen genügen, um die Ehrlichkeit der deutschen Politik zu garantieren. Das ist sehr gnädig von ihm. Aber er leidet daran, daß gerade seine Politik ihm bei uns allen Kredit genommen hat, selber als ein ehrlicher Politiker zu gelten und als sachverständig in den geschichtlichen Lebensbedingungen und Notwendigkeiten des deutschen Staates. Jeder Deutsche verbittet sich solche Einsprache.

Nun gehört die Melodie ihm ja nicht allein. Liberale englische Zeitungen legen Wert darauf, festzustellen, daß sie mit einem Reichstag, der verantwortliche Exekutivgewalt besäße, vielleicht zu einer Aussprache kämen, nimmermehr mit einer Regierung, die vom Parlament unabhängig ihre Entscheidungen auslegt, „wie ich sie auffasse". Dieser Einwurf zieht seine Nahrung aus den verschiedenen Nuancen der Interpretation der bekannten Friedens-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

resolution. Aber nur die vollendete Harmlosigkeit, die es ja in Deutschland zweifellos noch gibt, wird sich durch diesen Gedankengang eben von dieser Seite her verblüffen lassen. Denn gerade die englische auswärtige Politik vor dem Krieg hat, wie Ramsay Macdonald und andere uns bestätigten, darunter gelitten, daß die aus dem Parlament hervorgegangene Regierung eine Politik betrieb, von der das Unterhaus nichts wußte. Daß Grey und Asquith das Parlament über die mit Cambon getroffenen Abmachungen über eine britische Kriegshilfe auf dem Festland einfach anlogen. Bei den Franzosen steht es kein Haar anders. Das Parlament hat vor einigen Monaten zu seiner größten Überraschung erfahren, was für eine willkürliche geheime Politik Poincaré und Briand noch während des Krieges mit dem Zaren betrieben haben. Von der Haltung der Entente-Regierungen in der Stockholmer Paßfrage ganz zu schweigen!

Das sind keine Neuigkeiten, aber es ist gut, sie fest und gegenwärtig im Bewußtsein zu haben, wenn man den augenblicklichen Zustand unserer inneren und äußeren Politik betrachtet. Denn jene, die von der Dringlichkeit einer Neuordnung unseres politischen Staatslebens durchdrungen sind, sehen sich von einem Orkan der öffentlichen Stimmungsmache umbraust: daß sie sich dem Diktat des feindlichen Auslands unterwerfen, daß sie „Michelei" betreiben, indem sie glauben, das Befolgen von Ratschlägen aus London und Washington bringe uns den Frieden, daß sie „Schwäche" zeigen und nebenbei das Bismarcksche Erbe verschleudern. Dabei ist es fast komisch: diejenigen, die die schärfsten Bekämpfer der bisherigen staatspolitischen Praxis der Regierung während des Krieges waren, schreien am lautesten, wenn an ihrem grundsätzlichen Aufbau etwas geändert werden soll.

Der Wunsch, die Spekulation der Westmächte ist, in Deutschland möge sich etwas Ähnliches wie die russische Revolution vollziehen. Sie greifen es dabei reichlich plump an und verkennen vollkommen die geschichtliche Lage, in der sich das deutsche Volk befindet. Die Demokratisierung seiner Institutionen ist keine Frucht des Krieges,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern eine Entwicklung, die schon früher einsetzt, die aber jetzt aus Sachnotwendigkeit und nicht um doktrinärer Machtbedürfnisse willen zu schnellerer Reife kommt. Nichts ist so töricht als dies, daß sie eine Schwächung des Staatsganzen bedeuten würde; im Gegenteil, indem sie den Zusammenhang zwischen Regierenden und Regierten inniger gestaltet, die Verantwortungen breiter unterbauen will, stärkt sie das Staatsgefüge. Freilich: der Lärm unserer Konservativen über die „zersetzenden Kräfte" der demokratischen Bewegung muß die Hoffnungen der Gegner immer nähren. Sie haben ja auch nicht gelernt, daß das Kriegsjahr 1866 die Geburtsstunde des Reichstagswahlrechts enthält, das doch die Magna Charta der deutschen Reichseinheit geworden ist.

Eine Aufgabe ist allen Völkern gestellt: sich mit einem verantwortungslosen Chauvinismus auseinanderzusetzen, der allen im Blute sitzt. Die Franzosen und Engländer haben, wenn sie auf ihre Regierung blicken, darin ein besonders dankbares Ziel, das sie erst erreichen müssen, um friedensreif zu werden; die „autokratischen" Mittelmächte sind hier besser daran. Aber die Frage der Staatsverfassung soll dabei füglich aus dem Spiele bleiben. Wir sehen, wie in England die Diktatur einer kleinen Gruppe schaltet; daß der englische Parlamentarismus sich mit dem Koalitionskabinett, mit der Berufung von mandatslosen Männern in das Ministerium selber auf den Kopf stellt, hat für uns nur ein gewisses akademisches Interesse. Wir reden nicht davon, daß England von seinem „Marinismus" befreit werden müsse, und daß es in seinen Kolonien die und die Verfassung einführen müsse, damit man mit ihm über den Frieden sprechen könne. Vielleicht ist es ein Fehler, daß unser diplomatischer Wortschatz so wenig auf den moralisierenden Angriff angelegt ist. Aber wir ziehen einen dicken und entschlossenen Strich, wenn die Friedensdiskussion erneut mit unserer inneren Politik belastet werden soll.

Wilson konnte seine moralisierende Note in einem Augenblick in die Welt geben, da in Petersburg die Zeugenaussagen von Januschkewitsch und Suchomlinow die glänzendste Rechtfertigung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Reichsregierung brachten. Zwar hat man es bei uns jetzt vielfach satt, die „Schuld"-Fragen zu erörtern, denn das führt zur dialektischen Konventikelei, und man erinnert sich bei uns wohl an Bismarcks Wort zum König Wilhelm, die Aufgabe der Politik sei nicht, zu „strafen". Aber dies hier, die Bestätigung des falschen Ehrenworts an den deutschen Militärattaché, die eidliche Bestätigung der frühzeitigen russischen Gesamtmobilmachung, das hätte unsere Diplomatie mit sehr lauten Worten dem Wilsonschen Getön entgegenwerfen sollen. Die Technik hat zu spät zu arbeiten begonnen; Reuter und Havas aber haben einstweilen diese wichtigsten Aussagen unterdrückt. Sie moralisieren nur nach dem wechselnden Bedürfnis. Mit diesen Argumenten in der Hand dürften auch die deutschen Sozialisten noch zuversichtlicher als zuvor nach Stockholm reisen.

Sie reisen nicht. Die Konferenz, schon vor ihrer Ermöglichung zu Tode geredet, ist wieder einmal vertagt; es bleibt ihr offenbar erspart, ihre Unfruchtbarkeit in einem formalen Zustandekommen darzutun. Dafür rücken die deutschen Truppen über Riga hinaus nach Livland hinein, um den Feinden einzubläuen, daß die deutsche Friedensbereitschaft kein Angstruf der Schwäche, sondern das Sicherheits- und Verantwortungsgefühl der ungebrochenen Stärke ist.

Kriegsberichterstatter

Von Miles

Ein Notschrei aus dem Felde

An der Front herrscht ziemlich starke Gereiztheit über das Kriegsberichterstatterwesen. Woher kommt das? Es kommt daher, daß nur wenige Berichterstatter das Wesen des Krieges und das Wesen der Soldaten zu erkennen vermögen, alle aber es darstellen wollen.

Tatsächlich stehen der Kriegsberichterstattung große Schwierigkeiten im Wege und vor allem einer Darstellung, die das Schwergewicht nicht in sich selber sucht, sondern nur dem Zwecke dient, nach außen zu wirken. Wir alle haben bis zu Kriegsausbruch unsere Anschauung über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegerisches aus den Büchern über 1870/71 gewonnen. Da haben wir viel äußere Handlung gesehen, Helden und Siege. So muß es jetzt auch sein; so *wollen* die meisten daheim die Dinge sehen, die hier draußen geschehen. Und der Kriegsberichterstatter kommt diesem Wunsch entgegen. Daher erhellt schon, daß er nicht das darstellt, was ist, sondern was sein möchte. Nicht wie die Dinge stehen, berichtet er; er schreibt, wie *er* sie sehen *will*. Er ist nicht Historiker, er ist Romancier.

Dieses Versehen ist nicht schwer erklärlich. Vielleicht klingt es verwunderlich, aber es ist so: hier draußen *geschieht* nicht viel. Auf einer einzigen Seite einer populären Darstellung des 70er Krieges steht mehr, als wir (und wir gehören zur Infanterie!) in drei Jahren erlebt haben. Nun, für uns war es immerhin genug. Wollten wir aber unsere Erlebnisse, so wie sie wirklich sind, erzählen, wir würden zwar Aufmerksamkeit und wohl auch Respekt bei unseren Zuhörern bemerken, zuletzt aber doch immer wieder die Erwartung nach mehr und die stumme Frage: „— na — und?" Gottfried Keller spricht einmal von dem „Spielerischen", das dem Menschen so eng verbunden sei, daß es auch in Ernst und Schmerz überrage. Hieran mußten wir oft denken, wenn oder vielmehr als wir noch erzählten. Die braven Zuhörer wollen Blutiges, Grausiges, Furchtbares hören. Stellen wir unsere wirklichen Erlebnisse dar, so empfinden jene gar bald gähnende Langeweile. Das „— und ich dachte doch — —" flimmert uns aus ihren immer kleiner werdenden Augen entgegen. Denn was wird erlebt? Wachen, schanzen, exerzieren, viel Schriftwechsel, Patrouillen, Kartenstudium, Pläne zeichnen, Berichte schreiben, für Nahrungsmittel und Quartiere sorgen, Gasmasken durchsehen, das ist die Tätigkeit an Ruhe- und Gefechtstagen. Da fehlt ja aber der Bajonettkampf? Das ist es eben! Wenn ihn doch darum der Kriegsberichterstatter auch wegließe!

Die liebe Heimat, die sicher mit uns fühlt, hat keine Ahnung davon, daß die meiste Arbeit, die der Soldat hier draußen leistet, negativer Art ist. Handeln und Leiden, beides trägt dieses Kainszeichen. Dem Tode entgehen, dem Regen entgehen, dem Gas, den Ratten, den Läusen, das ist Kriegsarbeit. Lacht ruhig, wenn ihr an die „große Arbeit" denkt. Wir können nicht alle Siegfriede sein. Und das Leiden? Immer in der Schlangenlinie des Grabens gehen müssen, sich nicht baden, nicht waschen können, immer dieselbe Kluft auf dem Leibe, derselbe Unterhaltungsstoff, der häufige Quartierwechsel, nie sich selbst gehören — —

All das liefert einem Kriegsberichterstatter nicht Stoff für eine halbe Spalte. Wollte er es beschreiben, so wäre die Redaktion kaum sehr erbaut darüber und der Chefredakteur gleich gar nicht, denn Chefredakteur einer Zeitung ist zumeist das Lesepublikum. Mit dem muß der Artikelschreiber sich stellen.

Es gibt zwei Sorten aufsatzschreibende Primaner. Die einen schreiben mit dem Verstand und der Begeisterung ihrer Jugend und werden dafür aufs Rektorat bestellt, um mit einem „Lassen Sie sich das joo, aber auch joo gesogt sein!" verwarnt zu werden. Die andern schreiben, wie das Gesetz es befahl, loben, tadeln und wühlen nur so in wohlangelernten Urteilen über Kaiser, Könige und Päpste. Sie kriegen Einser.

Die Kriegsberichterstatter haben scheinbar fast alle Angst vor dem: „Lassen Sie sich das joo, aber auch joo gesogt sein!"; sie schreiben nicht das, was

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, was sie sehen, sondern wie das Gesetz es befiehlt. Und das Gesetz ist das Spielerische, das im Chefredakteur lebt. Wollten jene nur das, was ist, darstellen, so wären ja, wie gesagt, die Grenzen eng gezogen.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, schwelgen fast alle Kriegsberichterstatter im Stil der Darstellung, wie sie den für die reifere Jugend geschriebenen „Werken" über 70/71 eigen ist. Da geht es im Sturmschritt dahin, da brüllen die Kanonen, da jagen die Staffetten, des Hurraschreiens ist kein Ende, und da — flieht der Feind. Das ist der Ton, in dem, je nach Bedarf, eine neue Melodie geblasen wird. Und so muß es wohl auch sein. Denn wer das Alltagsleben und -leiden der Soldaten wirklich bringen will, dem ist der Stoff so knapp, die Farbe so nüchtern, daß er Künstler sein muß, um etwas daraus zu machen.

Zu diesen stofflichen Schwierigkeiten kommt die Verlegenheit, in der sich die Person des Kriegsberichterstatters befindet. Er soll über Taktisches nach der Heimat schreiben und über Soldatenerlebnisse. Wohl gemerkt: Soldaten-, nicht etwa eigene Erlebnisse. Woher aber weiß er etwas davon, er, der doch nie in vorderster Linie ist und dort auch nicht hingehört? So werden Erzählungen daraus, die verzweifelt an Karl May erinnern. Nur daß wir jene glaubten, weil wir nicht dabei gewesen waren und mit Begeisterung lasen. Diese aber können wir nicht glauben, weil wir dabei gewesen sind, und wir lesen sie mit Kopfschütteln.

Über taktische Dinge nicht zu schreiben, liegt für viele Berichterstatter nicht der geringste Grund vor. Wollte ein Käsehändler über Kunstgesang urteilen, so würde der Meister lächeln. Und wollte der Tenor in die Kunst der Käsefabrikation hineinrasseln, so würde der Käsehändler außer sich geraten, mit den Armen fuchteln und schreien: „Meine Käse — ich bitte recht sehr, meine Käse! Sie verstehen einen Dreck von meinen Käsen!" Und der Gesangsmeister müßte sich überzeugen lassen, daß solch ein Käse ein gar aristokratisch Ding ist, das seine Eigenart hat, die nur wenige ahnen.

Es liegt an der allumfassenden, alle packenden Gewalt des Krieges, daß er auf Gemüt und Gedanken eine Konzentrationskraft ausübt, die ihresgleichen nirgends hat. Leider glauben daher auch die meisten Menschen, sie hätten in militärischen Dingen ein Urteil. Wie viele denken daran, daß Kriegführen eine Kunst ist, die durch vieljährige Arbeit in langer Mühe und Geduld der erlernte, den der Genius erkor. Die es wissen, sprechen selten über diese Kunst; die sie vermögen, nie. Fast jeder aber meint, er könne auch mit urteilen in militärischen, ja in taktischen oder gar strategischen Angelegenheiten. Dieser verhängnisvolle Irrtum! Kriegskunst ist ebensowenig demokratisch wie jede andere Kunst. Begabung gehört dazu und Geduld, viel Geduld. Wie lange hat es gedauert, bis das Generalstabswerk über 70/71 fertig wurde! Heute aber schreibt tagtäglich jeder Berichterstatter irgend etwas, was kriegswissenschaftlichen Anstrich hat. Wir lachen über die Bierbankstrategie und nehmen die Ausführungen ernst, die Zivilisten in den Zeitungen bringen. Aber wie harmlos sind jene Feldherren gegenüber den Skribenten, die mit der Macht arbeiten, die das gedruckte Wort nun einmal auf Millionen ausübt! Da schreibt einer über die Bedeutung der Siegfriedstellung, der vor dem Kriege vielleicht den am Kopf des „Lokalen" stehenden Filzpantoffelteil verfaßt hat. Dort hat er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über Monistentum und Operngucker-fabrikation, über den Wert des humanistischen Gymnasiums und über Einkochrezepte geschrieben — —, ist es zu verwundern, daß solch ein Tausendsassa auch Genaues über die Bedeutung der Siegfriedstellung zu sagen weiß? Über Kriegsdinge zu schreiben ist überhaupt gar nicht schwer. Die Stichworte sind gegeben: Hindenburg ist ein Genie (wie gut, daß der Einkochrezeptmensch ihm das sagt!), Joffre ein Macher, der deutsche Soldat ist gut und edel, der französische ein Windhund, der englische ein Rowdy, der belgische gilt nicht (diese Nacht fiel unser bester Unteroffizier durch eine belgische Kugel), der serbische ist verlaust und der russische ewig besoffen. Tralalalala, so wird's gemacht! Aus diesen „Man nehme" kocht man dann ein Ragout zusammen und serviert es. Und das deutsche Lesepublikum langt wirklich darnach! Wenn es wenigstens immer so gut ausginge wie bei jenem vielgelesenen Romantiker, der in der wunderlichen Meinung, ohne ihn gehe es nicht, den Gang aus dem Frieden seines Hofes ins Kriegsgetümmel lenkte, dort eine Handgranate untersuchte, um zu sehen, wie sie von innen ausschaue, und bei dieser Tat geritzt wurde. Seitdem haben die Zeitungsleser vor ihm ebenso Ruhe wie die Generalstabsoffiziere, denn der wackere Ritter schreibt nie mehr nichts über keinen Krieg. Er arbeitet wieder an seinen braven Buben und Dirndln, nachdem er „im Schützengraben verwundet worden ist".

Aber sei dem, wie ihm wolle — — der Tapfere hat gelitten. Der Handgranate ist es ja schließlich gleich, wen sie trifft. Die meisten Berichterstatter aber entbehren vollständig des unmittelbaren Erlebens. In den Hauptquartieren hat ein Adjutant das mehr oder weniger beneidenswerte Los, diese Männer um sich zu scharen wie die Ehrentante die Pensionsküken. Er wohnt, er ißt, er trinkt mit ihnen und hilft ihnen bei ihren Aufsätzen. Er wird furchtbar viel von ihnen gefragt. Wenn er nicht immer antworten kann, so brecht den Stab nicht über ihn. Es sind viele gegen einen. Gehören doch nach dem bekannten Sprichwort zehn Weise dazu, um von der andern Kategorie auch nur einen einzigen zu befriedigen. —

Von diesem Offizier empfangen die Berichterstatter ihre Weisungen. Also aus zweiter Hand. Somit müßte ihrer Darstellung eigentlich die Frische fehlen, die nur die Unmittelbarkeit gibt. Weit vorbeigeschossen, mein Bester! Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Sicherheit und Unfehlbarkeit ein Berichterstatter über die jeweilige militärische Lage schreibt. Freilich: dem Artikel über die Einmachrezepte fehlte es auch nicht an Schmiß! Dem Grenadier aber, der im Horchloch steht, können nicht mehr Minensplitter um den Kopf fliegen, als der Berichterstatter dem Zeitungsleser Kunstausdrücke hinpflastert. Da wimmelt es von Kugel-, Torpedo-, Kettenminen, von direktem und indirektem Maschinengewehr-, von Trommel-, Sperr-, Vernichtungs-, Vergeltungs-, Wirkungsschießen, von Langrohrgeschützen, Haubitzen und Flakzügen — — — wenn das ein Lanzer in seinen drei Kriegsjahren alles gesehen hätte, könnte er was erzählen. Wir sind einmal mit einem Kriegsberichterstatter in eine Unterhaltung geraten — nach einer halben Stunde waren wir so ziemlich go.

Aber nicht das Ragout allein macht es, es muß auch hübsch garniert werden. Das verstehen die Herren nun ganz vorzüglich. Nur in den großen Topf braucht man zu greifen, und schon hat man der Mixed-Pickles,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

soviel man haben mag: Mut, Angst, Nicht-erwarten-können, stoische Ruhe, Wildheit, Edelmut, Verstand, Tücke, Starrheit, Roheit, geistige Überlegenheit, Stumpfsinn, Mattherzigkeit, Aufopferung, Fürsorge, Habgier — — die Auswahl ist groß genug. Nur richtig zu garnieren brauchst du, dann frißt es der Leser schon. Wie oft sind wir im Leben schon auf eine üppige Garnitur hineingefallen und haben ein solides Stück Hausmannskost nicht geachtet —

Oft wird ein kurzer Vorbericht geschrieben, dem dann erst in einer der nächsten Nummern die Hauptsache folgt. Dieser Hauptartikel ist stets ein Prachtwerk. Da rollen die Geschütze, Hurra wird geschrien, ein Graben nach dem andern genommen, das Schlachtfeld dampft vom Fett der erschlagenen Feinde, zuletzt aber ist wieder einmal unsterblicher Ruhm an eine Fahne geheftet worden (à propos, mein Regiment hat gar keine Fahne). Wenn es noch Lagerbier, warme Würstchen und Blechmusik dazu gäbe, dann wäre die übliche Sedanfeier fertig.

Wir bekamen einmal eine Nummer einer Zeitung in die Hände, die in mächtiger Auflage in einer mitteldeutschen Großstadt erscheint, wo viel Läben is un Rauchwarenhandel. Nicht was über diesen geschrieben war, lockte uns. Unser Blick wurde gefesselt durch eine dicke Überschrift: „Die Kämpfe um die Monacu-Ferme". Da hatte das Bataillon ja mitgemacht!

Über diesen Artikel ist nicht viel zu sagen. Er war Artikel im handelstechnischen Sinne: durchaus res fungibilis. Feurige Ansprache — Begeisterung — herrlicher, unwiderstehlicher Sturmangriff — fliehende Franzosen. Das alles war in einem Deutsch geschrieben, wie wenn ein Berberroß dahinsaust! Hauptsächlichkeiten waren fett gedruckt, ja auf besondere Zeilen abgesetzt. Wir aber hatten an jenem Tag aus schweren Wunden geblutet; es war ein Ehrentag gewesen, aber wir mußten durch Wald und Sumpf, und der Feind war diesmal stärker. In den für die reifere Jugend geschriebenen Werken über 70/71 kommt so etwas nie vor, beim Durchschnittsberichterstatter auch niemals, aber die Wirklichkeit fragt nicht danach. Damals mußten viele Briefe an arme Eltern und Frauen geschrieben werden — — aber der wackre Schwabe forcht sich nit, für ihn war das Stoff zu einem Festartikel genau wie zu allen anderen bisher. Hätten wir lieber den Artikel über Rauchwarenhandel gelesen —!

Wenn ich über Plato nicht viel studiert habe, aber doch gern über ihn reden will, so suche ich mir am besten ein Publikum aus, das von dem alten Herrn noch weniger versteht als ich. Diese ahnungslosen Hühner lassen sich traktieren. Merke ich aber, daß einer kommt, der in der Sache mehr los hat als ich, so halte ich das Maul.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der meisten Kriegsberichterstatter, daß sie alles können, nur das nicht. Auch nicht, wenn Leute dabei sind, die es besser wissen müssen. Ist es nicht naiv, daß die meisten Zeitungen den Export ins Feld mit Eifer betreiben und somit die Aufsätze ihrer Berichterstatter den Kundigen geradezu vor die Nase setzen? Die Zeiten sind vorüber, wo darüber gelacht wurde. Nach und nach ist bei den Frontsoldaten eine gewisse Gereiztheit gegenüber allem Berichterstattertum eingetreten. Das kommt daher, daß der Soldat im Dreck steht und der Berichterstatter sagt, er sei heiter und fidel. Das kommt daher, daß der Soldat die Schwere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Krieges empfindet und der Berichterstatter in einem herrlichen Quartier am Sitz des Armeeoberkommandos in Schlachten schwelgt und in Sedanfeststimmung. Das kommt daher, daß alles, was der Soldat erlebt, Wirklichkeit und wahr ist und der Kriegsberichterstatter das Blaue vom Himmel herunterschreibt!

Wir lagen an der Somme, schon wochenlang. Dreck, Schlamm, Blut waren unsere Einrichtung. Die Verwundeten mußten tagsüber liegen bleiben, denn sie konnten erst im Dunkel abtransportiert werden. Und welche Qual war es, bis das bißchen Essen herbeigeschleppt wurde! Die Träger mußten vier Stunden über offenes Gelände gehen, stürzen. Natürlich konnte immer nur nachts Essen herangebracht werden. Einmal mußten doch auch wir abgelöst werden, das war unser Trost.

Was aber stand in jener Zeitung, die in mächtiger Auflage in einer mitteldeutschen Stadt erscheint, wo viel Läben is un Rauchwarenhandel? Deren Berichterstatter war an der Somme ebenso mitten mang gewesen wie an der Monacu-Ferme. Und was hatte er angetroffen? Er schrieb über die Vorzüglichkeit der Ernährungsverhältnisse. Und diese erhellte daraus, daß „in den vordersten Linien Marketendereien eingerichtet sind". Über die Stimmung der Soldaten aber sang er das Hohelied: Sie sind begeistert. Für den Soldaten ist jeder Tag, den er an der Somme mitkämpfen darf, „so viel wert wie ein hoher Orden".

Beides war gesperrt und in besonderem Absatz gedruckt. Uns packte ein Schauer, als wir lasen, was jener Mann geschrieben hatte. Ich glaube, er hieß sogar Schauermann oder doch ähnlich. Ich hatte damals Gescheiteres zu tun, als seinen Namen zu merken.

Wir mußten den Grenadieren gut zureden, denn sie waren auf den Schreiber dieser Unwahrheiten erbost. Glücklicherweise rettete einer die Situation; er sagte: „Ich für meine Person habe in der vordersten Linie weder eine Marketenderei gesehen noch Herrn Schauermann."

Es ist das Fatum der Berichterstatter, daß sie dem Soldaten so wohlwollen und ihn durch ihre Darstellungen fortgesetzt ärgern. Alte Jungfern mögen sich geschmeichelt fühlen, wenn der Photograph sie schöner macht, als sie sind. Beim Soldaten verfängt das gar nicht. Der Soldat schimpft viel, ist viel melancholisch, hofft auf Wiedersehen mit seinen Lieben, und wenn er in einen Schlamassel hinein muß, sagt er sich: Entweder kommst du durch oder nicht!

Aus solchen Stumpfböcken könnte der Berichterstatter nicht für eine halbe Spalte herausholen. Darum macht er Idealgestalten aus ihnen. Die Soldaten, von denen er spricht, leiden alle an der Edelmut- und Tapferkeitssucht. Haben Sie vielleicht eine Tochter, Herr Schmiering oder Herr Schreiberle? Ja? Nun, was würden Sie sagen, wenn ich jetzt vor allem Volk die Keuschheit Ihrer Fräulein Tochter preisen wollte? Sie würden es kaum geschmackvoll finden, vielleicht aber es sich verbitten. Haben Sie je daran gedacht, daß ein Mann auch seine Keuschheit hat? Sie meinen, wir Soldaten sonnen uns in dem Heldentum, das Sie von uns künden? Ich sage Ihnen: Scheibenschießen!

So anspruchslos das Denken der Soldaten ist, in seine Psyche dringt man nur sehr schwer ein. Aber selbstverständlich schreckt der Berichterstatter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hiervor nicht zurück. Er unterhält sich mit einigen Soldaten und bringt sie durch Zigarren und Bier in Sonntagsstimmung. So holt er aus ihnen das heraus, was er von vornherein wissen möchte, nicht was sie von sich aus zu sagen hätten. Hieraus folgt zweierlei: erstens einmal das, daß der Kriegsberichterstatter sich Zigarren und Bier gescheiter gespart hätte; und dann, daß das, was sein Aufsatz als Ansicht „unserer schlichten Helden" bringt, re vera die des Schreibers ist. Daher vernehmen wir hier draußen dann oft so putzige Sachen. Und darum lachen die Soldaten oft so, wenn sie solches lesen, oder sind wütend.

Die Stimmung der Frontsoldaten läßt sich bei einmaligem Besuch überhaupt nicht feststellen; dazu muß man monatelang mit ihnen zusammen sein. Selbst die Offiziere, die doch immer mit den Soldaten in Berührung sind, kennen ihre Psyche nicht immer genau. Am ehesten ahnt diese noch der Offizier, der während des Kriegs von der Pike auf gedient und alle kleinen und großen Freuden und Leiden mit den Kameraden durchgemacht hat. Wer aber durch joviales Unterhalten und Bewirten in die Seele des Soldaten hineinschauen will, der gleicht dem Nationalökonom, der Privatwirtschaftsbudgets mikroskopisch aufnehmen will und den betreffenden Leuten Geschenke macht, damit sie seiner Forschung willig sind. Die Geschenke werden mitverwirtschaftet, und so wird das Bild von vornherein verzerrt.

Als wir noch 1914 bei Moronvilliers lagen, ging eines Tages durch den Graben ein Gemurmel größten Staunens. Ein paar Offiziere erschienen und dann eine lange Reihe — Papser, lauter Papser. Papser! Das waren lauter Herren, denen der Krieg gezeigt wurde, damit sie alles genau aufschreiben und an ihre Zeitungen schicken konnten, die dann wieder ihrerseits alle in der Heimat darüber belehrten. Als wir uns von unserm Staunen erholt hatten, konnten wir die Myriaden Fragen auf uns einstürmen lassen. Da haben wir uns oft auf die Lippen beißen müssen. Die Herren gingen weiter, uns mit einem gönnerhaften „'n Morgen, Jungens!" entlassend, und nach ein paar Tagen ging die Saat auf. Eigentlich dürfte heute keiner von uns allen mehr leben, so hatte es damals auf unseren Graben getrommelt. Ein Papser aber war vormittags 11 Uhr im Dunkeln abgekommen, die Schüsse waren an seinem Kopf immer nur so vorbeigesaust, er aber hatte gemeint, das seien deutsche. Bis schließlich ein vernehmliches „Qui vive?" ihn darüber belehrt hatte, daß er an den französischen Graben gekommen war — —

Seitdem wissen wir, daß die Franzosen Qui vive? rufen. Selbst haben wir das allerdings noch nie gehört, weil wir nicht so tollkühn sind.

Es könnte die bittere Frage aufgeworfen werden, wozu denn eigentlich über den Krieg berichtet würde, wenn es nicht Kriegsberichterstatter gäbe, die die Sache so auffassen, wie die Heeresleitung es sich gedacht hat: eine ausführliche, epische Darstellung bringen, womöglich ein Kunstwerk. Das sind dann diejenigen, die mit den wenigen zur Verfügung stehenden Farben ein Gemälde schaffen; die aus Handlungen, die die friedlichen Leute daheim in Wirklichkeit schwerlich gern ansehen möchten, etwas Hohes, Ergreifendes gestalten, ohne dabei der Wirklichkeit Abbruch zu tun. Bei solchen Künstlern erscheint nicht „der schlichte Soldat", welcher sagt: „Armes Rußland!" Er kann nicht erscheinen, weil es ihn nicht gibt und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weil eine solche Wattefigur unnatürlich und widerlich ist. Diese Berichterstatter schreiben auch nicht zweimal in der Woche, sondern sind sparsam in ihrer Kunst. Dafür liest man aber auch ihre Darstellungen so gern wie einen guten Leitartikel: denn es steckt Arbeit darin und ernster Wille. Solchen Berichterstattern ist es ein verteufelt wichtiges Ding um ihre Vermittlerstelle zwischen Front und Heimat. Darum sprechen sie auch nie von sich selber.

Daß eine Dame das nicht gut fertig bringt, wer möchte ihr das übelnehmen? Die Soldaten bestimmt nicht; denn es sind ihrer sehr viele verheiratet. Dafür verstehen sie aber auch nicht, wie „eine" Kriegsberichterstatter sein kann. Sie schauen den Papser mit Vorsicht an, der über Frontdinge schreibt. Wenn nun gar „eine" dahergestiefelt kommt, so sagt ihnen ihr sehr nüchterner Verstand, daß sich hier eine dritte Potenz von Verfehltheit zeigt, höchstwahrscheinlich auf Kosten der anderen Potenzen, die bei „einer" die üblichen und wünschenswerten sind — — —

Drei Geschichten im Regen

Von Max Barthel

Der Regen goß immer noch. Schon wochenlang ging das Elend fort: Regen, Regen, nichts als Regen. Die Gräben, Stollen und Unterstände waren alle ersoffen und verschlammt. Die harten Lager quollen vor Feuchte, und wir seufzten im Arbeitsdienst, dem ruhmlosen Tun, wo das Bataillon mehr Verluste ertrug als in der Stellung.

Wir saßen an solch einem elenden Regentag im Unterstand, trockneten die Kleider und wurden leidlich vergnügt, denn das Feuer prasselte. Die mollige Wärme streichelte Leib und Seele, und der frische Kaffee duftete in unsere Müdheit.

Wie's nun so geht, wenn der Mensch in Dreck und Jammer sitzt, denkt er gern an schönere Tage. Und aus diesen Erinnerungen lösten sich drei kleine Geschichten, die ich jetzt niederschreibe.

Die Katze

„Ist das ein seltsamer Krieg!" begann der Musketier Eugen Walter. „Da bin ich schon über ein Jahr in der Front, aber den Franzmann habe ich noch nicht gesehen! Tote haben wir begraben, Verwundete verbunden, Granaten und Minen hatten sie zerfetzt; die Mordmaschinen sind die eigent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Feinde, und der Mensch hat sich in die Erde eingewühlt, bleibt unsichtbar und läßt die Geschütze sprechen.

Da war ich nun drei Monate im Feld, stand getreulich Posten, und der Franzmann lag 600 Meter vor uns am anderen Waldrand. Als junger Feldsoldat brannte ich nach Taten und Erlebnissen und kannte die stumme, würgende Qual der Friedenssehnsucht und die Scham vor meinem Bluthandwerk noch nicht.

Mein sehnlichster Wunsch damals war: schießen, einmal so recht aus Herzenslust in die Welt hinein schießen. Nun ich habe auch geschossen, später mehr, als ich verantworten kann.

Von Varennes und Boureuilles strichen die verwilderten Katzen bis in die Stellung vor, große, geschmeidige Tiere, die scharf hinter den Vögeln und Mäusen her waren. Nachts war ein Saukrach, die Posten wurden aufgeregt, und so kam der Befehl, die Dinger wegzuschießen.

Ich stehe da einmal in der Morgenfrühe Posten und sehe im Drahtverhau ein Kätzlein auf der Lauer. Und ich als Held und Musketier schieße in der silbergrauen Kühle die silbergraue Katze tot.

Als die Ablösung kam, kletterte ich mit Max hinaus, und es tat uns bitter weh, das blutige, zerrissene Tier zu sehen. Da haben wir uns zum ersten Male vor uns selber geschämt. Aber wir gruben ein Grab und pflanzten ein junges Eichbäumle darauf. Das war mein erster Treffer im Krieg, und ich wollte, es wäre dabei geblieben."

Die Patrouille

„Es war im Juli 15," erzählte Musketier Fischer, „als es um Höhe 285 ging. Drei Tage Artilleriefeuer, daß uns die Adern und Ohren sprangen; untätig mußten wir in den Gräben lauern, während da oben der Krieg dampfte und fraß.

Am zweiten Tag der Sauerei mußte von uns eine Patrouille vor. Es war ein goldner Morgen. Die Geschütze schrien ohne Unterlaß. In den grünen Büschen kauerten scheu und ängstlich die lieben Vögel, Finken, Meisen und Amseln. Wir brachen vor bis zum Drahtverhau und lagen bebend im kühlen Gras. Blumen umblühten uns, schillernde Käfer liefen hurtig hin und her, in den Sonnenstreifen tanzten die Mücken, und in den vollen Baumkronen wogte und rollte der Kanonendonner.

Als wir zurückgingen, beschoß uns eine Feldwache. Verflucht, wir sind davongesaut, als die Geschosse pfiffen. Aber Rache mußte sein. Also platt auf dem Bauch noch einmal vor — da oben auf Fille Morte fraß immer noch der Mord — und die schönste Mädchenkarte aus der Brief-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tasche und an einen Baum geheftet, wo nachts der Posten steht. Warum schießen die Kerle auch! Und nun schreiben wir schnell noch hin:

Franzmann, wenn du schießen willt,
schaue erst auf dieses Bild.
Schössest du uns alle tot,
litten die Liebsten schwere Not.

Am nächsten Tage war die Karte verschwunden, und geschossen wurde auch nicht mehr so viel als sonst."

Die Verbrüderung

Musketier Bubeck berichtete folgende Begebenheit, die sich auch in anderer Form und Gestalt hier und dort ereignet hat und wie eine Rakete über dem Grauen des Schlachtfeldes steht und alle Dinge hell und klar macht.

„In der Champagne trommelte der Franzmann die Front ab. Alle Teufel waren los. Das Gelände war eine einzige dampfende, feurige, heulende Hölle. So ging's Tag und Nacht. Wahnsinnig . . .

Als nun der Ansturm zusammengebrochen war, setzte der Regen ein. Alle Gräben standen voll Wasser. Die Wege waren abgründige Moräste. Eine große Müdheit befiel die Heere. Am Abend kam die Sonne doch noch hoch, blaß und bleich und fahl, und ein kecker Pionier wagte sich über die Deckung. Kein Schuß fiel. Die Luft war lind, weich und ausgestürmt. Eine große Laßheit war in allen Dingen. Ein Genügen und Zufriedensein. Und siehe, da hebt sich ein Franzmannkopf aus dem schmerzhaften Graben und siehe, sie fürchten sich nicht. Mensch sieht den Menschen. Sie schreiten auf einander zu. Was für eine Gewalt ist in ihnen, daß sie sich waffenlos im Schlachtfeld als Brüder fühlen? Wer reißt die andern Soldaten aus den Verstecken, hüben wie drüben? Waren die letzten fürchterlichen Tage nur wüste Träume?

Und die sich schießend, stürmend und sterbend gegenüberlagen, gehen sich friedsam entgegen. Ihre Antlitze sind feierlich erregt. In dem Händedruck liegt ihr blutendes Herz offen da, alle Marter, alle Sehnsucht — Friede!

Die späte Sonne prunkt im Land. Und die armseligen Dinge, die sie sich darbieten, Schokolade und Zigaretten, sind mehr als Gold und Geschmeide. O ihr Brüder und Genossen, warum brüllen wir nicht auf und gehen hin, wie jene hingingen?

Ach, ich Narr! Wißt ihr, wie die Geschichte endete? Nun, in die Verbrüderung kreischten Granaten, und der Schwarm zerstob, und die Gewehre lagen schußbereit auf der Deckung, und die Handgranaten paukten, ehe sich's das Herz versah."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Föhn

Von Gustav Sack

Der Atem stockt; denn schwer und trunken schmiegt
sich heut der Tag der Erde an,
und eines dummen Vogels Lied fliegt,
fliegt, ein Ding, das noch nicht fliegen kann
und immer wieder gleich zur Erde fällt,
ängstlich durch die wüstenwarme Welt

und regt mich auf! Wie sich der Tag
mit unerträglich weicher Schwere
drängt in dieses jungen Vogels Lied!
Und himmelan mit Hast und Flügelschlag
flattert in die kühle, braune Leere!
Und ihn ewige Ermattung mit
tausend Armen immer wieder niederzieht!

Doch auf den Bergen lauert schon der Föhn
und wird noch über Nacht aus seinen Höhn
und Wolkenhallen
brausend in die Ebne fallen!

Kriegsbücher

V

Der Anblick der wissenschaftlichen Behandlung des Krieges erzeugt eine tiefe Mißstimmung und Enttäuschung. Wo es in sanften Ansätzen gelingen konnte, neben dem materiellen Wust die Seele und den Sinn des Krieges zu erblicken, wurde plötzlich die Schwungkraft nicht aufgebracht, die innerlich bedingten Folgerungen aus dem Sachverhalt zu ziehen. Wo es erscheinen wollte, als ob die Erkenntnis gereift wäre, hat plötzlich eine willkürliche Behauptung sich in die Speichen der freien Betrachtung gelegt und die Deduktion gehemmt. So hat vielleicht keine Betrachtung des Krieges, die in systematischen Formen auftauchte, den Sinn dieses merkwürdigen Gebildes zu erfassen verstanden. Denn aus unserer Betrachtung der Kriegsbücher haben wir das Eine unvermeidlich erfahren, daß nicht irgendein enger Blickpunkt und irgendeine von vornherein eingeschachtelte Meinung genügt, um dieses extensiv und intensiv ungeheuerliche Gebilde zu erfassen. Der philosophische Standpunkt der Scheler und Simmel litt darunter, daß die klare Bewegung der philosophischen Kategorien plötzlich durch eine Er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kenntnis des Tages und des politischen Leitartikels unterbrochen wurde. Meineckes Standpunkt fragt zu viel nach dem Sein, zu wenig nach dem Sollen, zu viel nach dem Dasein, zu wenig nach dem Sinn des Krieges, als daß er unsere heiße Frage beantworten könnte.

Nur in sanften Ansätzen beginnt sich etwas zu regen, was man als eine neue Erschauung des Krieges ansehen könnte. Ich denke da an das kleine, noch immer viel zu wenig bekannte Büchlein Hellmuth Falkenfelds „Die Musik der Schlachten" (Zeitbücher, Reuß & Itta). Hier wird geistig fanatisch an einen Zentralpunkt der Kriegsfolgerungen gegriffen. Hier wird gesagt, wie sehr der Krieg die Mechanisierung des Menschen auf besonders eindrucksvolle Weise verkünde, und hier wird in einem Überströmen metaphysischer Not an den mozartschen Klängen die Disharmonie im Zusammenklingen der Völker erwiesen. So wenig Falkenfeld die letzte Konsequenz aus dem Kriege ziehen wollte und konnte, so wenig will er selbst sein Büchlein als die letzte Äußerung über den Krieg ansehen.

Vielleicht kann der Künstler allein vorläufig den Sinn des Krieges äußern. Er hat so viele, vorläufig kaum zu bewältigende Irrtümer angeschwemmt, er hat zu tief das Gleichgewicht kulturlicher Kategorien gestört, er hat zu hart hineingegriffen in die Beschaulichkeit, die nun einmal der wissenschaftlichen Erkenntnis vonnöten ist, als daß jede geistige Erfassung des Krieges nicht schwerer Prüfung ausgesetzt wäre. Der Wissenschaftler steht zu hart in dem jetzigen Sein und zu nahe in der Verwirrung aller reinen geistigen Kategorien, als daß er sich selbstsicher und siegesgewiß von allen falschen und schlechten Voraussetzungen freimachen kann. Der Künstler aber in seiner unbedingten Beherrschung der Stofflichkeit kann sich davon freimachen. Er muß nicht seine beste Kraft in der Polemik gegen die Unkultur und die falschen Voraussetzungen verschwenden; er muß nicht so viel aus dem Wege räumen, bis die Kraft nachläßt, den eigenen Weg zu gehen. Er ist gleichsam jenseits der aktuellen Geistigkeit. Daß von der Seite des Künstlers so wenige bedeutsame Äußerungen zum Krieg vorliegen, ist einerseits ein Zeichen des Geschmacks, sich nicht in die Banalitäten zu stürzen, aber auch der Schwäche; der Künstler konnte mit starken Händen unbewußt, ohne alle absichtliche Propaganda, auf den reinen Weg der sicheren und innigen Geistigkeit zurückführen.

Nur in wenigen und vielleicht nur symbolischen Äußerungen wetterleuchtet es. Da ist zunächst der Roman des Franzosen Henri Barbusse, „Le Feu", das erste Buch, das mit Macht in das Problem hineingreift, ohne es als Problem zu gestalten. Ein Dichter, dem der Krieg nur eine Fülle von Leid ist, der aber nicht unschöpferisch schmachtet, sondern in einer seltsamen Produktivität in wunderbar plastischer Form diesen Krieg und damit alle Kriege, diese Kulturlosigkeit und damit alle Kulturlosigkeiten schildert und erstehen läßt. Ich habe in keinem Augenblick hier den Franzosen oder irgendeine nationale Dialektik im Sachlichen verspürt, dafür künstlerisch eine ungeheuere Vitalität. In den traurigen Szenen des Krieges, in den unwahrscheinlich wahren Begebenheiten liest man zitternd und mit Tränen in den Augen den Irrtum dieser Jahre. Man fühlt zum ersten Male wieder jenen herrlichen Odem, der einem eine Bereicherung des Lebens war,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als noch die geistige und seelische Gemeinschaft mehr galt als die Zugehörigkeit zu einer Regimentsnummer.

Norbert Einstein (Konstanz)

Theodor Storm

(Zum hundertsten Geburtstage)

Von tiefer Liebe zu allem, was Leben war und Leben gab, war Theodor Storms Dichterherz erfüllt. Er war einer der letzten Großen, die innig mit dem Heimatboden verwurzelt waren, die man wahrhaft bodenständig nennen konnte, ohne daß aus ihrer Dichtung schmachtend ein Fetzen Dialekt herauszuschauen brauchte. Ein kerniger Friese, der an der Scholle hing und an allem, das auf ihr wuchs, stolz war auf sein Land und im Herzen eine Sehnsucht trug, die weit über alles Irdische hinausging. Kräftig aber und von einem Lebensmut, der die Schwermut besiegte und siegreich das Sein bejahte.

Sein Leben war Kampf: ein Breit Boden ums andere mußte er sich erobern und alle Kraft daransetzen, es zu halten. Aber in allen Stürmen gab ihm die Natur, zu der er sich flüchtete, Trost und Harmonie. Sie stärkte ihn neu und vergalt so Liebe mit Güte.

Theodor Storm liebte mit Inbrunst und Leidenschaft. „Ich bin eine stark sinnliche Natur," schreibt er einmal einem Freunde. Vergebens sucht man sinnlichen Taumel in den abgeklärten Stimmungen seiner Verse. Gelegenheitsgedichte — im Sinne Goethes —, die des Moments Subjektivität entstammten. Ein Mensch, der alle Dinge durch sich sah, dessen Werke viel sprechen für die Größe seiner Empfindung. Da aber, wo er seine Person ausschaltet und von fernen Dingen fremd erzählt, bleibt er kalt: die volksliedhaften Gedichte sind leicht und schmeichelnd, aber der große Rhythmus fehlt ihnen, der sie den tiefempfundenen subjektiven Gedichten ebenbürtig machte. Zu ihnen treibt es uns immer wieder, weil wir aus ihnen spüren das Menschlich-Überzeitliche, die einigende Gewalt großer Liebe. Das meiste, was sich Liebeslyrik nenne, meint er selbst einmal, sei dies ganz und gar nicht; denn es komme nicht darauf an, in einem Liebesgedicht von Liebe zu reden, das Stoffliche sei Nebensache. Aber es müsse aus dem Empfinden der Liebe heraus geschrieben sein, ihr Hauch müsse über ihm schweben. Überall in seinen Liebesgedichten ist die große Sehnsucht, die unerfüllt bleibt, die Sehnsucht nach dem großen Glück, dessen Erkenntnis allein ihn zum Dichter macht. Und nur manchmal klingt ganz nahe die Hoffnung, wie in jenem Gedicht, in dem er von der „roten Rose Leidenschaft" spricht.

Dann aber wieder sind trübe Tage, in denen aus banger Vergangenheit dumpfe Schatten herübergreifen, erschreckend und mahnend zugleich. Mahnend an die Vergänglichkeit, die ihn erschüttern, aber nicht besiegen kann; denn er weiß; daß das Leben, das im Winter erstickt wurde, neu und doppelt schön im Frühjahr wieder auflebt. Daß alles nur sterben muß, um wieder erwachen zu können. Er findet seinen Trost in der Unvergänglichkeit wahrhaften Lebens. So steht er fern dem starren Dogma jeden Glaubens: er fürchtet sich vor ihm, weil es einengt und Kraft raubt. Nirgends ein Versagen und stilles Bescheiden, Kämpfer in allem. „Der Zweifel in ehrlicher Männer Faust,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der sprengt die Pforten der Hölle": Losung für ihn, Kampfruf. Darum kann er nie in der Erinnerung versinken, die er so sehr liebt, wie sehr er sich ihr auch hingibt: er sieht den Tag vor sich, das goldene Strahlen einer neuen Gegenwart, und er nimmt den Kampf mit ihr auf. Nie verzagt er, stets glaubt er an seinen Sieg, weil er das Mittel dazu in seinen Händen weiß.

Vor sich aber sieht er die Unendlichkeit des Lebens, einer Welt, die ihm die Heimat über ihre Begrenztheit hinaushebt: seine Liebe sieht sie als Teil des Allebens und unendlich wie dieses. Und darum wirkt auch selbstverständlich und ist künstlerisch gerechtfertigt sein Eingreifen in die politischen Zeitkämpfe. Für ihn ja handelt es sich nicht um den aktuellen Streit, den Krieg, der gerade dies Dezennium traf: für ihn steht seine Heimat auf dem Spiele, ihre Freiheit, die Atmosphäre der Gerechtigkeit, in der allein sie Verwirklichung seines Traumes sein kann. Nicht um zeitliche Ziele kämpft er, nicht um die Reinheit der historischen Linie: sein Streben geht nach der Unendlichkeit, er ficht für seine Sehnsucht.

Er ficht für die Freiheit: Freiheit der Körper, Freiheit der Geister. Er liebt drum, so sehr er nach Veranlagung seines Gemütes den Romantikern verwandt ist, nicht deren Zeiten und Kreise. Nicht jenes Dumpfe, tief in sich selbst Geborgene und Erstarrte; Jahrhunderte, die aus der Steigerung über sich selbst hinaus ihre Kraft sogen: Storm, der in einer Zeit lebte, in der Größtes für und wider die Freiheit geschah, liebte sie mit all der Innigkeit und Heftigkeit, deren die trotzige Sentimentalität eines Friesen fähig war.

Von ihr sich loszuringen, sie zu überwinden, fehlte ihm jene stillvergnügte Erhabenheit, jenes beschauliche Gelassensein, das stets über den Dingen steht, weil es sie geruhsam an sich herankommen läßt: ihm fehlte der Humor. Sah er Ideale bedroht von einer irdischen Macht, gegen die anzustürmen nichts fruchtete, blieb ihm als Waffe nur bittere Ironie, die zurückschnellend tief ihre Stacheln ins eigene Herz ihm grub. Und nur ganz selten reißt er sich aus den Befangenheiten seines Daseins und ist in Stunden glücklich, die ihn mit Humor beschenken.

Aus allem übrigen Leben aber erwächst ihm Leid, weil er stets die Sehnsucht nach der Unendlichkeit fühlt. Und nur da, wo er sie in die endliche Form bannt, in der Natur, im Weib findet er das Ersehnte und schöpft aus ihm den großen Mut zum Leben.

Ein deutscher Dichter, der mit Inbrunst seine Heimat liebt, an seiner Familie hängt und stolz ist auf sein Bürgertum; der in der Sehnsucht vergeht und den die Erfüllung neu erweckt. Paul Nicolaus

Zwischen Preußen und Sachsen

Im Schnellzug Breslau—Dresden sitzen ein Sergeant und ein Unterveterinär einander gegenüber.

Beide kommen von der Front; beide fahren auf Urlaub in die Heimat.

Beide stammen aus Sachsen.

Auf einen Vorschlag des Veterinärs erhebt man sich und steigt nach dem Speisewagen, um daselbst eine Tasse Kaffee zu genießen.

Es ist sieben Uhr vorbei und ein angenehmer Morgentrunk durchaus nicht von der Hand zu weisen.

Der Speisewagen ist gähnend leer. Die zwei Urlauber bauen sich an einen Ecktisch und bestellen bei dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frischgewaschenen und frischgescheitelten Kellner einen Kaffee.

In Bälde dampfen zwei Tassen pechschwarzen Mokkas vor den Herren; zwei Marmeladenbrötchen lächeln.

Die beiden lassen es sich munden, räkeln sich behaglich in ihren Sesseln und können sich des Verlangens nach einer guten Morgenzigarre nicht erwehren.

Der Kellner wird gerufen.

Er bringt zur Wahl drei Sorten: zu 20, zu 40 und zu 60.

Wenn man auf Urlaub fährt, reißt man der Welt eine Haxen aus — die zu 60 wird auserkoren.

Man knipst die Spitze ab, und der Ober reicht mit graziös geschwungenem Arm ein Zündhölzchen.

Die beiden Herren paffen — ah! —

Die Zigarre ist ihre 60 Pfennig wert.

Die beiden Herren paffen.

Da erscheint ein Mensch auf der Bildfläche, der sieht aus wie eine Kreuzung zwischen Rübezahl und Barbarossa, rollt grimmig die Augen, schreitet auf die Rauchenden zu und dröhnt: „Das Rauchen im Speisewagen ist verboten!"

Dröhnt's und schreitet weiter — mit der Würde eines Mannes, der im Vollbesitze seiner sämtlichen Fähigkeiten und seit seinem sechzehnten Lebensjahre im Dienste der preußischen Staatsbahn steht, es bis zum Zugführer gebracht hat und sehr wohl weiß, was er ist.

Die zwei Urlauber tauschen einen vielsagenden Blick und paffen nicht mehr.

Der Sergeant blickt in gelinder Verlegenheit auf seine Armbanduhr. Die zeigt 7^{30}.

Pause.

Der Veterinär tut einen verstohlenen Zug, verscheucht jedoch die Rauchwolke mit wedelnder Hand.

Er denkt: Ich komme aus dem Felde, ich fahre auf Urlaub, ich rauche. Basta.

Der Sergeant denkt etwas Ähnliches und raucht ebenfalls weiter.

Da öffnet sich die Tür, durch die der Herr Zugführer soeben entschwunden ist, und herein platzt ein Schaffner, stürmt an den zwei Feldgrauen vorüber und schmettert dabei: „Das Rauchen ist hier strengstens untersagt!"

Ab.

Unmittelbar auf dem Fuße folgt ihm eine weibliche Kollegin.

Ohne die Männer anzublicken, verkündet sie mit täuschend imitierter Energie: „Im Speisewagen ist das Rauchen verboten!"

Ab.

Der Sergeant will dem Unterveterinär etwas mitteilen; der Veterinär dem Sergeanten, — schon betritt eine zweite Schaffnerin den Wagen, strebt dem Ecktisch zu und lispelt: „Sie dürfen aber hier nicht rauchen, meine Herren!"

Sie tritt ab.

„Die schickt alle der Zugführer," bemerkt der Veterinär.

„Ganz gewiß," entgegnet der Sergeant und zieht gewaltig an dem delikaten Kraut.

Der Veterinär kreuzt die Beine und spricht: „Albern. Noch dazu, wenn man von der Front kommt!"

Spricht's und führt die Zigarre zum Munde.

Indem geht die Tür auf, und es taucht ein zweiter Schaffner auf.

Ehe er den Mund öffnet, fragt der Sergeant mit Freundlichkeit: „Darf eigentlich hier geraucht werden?"

„Nein! Das ist strengstens untersagt!"

„So so." Der Sergeant legt die Zigarre beiseite.

Der Veterinär behält sie zwischen den Lippen. Er sagt:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sonderbar: wir sind die einzigen lebenden Wesen hier im Speisewagen, und doch wird uns bereits zum fünften Male das Rauchen verboten. Der Zugführer scheint es auf uns abgesehen zu haben."

Der Schaffner hat den Wagen verlassen.

Der Zugführer betritt ihn.

Er ist geladen.

Er faßt den gelangweilt dreinblickenden Veterinär scharf ins Auge und prustet plötzlich: „Legen Sie sofort die Zigarre weg!"

„Warum?" erkundigt sich der Arzt, ohne das Objekt der Wut aus dem Munde zu entfernen.

„Sie legen sofort die Zigarre weg!!"

„Ich rauche ja gar nicht. Das sieht nur so aus. Ich halte das Ding in den Zähnen."

„Legen Sie die Zigarre weg oder — —!!"

„Ob ich sie weglege oder nicht, die raucht von selbst weiter."

Der Zugführer kann nicht mehr an sich halten; er brüllt: „Sie sollen die Zigarre auf der Stelle weglegen! Auf der Stelle!!"

Der Veterinär entschließt sich dazu. Der Zugführer räuspert sich schreckenerregend. Dann zieht er sich ein Stück zurück, nicht ohne den frevelhaften Raucher schärfst im Auge zu behalten.

Der Sergeant ruft den Ober.

Der Zugführer spannt wie ein Luchs, ob einer der beiden Kerle rückfällig zu werden sich unterfängt.

Die zwei Feldgrauen zahlen. Dabei fragen sie den Kellner, warum er sie nicht darauf aufmerksam gemacht habe, daß es verboten sei, im Speisewagen zu rauchen, — und warum er ihnen eigenhändig Feuer gereicht.

„Die Herren verzeihen, ich hab' geglaubt — — — wir sind ja ohnehin sogleich in Görlitz, und da wechselt das Personal. In Görlitz übernehmen sächsische Beamte den Zug, und da darf geraucht werden."

Aha!

Der Zug läuft in Görlitz ein. Der Zugführer stapft davon. — Görlitz! Görlitz! Görlitz!

Der Veterinär kauft an einer fliegenden Zeitungsbude die neueste Nummer seines Leibblattes.

Leitartikel: Die deutsche Einheit.

Hans Reimann

Fürstinnen

Fürstinnen in einem kleinen Schloß, von alten Bäumen umgeben; schöne Frauen mit Perlenkolliers und demantenen Ringen; Prinzessinnen, die auf eine Krone warten.

Dieses Warten ist das Schreckliche. Roxane und Eleonore haben das Noviziat mit der prunkvollen Heirat des privilegierten Standes abgeschlossen; die eine fühlt als Großfürstin russische Kälte ihr Herz gefrieren, die andere soll einer Hoheit zusehen, wie sie ihren Lebenszweck beim Angeln versinnbildlicht. Und Maria, die Jüngste, bleibt zu Hause, fern vom Hochzeitsfest, und fragt sich, während sie den Geschichtsvortrag des Professors anhört, ob eine Toilette aus Samt und Seide wirklich so teuer sei.

Nun, sie wartet eben weiter, sieht einmal das Glück in menschliche Nähe gerückt in der Gestalt eines lebensfrohen Gutsnachbarn. Sie lauscht dem Schlag der Nachtigallen in einer Mondnacht, spürt in den alten Bäumen ein Rauschen von Liebe. Aber ihre ganze traurige Lebensweisheit muß sich trotz Mondschein in den einen Gedanken zusammenpressen: „Jetzt würde er mich küssen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn ich nicht eine Prinzessin wäre", und der Ruf des Hoffräuleins verscheucht die Vögel, die andern zum Liebestanz aufspielen, denen, die zu den Sternen aufschauen dürfen ohne Furcht, die Krone könnte zu Boden fallen. Und die Briefe, die Maria an Felix schreibt, die sie mit Worten der Liebe füllt, muß sie alle einschließen in einer Schublade, aus deren Tiefen sie die Antwort selbst hervorzaubert.

Keyserling kennt auch Fürstinnen der Schönheit, gibt ihnen als Spiegel den stillen Waldteich, worin sie den Liebreiz ihrer Jugend schauen können. Ihre dunkeln Augen sehen lächelnd, im Bewußtsein des Sieges, auf die Wage, die Baron Streith hält: in der einen Schale die goldene Krone der verwitweten Fürstin, der Mutter, in der andern eine Krone gelber Trollblumen aus dem schwarzen Haar Brittas. Der Blütenstaub wiegt schwer, schwerer als das Kleinod der Fürstin. Denn Streith liebt ja eigentlich nicht die Weltdame in ihr, wenn er eine Weltdame liebt, sondern das, was sie noch neben der Weltdame ist, und woran Britta fürstlich reich ist.

Baron Streith wird zu Grabe getragen. Über ihn sitzen die Hofherren zu Gericht und verkünden, daß er einer von denen war, die sich nicht einzurichten verstehen. Die Fürstinnen Keyserlings mögen auch zu ihnen gezählt werden, weil das Schicksal ihnen jene Kunst nicht zeigte. Sie lernten ja nur, im feierlichen Salon Knickse mit holdem Lächeln in Empfang zu nehmen.

Der neue wunderschöne Roman E. v. Keyserlings ist bei S. Fischer, Berlin 1917, erschienen. Der Verlag war so liebenswürdig, eine Etikette um den Band zu legen, worauf man lesen kann, daß ein bestrickend lyrischer Klang das Buch erfülle. Wahrscheinlich hätte der Leser das auch sonst gefühlt und hätte gesagt: „Ich möchte wie jener Schauspieler, der als Karl Moor das Herz der Prinzessin Maria rührte, die Hand dieser Fürstinnen, die sie mir durch das Gitter reichen würden, küssen." Carl Helbling

Abschluß der Bankfusionen?

Die Dresdner Bank nimmt die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft in Aachen in sich auf. Damit verschwindet die letzte große selbständige Provinzhandelsbank von der Bildfläche, die über ein Grundkapital von 95 Millionen und über 19 Millionen Rücklagen verfügte. Denn alle anderen noch bestehenden großen Provinzbanken stehen bereits in einem Abhängigkeits- oder Freundschaftsverhältnis zu den beiden Berliner Rieseninstituten, Deutsche Bank und Diskontogesellschaft; während diese zu ihrem „Konzern" u. a. die Allgemeine Kreditanstalt in Leipzig, den Barmer Bankverein, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank zählt, stehen mit der Deutschen Bank die Essener Kreditanstalt und die Rheinische Kreditbank in nahen Beziehungen. Aber selbst die drei oder vier Dutzend Mittelbanken, also Gesellschaften von 10 bis 50 Millionen Grundkapital, sind mit Ausnahme von drei oder vier in einem dieser größeren Verbände zu finden. Und somit scheint jene neue Fusion wie ein Schlußstein im Konzentrationsprozeß des deutschen Bankgewerbes, der seit Jahrzehnten im Werke ist und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der allmählich fast das ganze Geschäft in den Händen einiger weniger Berliner Kolosse vereinigt, die mit einem immer dichter werdenden Netz das Deutsche Reich überziehen. In den letzten Jahren waren es namentlich die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft, die in einem scharfen, sich gegenseitig überbietenden, nicht immer sehr freundschaftlichen Wettrennen um die Hegemonie kämpften, mit dem Erfolge, daß die Deutsche Bank heute ein Eigenkapital von 500 Millionen auf ihren Briefbögen aufführt. Namentlich das industriereiche Rheinland-Westfalen war der Kampfplatz. Dort hatte die Diskontogesellschaft kurz vor dem Krieg das kühne Wagnis unternommen und den alten mächtigen, infolge böser Fehler aber stützungsbedürftig gewordenen A. Schaaffhausenschen Bankverein übernommen. Das, wie es scheint, gelungene Wagnis ist unbestreitbar ein Beweis großer Stärke für das Institut. Anderseits gefährdete der Schritt die Selbständigkeit der dortigen Banken, führte unmittelbar die Verschmelzung der Bergisch-Märkischen mit der Deutschen Bank herbei und veranlaßte mittelbar auch die neueste Fusion. Denn es war für die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft schwer, gegen die überragende Kapitalmacht der beiden Berliner Riesen standzuhalten (besonders jetzt, wo der Generaldirektor der Aachener Gesellschaft gestorben ist), und die Dresdner Bank wollte den industriereichen Westen nicht völlig den beiden Konkurrenten überlassen.

Die Dresdner Bank hat, nachdem sie sich bis zur Jahrhundertwende unter der Leitung ihres Gründers Eugen Guttmann außerordentlich rasch entwickelt hatte, damals aber unter der schweren Krisis eine harte Belastungsprobe hatte überstehen müssen, allmählich eine konservativere Richtung eingeschlagen; seit 1910 blieb ihr Grundkapital mit 200 Millionen Mark unverändert, wozu noch 61 Millionen Reserven kommen. (Durch die jetzige Transaktion erhöhen sich die Eigenmittel auf 340 Millionen Mark.) Die Bank hatte es sich immer mehr zum Grundsatz gemacht, vorwiegend das eigentliche Bankgeschäft, das Konsortial- und Gründungsgeschäft aber erst in zweiter Linie zu pflegen. Wenn auch in der Praxis diese Theorie nicht immer restlos zur Geltung kam, so ist immerhin bemerkenswert, daß in der Bilanz seit Jahren keine Effektengewinne mehr ausgewiesen wurden.

Die Dresdner Bank hat durch den neuen Schritt deutlich zu erkennen gegeben, daß sie „mit dabei" sein will, daß sie zu den ganz Großen gezählt werden muß. Wie steht es nun mit den übrigen Berliner Großbanken? Es gibt deren noch fünf, die in der Reihenfolge ihres Eigenkapitals aufgezählt seien: die Darmstädter Bank, die Berliner Handelsgesellschaft, die Kommerz- und Diskontbank, die Nationalbank und die Mitteldeutsche Kreditbank. Diese fünf sind unter sich in jeder Beziehung außerordentlich verschieden, sowohl nach der Größe wie nach der Art ihrer Geschäfte. Gemeinsam aber ist ihnen allen die Unmöglichkeit, in der heutigen Form mit den drei andern einigermaßen gleichen Schritt zu halten. Am ehesten wäre das an und für sich denkbar von der Darmstädter Bank („Bank für Handel und Industrie"); denn sie erfreut sich nicht nur einer ruhmreichen Geschichte, in der sie lange das führende deutsche Institut war, sondern auch einer außerordentlich großen (vielleicht zu großen?)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zahl von Filialen, die sogar neuerdings erhöht wird. Indessen hat sie sich unter der Leitung von sonst sehr bekannt gewordenen Direktoren (Kämpf — Rießer — Dernburg) entschieden von den andern überflügeln lassen. Vor allem kann sie seit langem nur verhältnismäßig niedrige Dividenden verteilen, das hinwiederum drückt auf ihren Kurs; ohne hohen Kurs aber ist es für eine Bank sehr schwer, neue Aktien auszugeben.

Die Berliner Handelsgesellschaft hinwiederum ist in ihrer jetzigen Form für eine Expansion in keiner Weise geeignet. Sie ist nämlich — neben der Nationalbank — die einzige, die ihren Wirkungskreis auf Berlin beschränkt. Das hängt damit zusammen, daß sie eine reine Emissionsbank ist, die vor allem das Gründungsgeschäft pflegt. Für sie ist der immer mehr um sich greifende Fusionsprozeß darum sehr unangenehm, weil sie für die Unterbringung ihrer Emissionen auf die Unterstützung möglichst vieler leistungsfähiger Provinzverbindungen angewiesen wäre; vielleicht ist der zunehmende Mangel derartiger Geschäfte mit schuld gewesen, daß sie der Niederdeutschen Bank seinerzeit so hohen Kredit eingeräumt hat. Zudem aber ruht bei keinem Institut auch nur annähernd in ähnlicher Weise die Leitung auf zwei Schultern, wie bei der Berliner Handelsgesellschaft, bei der der geniale Karl Fürstenberg der unumstrittene Alleinherrscher ist.

Die Kommerz- und Diskontogesellschaft hat zwar ein größeres Filial- und namentlich ein großes Depositenkassennetz, erfreut sich auch eines durchaus guten Namens — ist vor allem auch in Hamburg fest eingewurzelt, ihre Mittel aber können sich mit den „D"-Banken in keiner Weise messen.

Das gilt noch mehr von den beiden verbleibenden, der soeben erst sanierten Berliner Nationalbank und der Mitteldeutschen Kreditbank; beide haben übrigens in ihren Reihen besonders ehrgeizige und unternehmende Männer — die Nationalbank den aus der Dresdener Bank und der Theorie hervorgegangenen Dr. Schacht, die Mitteldeutsche den von der Pike auf gedienten unermüdlichen Reinhard.

Wir haben mit Absicht die Verhältnisse dieser fünf „kleineren" Großbanken geschildert. Wir glauben nämlich, daß die Fusionsära im deutschen Bankgewerbe nur scheinbar abgeschlossen ist. Gewiß, in der Provinz ist die Hauptsache abgegrast. Dort werden im wesentlichen nur mehr Privatbankiers aufgesogen werden. (Leider — denn sie sind keineswegs überflüssig.) Aber unter den Berliner Banken selbst dürfte der Wunsch zum Fusionieren früher oder später stark hervortreten. Dabei ist es weniger wahrscheinlich, daß die drei größten sich aus der Reihe ihrer fünf kleineren Kolleginnen noch weiter verstärken. (Dagegen soll bereits vor einiger Zeit aus den Kreisen der Regierung aus guten Gründen abgewinkt worden sein.) Wohl aber sind Kombinationen unter jenen fünfen recht naheliegend. Welche Institute dabei in erster Linie in Betracht kommen, ist nach obigen Andeutungen nicht schwer zu erraten. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Europa Anno 1905

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die deutsche Reichsregierung gibt in der „Nordd. Allg. Zeitung“ aus ihren amtlichen Akten Aufklärungen, die zunächst dem Zweck einer Widerlegung deutscher Vergewaltigungsabsichten gegen Dänemark erfolgreich dienen, darüber hinaus aber eine hohe geschichtliche und psychologische Bedeutung haben. Die Öffentlichkeit erfährt wichtige Dinge. Nicht auf alle Seiten kann heute eingegangen werden. Aber das Folgende ist vom deutschen Standpunkt offen zu sagen und hervorzuheben.

Die Staatsoberhäupter Deutschlands und Rußlands haben bei der Zusammenkunft in Björkoe am 24. Juli 1905 einen Vertrag geschlossen. Der Inhalt der „gründlichen Aussprache“ und „Verständigung“ wird von dem Blatt der Reichsregierung dahin festgestellt:

> „Die beiden Kaiser sicherten einander zu, daß sie alles in ihrem Machtbereich Liegende tun würden, um diese Übereinstimmung der beiderseitigen Volksinteressen im Falle drohender Kriegsgefahr auch durch die Tat zu bekunden, indem sie fremde Friedensstörer gemeinsam zur Ruhe verwiesen und, wenn dies erfolglos bleiben sollte, einander nötigenfalls auch mit den Waffen Beistand gewähren. Sie kamen ferner dahin überein, Frankreich zum Anschluß an diese, die Wohlfahrt Europas besser als jede Kriegsrüstung sichernde Politik zu bewegen.“

Es hat sich also um eine „gegenseitige“, d. h. vertragliche „Zusicherung der beiden Kaiser“ gehandelt; es wird aber von dem amtlichen Organ ausdrücklich festgestellt, daß an allen Schritten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Kaisers die Reichsregierung selbstverständlich beteiligt war. Reichskanzler war damals Bülow, der am 6. Juni 1905, unmittelbar vor dem Vertrag von Björkoe für seine Leitung der Staatsgeschäfte gefürstet worden ist. Als Vertreter des Auswärtigen Amtes war Staatssekretär von Tirschky nach Björkoe delegiert, er hat die Vertragsurkunde gegengezeichnet. Es dient den mit der Publikation verfolgten Zwecken, diese von der „Nordd. Allg. Zeitung" nicht ausdrücklich erwähnte erhebliche Tatsache nicht zu übergehen.

Als politisches Ziel bezeichnet die „Nordd. Allg. Zeitung" die gemeinsame „Zurruheverweisung fremder Ruhestörer" und als ein Mittel, „Frankreich zum Anschluß an diese, die Wohlfahrt Europas besser als jede Kriegsrüstung sichernde Politik zu bewegen".

Dies wird an anderer Stelle der Veröffentlichung als „Absicht einer Verständigung zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich" formuliert. Dies ist nicht eine nachträgliche Auslegung, sondern der unverkennbare Zweck eines solchen Bundes.

Hierin liegt politisch und geschichtlich der Schwerpunkt. Deutschland hat im Juli 1905 ein Bündnis mit Rußland vereinbart, dem Frankreich nach dem Wunsch beider Kontrahenten beitreten sollte, oder noch deutlicher: Deutschland wollte ein Bündnis mit Frankreich eingehen und erklärte diese Bereitschaft an Frankreichs russischen Bundesgenossen mit der Ermächtigung, Frankreich einzuweihen. Für diese Politik hat Kaiser Wilhelm sich Anno 1905 bemüht.

Warum hat Bülow dies weder in seiner „Deutschen Politik" gesagt, oder warum hat man das nicht in den Zeiten der Hochspannung vor dem Krieg und zu den Zeiten der Marokkokrisis erfahren dürfen? Es war eine Tatsache, welche die Deutschland verleumderisch unterstellte Absicht, Frankreich zu überfallen, konkludent widerlegt und welche Jean Jaurès Bemühungen für eine Annäherung zwischen der französischen und deutschen Stimmung erfolgreich sekundiert hätte. Die Regierung von Frankreich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst hat nicht bloß durch Indiskretion, sondern amtliche Kenntnis erhalten, da der Bündnisplan dazu bestimmt war, Frankreich zum Beitritt „zu bewegen". Sicher ist eben darum auch, daß inzwischen auch England Kenntnis von dem Plan erhalten und gewiß auch ohne Publikation nichts unterlassen hat, ihm entgegenzuwirken. In der Geheimhaltung vor dem deutschen, französischen und russischen Volk liegt eine schwer zu rechtfertigende Unterlassung der deutschen Politik vor. Denn wenn man jenen Schritt den Deutschen Kaiser machen ließ, dann ist es verfehlt, den Freunden ihn zu verbergen und die Gegner ihn heimlich wissen zu lassen. Über die Zeitgemäßheit des Schritts später.

Wie verlief die hochpolitische Aktion? Die „Nordd. Allg. Zeitung" berichtet: „In der Zeit nach der Zusammenkunft in Björkoe ist es, obgleich von deutscher Seite mancher entgegenkommende Schritt unternommen wurde, niemals möglich gewesen, Frankreich von seiner immer schärfer gegen Deutschland gerichteten Politik abzubringen. Der stetig zunehmende Chauvinismus der französischen Regierung machte die Absicht einer Verständigung zunichte." Die Publikation schließt mit der raschen Wendung: „Die Abmachungen von Björkoe sind damit hinfällig geworden?" Sind sie im beiderseitigen Einverständnis aufgehoben worden? Oder sind sie durch den Beitritt Frankreichs zu dem Bund der beiden Kaiser bedingt gewesen? Das ist eine staatsrechtliche Frage, die sich aufwirft und die sich der Beantwortung nicht lange entziehen wird.

Politisch aber wäre es wichtig, zu wissen, was die „unternommenen entgegenkommenden Schritte" deutscherseits waren?

Diese Frage ist sehr ernst, und mit ihr hängt die materielle Nachprüfung zusammen, ob diese Politik, für die der Reichskanzler Bülow jedenfalls staatsrechtlich verantwortlich ist, im richtigen Moment und namentlich ob sie mit der bei psychologischen Umstimmungen unerläßlichen Geduld unternommen wurde. Vergegenwärtigen wir uns einige Daten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 31. März 1905 war Tanger. Vom 24. Juli 1905 datiert der Vertrag von der Birkeninsel. Am 28. September 1905 hat Bülow oder Holstein die Algeciras-Konferenz gegen den Wunsch des Ministeriums Rouvier forciert, das zum direkten Entgegenkommen bereit war und an demselben 6. Juni 1905 sich des Ministers Delcassé entledigt hatte, an dem Bülow in den Fürsten- und der deutsche Kronprinz in den Ehestand eintrat. Es wirft sich die Frage auf: Konnte Bülow erwartet haben, daß in 8 Wochen, fast unmittelbar nach dem Ausscheiden Delcassés, Rußland den französischen Partner „bewegt" haben würde, dem Bund beizutreten, wenn Bülow auf dem schon an sich unglücklichen Konferenzplan als deutscher Forderung bestand?

Nach Algeciras, wo Deutschland die Stellung der Minderheit gesichert war und Italien in den Seelenkonflikt und zu den Mittelmeermächten gezogen wurde, nicht zu drängen, das war die Politik, die Bülow schon an sich vorgezeichnet gewesen ist, doppelt, wenn sein auswärtiger Staatssekretär von Tirschky den Vertrag von Björkoe „gegengezeichnet" hat. Ich will Bülow nicht unrecht tun. Ich weiß, daß er damals seine Demission offeriert hat. Aber wenn er sie zurückzog, so mußte er die Politik der Annäherung an die Nachbarn konsequent verfolgen, sonst trifft ihn mit der rechtlichen auch die ganze politische Haftung.

Bülow ist auch vor der Geschichte nicht durch die Sprunghaftigkeit des Herrn v. Holstein gedeckt, der zur Empfangnahme von sechs feurigen Berberhengsten des Sultan Abd ul Asis den Schiffskiel am 31. März 1905 nach Tanger lenkte und am 23./24. Juli nach Björkoe und am 28. September 1905 wieder zurück nach Algeciras. Ja, zwischen der Anberaumung und Abhaltung der Konferenz in Algeciras hatte, wie der gewesene Staatsminister Graf Witte seinen Bekannten wiederholt und noch kurz vor Ausbruch des Kriegs erzählt hat, die deutsche Politik wieder auf den Vertrag von Björkoe zurückgegriffen. Es klingt mir noch in den Ohren, welche Lobpreisungen des Herrn v. Holstein Fürst Bülow im Reichstag von sich gab, als ich Holstein als Unstern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seines Auswärtigen Amtes erklärt und gegen dessen von Bassermann nahegelegte erneute Verwendung Verwahrung eingelegt hatte. Das war an demselben Tag, an dem mich Fürst Bülow auch belehrte, daß die von mir gleichfalls mißbilligte gewaltsame Annexion von Bosnien und Herzegowina durch Österreich-Ungarn ein einwandfreier Coup gewesen sei, wenngleich er vorher nichts davon gewußt habe. Seither habe ich mich weiter aus Bülows Werk, die „Deutsche Politik", darüber unterrichtet, daß er sich als besonderes Verdienst anrechnet, Tirpitz hochgebracht, und daß er über die Annäherung Englands, unternommen vor dem Ententevertrag, mit staatsmännischem Stillschweigen hinweggegangen sei. Damals, in den ersten Jahren des Jahrhunderts, sind von allen europäischen Staatsmännern durch Handlungen und Unterlassungen die Knoten geschlungen worden, in denen die Friedensstimmung aufgeknüpft wurde.

Die Welt ist in ein nachdenkliches und nachprüfendes Stadium eingetreten. Die Staatsmänner von heute spielen ihre Trümpfe, die bisher im Skat lagen, aus und appellieren an die Urteilskraft der Völker. Diese Kraft hat einen schmerzlich starken Anreiz zu erhöhter Tätigkeit durch den Weltkrieg und durch den Anblick der diplomatischen Beschäftigungen aller Staaten erhalten. Parlament und Presse hat die lang vernachlässigte Pflicht, sich eine klare Meinung zu bilden, um aus der Vergangenheit zu lernen und Fehlgriffe durch öffentliche Kontrolleinrichtungen zu erschweren. Als ich im Reichstag vor Jahren die Einsetzung eines besonderen Ausschusses für auswärtige Politik verlangte, stimmten fast alle Parteien dagegen. Man wird auf einen solchen Ausschuß in der Folge notwendig zurückkommen müssen.

Heute aber muß der Schild erhoben werden, wenn der Kaiser wegen seiner Bemühung, eine tatsächlich nicht gegen Frankreich und nicht gegen den Frieden gerichtete Verbindung zu schaffen, ungerecht angegriffen wird. Ungerecht ist es vor allem, wenn die „Westminster Gazette" vom 4. September 1917

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

behauptet, die Bemühung von Björkoe stehe im Widerspruch mit der vom Kaiser im Jahr 1908 gegen Engländer ausgesprochenen „Versicherung, er habe durch seine Weigerung, mit Frankreich und Rußland sich zu verbünden, während des Burenkriegs England aus großer Gefahr gerettet". Der Burenkrieg war doch vier Jahre vor Björkoe, und es ist geschichtliche Wahrheit, daß Deutschland gegen England im Burenkrieg politisch ebenso hochgradig loyal war wie gegen Rußland im Japanischen Krieg.

Dabei darf man in England, wenn man nicht völlig blind sein will, eines nicht übersehen. Kaiser Wilhelm versuchte mit der Annäherung an Rußland in die von Bismarck empfohlene Politik zu münden, die gegenüber einer Politik Zwischen-zwei-Stühlen einen zweifellosen Vorzug hatte.

Dies führt zu einer Anregung, die ich, leider vergeblich, lang vor dem Krieg einmal gegeben habe: Der dritte Band von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen ist noch immer nicht erschienen. Es bedürfte hierzu nur eines Wortes gegenüber dem jungen Fürsten Otto von Bismarck. Der Verleger hat mir gegenüber damals öffentlich erklärt, das Manuskript, „ein Vermächtnis an das deutsche Volk", ruhe in seinen „getreuen Händen". Bismarck wollte in diesem Werk Winke gegenüber den Gefahren eines Weltkriegs geben. Deutschland hat von den Ratschlägen vor dem Weltkrieg leider keinen Gebrauch machen können. So sollte wenigstens vor der Neuorientierung der europäischen Politik diese Quelle nicht verschüttet sein und das Werk wenigstens in den über die auswärtige Politik handelnden Teilen publiziert und Deutschland zur Nachprüfung vorgelegt werden. Ich meine, der Herr Reichskanzler könnte das in der gegenwärtigen Periode der Publikationen empfehlen. Denn es ist weit weiser, dies jetzt als nach dem Kriegsende zu tun. Die Politik der Nachfolger Bismarcks muß ernst, gerecht und öffentlich nachgeprüft werden. Das verlangt das Interesse und das Ansehen der Nation.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein österreichischer Liberaler

Von Schiller Marmorek (Wien)

Die Gestalt Eduard Sueß', des Politikers und Gelehrten, ist jedem Wiener vertraut, der auch nur zwei Jahrzehnte österreichischer Geschichte zurückzudenken vermag. Eine hohe, noch im späten Mannesalter Respekt erzwingende Erscheinung, Gehaben und Rede von einem Pathos überglänzt, das aus einer Zeit größerer Gesten stammte. Im Wesen eine weisheitsvolle Ausgeglichenheit, die es aber stets vermied, sich abseits vom Treiben der Welt zu stellen. Als Geologe hatte Eduard Sueß die Verbindung zwischen Theorie und ihrer praktischen Verwertung gefunden, als Politiker wußte er dem Alltag zu geben, was ihm gebührte, und über ihn hinwegzusehen. Das Jahr 1848 war das Erlebnis, das ein für allemal seine Persönlichkeit und sein Denken beeinflußte. Die Zeitumstände zwangen ihn, auch später bei der Opposition zu stehen, aber man fühlt doch seine Sehnsucht, nicht im bloßen Neinsagen steckenzubleiben, vielmehr tätig in allem, was den Staat und den Bürger bewegte, mitzuhelfen. Ein bedeutender Mann und — man ist geneigt, mit Rücksicht auf die Epoche seines Wirkens so zu sprechen — trotzdem kein österreichisches Schicksal. Sueß war gewiß kein Verbitterter und hatte auch keine Ursache, es zu sein. Seine früh gereifte Kraft trat in Tagen hervor, da man in Österreich den Wunsch und die Fähigkeit großer Taten förderte, bei wem immer man sie entdeckte. Der klerikale Unterrichtsminister Graf Leo Thun machte Sueß, der sich von der väterlichen Fabrik fort in die Wissenschaft geschlichen und kein Doktorat, nicht einmal ein regelmäßiges Universitätsstudium aufzuweisen hatte, selbst zum Extraordinarius. Man ließ ihn im kaiserlichen Museum arbeiten, holte ihn als Berater für dessen prächtigen Neubau, die Bürgerschaft entsandte ihn in den Gemeinderat, bald darauf in den niederösterreichischen Landtag. Im Auftrage der Regierung durfte er ein auf österreichischen Beispielen begründetes Lehrbuch der Geologie schreiben, das Ministerium ernennt ihn zum Landesschulinspektor, als es in seine Schulreform den Realschulunterricht einbezieht, der Landtag zum Schulreferenten, sozusagen zum Minister für das niederösterreichische Unterrichtswesen, das Ministerium des föderalistisch-klerikalen Grafen Hohenwart will gerade ihn als ersten Sektionschef im Unterrichtsministerium haben. Sechsunddreißig Jahre alt, wird Eduard Sueß wirkliches Mitglied der Akademie, mit dreiundvierzig Jahren Ehrenbürger von Wien und wenige Tage später Reichsratsabgeordneter seines alten Wohnbezirkes, des Judenquartiers Leopoldstadt. Er, dem Strebertum ferngelegen war, konnte nichts mehr erreichen. Aber jetzt ändert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich auch die Geistesrichtung in Österreich, in der Regierung und in der Bürgerschaft. Jetzt kann man sich nicht mehr gut vorstellen, wie ein aufrechter Mann, bloß mit einem sachlichen Sinn begabt, nicht Liebediener und nicht Demagoge, dazu von seinem Temperament zu nie ermüdender Teilnahme an allen Dingen des öffentlichen Lebens getrieben, so ungehemmt von allen Äußerlichkeiten in freier Kraftentfaltung seinen Weg nach aufwärts gehen konnte.

Die „Erinnerungen" Eduard Sueß', die er weit nach dem Psalmistenalter geschrieben hat und die erst nach seinem Tode erscheinen durften (sie sind jetzt bei S. Hirzel in Leipzig erschienen), zeigen die Wende zweier Zeitalter, zweier Ideenrichtungen, die Knickung im Schicksale der wichtigsten österreichischen Partei. Was man über den letzten Punkt aus den „Erinnerungen" erfährt oder vielmehr errät und zwischen ihren Zeilen liest — denn Eduard Sueß spricht sich darin nur höchst selten offen über seine Partei, die „Vereinigte Linke", die liberale Partei aus — läßt vieles in ihrer Geschichte verstehen, von der die Geschicke der Donaumonarchie zweifellos auch beeinflußt worden sind. Jene Partei, die weder den Mut zur Regierungsmehrheit noch den zur restlosen Opposition hatte, die ihre Gedanken nicht ins Staatsleben einzuwurzeln verstand und die schließlich in der Sonnenlosigkeit einer nicht gewöhnlichen Unpopularität zusammenschmolz, bis sie sich selbst nicht mehr in dem übriggebliebenen Restchen erkannte. „Die Partei der Herbstzeitlosen . . ."

Ihr Führer war damals, als Eduard Sueß in das Abgeordnetenhaus eintrat, Herbst. Sueß nennt ihn „herb im Gespräch und sehr wählerisch im Umgang". Es scheint uns heute unbegreiflich, wie sich ein Parteiführer — selbst in einem Zeitalter sehr engen Wahlrechtes — herausnehmen konnte, so unnahbar und abweisend zu sein, den Gruß von Abgeordnetenkollegen kaum zu beantworten, in die dargebotene Hand lässig einen Finger oder zwei zu legen — dazu „ein Mangel einer weiten Auffassung", eine — Konzentriertheit des Gedankens, die viel zu der Begrenztheit der von ihm gewiesenen Politik beigetragen haben mag. Herbst sah erst als alter, einflußloser Mann Triest und das Meer, kannte nicht Länder noch Menschen und beherrschte keine fremde Sprache. Der nationale Gedanke war ihm alles, der politische kam erst dann. Die Deutschen waren unter Herbsts Führung gegen die Okkupation Bosniens, weil durch sie die slawische Quote der Bevölkerung vermehrt würde. Sueß, der für sie sprach und einen würdigen Repräsentationskredit für den österreichisch-ungarischen Vertreter auf dem Berliner Kongreß beantragte, galt als „Verräter an der deutschen Sache". Aber Graf Hohenwart, der später Österreich zu einem Konglomerat von siebzehn staatlichen Einheiten umgestalten wollte, konnte als der „wahre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vertreter des österreichischen Staatsgedankens" auftreten, und das den Deutschen und Liberalen befreundete Ministerium Auersperg mußte demissionieren.

Im übrigen war auch dieses Ministerium von Herbst brüskiert worden. Adolf Auersperg wollte sich offen auf die „Linke", den eigentlichen Kern der liberalen Deutschen, die 88 Mitglieder in sich schloß, stützen. Die Minister wollten sogar den Sitzungen dieser Partei beiwohnen, aber Herbst verwehrte ihnen den Zutritt. Mißtrauen gegen seine eigenen Leute bewog ihn dazu, wahrscheinlich auch die geheime Sehnsucht, die Opposition nicht gegen einen Einfluß auf die Regierung einzutauschen. Das Kabinett aber brach den politischen und persönlichen Verkehr mit der „Linken" ab.

Auch Graf Andrássy hatte eine Verständigung mit den deutschen Abgeordneten gesucht. Er lud ihre Führer zu sich, um mit ihnen über den Berliner Vertrag zu sprechen. Herbst war dabei, wie gewöhnlich, übler Laune. Er sprach einige Worte und schwieg sonst, gleichsam beleidigt. Als dann der Berliner Vertrag vor das Abgeordnetenhaus kam, verwarfen ihn 110 Deutsche mit Herbst, 42 stimmten gegen ihren Parteichef. Graf Andrássy hatte gesehen, daß er bei Professor Sueß Großzügigkeit und einen sich über Parteien erhebenden österreichischen Sinn finden konnte. Er suchte ihn aus der parlamentarischen Masse emporzuheben, ihn zu „machen" — es war vergebens. Er stieß mit seiner Absicht auf geheime und offene Widerstände, deren klarster der Widerwillen Sueß' war, mit dem Grafen Taaffe an einem Gespann zu ziehen.

Unter den knappen Vorwürfen gegen Herbst ist nicht der geringste, daß er in seiner Unkenntnis der Menschen dem Grafen Taaffe den Weg geebnet hatte. Graf Taaffe war Statthalter von Tirol gewesen, trat dann in das Kabinett Stremayr als Minister des Innern ein und war bald Ministerpräsident. Er trug jene skrupellose Zweideutigkeit in die österreichische Politik, die noch Jahrzehnte nach ihm als sicherste Regierungsmaxime galt.

Die Führer kleingeistig, mehr starrköpfig als gesinnungstreu, unfähig, im Volke Wurzel zu fassen und der Opposition gegen eine bekämpfte Gedankenrichtung Schlagkraft zu verleihen, zugleich auch unfähig, eine Regierungspolitik mit ihren Ideen zu durchdringen. Nicht Volks- und nicht Kabinettspolitiker. Die Masse der Partei haltlos, schwankend, mißtrauischer gegen den Freund als gegen die Feinde. Ein Mann wie Eduard Sueß konnte nie eine bestimmte Rolle in der Partei erlangen.

So folgten die inneren Zerwürfnisse in der Partei, die sich in immer kleinere Fraktionen spaltete, und mit ihnen kam das, was Eduard Sueß „die lange, erniedrigende und immoralisierende Phase unseres Verfassungslebens" nennt, die natürlich auch das Bürgertum bis zum Kern anfraß. Ein Sym-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ptom für diese Epoche war, daß Sueß selbst in seinem Wahlbezirk schwer gegen das roheste jener Individuen anzukämpfen hatte, die von den herrschenden Gewalten, vielleicht mit persönlichem Mißbehagen, aber mit willigem Opfermut vorgeschoben wurden, um alle begonnenen Entwicklungen zu zersplittern.

Die liberale Partei besteht nicht einmal mehr dem Namen nach, ihre Führer sind zumeist wirklich, sonst aber politisch tot. Doch sind diese Reminiszenzen an einen Schicksalsfaktor des alten Österreichs, das die Generationen zwischen den lebendigen Mannesjahren Eduard Sueß' und der allerjüngsten Epoche erfüllt und lähmt, nicht zwecklos. Denn wie man immer nach einem bekannten Ausspruche der Sohn Jemandes ist, so hat jedermann, auch wenn ihn die Nachkommen noch so sehr verleugnen, Erben.

Einfache Grenadiere

Von Kurt Palm

Die Leute singen nicht mehr. Wir haben die Stelle erreicht, wo die Straße im rechten Winkel auf die Front zubiegt, und sehen nun unser Ziel vor uns. Leuchtkugeln steigen auf; einen Augenblick ruht ihr Schein auf dem Gelände, so daß wir unsere Merkpunkte erkennen, die Gruppe verstümmelter Bäume, das zu Schutt zusammengestürzte Bahnwärterhäuschen; dann versinkt wieder alles in tiefe, regenerwartende Nacht. Links bei der Nachbardivision leuchten glühende Punkte auf und verlöschen sogleich wieder: zerspringende Schrapnelle. Unseren Weg sperrten noch keine Granatensalven.

Die Leute marschieren still. Ihre Schultern schmerzen jetzt von dem schweren Gepäck, das sie stundenlang tragen. Dazu die dunkle, trübe Nacht, die zwar die Ablösung begünstigen mag, die aber auch Schwierigkeiten genug verursacht, wenn wir uns erst im Gräbengewirr vortasten. Fernher dröhnt Trommelfeuer. Wir wissen seit Tagen schon, daß droben die Schlacht sich vorbereitet. Der Wind trug uns oft das Donnern herüber, das unsere Gedanken fesselte, unsere Gemüter bewegte. Zuzeiten spürten wir die Erde beben. Wieder weht der dunkle Ton der Feuerraserei im Norden uns entgegen ... Hören sie es? Grübeln sie darüber?

Vielleicht. Die Leute haben feine Ohren und schnelle, leicht erregbare Gedanken. Vielleicht sinnen sie von dem tausendfachen Mord, der dort jetzt geschieht. Vielleicht berechnen sie die Tage oder Wochen, die uns von ihm noch trennen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es liegt ein Ernst in dieser Stimmung, den ich abschütteln möchte. Das Lachen ist ein besserer Begleiter, wenn es in Stellung geht. Ich wende mich um, frage den, der hinter mir läuft, mit leichtem Tone: „Was meinen Sie, ist es nicht schöner, hier in ruhige Gräben zu kommen, als droben im Schlamassel zu stecken?"

„Freilich ist es besser. Aber ich muß immer sagen: wir haben auch an der Somme keinen Graben verloren!"

Diese Nacht erlaubt kein Lachen. Es ist, als käme mit der dumpfen Melodie des Trommelns auch von der Wehmut ein Hauch herüber, die für alle Zuschauenden schon heute über dem Schlachtfeld im Norden herrscht.

... „Wir haben auch an der Somme keinen Graben verloren!" ...

Zur Stellung ist es noch weit, eine gute halbe Marschstunde noch. Ich versuche nicht mehr, Lebendigkeit in das Schweigen ringsum zu bringen. Die Antwort ist schuld daran. Diese Antwort voll Ruhe, Zuversicht, Kraftvertrauen. Diese Antwort ohne Sorge vor dem Grauen, in das über kurz oder lang das Kriegsgeschick auch uns verwickeln wird.

Wie soll ich mir erklären, daß den Leuten drei Jahre hindurch der Mut so frisch geblieben ist?

Denn Licht fällt wenig in ihr Leben, auch in Stellungen, die wir ruhig nennen. Wenn wir jetzt vorne sind und die Kameraden des anderen Bataillons abgelöst haben, beginnt das erste Drittel der regelmäßigen Perioden. Dann sind wir für sechs Tage die Kampftruppe. Die Mannschaften stehen Posten. Auf den Feuerbänken des vorderen Grabens, in den Sappenläufen und Sappenköpfen erwarten sie die feindliche Patrouille, die vielleicht durch unser Drahtverhau kriecht und unsere Besatzung überraschen will, oder den Vorstoß, der etwa unversehens wider uns losbricht, oder den feindlichen Posten, der leichtsinnig seinen Standort verrät und seine Gestalt unseren Gewehren darbietet. Es ziehen nicht alle Leute auf; aber alle sind alarmbereit. Zwei Stunden wacht und späht der Mann; die nächsten zwei oder vier Stunden ruht er im Stollen, auf einem Brette sitzend, das Gewehr beim Körper, den Leibgurt mit den schweren Patrontaschen immer umgeschnallt tragend, stets in Rock, Hose und Stiefeln, auch wenn Regen sie durchnäßt hat. Zwei Postenstunden, vier Ruhestunden; zwei Postenstunden, vier Ruhestunden — ununterbrochen durch sechs Nächte und sechs Tage immer dasselbe. Kein Dauerschlaf kann da seinen Körper kräftigen. Keine Bequemlichkeit befriedigt das Ruhebedürfnis. Der Feind wacht und plant! Also wacht auch er ... Und singt doch fröhliche Lieder, wenn er aus diesem Zwange abgelöst ist!

Sechs Tage später rückt die Kompagnie einige Gräben weiter nach hinten, in die Bereitschaftsstellung. Auch hier ist sie alarmbereit; wenn vorne ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kampf entbrennt, wird sie zur Unterstützung vorbefohlen. Das kommt nur selten vor; hier füllt die Arbeit die Zeit aus. Schwere, lange Arbeit. Mit Spaten und Beilpicke tauchen die Leute unter in den Löchern, die zu Unterständen ausgebaut werden, und schaffen Stunden hindurch in der Enge dieser Höhlen. Sie sitzen gebückt, ohne die Möglichkeit des Sichausdehnens und der freien Bewegungen, und treiben ihre Pickel in die Risse des Gesteins, lösen Blöcke und Geröll, scheffeln es in Säcke, die draußen entleert werden, und wühlen sich von neuem in die Erde hinunter — Stunden hindurch! Dann schlafen sie. Bis der Unteroffizier vom Dienst sie zum zweiten Teil ihrer Arbeit weckt, zum nächtlichen Essentragen. In großen Kübeln schleifen sie zu den Kameraden im vorderen Graben die Fleischsuppe; essen selbst; gehen wieder zurück und bringen vom Depot das angeforderte Material zu den Kompagnien, die Unterstandshölzer, die Drahtrollen, die Sandsäcke, Schanzkörbe, Sprengmunitionen; zweimal, dreimal hin und her laufend, bis das Notwendige zur Stelle ist. Darauf schlafen sie wieder. Und werden zur üblichen Stunde geweckt: zu erneutem Minieren ... Sechs Tage dasselbe, sechs Nächte dasselbe. Trotzdem hört man sie auf der Mundharmonika lustige Weisen spielen, wenn man nach der Arbeit an ihren Unterkünften vorüberkommt!

Auf zwölf Stellungstage folgen sechs Ruhetage. Freilich nicht sechs Tage der Untätigkeit. Die im Graben ungelenkig gewordenen Glieder müssen bewegt werden; die Kompagnien exerzieren also. Hinzu kommen die vielen notwendigen Appelle, wo die Gasmasken geprüft werden, die Ausrüstungsstücke ergänzt, die Gewehre nachgesehen, die Bestimmungen nochmals verlesen und erklärt werden. Es ist stets Dienst, vormittags und nachmittags. Und ist doch Ruhe. Denn der Mann hat seinen langen, nicht unterbrochenen Schlaf auf sauberen Pritschen. Er sieht eine freundliche Umgebung um sich, Bilder an den Wänden, Tische und Bänke in seiner Stube. Er bewegt sich frei, auf Straßen statt in Gräben, in Häusern statt in Erdlöchern. Er kann sich täglich waschen. Er badet. Er sitzt in Kantinen, trinkt Bier, hört Musik ... Sechs kurze, rasch vergehende Tage. Dann wartet wieder der Graben auf ihn.

Infanterieleben! Keine Abwechslung, nichts Schönes, auf das man hoffen dürfte, außer den alljährlichen vierzehn Wonnetagen des Heimaturlaubs. Dabei ist nicht gesprochen von den Nöten des Minenfeuers, von den Granatensalven, die in materialtragende Abteilungen fahren, von eigenen Patrouillen, vom Alarm bei feindlichem Angriff, von Hand- und Gewehrgranaten, von Minensprengungen ... von der Erschütterung, wenn Kameraden fallen. Man sollte meinen, der Mensch müßte mürbe werden. Wir nennen unsere Stellung ruhig und opfern ihr doch jedesmal Nervenkraft und Blut. Und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun tobt im Norden wieder die Schlacht. Wir wissen, wir werden in ihr mitkämpfen, vielleicht morgen schon, vielleicht erst nach Wochen oder Monaten. Auch gegen uns werden sich Menschenmassen wälzen; wir werden in einem Artillerietoben ausharren, das kein Wort, kein Bild zu schildern vermag; wir werden uns gegen Feuer, Gas und Gift zu wehren haben wie einst, als wir an der Somme in bitterer Zeit unseres Regimentes Ruhm vermehrten. Die Leute wissen es — und verzagen nicht an ihrer Kraft? Sorgen sich nicht vor dem Blutmeer, das fließen wird? Fürchten nicht die Schrecken, die sie doch kennen; die eher größer als geringer geworden sind?

Es ist Zeit, daß wir in den Verbindungsgraben hinuntersteigen. Wir sind nahe am Feind, der die Straße hier lebhaft unter Feuer hält. Im Schlamm tappen wir voran. Es ist ein mühseliges Gehen; die Tornister scheuern an den Wänden, der weiche Boden saugt die Stiefel fest. Hier braucht man für den Kilometer eine halbe Stunde. Wir kreuzen den hintersten Bereitschaftsgraben. Wäre es nur nicht so dunkel, daß man nicht an jeder Ecke sich stieße! Leise, ihr Leute! Kein Klirren der Gewehre, kein Fluch! Der Feind ist nahe. Er darf die Ablösung nicht merken. Ihr wißt, wie er sonst antwortet! . . .

Vorne. Die Gruppen verteilen sich an die gewohnten Plätze. Die neuen Posten ziehen auf. Abgelöst; mit einem Händedruck verabschiedet sich der Kamerad, der in die Bereitschaft zurückgeht und dort ablöst. Ich warte auf die Gruppenführer, die mir melden, ob sie alles in Ordnung antrafen.

Ein Gefreiter kommt. „Gruppe Selzam richtig abgelöst."

„Schön. — Na, was meinen Sie, werden wir hier noch oft in Stellung marschieren? Oder wird die Champagne uns brauchen?"

„Ach, lange dauert es wohl nicht mehr. Es ist ganz gut so; dort gibt es nicht Arbeit, sondern Kampf. Dort gilt der Mann etwas. Das ewige Einerlei . . ."

„Gruppe Rinkes richtig abgelöst."

„Gut. — Und wie denken Sie? Ob wir bald bei Arras sind?"

„Wer weiß! Aber an der Somme hat es auch geklappt. Wir schmeißen die Geschichte schon!"

Immer die Somme! Die Somme nicht als Schreckbild, sondern als Anfeuerung! Der Soldatenstolz erinnert sich stets: es floß wohl Blut — aber es ging kein Graben verloren! Keinen Sappenkopf gaben wir auf! Nichts!

Und solche Kerls sollte man nicht liebhaben?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stuttgarter Theaterkunst

Von Gustav E. Pazaurek-Stuttgart

ie Stuttgarter sind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf schilt." — Dieses Urteil rührt nicht etwa aus unseren Tagen her, sondern stammt von keinem Geringeren als Goethe (1797), der doch sozusagen schon als Weimarer Theaterleiter in diesen Dingen ein Wörtchen mitreden durfte. Da nichts in der Welt vom Tadel verschont bleibt, am wenigsten ein Theater — und wären selbst lauter Götter daran beteiligt —, so wundern wir uns auch sicherlich nicht, wenn schon vor mehr als hundert Jahren in der schwäbischen Residenz nicht alle Musenspenden kritiklos hingenommen wurden. Dagegen müssen wir den ersten Teil von der vorwiegenden Befriedigung um so mehr unterstreichen, obgleich Goethe sich selbst unter die Lobredner nicht ausdrücklich aufnimmt. Könnte der große Dichterfürst, der damals nur das noch verhältnismäßig recht bescheidene herzogliche Theater kennen gelernt hat, heute einen Blick auf das Stuttgarter Theaterleben, namentlich in die beiden neuen Hoftheater werfen, müßte er nicht nur einen ungleich höheren Grad der allgemeinen Zufriedenheit feststellen, sondern sich auch selbst keineswegs ausschließen.

Heute steht Stuttgart mit in erster Reihe, wenn von deutscher Bühnenkunst die Rede ist. Das Vierteljahrhundert der Regierungszeit des gegenwärtigen Königs wie die beinahe gleichlange Theaterherrschaft des Generalintendanten Baron zu Putlitz bedeuten für das Theaterleben in der württembergischen Hauptstadt einen staunenswerten raschen Aufstieg, eine äußere und innere Blütenentfaltung, wie sie nicht leicht an anderen Stellen erreicht worden ist. Es ist daher sehr naheliegend, daß das Doppeljubiläum die Veranlassung gab zur Herausgabe eines imposanten Prachtwerkes*), das eben die allgemeine Aufmerksamkeit weit über die beteiligten Kreise hinaus in das Herz Schwabens lenkt und uns einlädt, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, um wenigstens etwas von der gewaltigen künstlerischen Arbeit kennen zu lernen, die die selbstverständliche Voraussetzung stolzer Erfolge bildet. So verlockend es vielleicht auch gewesen wäre, die heutigen Verhältnisse mit den früheren zu vergleichen, hat man doch mit vollem

*) „Stuttgarter Bühnenkunst". Inszenierungen der Kgl. Württembergischen Oper von Emil Gerhäuser, mit künstlerischen Entwürfen von Bernhard Pankok, mit einem Vorwort von Hans Hildebrandt; herausgegeben und verlegt von Wilhelm Meyer-Ilschen, Stuttgart, 1917. (Mit zahlreichen Farbentafeln, Kupferdrucken und Textabbildungen.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Recht davon abgesehen, noch einmal in die alte württembergische Geschichte hinabzusteigen, da diese durch die grundlegenden Arbeiten von Rudolf Krauß bereits hinlänglich aufgehellt ist. Aber auch die letzten zweieinhalb Jahrzehnte erschöpfend zu behandeln hat man wohlweislich vermieden und sich lieber darauf beschränkt, einige Großtaten der Stuttgarter Hoftheaterregie als Musterbeispiele vorzuführen und an der Hand derselben die leitenden Gedanken und Arbeitspläne recht anschaulich herauszuarbeiten. Gerade etwas Derartiges hat uns bisher vielfach gefehlt, ein so ins einzelne gehender Rechenschaftsbericht eines großzügigen, modernen Opernregisseurs, wie ihn uns Emil Gerhäuser bietet, dem es leider nicht vergönnt war, das Erscheinen des gedruckten Werkes zu erleben. Abgesehen von verschiedenen rein persönlichen Bemerkungen, auch gelegentlichen Polemiken, die man einer starken Persönlichkeit zugute halten mag, finden wir da nicht nur neben Darlegungen, die derselbe Verfasser bereits an anderen Stellen (z. B. in der „Deutschen Bühne", September 1912) gegeben, manches mehr allgemein gehaltene feine Wort, sondern vor allem den ganzen Werdegang verschiedener Musterleistungen der Stuttgarter Hofbühne, die eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, in erster Reihe der bereits aufgeführten Mozartopern „Don Juan", „Die Entführung aus dem Serail" und „Figaros Hochzeit", dem sich noch die vollständig vorbereiteten „Così fan tutte" und „Die Zauberflöte" sowie die Uraufführung von Schillings „Mona Lisa" anschließen. Das Herausarbeiten des Wortes mit der damit zusammenhängenden, geradezu wissenschaftlich anmutenden Textkritik, die Redaktion der gesamten Musik in den Singstimmen wie in der Orchestrierung, wozu bei der „Entführung" die neuen Rezitative von Schillings in Faksimilewiedergabe kommen, das feine Abwägen und Zusammenstimmen von Wort und Musik mit den Bühnenbildern, für die Bernhard Pankok in mühevoller Übereinstimmung mit den Forderungen der Regie eigenartige, gut disponierte Dekorationen und farbenfrohe, wirkungsvolle Kostüme geschaffen — kurz das allmähliche Entstehen und Reifen des Gesamtkunstwerkes, das einigen Perlen unserer Opernliteratur, die durch die bisherige Praxis abgegriffen und fast unansehnlich geworden, neues Leben und allgemeines Interesse einzuflößen verstand — all das wird vor unseren Augen so lebendig, daß man jedem Theaterfreund dringend empfehlen möchte, so ein Kapitel aufmerksam durchzulesen, um einiges Verständnis und damit die entsprechende Achtung vor solchen künstlerischen Leistungen zu erlangen. Die zahllosen, geradezu musterhaft reproduzierten Abbildungen, namentlich die köstlichen farbigen Wiedergaben der phantasievollen Mozartkostüme Pankoks, mit denen Meyer-Ilschen das Prachtwerk in geradezu verschwenderischer Weise ausstattete, erhöhen den Genuß der Lektüre bedeutend.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dennoch wären die interessanten Ausführungen Gerhäusers als einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Beispiele nicht recht gewürdigt worden, wenn man gerade in unseren Tagen, in denen der Kampf zwischen der alten Illusionsbühne und dem neuen, stilisierten Bühnenbilde tobt, nicht für die Vertiefung dieser Frage vorgesorgt hätte, wozu doch eine ausführliche geschichtliche Einleitung unbedingt notwendig war; nicht eine Geschichte der Literatur oder der dramatischen Musik, auch keine solche der Darstellerkunst — denn Gerhäuser läßt die Verkörperung der einzelnen Rollen durch die Stuttgarter Bühnenkünstler absichtlich unerörtert —, sondern die Entwicklung des Bühnenbildes von den ältesten Zeiten angefangen, die erst die vielfachen Bestrebungen bildender Künstler unserer Zeit im Dienste des Theaters verständlich werden läßt. Für diese gewiß nicht leichte Aufgabe wurde Hans Hildebrandt gewonnen, der zur selben Zeit — meines Wissens geschah dies zum ersten Male — an der Stuttgarter Technischen Hochschule die Geschichte und Ästhetik des Bühnenbildes in einem zweisemestrigen Kolleg behandelte. Da es nur ein — allerdings recht ausgewachsenes — „Vorwort" (von 178 Seiten) sein sollte, standen ihm keine Abbildungen zur Verfügung, wodurch er z. B. Hammitzsch gegenüber, an den er sich in architektur-geschichtlichen Fragen mehrfach anlehnt, wesentlich benachteiligt erscheint. Trotzdem vermissen wir nichts, da es Hildebrandt vorzüglich verstanden hat, auch ohne Bilderbeigabe selbst verwickelte Verhältnisse anschaulich herauszuarbeiten. Das Theater der Griechen und Römer, die Mysterien-, Moralitäten- und Schwankbühne des Mittelalters, das Shakespearetheater, die italienischen Renaissanceschöpfungen mit ihren Abzweigungen in Frankreich und Spanien, der Höhepunkt der Illusionsbühne unter den barocken Perspektivkünstlern Pozzo und Galli-Bibiena, das französische Rokoko, das deutsche Eingreifen eines Schinkel und Semper, Baireuth und die Meininger bis zu Lautenschlager in München; dann die moderne Dreh-, Schiebe- und Versenkbühne, der Fortuny-Rundhorizont, das moderne Bühnenbild von Appia oder Craig, das Münchner Künstlertheater unter G. Fuchs und F. Erler, der Berliner Reformator Reinhardt mit seinem Mitarbeiter Ernst Stern nebst Slevogt oder Corinth, Orlik oder Walser, Leni, Starke, Schumacher, ebenso die Wiener, vor allem Roller und Lefler, Moser und Wimmer, dann van de Velde (Kölner Werkbundausstellung), Tessenow (Hellerau), aber auch Frankreich und England, besonders Rußland (Léon Bakst) — alles zieht an unserem Auge vorüber, in aller Kürze — denn über jede dieser Künstlerindividualitäten ließen sich Bände schreiben —, und doch in allem wesentlichen gut charakterisiert. Besonders glücklich ist die allgemein orientierende Einleitung dieses „Vorwortes" gelungen, eine treffliche Skizzierung der Gesamtaufgaben, eine vorzügliche Gliederung des ganzen Fragenkomplexes,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Hildebrandt tatsächlich vollkommen beherrscht und anderen deutlich zu vermitteln vermag.

Wir haben wirklich allen Grund, auf dieses Werk stolz zu sein. Wie einst mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges, nämlich 1631, in Ulm das erste ständige deutsche Theater errichtet wurde, erblickt auch dieser Prachtband während der blutigsten Schlachten der Weltgeschichte in Schwaben das Licht der Welt, und zwar in einer verlockenden Aufmachung, die die feldgraue Gegenwart nicht einmal ahnen läßt. Während draußen auf dem Welttheater die erschütterndsten Tragödien aufgeführt werden, zu denen die Hexenküche der Ententediplomatie noch die tollsten Satyrspiele und Possen hinzufügt, ist bei uns „Barbaren" das Interesse an den Brettern, die die Welt bedeuten, nicht nur nicht verstummt, sondern wir bringen noch so viel beschauliche Muße auf, in so großzügiger, vornehmer Weise der Kunst unseren Tribut zu zollen. — Das möge die schönsten Ausblicke in eine frohere Zukunft eröffnen!

Wer Baron zu Putlitz kennt, der weiß genau, daß sich der temperamentvolle Weltmann keineswegs damit begnügen konnte, in seinen ein Jahr vor dem Weltkriege eröffneten beiden Häusern auf seinen bisherigen Lorbeeren auszuruhen. Weitausgreifende Pläne, die in stiller Arbeit vorbereitet werden und allmählich heranreifen, werden dafür beredte Zeugnisse bilden, wenn erst ein glücklicher Frieden der künstlerischen Arbeit die ersehnte Betätigungsmöglichkeit und Kräfteentfaltung zurückgegeben haben wird. Stuttgart ist eben nach Überwindung mancher ungünstigen Gegenströmungen, dank dem vorzüglichen Zusammenarbeiten des gegenwärtigen Intendanten mit den von ihm berufenen Kräften und dank dem außerordentlichen Interesse, das der Hof seinen neuen Theatern im reichsten Maße entgegenbringt, eine der ersten deutschen Theaterstädte geworden und wird diesen Ruf zu wahren und zu mehren wissen.

Das neue Europa

Der österreichische Dichter Hugo von Hofmannsthal hat in Vorträgen, die er in Christiania und in Zürich hielt, von den Krankheiten des europäischen Ich gesprochen: dem Relativismus, dem Materialismus und dem Gelde, Krankheiten, die die Not des Völkerkrieges, wie Hofmannsthal meinte, heilen müsse und heilen werde. Der aus Not und Tod wiedergeborene Geist der Schützengrabenkämpfer werde dem europäischen Ich aus seiner dreifachen Fesselung die Erlösung bringen: den neuen Idealismus, die Hinwendung zum Überpersönlichen, die den Millionen wieder das Wirkliche zu werden verspreche. Die kommende Wirklichkeit des zu erneuernden Europa werde nicht aus realpolitischen Willenszielen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern aus dem idealstrebenden Geiste geboren werden.

Was Hofmannsthal hier als Ziel hinstellt, dazu hat ein Politiker, der mehr als ein Dichter die Berührung mit der Wirklichkeit haben mag, einen Weg gesucht: Der Holländer Dr. jur. W. J. L. van Es bezeichnet es in einer kleinen Schrift, „Das neue Europa" (Rembrandt-Verlag in Oberweimar i. Thür.), als eine Voraussetzung der europäischen Wiedergeburt, daß sie allen europäischen Völkern die Befreiung bringe. Denn die europäischen Staaten leben alle — mit alleiniger Ausnahme der Schweiz — von der Bedrückung großer Völkerteile, die überall in den verschiedensten Formen ausgeübt wird, sogar in Frankreich, das sich ebenso wie die andern europäischen Großmächte fremde Gebietsteile angeeignet hat, eigenlebige Idiome unterdrückt und im übrigen „von einer chauvinistischen Gruppe" in Paris regiert wird, die das bessere Frankreich „auf dem Altar eines rein ideologischen Frankreichs" opfern zu sollen glaubt. Überall aber geht die Unterdrückung auf die Tatsache zurück, daß die heutigen Staaten, entsprechend ihrer geschichtlichen Entstehung aus dem römischen Territorialstaat, „kalte Machtkolosse" sind, die auf politischen und wirtschaftlichen Zuwachs ausgehen. Das alles wird im ersten Teil der Schrift in breiten Strichen dargelegt.

Wie aber kann aus diesem — geschichtlich gewordenen — Zustande „die Befreiung Europas" erwachsen? Wer sich bewußt ist, wie schwer die Welt aus ihrem geschichtlich gewordenen Gefüge zu bringen ist, dem mag die Antwort „utopisch" klingen: van Es fordert nichts anderes als „die Entnationalisierung des europäischen Staatswesens" nach dem Muster der Schweiz, so daß jede Art von Oberherrschaft eines Volkes oder Volksstammes über den andern verschwinde; und zweitens eine radikale Beseitigung allen Gebietserweiterungsstrebens durch eine — ebenso radikale — Umwandlung des heutigen Wirtschaftssystems der europäischen Staaten. Wie der Verfasser sich diese Umwandlung, auf deren Durchführbarkeit natürlich alles ankommt, im einzelnen denkt, muß man in der Schrift nachlesen. Gesagt sei nur, daß die Vorschläge auf das Gegenteil dessen hinauslaufen, was die Pariser Wirtschaftskonferenz der Entente als ihr Zukunftsprogramm aufgestellt hat: nämlich auf Herstellung freiester Konkurrenz im internationalen Güteraustausch, Aufhebung aller nationalen Bevorrechtigungen bei der Vergebung wirtschaftlicher Konzessionen, Einsetzung einer internationalen Körperschaft, die die europäische, ja die Weltverkehrspolitik — auch auf dem Meere — nach den tatsächlich vorhandenen Bedürfnissen regelt. Wenn so durch Gleichstellung der Rassen und Völkerschaften auf staatsrechtlichem wie auf wirtschaftlichem Gebiete die europäische Freiheit durchgeführt ist, so wird die Frage der Grenzfestsetzungen, meint van Es — und von seinem Standpunkt aus gewiß mit Recht — ganz unerheblich: der Nationalstaat ist überwunden, und der Zusammenschluß der europäischen Staaten kann ohne Schwierigkeiten erfolgen. „Der Friedenskongreß", schreibt van Es, „wird deshalb nicht, wie die Entente es sich vorstellt, die Verteilung der ‚Beute' zum Gegenstande haben. So sehr die öffentliche Meinung auch mit Lügen behaftet ist, sie wird zu guter Letzt wieder erleuchtet werden und den Worten der Männer lauschen, die in allen Ländern nach Versöhnung streben. Der Friedenskongreß wird

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über die hier gestellten Fragen zu beschließen haben, er wird die europäischen Staaten zwingen müssen, allen gegenwärtig unterdrückten Völkern Freiheit zu geben, er wird Mittel und Wege ausfindig machen müssen, um die Behinderungen zu beseitigen, die heute ein Staat dem andern willkürlich auferlegt."

Das Interessante der Schrift ist nicht die Originalität der Zielsetzung, sondern die geschlossene Folgerichtigkeit ihrer Durchführung. Um dieser willen darf sie innerhalb der aufwuchernden pazifistischen Literatur größere Teilnahme beanspruchen, auch als Zeugnis, welche Wünsche bei neutralen Politikern jetzt Form gewinnen.

Adolf Teutenberg

Die Hodlerausstellung in Zürich

Mehr als 600 Werke von Ferdinand Hodler waren im Züricher Kunsthause ausgestellt. Bedenkt man, daß nur etwa die Hälfte von der Lebensarbeit des Mannes gezeigt werden konnte, dann hat man die erstaunliche, in vierzig Jahren eher gesteigerte als verminderte Kraft eines Malers ausgemessen, der nicht ermüden will. Vielleicht ist es nirgends noch möglich gewesen, der ganzen Entwicklung Hodlers so schrittweise zu folgen wie jetzt in Zürich. Man ist nicht mehr verwundert, daß er im Jahre 1878 blühende Bäume gemalt hat, wie sie ein zarter Meister des Japonismus poetischer und besonders scharfsichtiger kaum hätte aufsuchen können. In Spanien bekennt sich der Jüngling zu derartiger Feinheit des Pinsels, indem er ganz nahe an seinen Gegenstand heranrückt, die verschleiernde und blendende Atmosphäre ausschaltet und die Atmosphäre um den gesprenkelten Baumstamm eigentlich aus den mikroskopisch gesehenen Blüten selber zusammenfügt. Das ist das Gegenteil von Monumentalität. Das ist noch eine auf Idylle und leiseres Stilleben hinzielende Poesie. Aus derartigen Absichten und artig wandernden Gedanken ist auch das märchenhafte Bild eines Mädchens zu erklären, dem die Friedlichkeit und keineswegs stolze Lieblichkeit der Wiese wohltut. Man täuscht sich aber in der Meinung, daß Hodler aus diesem Japonismus mit Gewalt fortgestrebt hat. Er hält ihn noch im Jahre 1905 fest, als er an einem blühenden Kirschbaume jedes Blütlein aufspießt. Dieser Hang zum Verkleinern des Natürlichen, diese im Zwinkern und Zusammendrücken des Auges erstehende Betrachtung von Wasser und Blumen ist das Ergebnis der Hodlerschen Lyrik, sie ist die Erbauungs- und Erholungsmethode, die an weichen Tagen sein Malerleben bestimmt. Es kommen dann aber andere Tage, an denen er mit Freude im Formlosen wühlt und sein Auge auf das Zerschmetterte und klobig Aufgetürmte einstellt. Und gerade jüngstens liegt ihm an einer Überschichtung kubistischer Klötze, wenn er den formlosen Grund eines Baches aufdeckt. Man sieht eben nur, wenn man die ganze Masse seiner Arbeit übersehen kann, daß es unmöglich ist, Hodler als Mitgänger eines Zeitraumes einzugliedern. Die sehr starke Mannigfaltigkeit und das Suchen des Stils, das geradezu krankhaft und krampfhaft sein kann, dieses nicht festzulegende Zickzacklaufen seines Charakters, dieses Irren, das nicht landen möchte, die Unruhe, der nur im Reisen und Prüfen behaglich ist, das allein darf als Charakter seiner Kunst bezeichnet werden. In

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm haben allezeit mehrere Stilabsichten zugleich gewaltet. Da er nun so viel erarbeitet hat, gebe man sich Rechnung von dem Geiz und von der Leidenschaft, mit denen er seine Tage und sogar die Stunden ausnutzt.

Hodler will eine spanische Tänzerin im Jahre 1912 malen: Dunkles Fleisch, das am roten Absatz des engen Ballettkleides beginnt, dazu der Brandfleck der Lippen, die schwarzen Achselbänder, die das klebende Obergewand halten, und der Busch der exotischen Haare, das ist die Vision. Nun sollte man glauben, der Porträtist dieses Maupassantschen Fräuleins setze gleich die ganze Rundung des rotverhüllten schlanken Leibes hin, er gebe dem Kopf seine kühne Färbung, er streiche die ganze Silhouette so an, wie sie seinen Augen oder seiner Einbildung begegnet. Das geschieht aber keineswegs, denn er malt diese Tänzerin so, wie der Schneider und der Perückenmacher sie herrichten würden. Er entkleidet sie erst, um sie wieder anzukleiden, er sucht die für den kühnen Kopf der Dame dankbaren Haltungen heraus. Eine Menge von Studien läßt er es sich kosten, er probt Windung und Glanz eines Schulterbandes sogar aus, ehe er es wagt, alles das einheitlich zusammenzuschließen. Was einheitlicher Wurf scheint, wenn man nicht die einzelnen Entwürfe kennt, ist nur anatomisch, putzmachermäßig aufgebaute Gesamtheit. Solch Fleiß bringt entweder etwas Mißlungenes, dogmatisch Verkrachtes hervor oder etwas Künstlerisches, dessen Formenvollendung der Wissenschaft nicht minder günstig ist als der Kunst. Hodlers Fleiß ist nicht vergeudet. Als Louis David das Krönungsbild des ersten Napoleon gemalt hat, da hat er auch die Menschen nackt gezeichnet, bevor er sie mit den geschichtlichen Kleidern zudeckte. Die Tuchfalte sollte Nerven und körperliche Organisation empfangen, indem sie jeder Falte des Leibes angepaßt wurde. Hodler tut nun Gleiches nicht nur im kleinen, sondern auch im großen.

Das schöne und riesige Beispiel jener Frauengruppe, die einen „Blick in die Unendlichkeit" symbolisieren soll, kann diese Theorie erklären. Das ungeheure Schaustück war in allergrößten Maßen ausgedacht. Als die Malerei aber verwirklicht werden soll, da wird die Vision ganz langsam und aus dem Winzigsten aufgebaut. Im schmalen, anatomischen Aufriß werden die Gestalten hingezeichnet wie etwa eine Architektur. Solches Blättlein ähnelt noch mehr einer medizinischen Studie als einer Kunstzeichnung. Brust, Schenkel und Kopf, das ist von den Linien des Anatomen durchschnitten, der sich ein organisches Körpergebäu zerlegt. Von Farbe ist nichts bemerkbar, erst spät wird versuchsweise ein blauer Klecks auf einen Körperteil hingeschleudert, also die Grundfarbe, die nachher dem vollendeten Werk sein endgültiges Geleuchte verschafft. Dem Zufall und Getast wird kein Problem des Bildens und Belichtens überlassen. Der Weg zur Metaphysik soll nicht mit Willkür gesucht werden, sondern durch die Inbrunst beim Hantieren mit Zirkel, Lineal und Spektralanalyse. Der tiefe und tiefere Sinn soll nur durch die faßbare und kontrollierbare Sinnlichkeit gehen. Ein Bild wird „Eurythmie" getauft, und jede Nackenbeugung der zu malenden männlichen Gestalten wird durch Bleistift vorgezeichnet. Aus einer derartigen Neigung ist es vielleicht auch zu erklären, daß Hodler eine bald unzählbare Menge von Porträten gemalt hat. Hier übt er seine Geduld

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder mit aller Gemächlichkeit. Bei vielen nimmt er gleich mehrere Eindrücke, etwa die linke Wangenseite erst und hernach die rechte. So unbarmherzig, neugierig und gewissenhaft wie Hodler sich selber malt, haben es höchstens noch St. Quentin Delatour vor 250 Jahren oder Vincent van Gogh getan. Wie van Gogh sogar das verstümmelte Ohr mit einer andachtsvollen, frommen Versenkung darstellt, so legt Hodler jegliches Rinnsal und besonders jede Runzel seiner Stirn vor. Seine Stirn wird eine Landkarte des Lebens, die mit Klippen und Hügeln ausgestaltet ist. Ein Mensch studiert sich vor dem Spiegel mit dem gleichen Fleiße, der einen Afrikaforscher auszeichnet. Auf dem schmalen Gelände der Stirn lassen sich Geometrie und Topographie entfalten, als wenn Wüsten oder Oasen auszukundschaften wären. Mitleid oder Faulheit des Forschers ist nirgends zu finden. Desto bedeutsamer wird die Überraschung, wenn man nach derartigen Gesichtern, in die ein wildes Gefurche und Labyrinth der sichtbar zu kündenden Lebenserinnerungen eingegraben ist, auf eine verlorene Plastik Hodlers stößt. In weicher Gipsmasse hat er einen Jungmädchenkopf modelliert. Im Vollbesitze seiner Malkunst hatte er sich dieses Abenteuer erlaubt, und siehe, er fiel in eine Romantik zurück, die sich gern der Lieblichkeit hingab. Nicht die Wirklichkeit der Konturen ergriff ihn, sondern nur die Lyrik der Linien. Oder war er nur nicht Meister des Technischen geworden? Man verstecke Hodlers Jungfrauenbüste zwischen Kleinwerken des anmutigen Gesichtverschönerers Carpeaux, und kein Mensch wird den Betrug merken.

Max Hochdorf

Münchener Autoren

München ist einer der literarischen Sammelplätze Deutschlands. Nicht viele der Leute, die als Münchener Autoren gelten, sind innerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle oder gar an der Isar geboren. Als die Ortsgruppe München des „Schutzverbands Deutscher Schriftsteller" vor einigen Jahren gegründet wurde, da stellte man fest, daß noch nicht zwei Prozent der bei der Sitzung anwesenden Herrschaften bayerische Staatsangehörige waren. So haben auch die Werke, die hier besprochen werden sollen, nicht mehr miteinander gemein, als den Zufall: daß ihre Verfasser in München leben.

Bayerin ist, einzig, Lena Christ, die den Roman „Die Rumpl-Hanni" schrieb (Albert Langen, München), Bayerin als Mensch und als Dichterin. Ihr Denken, Fühlen und Schreiben ist Dialekt. Sie, die dem breiten Volke entstammt, gestaltet die kleinen Leute in Oberbayerns Land und Stadt mit der Liebe enger Zugehörigkeit. Sie schildert in Farben, die grell und lebenssaftig sind wie die bunten Tücher, mit denen ihre Bäuerinnen zur Kirche gehen. Auch ihr neuer Roman zeigt ein Stück vollsaftigen Lebens. Eine Bauerndirne schildert sie, ein Weibmensch, der mit beiden Füßen im Leben steht und sich seinen guten und sicheren Platz in der Welt erkämpfen will, sei's auch mit harten und unbedenklichen Mitteln. Und diese Rumpl-Hanni, die so ist, wie sie heißt: derb, drall, ein wenig gewalttätig und doch auch weibchen-weich, diese Heldin des Buches bleibt trotz ihrer Skrupellosigkeit ein Wesen, dem wir gern zuschauen. Denn es atmet und ist kein Papier.

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch Walter Ziersch, dessen Schauspiel „Der Froschteich" im Münchener Residenztheater aufgeführt wurde, ohne, trotz mancher Qualitäten, einen guten Erfolg zu finden, veröffentlichte einen neuen Roman: „Die Götter im Turm". Das Werk schildert in psychologisch interessanter Gestaltung das Martyrium des „Gezeichneten", die Glücksunfähigkeit des Krüppels. Der Held, Baruch van der Kailen, vermag bei all seinem Reichtum des Geldes und Geistes, bei der besten Veranlagung des Gemütes nicht zu einem Lebensbehagen gelangen, wie es Durchschnittsnaturen von geradem Wuchse ohne viel Mühe beschert ist. Freilich: das Schicksal dieses Mannes, der nirgendwo echte Liebe finden kann und stets nur in die Rolle des Beraters und Freundes gedrängt wird, dieses Schicksal bleibt durchaus individuell und vermag nicht die Norm und den Typus des Krüppellosses zu bedeuten: Aus der Herzensmisere des Helden führen zu viele vom Autor verschlossene Auswege ins Freie! — Das Buch erhebt sich über die Unterhaltungsliteratur. Es steht aller Süßlichkeit und Sentimentalität unendlich fern und zeigt ein geradezu ängstliches Bemühen zur Objektivität: der Dichter ist bestrebt, seine Geschöpfe in nacktester Menschlichkeit zu zeigen. (Concordia-Verlag, Berlin.)

*

Ernste Arbeit und schweres Ringen mit Stoff und seinen letzten formalen Möglichkeiten zeigen die epischen Dichtungen von Joachim Delbrück, der soeben seinen Roman „Varieté" bei Ullstein, Berlin, herausgegeben hat. Jedes Kapitel, das er schreibt, zeugt für durch ernste Mühe erwirkte Kraft. Seine Schilderung ist anschaulich und sachlich, dabei aber an dichterischen Einfällen reich und von sprachlicher Schönheit leuchtend. Sein Buch schildert den Weg einer Künstlerin, die aufs Varieté verschlagen wurde und nach kurzem Aufstieg in reinere Höhen der Kunst immer tiefer sinkt, schwere menschliche Enttäuschung läßt sie zusammenbrechen, bis sie im Schmutze der Gosse verkommt. Dieses Schicksal wird in seiner langsamen Entwicklung in fünf sorgsam ausgestalteten Büchern vor dem Leser ausgebreitet. Gute Ökonomie verteilt die stofflichen Reize und sorgt für Steigerung, ohne daß doch jemals Sensationsfreude das künstlerische Niveau kränkt. Delbrücks Darstellung wird durch den deutlich erkennbaren Drang zu strengster Sachlichkeit vorteilhaft gekennzeichnet. Präzision ist dieses Dichters Ehrgeiz, der ihn bisweilen dazu führt, daß seine Schilderung allzu streng die Linien seiner Materie zeichnet; mit dem Erfolge, daß sein Stoff in all seiner irdischen Schwere in die Erscheinung tritt, ohne die große Perspektive des dichterischen Symbols zu zeigen . . .

*

Mit einem lyrischen Buche von großer künstlerischer Bedeutung erfreute uns Bruno Frank, dessen „Requiem" bei Erich Reiß in Berlin erschien. Frank zeigt auch als Lyriker jene Kultur der Empfindung und des sprachlichen Ausdrucks, die ihn als Novellisten auszeichnen. Seine Strophen, zumal die Stanzen des Requiems, sind von klassischer Formschönheit, sie erreichen die Reinheit der Platenschen Versgebilde, sind aber in ihrem Gefühlsinhalte wärmer und inniger. Sanfter, süß-wehmütiger Geigengesang umschwebt dieses „Requiem" die Erinnerung an den teuren Schatten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Geliebten. Die Gedichte, die dem Hauptstücke der Sammlung folgen, aus der Kriegszeit geborene Strophen, besingen das kriegerweckte Weltmitleid und bereiten den Segen der Versöhnung.

*

Hermann Horn, über dessen Roman vom „Armen Buchbinder" Edgar Steiger an dieser Stelle warm empfehlende Worte gesagt hat, veröffentlichte bei Egon Fleischel in Berlin seine Seenovellen „Meer und Matrosen", Arbeiten von guter Kunst der Milieu-Schilderung, Novellen, die in breiter Komposition mehr Zuständliches als Schicksal des Individuums darstellen. Auch dieses Buch hat gutes Niveau und wird in dieser Zeit besonders starkes Interesse finden.

*

Schließlich noch Harry Kahn, dem der Krieg so viel verschüttet hat: Sein Lustspiel „Der Ring", das zahlreiche große Bühnen angenommen hatten, mußte zurückgestellt werden, und nur in Wien war Mitte Januar 1917 die erfolgreiche Aufführung möglich. Kahn veröffentlichte auch einen Novellenband „Opfer", im Hyperionverlag zu Berlin. Dieses Buch schrieb eine sorgfältige, kulturkundige Hand in Sätzen von musikalischem Zusammenklang. In der Form völlig beherrscht, bewußt kühl, in der Darstellung temperamentvoll, geben die drei Novellen den Beweis für eine Begabung, die die eigene dichterische Kraft, eine Kraft der Vision und der Gestaltung, in strenger Selbstzucht zu entsubjektivieren vermag.

Es sei dem Unterzeichneten gestattet, in diesem Zusammenhange auch auf das im Verlage der Zeitbücher, Reuß & Itta, Konstanz i. B., erschienene Bändchen „Münchener Bilderbogen" hinzuweisen, das er selbst zusammengestellt hat. Er fügte Arbeiten von Friedrich Freksa, Karl Ettlinger, Joachim Delbrück und anderen zusammen, druckte auch einige seiner eigenen Münchener Miniaturen mit ab und setzte dem Ganzen ein Vorwort A. De Noras voran. So entstand ein kleines Buch, das für München zeugen soll: Für die Stammtischler und die Künstlerjugend. Kein Werk von literarischem Ehrgeiz, aber vielleicht ein Beitrag zur Charakteristik unserer Stadt in Scherz, Satire, Ironie. Und nicht ohne tiefere Bedeutung? Das möge der Leser entscheiden.

Richard Rieß (München)

Die Urteilskraft der Börse

Ein bekannter sehr beschäftigter Naturwissenschafter erklärte mir einmal, daß er sich über die politischen Vorgänge lediglich durch die aufmerksame Lektüre der Börsenberichte auf dem laufenden halte. Das, meinte er, genüge ihm vollauf und gebe ihm fast ein richtigeres Bild, als wenn er die täglich viele Spalten umfassenden, sich gar auch noch widersprechenden Telegramme und Zeitungsmeldungen lese, wozu er keine Zeit habe. Selbstverständlich war das im Frieden. Und vor geraumer Zeit erzählte mir ein Offizier, dessen Vater Bankdirektor ist, ein General habe ihn draußen an der Front gefragt, wie denn die Stimmung an der Börse sei; das sei doch ein viel untrüglicheres Barometer als alle Zeitungsmeldungen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haben diese Männer recht? Ist es wirklich richtig, daß die Börse ein so ausgezeichnetes Urteil und eine so vorzügliche Kenntnis aller Dinge besitzt, wie man ihr nachrühmt? Liegt hier nicht etwa eine maßlose Übertreibung vor? Woher sollen gerade die Börsenbesucher, deren Durchschnittsbildung und Durchschnittsintelligenz doch zum mindesten nicht größer ist als die der Chemiker und Generäle, ein solch gutes Urteil besitzen?

Die gute Meinung über die feine Nase der Börse ist berechtigt, oder vorsichtiger ausgedrückt: sie war es. Denn ob es auch jetzt im Kriege noch der Fall ist, ist schon erheblich zweifelhafter. Die Erklärung ergibt sich in allererster Linie aus dem Wunsche, zu verdienen. Der Börsenspekulant lebt davon, daß er früher als andere die Kursentwicklung erkennt, daß er ein Papier kauft, von dem er annehmen muß, daß innerhalb weniger Stunden oder Tage andere weniger gut Eingeweihte ebenfalls kaufen werden, und er verkauft Papiere, die seiner Ansicht nach in Kürze vom großen Publikum verkauft werden. Der Vorsprung verschafft ihm den Lebensunterhalt. Daraus ergibt sich nun die Notwendigkeit, so schnell wie irgend möglich in den Besitz von Nachrichten zu kommen, und zwar nicht nur von wirtschaftlichen, sondern auch von politischen. Denn nichts beeinträchtigt Kursentwicklungen erfahrungsgemäß stärker als die Wolkenbildung am politischen Himmel. Darum muß der Börsianer Mittel und Wege finden, um möglichst schnell alle erdenklichen Nachrichten zu erfahren. Er verfügt dabei über eine ganze Reihe von Hilfsmitteln. Das primitivste ist die Zeitung selbst. Die liest er mit ganz anderen Augen als der gewöhnliche Sterbliche und überlegt sich die voraussichtlichen Folgen ganz anders. Während also beispielsweise der Gevatter Schuster und Schneider bei der Meldung von einem neuen Minister am Stammtisch darüber kannegießern wird, ob es sich um einen „guten" oder einen „schlechten" Mann handelt, und dabei sein Urteil an Nebensächlichkeiten klammert, wird der Börsianer weiter denken, er wird sich überlegen, welche neuen Gesetzesvorlagen zu erwarten sind, wie die Ernennung auf die auswärtige Politik wirkt usw. Für ihn ist die Ministerernennung ebenso wie die Meldung von einem Erdbeben in Italien oder einem Brand in Chikago lediglich ein Hausse- oder Baissefaktor. Und ebenso wie der Müller beim Spaziergang durch die Felder sich zunächst die Frage vorlegt: Wie werden die Getreidepreise dieses Jahr werden?, während sein Nachbar ganz naiv sich an der Schönheit der Natur erfreut, so unterscheidet sich die Betrachtungsweise des Börsianers von Grund auf von der des normalen Menschen.

Indessen beschränkt sich der Börsianer keineswegs nur auf Zeitungslesen oder gar nur auf die Lektüre irgendeines Leibblattes. Er liest, um besonders schnell im Bilde zu sein, so früh wie die Zeitungsredaktionen selbst die Meldungen von Telegraphenagenturen und studiert daneben auch die ausländische Presse. Denn er hat ja Zeit in Hülle und Fülle. Darüber hinaus aber findet er Mittel und Wege, um sich überall Informationen zu verschaffen. Ebenso wie er in wirtschaftlichen Dingen gar manches erfährt, was dem Außenstehenden verborgen bleibt, wie etwa vertrauliche Berichte über Auftragsbestand und Zwischenbilanzen bei großen Gesellschaften, ebenso sucht er in politischen Dingen überall seine Fühler auszustrecken. Der eine kennt den Freund eines Freundes des leitenden Staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mannes, der andere hat einen Vetter im Ministerium usw. usw. Ist der Börsianer gleichzeitig in einer größeren Bank tätig, sei es als Direktor oder als Angestellter, so beobachtet er mit besonderer Aufmerksamkeit die einlaufenden Aufträge seiner hochstehenden Kunden.

Das alles sind mehr oder weniger erlaubte Hilfsmittel. Dazu kommen aber auch noch unerlaubte. Das berühmteste Beispiel dafür aus der letzten Zeit ist die gewaltige Börsenspekulation gewesen, welche ein Bankier Namens Rosenberg, der in der Zwischenzeit zum ungarischen Baron Rosenthal aufgerückt ist, kurz vor dem Ausbruch des ersten Balkankrieges vorgenommen hat. Er war vom König der Hammeldiebe, Nikita von Cettinje, über den Schritt der Balkanmächte unterrichtet worden, und zwar mit dem ausdrücklichen Zweck, einen gemeinsamen Coup zu machen. Das ist denn auch gelungen, und jeder der beiden Kontrahenten konnte eine ganze Reihe von Millionen einheimsen. Ein einzelner Börsianer nun könnte nicht allzuviel an Informationen sich verschaffen. Die Tatsache aber, daß Tag für Tag Hunderte von Leuten, die dasselbe Ziel verfolgen, zusammenkommen, und daß diese Leute stundenlang nichts anderes zu tun haben, als sich gegenseitig über all diese Dinge zu unterhalten und die Wirkungen aller Vorkommnisse im gegenseitigen, nicht immer sehr ruhigen Gespräch abzuschätzen, bringt immerhin eine derartige Fülle von Nachrichten und Urteilskraft zusammen, daß tatsächlich die Summe eine nicht zu verachtende Klarheit hervorbringt.

Heute im Kriege ist das freilich etwas anders geworden. Zwar weiß auch da die Börse sehr häufig mehr als der gewöhnliche Mann, besonders da man ja über Börsengespräche keine Zensur verhängen kann, da ferner beispielsweise der Inhalt ausländischer Zeitungen dort ohne Einschränkungen wiedergegeben werden kann. Aber die Fama treibt dort heute üppigere Blüten als je, und vor allem ist die Börse in ihren Interessen ganz einseitig. Während im Frieden zwei Parteien bestehen, die Haussiers, welche ein Interesse an steigenden Kursen, und die Baissiers, welche ein Interesse am Fallen der Kurse haben, ist seit Jahr und Tag die Börse ganz einseitig an einem Steigen der Kurse interessiert. Sie ist infolgedessen unkritischer geworden und auch ihr ist der Maßstab für viele Dinge verlorengegangen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie für die übrigen Zeitungen und Zeitschriften ist im Interesse der Papiererspanis auch für den „März" eine räumliche Einschränkung des Umfangs angeordnet. Wir geben unseren Lesern davon Kenntnis, mit der Bitte, unserer Zeitschrift die Treue zu bewahren, bis normale Verhältnisse die Rückkehr zum alten Umfang gestatten. **Schriftleitung und Verlag.**

Am Scheidewege

Eine Entgegnung von Georg Gothein, M. d. R.

In einem „Am Scheidewege" überschriebenen Artikel im „März" vom 11. September 1917 vertritt Herr Emil Zimmermann die Forderung: „Los im wirtschaftlichen Verkehr von den Angelsachsen! Schaffung eines eigenen großen Kolonialbesitzes in Mittelafrika; wirtschaftlicher Austausch mit unseren Verbündeten, mit Mittelafrika, Süd- und Mittelamerika und wer sonst an diesem Wirtschaftsbunde noch teilnehmen will!"

Die hier aufgestellte Forderung ebenso wie ihre Begründung fordert entschiedenen Widerspruch heraus.

Zimmermann stellt die „Weltwirtschaftspolitik" des Fürsten Bülow in Gegensatz zu der mehr auf Eigenwirtschaft begründeten Bismarcks. Ersterer habe mit ihr „einen großen Teil unserer Kraft auf fremdem Boden gegründet". Damit habe sich unsere Abhängigkeit von den fremden Landwirtschaftsgebieten mehr und mehr gesteigert. „Noch 1893 habe sich unsere Wirtschaft in der Hauptsache auf das eigene Land gestützt; nur das Notwendige hätten wir von auswärts bezogen."

Zunächst: man kann von einer Bülowschen Weltwirtschaftspolitik überhaupt nicht reden. Sie war lediglich diktiert von dem Gedanken einer Beschwichtigung der agrarischen Bewegung durch weitgehendstes Entgegenkommen und weiter von dem, der Industrie plausibel zu machen, daß ein spezialisierter Zolltarif ein besseres Instrument zum Abschluß von Handelsverträgen sei. Wie vorauszusehen, hat er darin vollständig versagt. Die Bülowschen Handelsverträge waren für die deutsche Ausfuhr weit ungünstiger als die Caprivischen. Wenn trotzdem die Ausfuhr stieg, so war das allein der gesteigerten Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und der wachsenden Aufnahmefähigkeit des Auslandes zu danken. Es ist aber auch verkehrt — wie Zimmermann tut — die Wirtschaftsperioden von 1871 bis 1890, von da bis 1900, dem Beginn der Kanzlerschaft Bülows, und seitdem in Vergleich zu stellen. Denn erst mit 1879 begann die Bismarcksche Schutzzollära, mit 1892/94 die der Caprivischen Handelsverträge und erst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in 1906 die der Bülowschen Verträge. Außerdem hat es die schwersten Bedenken, die Ein- und Ausfuhr Deutschlands vor 1889 mit der späteren in Vergleich zu setzen, da erst mit diesem Jahr Hamburg und Bremen in das Zollgebiet einbezogen wurden.

Wenn man von der Inaugurierung einer Weltwirtschaftspolitik reden will, kann man sie nur Caprivi zuschreiben, der sie mit vollstem Bewußtsein vertrat; der die Steigerung der Ausfuhr für unerläßlich hielt, um die Deutschland unentbehrlichen Rohstoffe und Nahrungsmittel zu bezahlen; der das Wort prägte: „Wir haben nur die Wahl, Menschen oder Waren zu exportieren."

Aber schon zu Beginn der Ära Caprivi waren wir sowohl in Nahrungs- wie in Futtermitteln stark auf die ausländische Zufuhr angewiesen. Und die enorme Steigerung unserer Rinder- und Schweinehaltung hat sich unter den Caprivischen Verträgen vollzogen (Schweine + 10 Millionen, Rinder + 3,1 Millionen Stück). Natürlich mußte damit die Einfuhr von Futtermitteln steigen. Nur für Futtergerste ist durch die Bülowverträge der Zoll — und zwar um 70 Pfennige für 100 Kilogramm — herabgesetzt, für Mais dagegen um 1,40 Mark, für Hafer um 2,20 Mark erhöht worden. Die Kraftfuttermittel: Kleie, Treber, Ölkuchen und exotische Ölfrüchte, auch Baumwollsaatmehl waren immer zollfrei. Unrichtig ist auch die Behauptung Zimmermanns, daß Raps und Hülsenfrüchte keinen Schutzzoll hätten; für ersteren beträgt dieser 2 Mark, für letztere 1,50 bzw. 2 Mark für 100 Kilogramm. Und zwar besteht dieser Zoll seit einigen dreißig Jahren. Richtig ist der Rückgang unserer Schafzucht, doch war unser Schafbestand, der in den 60er Jahren noch 28 Millionen betrug, bereits 1883 auf 19,19 Millionen, 1892 auf 13,52 Millionen Stück zurückgegangen. Das hat mit einem Wollzoll herzlich wenig, sehr viel aber mit der Intensivierung des landwirtschaftlichen Betriebes, mit dem Übergang von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft zu tun. Damit entfällt ein großer Teil der Weide für die Schafe. Glaubt übrigens Zimmermann, daß das tropische Mittelafrika uns Ersatz für die australischen und Kapwollen je wird liefern können?

Zimmermann meint von der Textilindustrie: „Der deutsche Fabrikant erhielt billigen Rohstoff, aber hohe Preise für seine Fabrikate, und er konnte deshalb seine Arbeiter gut bezahlen, nebenbei auch noch selber gut verdienen. Merkwürdig, daß gerade die Weber und Wirker die heftigsten Gegner der Schutzzollpolitik waren! Nur die Spinner waren ihre Anhänger. In Geweben und Wirkwaren war die deutsche Textilindustrie schon in den 60er Jahren eine bedeutende Ausfuhrindustrie; sie wollte sich den Bezug des ausländischen Garns nicht durch Zölle verteuern lassen und wußte sehr wohl, daß eine Industrie, deren Produktion den Inlandsbedarf übersteigt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Zoll im Preise der Ware nicht zum Ausdruck bringen kann. Das hat schon Friedr. List überzeugend dargelegt.

„Hätte das Deutsche Reich nicht seine Schutzzölle gehabt, es hätte sich nie neben dem alten Industriestaat England entwickeln können," schreibt Zimmermann. Ich unterschätze den Wert von Erziehungszöllen für die rasche Entwicklung einer Industrie gewiß nicht. Aber Tatsache ist doch, daß die Schweiz ohne nennenswerten Schutzzoll — erst 1892 folgte sie und in sehr bescheidenem Maße dem deutschen und französischen Beispiel — ein solches Industrieland wurde. Der deutsche Schiffbau hat seine glänzende Entwicklung ohne jeden Schutzzoll genommen; ebenso der deutsche Bergbau, das Metallhüttenwesen, die chemische Industrie in ihren hervorragendsten Leistungen: den Teerfarben und pharmazeutischen Artikeln usw., die Kleineisenindustrie, die Instrumentenfabrikation u. a. m. ebenso.

Die Listsche Lehre, daß bei den Inlandsbedarf übersteigenden Produkten der Zoll im Preise nicht zum Ausdruck kommt, erfährt eine Einschränkung bei den syndizierten Artikeln. Bei ihnen kann das Kartell die Inlandspreise hochhalten, nach dem Ausland — womöglich mit Kartellexportprämien — selbst unter Selbstkosten liefern, schleudern. Dieser Dumping export ist das, was im Ausland Erbitterung erregt hat. Man empfindet es dort als unlauteren Wettbewerb, wenn ein Staat sich durch hohe Zölle der Einfuhr gewisser Waren verschließt und dieselben Waren zu Spottpreisen im Ausland absetzt, dort die normalen Preise unterbietet. Die Amerikaner — die übrigens auf diesem Gebiet selbst keine reine Wäsche haben — schützen sich dagegen durch Zollzuschläge; das Freihandelsland England konnte das nicht. Es half sich mit der Zollbevorzugung in den Selbstverwaltungskolonien und mit der faktischen Bevorzugung in den Kronkolonien, schließlich mit dem bedenklichen Mittel der Interessengebiete in politisch schwachen Ländern (China, Persien, Türkei).

Wenn auch unsere Schutzzollpolitik, die eigentlich das Gegenteil von Weltwirtschaftspolitik ist, wesentlich dazu beigetragen hat, die Stimmung des Auslandes gegen uns zu verschlechtern und dies auch namentlich in England bewirkt hat, so hätte das allein doch England nicht in die Reihen unserer Feinde getrieben. Während bei Rußland das durch die Auffassung gezeitigt wurde, der Weg nach Konstantinopel führe über Berlin, war es bei England unsere Flottenvermehrung. Gegen wen rüstet Deutschland zur See, wenn nicht gegen uns? fragte man sich dort. Und da man Deutschland zutraute, sich mit Englands Gegnern zu verbünden, so wollte man dem zuvorkommen und betrieb die Einkreisungspolitik. Bismarck hat England nie geliebt, aber er legte den größten Wert auf die Erhaltung guter Beziehungen zu ihm; und er war bereit, dafür Opfer zu bringen. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erhaltung Lord Roseberys — schrieb er in den letzten Jahren seiner Kanzlerschaft — ist mir mehr wert als ganz Ostafrika.

Kommen wir zu einem Verständigungs- und Versöhnungsfrieden — und der wird sich bei allen Kriegführenden durchsetzen —, kommen wir zu internationalen Rechtsorganisationen, die sie alle zu erstreben erklärt haben, so kommen wir auch zur internationalen Verständigung über die Einschränkung der Rüstungen zu Wasser wie zu Lande. Bei der ungeheuren Schuldenlast, bei den enormen Menschenverlusten, die der Krieg allen Kriegführenden Europas gebracht hat, kann an ein Wettrüsten in Zukunft gar nicht mehr gedacht werden. Dann aber kommen wir auch zu der Verständigung mit England, zumal wenn wir unsere ohnehin völlig überflüssige Schutzzollpolitik nicht weiter verfolgen.

Gewiß: „Der Krieg wird von den Engländern bewußt als Kampf gegen die deutsche Durchdringung geführt." Er wird von den Engländern eben mit allen nur denkbaren Mitteln geführt. Solange es für sie ein Kampf um die Macht ist, gilt es ihnen auch die wirtschaftliche Macht Deutschlands in brutalster Weise zu schädigen. Es ist auch unbestreitbar, daß im Krieg der Schutzzollgedanke in England außerordentlich an Boden gewonnen hat.

Leidenschaft und Haß machen eben blind; und die Kriegspsychose sieht dort in jedem Ruhigdenkenden einen Vaterlandsverräter. Aber mit dem Frieden schwindet sie; dann kommen die nüchternen, realen Interessen zur Geltung. Die englischen Gewerkschaften, die wie die Arbeiter aller kriegführenden Länder am meisten Nüchternheit und realpolitisches Verständnis beweisen, haben vor wenigen Tagen mit Zehn-Elftel-Mehrheit eine Resolution zur unbedingten Aufrechterhaltung des Freihandels beschlossen. Aber selbst die Pariser Wirtschaftskonferenz wollte keinen dauernden Wirtschaftskrieg, sondern nur einen solchen von wenigen Jahren gegen die — eingebildete — Überschwemmung mit deutschen Waren. Rußland will gar nichts von einem solchen wissen. Die Vereinigten Staaten von Amerika, also ein angelsächsisches Land, lehnen ihn mit größter Entschiedenheit ab. Wie kann da Herr Zimmermann schreiben: „Die Angelsachsen wollen uns in ihren Gebieten los sein." Das ist ungefähr so, als wenn man die Kriegsziele der Deutschen mit denen der „Deutschen Tageszeitung" identifizieren wollte. Amerika legt den größten Wert darauf, uns nach dem Kriege weiter Baumwolle, Kupfer, Weizen, Ölkuchen, Petroleum, Benzin, Schmieröle, Phosphate, Holz, Harze, Schmalz, landwirtschaftliche Maschinen, Pelzfelle, Gerbstoffe usw. zu liefern; es will von uns Kalisalze, Teerfarben, pharmazeutische Artikel, Kinderspielzeug, Instrumente, Porzellan, feine Leder und Pelzwerk und tausenderlei andere Dinge beziehen. Britisch-Indien will seine Jute, Baumwolle, Häute, Reis, Tee, Kautschuk, Ölfrüchte usw.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an uns absetzen und sehnt den Tag herbei, an dem es an Stelle der japanischen Schundwaren wieder deutsche beziehen kann. Haben doch selbst in diesem Jahr blindester Kriegswut die indischen Handelskammern erklärt: Nach dem Kriege wolle man die deutschen Waren weiter beziehen. Auf die deutschen Kaufleute wollte man freilich gern verzichten; die sind ihnen zu betriebsam. Aber man wird sich schon wieder an sie gewöhnen.

Auch England kann den Warenaustausch mit uns gar nicht entbehren, ohne sich selbst aufs schwerste zu schädigen. Es wird nach kurzer Zeit froh sein, seinen Absatz von Steinkohlen, Garnen, Heringen, Geweben, Weißblech usw. wieder aufzunehmen, und es würde schwer unseren Zucker, unser Eisen und Eisenwaren, unsere Teerfarbstoffe, Oberleder, Wirkwaren, Gewebe und zahllose andere Dinge entbehren. Gewiß könnte es für manches — lange nicht für alles — anderswo Ersatz bekommen. Aber teurer, schlechter und schwieriger. Ein Warenboykott ist auch nie von Dauer; Güte und Preis sind für den Handel bestimmend. Und die Warenknappheit wird infolge des Verlustes von Arbeitskräften durch den Krieg so groß sein, daß in den ersten Jahren jeder froh sein wird, überhaupt Ware zu beziehen.

Es ist aber auch eine naive Idee, daß uns Mittelafrika und Südamerika die angelsächsische Welt und die von ihr abhängigen Staaten ersetzen könnten. Auf diese entfielen 1913 rund 70% unserer ganzen Einfuhr und rund 60% unserer Ausfuhr. Wer soll uns statt Amerikas, Ägyptens und Indiens Baumwolle liefern? Wer statt Indiens Jute? Wer statt Australiens und Südafrikas Wolle? Argentinien, das überwiegend Kreuzzuchtwolle produziert, kann es doch nicht. Wer statt Italiens, Chinas, Japans und Frankreichs Seide? Wer statt Rußlands Flachs? Wer die nötigen Mineralöle? Österreich-Ungarn und Rumänien können unseren Bedarf nicht decken und von Niederländisch-Indien stellten sie sich zu teuer. Wer deckt unseren Kupfer-, unseren Nickel- und Zinnbedarf? Weder Mittelafrika noch Südamerika können das. Katanga herauszugeben wird sich England schwer hüten. Wer soll unseren Bedarf an tierischen und pflanzlichen Fetten bzw. Ölen liefern? Ehe die Produktion von Kopra in Mittelafrika und in unseren Südseekolonien so entwickelt ist, daß sie das kann, dürften viele Jahrzehnte vergehen. Dabei scheint Zimmermann auf unsere Südseekolonien, deren Produktion sich sehr viel rascher und billiger entwickeln läßt als die Mittelafrikas, nicht erheblichen Wert zu legen. Glücklicherweise herrscht bei unserer Kolonialverwaltung volles Verständnis für deren Bedeutung.

Und woher sollen denn die Arbeiter kommen, welche in Mittelafrika diese gewaltige Produktion ins Leben rufen? Ganz Afrika zählt nicht viel mehr Menschen als Deutschland, und davon wohnen die meisten in Nord-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und in Südafrika. In unseren sämtlichen afrikanischen Kolonien gibt es keine 12 Millionen Menschen, und sie haben nur minimale Bedürfnisse. Welchen furchtbaren Raubbau an Menschenkraft der Kongostaat getrieben hat, wie dort Schlafkrankheit und Frambösie wüten, ist bekannt! Und haben wir denn genügend erfahrene kolonisatorische Kräfte? Um ein Gebiet von der Größe Mittelafrikas aufzuschließen, gehören neben Menschen auch ungeheure Kapitalien, die sich erst nach Jahrzehnten bezahlt machen. Wo sollen wir die nach der riesigen Verschuldung, die uns der Krieg gebracht hat, wie sie bei den Kapitalinvestitionen, die der Wiederaufbau unserer Innenwirtschaft erfordert, hernehmen? Denn um einigermaßen den Rohstoffersatz auch nur in Baumwolle, Hanf und Ölfrüchten zu bekommen, müßten Riesenkapitalsanlagen nicht nur in Plantagen, sondern auch in Eisenbahnen und Wegen gemacht werden.

Unseren Kautschukbedarf würden wir dort decken können, wenn gleichzeitig uns Brasilien allen seinen Paragummi liefern würde. Aber kann jemand ernsthaft glauben, daß es zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten auf den Absatz an die angelsächsische Welt verzichten würde? In seinem wichtigsten Ausfuhrartikel: Kaffee, sind ihm die Vereinigten Staaten von Amerika ein viel wertvollerer Abnehmer als Deutschland und Österreich zusammen. Und Brasilien wie die meisten südamerikanischen Staaten sind von Nordamerika finanziert. Die Bahnen sind mit nordamerikanischem Gelde gebaut, ebenso eine Reihe der wichtigsten großindustriellen Unternehmungen. Die Vereinigten Staaten erstreben bekanntlich Panamerika unter ihrer Führung. Nichts wirkt dort so aufreizend, wie die Verdächtigung, Deutschland wolle in Südamerika sich festsetzen. Diesen sinnlosen Unterstellungen wird aber Nahrung gegeben durch Aufsätze wie der hier besprochene.

Auch Süd- und Mittelamerika, die nach Abzug von Kuba und den englischen und französischen Kolonien nahezu ebensoviel Einwohner wie Deutschland zählen werden, können uns den Absatz nach der angelsächsischen Welt ebensowenig ersetzen, wie deren von uns benötigte Ausfuhrerzeugnisse. Wir haben auch nach dem Kriege weder die Menschen noch die Kapitalien, um unsere Industrie, die auf den Absatz nach der ganzen Welt eingerichtet ist, für die besonderen Bedürfnisse einiger weniger Länder umzustellen. Um die ungeheuren Lasten zu tragen, die wir aus dem Kriege übernehmen, werden wir alles daran setzen müssen, unsere Produktion wie unsere Ausfuhr so nutzbringend wie nur irgend möglich zu gestalten. Schon die notwendige Wiederherstellung unserer Valuta macht das unerläßlich.

Nicht dadurch, daß man die Welt in zwei große, sich gegenüberstehende, voneinander abgeschlossene Interessengebiete scheidet, sichert man in Zukunft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Frieden, sondern durch den freien, friedlichen Güteraustausch; durch Verzicht auf Machtpolitik zugunsten internationaler Rechtsorganisationen; durch eine bewußte Verständigungs- und Versöhnungspolitik.

Die jetzige Weltkatastrophe wird in die Hirne der Menschen die Lehre einhämmern, daß der Krieg die falsche Rechnung ist. Und ist mit seinem Ende der Blutrausch verflogen, so ist in allen Völkern der Boden bereitet für den Gedanken der internationalen Verständigung, der freien volkswirtschaftlichen Betätigung aller Völker.

Der Dorfschulze

Von Hans Reimann

Im Frühjahr 1916 lagen wir in Russisch-Polen.

Eines Tages schickte unser Rittmeister mich nebst einem Gefreiten, der den Dolmetscher abgab, auf die benachbarten Dörfer, damit ich die Anzahl der dort vorhandenen Pferde feststellte.

Vierzehn Kilometer hatte ich zu reiten bis Nowo-Letnisk.

Das Dorf lag fernab von allen Verkehrsstraßen und war bisher von Soldatenbesuch verschont geblieben.

Früh um vier waren wir weggeritten, und der Wald nahm kein Ende. Fichten und Kiefern, zwei- bis dreihundert Jahre alt — ein herrlicher Forst. Aber wir mußten unsere Gäule kurz halten, damit sie nicht stolperten — über die Wurzeln — und wir konnten nichts anderes reiten als Schritt.

Kurz nach sechs tauchte Letnisk vor uns auf. Oh, es sah öde aus! Wie ausgestorben. Als ob eine Seuche gehaust und alles Lebende hinweggerafft hätte. Kein Wohnhaus, kein Mensch, kein Tier — nur die trostlosen lehmbeschmierten Rückfronten der Scheunen. Eine Scheune an der andern.

Durch das Dorf zog sich die Straße.

Wir hatten den Weg abgeschnitten und ritten nun auf die Straße zu. Kaum war sie erreicht, so öffnete sich uns ein Blick, höchst unerwartet, auf ein — ich muß schon sagen wunderhübsches Dörfchen.

Links der Straße lagen die Scheunen, rechts die Wohnhäuser. Blitzsaubere, frischbunte Häuser mit Blumengärten davor und blühenden Obstbäumen, die Straße selbst mosaikartig gepflastert und spiegelblank.

Aber kein Mensch zu sehen.

Ich war wie verträumt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hatte das Dorf von der Rückseite einen kahlen, garstigen Eindruck erregt, so wirkte die Reihe der appetitlichen Häuschen um so heimeliger. Aus den Schornsteinen kräuselten dünne, bläuliche Rauchsäulen — aber nicht die Spur von einem Menschen auf der Straße.

Wir ritten durch das Dorf und lugten nach der weißen Fahne, die anzeigt, wo der Schulze wohnt.

Hinter etlichen Fenstern guckten Weibsbilder, gelbe Katzen schlichen durch die Gärtchen, auf einem Dache klapperten vier junge Störche.

Hier war kein Krieg.

Bald hatten wir das Haus des Schulzen gefunden. Wir saßen ab und banden unsere Pferde an den Zaun.

Wir betraten das Haus.

Nichts regte sich.

Auf dem Flur lauschten wir. Dann drückte ich auf die Klinke und öffnete die Stubentür.

In der Stube saß ein Mann, vor sich eine brennende Kerze.

Er stand auf und wünschte Guten Tag.

Wir dankten.

Der Mann sah aus, als käme er aus weiter, weiter Ferne.

Und auch wie ein Eingeborner sah er nicht aus.

Ich will ihn schildern.

Er war nicht groß und war nicht klein, doch äußerst zierlich gebaut. Er hatte ein anmutig-edles Gesicht, sauber rasiert — schlanke Gliedmaßen und auffallend zarte Füße. Sein Anzug: ein dunkelblauer, knappsitzender Rock, weißen Kragen und weißes Vorhemd, schwarze Hose und ein Paar Reitstiefel an den Beinen, die ein guter Schuster nach Maß gefertigt haben mußte. Ich hatte manchen Russen, manchen Polen gesehen, und ich war gefaßt gewesen auf einen dreckigen, devoten Kerl, aber der Schulze von Letnisk war weder dreckig noch devot.

Er lud uns höflich ein, Platz zu nehmen, und fragte, ob er mit einem Glase frischer Milch und einigen weichgekochten Eiern dienen könne.

Ich war so vertieft in seinen Anblick, daß ich die Einladung überhörte.

Ich kam nicht los von dem Gesicht.

Er hatte blondes Haar. Volles, blondes Haar und schlicht gescheitelt. Die Stirn war ebenmäßig und hoch — die Augen blau und versonnen — eine schöne, leicht gebogene Nase, einen kleinen Schnurrbart von der Farbe des Haupthaares, ein prachtvolles Gebiß, sehr saubere und fein gezogene Lippen und ein rassiges, doch keineswegs übertrieben männliches Kinn.

Er sah mir offen ins Auge und schien leise zu fühlen, daß er mein Interesse geweckt habe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich blickte mich in dem Raume um.

Die übliche polnische Bauernstube: im Hintergrunde rechts die fromme Ecke mit fürchterlich bunten, kirchlichen Bildern, mit Kruzifix und Kerzen. Links das Bett mit den fünf Paradekopfkissen, eins immer kleiner als das andere, und das kleinste, dickste obenauf.

Und doch wiesen verschiedene Kleinigkeiten auf einen persönlichen Geschmack des Wirtes hin: so war ein Blumenstrauß, der im Fenster stand, mit den Deckeln billiger Zigarettenschachteln gespickt — kitschigsüße Mädchenköpfe drauf. Und das eine Viertel der Stube war nicht geweißt, sondern tapeziert. Tapeziert mit einem vertrackt ineinander geschlungenen Tiermuster. Auch stand eine geradezu großstädtische Glaskaraffe auf dem Tische — als Unterlage eine Galerie aus russischen Zeitschriften ausgeschnittener und aufgeklebter Mädchenköpfe.

Außerdem brannte, wie gesagt, eine Kerze auf dem Tische.

Der Schulze stand da und beobachtete mich.

Ich trat an den Tisch und untersuchte, was darauf lag.

Zuoberst ein polnisch-deutsches Wörterbuch. Ein dünnes Heft — in der nächsten Stadt für sechzig Pfennige gekauft, wie ich erfuhr. Das Wörterbuch war aufgeschlagen über ein besudeltes Blatt Papier gelegt, als ob man nicht sehen solle, was der Schulze mit dem Papier getrieben habe.

Da mich der Mann interessierte, griff ich ohne Bedenken nach dem Papier und nahm es in die Hand.

Der Schulze stürzte aufgeregt auf mich zu und stammelte, als ginge es an sein Leben, etwas Klägliches, Polnisches.

Mein Gefreiter erkundigte sich, was es für eine Bewandtnis habe mit dem Wische.

Ach, es war ein Verzeichnis der Einwohner von Letnisk — oder vielmehr: es sollte eins werden.

Der Schulze war von der Kommandantur der nächsten Kreisstadt durch Gendarmen beauftragt worden, bis zum Abend des heutigen Tages — gestern waren die Gendarmen dagewesen — ein Verzeichnis sämtlicher Einwohner von Letnisk anzufertigen.

Nun saß der Unglückswurm von dem Augenblick an, wo ihn die schlimmen Gendarmen verlassen hatten, ununterbrochen und versuchte, ein Verzeichnis der Einwohner aufzustellen und kam nicht vom Fleck. Zwar kannte er seine Leute genau und mit Namen, aber mit dem Schreiben haperte es arg.

Das Papier sah kurios aus.

Der bayerische Landtagsabgeordnete Filser ist ein preiszukrönender Kalligraph gegen den Schulzen von Letnisk!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich habe schon viele Klexe auf einer Seite beisammen gesehen, aufgeschleckte, wegradierte und untilgbare, aber ein so eingesautes Stück Papier war mir noch nie vor die Augen gekommen.

Jetzt begriff ich das übernächtige Aussehen des Mannes. Jetzt wußte ich, warum die Kerze brannte.

Der arme Teufel hatte die ganze Nacht über dem Verzeichnis geschwitzt!

Ich fragte ihn durch meinen Gefreiten, ob er schon lange an der Liste arbeite.

Ein Seufzer.

Ich machte mich erbötig, mit Hilfe meines Gefreiten das Verzeichnis zu schreiben, doch der Schulze wies den Vorschlag wie ein feindliches Ansinnen weit von sich — er hatte Angst vor der Kommandantur, die gewißlich den Schwindel durchschauen würde.

Er erklärte, allein fertig werden zu wollen.

Während der Unterredung meines Gefreiten mit dem Manne blätterte ich in dem polnisch-deutschen Wörterbuche.

Großer Gott im Himmel — das Weinen war mir nahe!

Aus diesem Hefte sollte ein Mensch die deutsche Sprache lernen können?

Ich ward traurig, weil ich mir vorstellte, wie dieser brave, angenehme, unbäuerische Mensch in seinem Drange, die Sprache des deutschen Volkes kennen zu lernen, um sich zu verständigen, so jämmerlich irregeleitet und betrogen würde — wie er heißhungrig das Deutsche, die Verdeutschung hinunterschlingt, ohne zu ahnen, welch grauenhaftes Kauderwelsch ihm vorgesetzt wird.

Das Wörterbuch war ohne Zweifel für den Augenblicksbedarf von irgendeinem gerissenen Juden, der selbst kaum Deutsch konnte, fabriziert worden und mußte dem wissensgierigen Polen eine seltsame Gedanken- und Vorstellungswelt der Deutschen übermitteln.

Das Heft zerfiel in sechs Abschnitte: Der Mensch, Die Weltheit, Im Quartier, Krankheiten, Das Gemüse, Die Bekleidung.

Abschnitt 1 war der kürzeste: der Mensch, die Frau, der Kind, der Harnblase, der Schlundkopf, der Lehm, der Dünger, das Haus, die Hyphte, der Teller, die Hühner.

Unter „Welt" standen wörtlich — als Muster, eine gute Unterhaltung zu führen — folgende Sätze: „Er hat gleichen Erfolg mit seine Genrebilder, von deren manches er verkäuft. Ist eine Cygarette Ihnen erkenntlich danke sehr? Haben Sie oft schon das Huhn gesehen, welches die Eier zu legen der größte Sorgfalt darauf besitzt?"

Unter 4 war als einziger zusammenhängender Satz die liebenswürdige Frage zum Besten gegeben: „Haben Sie heute offenen Leib?" Abschnitt 5 war der umfangreichste, er maß ganze sechzehn Seiten. Da fehlte keine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleinigkeit. Der Ackerbau, die Jagd, die Viehzucht, die Angelegenheiten der Melkerei, die Ernte — alles war gründlich durchgehechelt. „Obgleich ohne Grund gefällt die Georgine dem unermüdlichen Auge. — Ich werde nicht ermangeln, von weitem den Ton der Jagdhorn zu erhören. — Erzeugen Sie mir den gemeinsamen Gefallen, die Morgenluft einzusaugen. — Gebe dir die greßte Mühe, um zu den Acker mit vielgestaltiger Düngung zu versetzen." — Alles Sätze, die jeder Verständige mißbilligen muß.

Es fiel mir ein, das Buch zu erstehen.

Ich bot das Dreifache der Kaufsumme, ohne etwas zu erreichen.

Der Schulze wollte sich von dem Hefte nicht trennen.

Es war ihm ans Herz gewachsen.

Fast hätte ich über dem Wörterbuch vergessen, daß ich zu einem bestimmten Zwecke hergeritten war.

Ich erledigte rasch meinen Auftrag und wandte mich zur Tür. Wir gingen.

Der Schulze wünschte höflich: Auf Wiedersehen!

Als wir aufsaßen, saß er drinnen wieder über seine Liste gebeugt. Die Kerze hatte er ausgelöscht.

Mit bleiernen Fingern mühte er sich, die Seite mit den Namen seiner Leute zu füllen, aber es wollte nicht flecken.

Noch lange trug ich im Geiste das Bild des Mannes, der so gar nicht in die polnische Bauernstube paßte, und der nicht schreiben konnte und große Angst hatte vor der deutschen Kommandantur.

Und das polnisch-deutsche Wörterbuch werde ich nie vergessen.

Alfons Petzold

Von Josef Kliche

Weil ihm das Wasser am Halse stand, bewilligte ihm Wien, seine Vaterstadt, den Ehrensold. 1500 Kronen das Jahr. Blitzartig rückt der Vorgang die Tragödie des Menschen und Dichters Alfons Petzold ins helle Licht der Öffentlichkeit. Doch nur für einen Tag. Schon bei der Lektüre der Abendausgabe der Zeitung, die am Morgen die Meldung brachte, ist das Schicksal dieses Wiener Vorstadtproletariers vergessen. Vergessen, obwohl bereits ein gutes Dutzend Bücher des Fünfunddreißigjährigen vorliegen. Poesie und Prosa. Doch nicht Dutzendware. Alles schwer erarbeitet und fast

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer absolut Selbständiges. Keine Anlehnung. Höhengänge eines Mannes, der wie kaum ein zweiter deutscher Dichter aus den Tiefen des Elends kam. Man lese seine reifsten Dichtungen „Heimat Welt", „Der Ewige und die Stunde". Letzteres Buch brachte ihm 1913 den Bauernfeldpreis. Oder auch die Novellensammlung „Memoiren eines Auges". Ergreifende Szenen aus jenen Hungertagen, in denen er als zweifüßiger Wagenhund in Wiens Straßen sein Brot verdiente. Selbstbiographisch hat er jene Zeit geschildert.

Vor drei Jahren besuchte ich ihn gelegentlich einer Tiroler Ferientour. In Gries bei Bozen war's. Wehmütig sprach er mir davon, daß die großen Verlagsunternehmen seinen Schriften nicht offen stünden. Auch von seinem zukünftigen Schaffen sprach er. Einen zweiten Roman und eine Novellensammlung bereitete er vor. Ich habe Alfons Petzold seit jenen Junitagen 1914, als wir zusammen am Fuße des Guntschna standen — im Tale die Rosen, auf den Bergen der Schnee — nicht wiedergesehen. Hoffnungen und Entwürfe. Liegt's an Petzoldscher Kraft, liegt's an der Ablenkung durch die Gegenwart, liegt's an der Uninteressiertheit der Verleger? Nichts von dem Angekündigten ist erschienen. Die gigantische Weltkatastrophe wies das Schaffen dieses Friedensmenschen in andere Bahnen. Mehrere Bändchen Kriegslyrik flossen aus seiner Feder. Doch nichts von dem, was den lauten Markt unterhält. Die große Menschheitstragödie findet hier einen starken Schmerz miterlebenden Seher. Und ganz richtig bemerkt A. Pajuet in einer Vorbemerkung des Ludwig Frank gewidmeten Petzoldschen Bändchens, daß uns aus diesen Versen das Erschrecken der Kreatur entgegentritt. In der Zeit des Allgemeinwürgers Krieg geschah dem Dichter noch besonderer Schmerz. Jene Frau, die ihr Schifflein seinen Segeln anvertraute, dabei bestrebt, ihm die stachligen Dornen aus dem Wege zu räumen, starb. Das Versbuch „Johanna" ist ein duftender Kranz auf ihr frisches Grab. Reiche Stimmung quillt aus ihm, Andacht weckend im Herzen des Lesers.

Die Lyrik ist das Gebiet, auf dem sich der wirkliche Dichter jeweils am persönlichsten gibt. Aber auch aus seinen Prosaschöpfungen leuchtet der ganze echte Petzold, der Vorstadtproletarier, den harte Kindheits-, Jugend- und Mannesjahre erzogen, den das Leben und das Volksheim bildeten (man lese sein Büchlein: „Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden"). Und Bilder proletarischen Erlebens sind es auch zumeist, die er in seinem neuesten, soeben bei Reuß & Itta in Konstanz erschienenen Novellenbuche formt.*) Lauter tief empfundene selbständige Skizzen, gestellt in ein scharf geschautes realistisches Milieu. Feind des Banalen und

*) „Sil, der Wanderer", geb. M 1.50.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fremd aller landläufig geschätzten leichten, vielfach süßlichen Manier unserer „besten Erzähler".

Das ganze geistige und körperliche Wesen Petzolds spiegelt sich in seinen Dichtungen wider. Seine Jugendeindrücke, sozialer Natur, dienen seinem Schaffen als Objekt, bedingen die Tendenz der Behandlung. Tritt uns ein so geartetes Schaffen auf der Bühne (ich denke an Rosenows Bergarbeiterdrama) oder als großer sozialer Zeitroman entgegen, so sind ihm Kritik, Tagesgespräch und zahlungsfähige Konsumenten hold. Gleiches blüht nicht dem Skizzenbuch, in dem Tagesbeobachtungen in noch so fein pointierten Bildern festgehalten werden. Besonders wenn der Dichter nicht von Suff und Liebe, sondern von grellen Schattenseiten des Lebens zu erzählen weiß. Doppelt schlimm, wenn der Verfasser nicht die akademischen Weihen besitzt. Die Kritik bringt zwar eine kurze, väterlich wohlwollende Notiz und spricht von einem Arbeiter-Dichter (einem braven, versteht sich, ohne dabei zu bedenken, daß der nebenbei sehr unklare Begriff in unserer Zeit, in der sein für einige Übersättigte einstmals vorhandener pikanter Beigeschmack längst verflogen, nur geeignet ist, das Schaffen des Dichters zu diskreditieren) — im übrigen aber siehe Lessing: Wer wird nicht einen Klopstock loben? —

Und so liegt auch in dem neuen Petzoldschen Novellenbuch eine Dosis Resignation, die besonders in der Titelnovelle sich Ausdruck sucht. Sehr im Gegensatz zu einem Teil seiner früheren Versdichtung, wo er sieghaft und hoffnungsfroh das Lied des Sozialismus sang, wo er sich eins fühlte mit den Goetheschen Brüdern im stillen Busch, wo er in Baum, Strauch und Straßenpflaster den gemeinsamen Rhythmus, wo er in seligem Glauben an die Natur alles hell und weise, froh und lebensgläubig sah.

Heute ist die beste Novellensammlung dem mittelmäßigsten Romane gegenüber im Nachteil. Sehr zu Unrecht. Petzold hat es vor vier Jahren mit einem Roman versucht, dem lebensfroh und selbstbewußt geschriebenen Ich-Roman „Erde". In lose zusammenhängenden Skizzen betrachtende Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthalts in einer Tuberkuloseheilanstalt. Und das Ergebnis? Weder das geschlossene, inhaltreiche Kunstwerk noch die landläufig geschätzte Ware, die ruhm- und geldwerbend Markt und Geschmack beherrscht, treten uns hier entgegen. Schöne Worte, kein Gehalt.

Vielleicht reicht die Kraft dieses Dichters zu einer Problemgestaltung und zur umfassenden technischen Behandlung eines solchen, wie sie der Roman fordert, nicht aus. Vielleicht liegt seine Stärke neben der Lyrik lediglich in der kleinen, scharf realistisch geschauten Skizze aus dem Proletarierleben. Der erwähnte Roman und das Skizzenbuch „Sil, der Wanderer" bestärken mich in diesem Glauben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nützet Euch, nützet dem Vaterland, zeichnet Kriegsanleihe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lazarett

Von Hans Bauer (Champagne)

In eine sternenbeglitzte Nacht
ist nun der Tag getaucht.
Wie leises Singen verhaucht
der Schwester Abendandacht.

In ihr weißes Gesicht
hat sich die Zeit verkrallt.
Sie ist nun schon alt.
Aber sie weiß es nicht.

Ihre Seele ist erdenfern.
Und ihr Beten klingt weltenweit
von Gottes Heiligkeit
und Jesu Christo, dem Herrn.

In ihren zitternden Mund
scheint alles Entsagen gebannt.
Da werden wir ihr ganz verwandt;
denn unser Leben ist wund.

An ihr tröstendes Wort
bangend und scheu es sich schmiegt.
Es hat gekämpft und gesiegt
und ist wie ihres verdorrt.

Der „Neue Lehrer“

Unter dem Titel „Drängs friedloser Schulgang“*) hat der Österreicher F. J. Warmbrunn einen Roman erscheinen lassen. Kein Entwicklungsbild von der Art jener weichen, verträumten Jugendleben, die in der harten Bahn herkömmlicher Schul- und Erziehungsart zerbrechen, in der fremden Schlucht kalter Verständnislosigkeit versinken. Nicht müde oder haßgequälte Klage zerschellter Jugendseele, eher Wegweisebuch, Beispieldarstellung ideal gedachter neuer Erziehungskunst. Kunst im Sinne von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“. Es werden weniger Gestalten gezeichnet, lebendige Menschen dargestellt, als leuchtende oder dunkelnde Symbole auf den Linien eines skizzenhaft und doch heißlebendigen Hintergrundcharakters aufgereiht. Was die an lehrenden und erziehenden Berufsmenschen hingeistert, die engen und verdorrten, die großen und seelisch-empfänglichen, die polizeigeistigen und verständnisfähigen, die kleinlichen und satten, die zerbrochenen und heimlich aufbegehrenden, die Dr. Zirkel, Ipunkt, Zeigerstab, Wachsmann, sind nicht seelisch zweiseitige Menschenwesen, selbst nicht Zerrgestalten, einfach Symbole. Namen für erstarrte Gewohnheiten, verholzte Veraltetheiten, Bezeichnung für das verschiedenartig Menschlich-Schwachseitige oder Gute, das im Herkommen der Berufslehrkunst in die Gegenwart ragt. Auch Dräng,

*) Verlegt bei Koppe-Bellmann, Prag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Friedlose, ist Symbol. Das Symbol des neuen Lehrers, der schon früh mit der fast künstlerischen Witterung des seelisch Jungen den Weg alles Erkennens, alles seelischen Aufstiegs erfühlt, ahnend ertastet, den uralt einfachen Weg vom Ding zu seiner geistigen Eroberung. Erziehung ist dem Dräng Erlösung, nicht angemahntes Gewohnheitenannehmen, innere Befreiung gerade der Armen in seinem Wirkungsdorfe Schnappel, die in der Entfaltung gebunden sind. Die Seelen in ihrer Wurzel begreifen und sie in der Richtung, die die Natur in sie gelegt, fördern, die „Menschenkeime nach dem Gehalte ihrer Pionierkraft zu werten" und sie in die oberen Stockwerke ziehen, das ist die Sendung des neuen Lehrers. Der noch werdende Typ dieses neuen Lehrers ist Dräng, Himmelsstürmer, leidenschaftlich Erkennender, der aus naturhaftem, heißem Drange gegen die Wände des Herkommens stürmt. Der Neue Lehrer ist warmfühlender Mensch, der mit bewußt genährter Feinfühligkeit alles bösartig Schulhafte in seiner Beziehung zum kindlichen Menschen meidet; Hüter der naturgemäßen Entwicklung einer zusammengewürfelten Kinderschar, Höhenführer, Eröffner eines weiteren Gesichtskreises, heißstrebender Erlöser. So ist dieser friedlose Schulgang ein Buch der Zeit, kein Roman, der Versuch, einen in der Entwicklung begriffenen neuen Erziehertyp in dem stürmischen Fluß einer erzählenden Darstellung zu beschreiben. Ein Anlauf, nicht die üblichen Hemmungen und Trübungen des Lehrerlebens — Kampf um geistige Freiheit mit Kirche und Geistlichen — immer wieder zu beleben, sondern einer neuen, in der Gegenwart überall schon sichtbaren Lehr- und Erziehart den künstlerisch-menschlichen Geleitbrief zu schreiben. Ein gewagter Stoff; denn er ist wenig marktgängig; aber das Problem ist nicht undankbar, weil sich in der seelischen Gestaltungsarbeit des Erziehers Künstlerisch-Menschliches und übererbte Berufsgewohnheit reiben. Der neue Lehrer ist im Wachsen. Warmbrunn ist mit starkem Temperament und fülliger Sprache ins Innere seiner Seele vorgestoßen.

Karl Huber

Neue Bücher

Nein, ich will nicht mehr „rezensieren", nie mehr. Aber einige Bücher nennen, die mir in den letzten Monaten wertvoll geworden sind.

„Der Knabe Blaß" von Ossip Dymow ist ein Knabenroman aus Rußland; das tiefe und heftig wirkende Buch steht an der Grenze höchster Genialität, jener russischen Genialität in der Art Dostojewskis, aus deren Feuern immer das Genie eines ganzen Volkes, eines halben Erdteils blitzt. Völlig auf jener Höhe ist das Genie Dymows nicht, aber im Vergleich mit dem, was bei uns geschrieben und gedruckt wird, himmelhoch. Das Buch enthält nicht, wie die konstruierten Romane, Psychologie, sondern gibt wirkliche, echte Beiträge zu ihr, Bekenntnisse und Feststellungen von Erlebtem. (Kurt Wolff, Leipzig.)

Der „Heliogabal" von Louis Couperus, der sich nicht überall vom Fluch aller historischen Romane freihalten kann, der Genauigkeit des Details zuliebe das Unwesentliche oft viel zu wichtig zu nehmen, hinterläßt dennoch wertvolle Eindrücke. Die Geschichte des römischen Kaisers war seinerzeit im Lehrbuch unserer Lateinschule auf zwei Zeilen abgekürzt, von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen ich nur noch weiß, daß Heliogabal ein „syrischer Wüstling“ gewesen sei. Die Welt, aus der er kam, der Orient in der Zeit von Roms Niedergang, die Welt der Religionsmischungen und Gnosis, ist von Couperus gut erfaßt. Es war, seit der Griechenzeit, die erste ernstliche Eroberung Europas durch Asien. Für uns, denen das Scheitern wesentlicher Ideale des Europäismus eine neue Versöhnung mit dem Osten dringend anrät, sind solche Zeiten jetzt mehr als nur interessant. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

Im „Timur“ von Kasimir Edschmid hat dieser stürmische Erzähler der Jüngsten sich zu einer Sicherheit im eigenen Wesen und Stil entwickelt, die auch den ergreift, der gegen neue Stile voll Mißtrauen ist. Die Glut und der fast freche Schmiß dieser drei Novellen bringt alle Einwände zum Schweigen. Ich weiß nicht, was „Kunst“ ist. Aber wenn Kunst die Sprache der Seele ist, die Technik, innere Schwingungen auszudrücken und aufzubewahren, dann sind diese Erzählungen Kunst. (Kurt Wolff, Leipzig.)

In der „Österreichischen Bibliothek“ des Inselverlags sind, unter vielem Interessanten und Hübschen, zwei wichtige kleine Sachen erschienen: ein Büchlein „Stifterbriefe“ und ein Bändchen „Comenius und die Böhmischen Brüder“. Diese zwei kleinen Bücher enthalten mehr Deutschtum als unsere ganze offizielle Kulturpropaganda im Auslande. Es ist gut, eins davon bei sich zu haben, in der Bahn und im Wartezimmer, überall, wo man Zeit hat und von einer geringen Gegenwart zu zeitlosen Werten streben will.

An diese Sachen reiht sich ohne Zwang der „Ewige Jude“ von August Vermeylen, aus dem Flämischen übersetzt von A. Kippenberg. Es war nicht alles Flämische, was in letzter Zeit aus Mode übersetzt wurde, so schön und notwendig wie diese ernste Dichtung. (Inselverlag.)

Wer ein paar Stunden lang die echteste Luft des alten, guten, kultiviert-vergnügten München atmen will, mit Anklängen an Pocci und Spitzweg und Anklängen an Schwabing, der lese und betrachte das Büchlein „Larifari“, drei Kasperlspiele, Text und Zeichnungen von Otto Blümel. Das ist kein Theater- und Modekasperl, mit Berliner Einschlag und aus dem Hochdeutschen übersetzt, das ist der alte bayrische Kasperl ganz und gar, einerlei, ob er Radi frißt oder futuristische Bilder malt. Die drei Spiele gehören zu den besten Stücken süddeutschen Humors aus unserer Zeit. (Albert Langen, München.)

Als letztes las ich ein neues Buch, noch feucht aus der Presse: „Die Armen“, einen Roman von Heinrich Mann. Eine Räubergeschichte, mit der alten konstruktiven Kraft Manns aufgebaut, an vielen Stellen von seinem ganzen atemlosen Temperament beflügelt, da und dort gespenstisch beleuchtet von seiner alten wilden Freude an der Karikatur. Unbefriedigend und grell, aber aufreizend und eindrücklich. Und auf dem Grunde die aktuelle, schwere Erkenntnis: daß der Krieg, der uns in Atem hält, die Welt nicht vorwärts bringt, daß er nur aufschiebt, nur den Leidenschaften vorübergehend neue Ziele hinwirft, und daß nachher, früh oder spät, die große soziale Not wieder dastehen wird, groß und furchtbar wie zuvor.

Hermann Hesse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oskar Loerkes Gedichte

(Aus einem Brief)

... und ein Buch soll ich Dir, Geliebte, sagen, das Dich an unser Suchen mahnt, Dir jene heilige Welt heraufbeschwört, deren erfülltes Sein wir nur mit scheuem Fuße streifen durften, weil wir zwei waren? Denn nur die einsamen Großen vermögen sich in jene Himmel zu spannen. Ich lege das Buch diesen Zeilen bei. Es sind Oskar Loerkes neue „Gedichte".*) Keinen ersah ich unter den Lyrikern von heute, der auf so schwermütiger Wolke ins Übersinnliche emporstieg, dem so sich nahe Dinge in Göttliches wandelten. Noch da, wo Großstadtdunkel tiefer die ahnungsvollen Lösungen übernachtet, schwingt eine leise, himmelslichtige Musik mit. Und diese dunkle Tonfülle, die klingt, als spiele in Bergwerksschächten zu allem Erdengeschehen ein festliches Orchester eine leise und ferne Begleitung, unterpulst alle Versbrücken, die sich zierlich oder in starkbogiger Vollendung ins Blau der Sphären bauen. Doch keiner routinierten Sinnreimerei sei das Wort geredet. Niemals ist die musikalische Ideenwelt plastischer aus ihrer geheimnisvollen Unsichtbarkeit in die Tempel herber Strophenpaläste gebannt worden. Der dichterische Zwang zum Erfliegen Gottes hat hier in inbrünstigem, demütigem, doch nie demutgebrochenem Schaffen Breschen in traditionellen Horizont gesprengt, die in neublühende Länder führen. Wie ein Riese wachsend, durchwandert man die strömende, lösende Flut dieser Gedichte; noch mit den Füßen an der Erde haftend, spürt man den Kopf plötzlich in Wolkenwind, und in der Brust zerbirst das verkrampfte Herz jubelnd vor der innerlichen Fülle dieser in den höchsten Feiertagstunden kaum geahnten Welt. O Geliebte, hier webt einer Fäden im All, die alle binden, denen der Weg aufwärts zeigt. Wer kennt von den Tausenden gieriger Leser diesen stillen Titanen, der einsam ins Unermeßliche reift? Gib mir deine Hand darauf, daß Du mir sein Buch weitergibst an den, der Dir nächst mir am innigsten befreundet ist. Ich grüße Dich und bin Dein

Manfred Georg

*) Bei S. Fischer (Berlin).

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Rotebühlstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen
Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917
Vierter Band
(Oktober bis Dezember)

STUTTGART 1917

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des vierten Bandes 1917

Hauptteil

	Seite
Bahr, Richard: Die nationalliberale Partei im Kriege	1067
Barthel, Max: Spiegelung	1012
— Der Brief	1069
Behne, Adolf: Arno Holz, eine Forderung an die deutsche Bühne	1146
Bröger, Karl: Trauermantel	1031
— Phönix	1114
Donzow, Dr. Dmytro: Das Entzweireißen Rußlands	1103
Einstein, Norbert: Der Erfolg des Politikers	1140
Finckh, Ludwig: Guter Rat	956
Goll, Iwan: Zwei Gedichte	1076
Gothein, Georg, M. d. R.: Autonomie in Polen	1051
Gottschalk, Hermann: Lisette	1026
Grünewald, Alfred: Klage des Magiers	977
H., C.: O Deutschland	925
Heuß, Theodor: Friedensnoten	925
— Luther	981
— März-Abschied	1139
* * *: Kerenskis Regierung	945
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Berliner Parlamentsbericht	965
— Hertling — Payer — Friedberg	1035
— Stegemanns Geschichte des Kriegs	1091
— An die Leser des „März“	1119
Hoernle, Edwin: Das Gewitter	1152
Kalkschmidt, Eugen: Englische Selbstzeugnisse	971
Kayser, Rudolf: Dostojewski	1071
Klein, Ernst: Der Hammerschmied	928
Lersch, Heinrich: Der Kosak	1145
Linter: Mobilmachung des Silbers!	943
— Ein Schlußwort zur siebten Kriegsanleihe	962
— Teilweise Wiedereröffnung der Börse	979
— Amerikanische Kriegswirtschaft	997
— Österreichisch-deutsche Valutafrage	1016
— Die italienische Wirtschaft	1033

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Seite
Linter: Seehandlung	1064
— Unsere kriegsfinanziellen Unterlassungssünden	1082
— Vom Grundstücks- und Häusermarkt	1100
— Der russische Waffenstillstand und die Wirtschaft	1116
— Russischer Staatsbankrott	1137
— Die Besserung der deutschen Valuta	1153
Lerch, Eugen: Elsaß-Lothringen und die Franzosen	1085
Mahrholz, Dr. Werner: Waldemar Bonsels: Zivilisation u. Natur	1121
Molo, Walter von: Sealsfield-Postl, der österreichische Amerikaner und deutsche Dichter	1125
Persius, L.: U-Boot und Großkampfschiff	1001
Planck, Reinhold: Deutschprotestantische Abrechnung	991
Quessel, Dr. Ludwig, M.d.R.: Parlamentarismus und Landesverteidigung	967
Rauscher, Ulrich: Hölderlin	1129
Reinhardt, Walther: Siebzehn Reiter	1108
Saenger, Alwin: Verteidigung	1023
Schönhuber, Franz X.: Kinokitsch und kein Ende	933
Schücking, Levin L.: Ramsay Macdonald über den Verständigungsfrieden	1094
Sutter, Otto Ernst: Ein Reichsverkehrsamt	1039
Sinsheimer, Dr. Hermann: Straßen und Horizonte	1043
Teilinger, Wilhelm: Die Bärenfalle oder über den Zusammenhang von Staatsform und Friedenssicherung	953
Troeltsch, Prof. Dr. Ernst: Luther und das soziale Problem	983
Versluys, Prof. Dr. W. A.: Warum wir für die Deutschen sind	1019
Weer, Reinhard: Troll	1009
Wöhrle, Oskar: Nachtbild	1048
Zimmermann, Emil: Organische Wirtschaft und Weltwirtschaft	1005

Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Glossen

	Seite
Achelis, Thomas O.: Der Wanderer zwischen beiden Welten	1050
Bormann, Hanns Heinrich: Jakob Kneip	996
Brieger, Lothar: Rodin und wir	1078
Canditt, Hugo: Mommsen und die römische Geschichte	1077
Corbach, Otto: Der Deutsche als Mitteleuropäer	977
E., W.: Franzosen und Italiener	959
Eidlitz, Walther: Traum	961
Fischer, Max: Karl XII. und seine Krieger	942
Goldschmit, Rudolf Karl: Der deutsche Feldsoldat	996
— Graphik vom Neckar	1152
Hesse, Hermann: Schöne neue Bücher	1062
— Die Kathedralen Frankreichs	1132
Heuß, Theodor: Der Kaiser im Volksstaat	1049
— Fritz Burgers Vermächtnis	1080
Hochdorf, Max: Seelenuntergang der Idylliker	1032
Huebner, F. M.: Angewandte Politik	1014
— Das neue Karthago	1133
Johst, Hanns: Klabunds Sinngedichte	960
Kliche, J.: Eduard Bernsteins Erinnerungen	1114
Landau, Julian: Liebe	1136
Lerch, Eugen: Der Kritiker Kerr	1130
Pernerstorfer, E.: Weit hinter den Schützengräben	958
— Aus der Zeit der Romantik	1135
— Vom ungarischen Deutschtum	1061
v. S.: Selbstdisziplin	940
— Das russische Angebot	1099
Sack, Gustav †: Kitsch	1081
Schorn, Hans: Das „Festspiel" von Baden	940
U.: Der bayerische Staat als Lohndrücker	1013
Wantoch, Hans: Ein Faustroman	1015
Weer, Reinhard: Neues von Korff	978

Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

O Deutschland

O Deutschland, du getreue,
Du halbgefreite Braut,
Wann wohl der Tag der Weihe
Den freien Mann dir traut?

Den es zur Hochzeitsfeier
Nach all den Kämpfen zieht,
Der dein und sein Befreier,
Vor keinem Menschen kniet,

Der Wehr und Schild und Stütze,
Den Nachbarn nachbarlich —
Er baue und er schütze
Der Zukunft Reich für dich.

Gib du der Welt den Glauben,
Daß nur die Liebe zeugt,
Daß Haß und alles Rauben,
Beraubt und niederbeugt.

Bald lauscht dem Schicksalsliede
Das werdende Geschlecht:
Die Freiheit ist der Friede,
Der Friede ist das Recht.

10. September 1917 C. H.

Friedensnoten

Von Theodor Heuß

Die Welt steht nicht nur seit drei Jahren im Krieg, sondern auch bald ebensolang in Friedensverhandlungen. Stoß- und ruckweise, mit großen Pausen, in der unterschiedlichsten Form, durch Parlamentsreden, Toaste, Noten, Interviews, Zeitungsaufsätze verkehren die Staatsmänner miteinander; das einemal wollen sie den Gegner etwas wissen lassen, das anderemal ist nur die Antwort des anderen das Ziel. Geheimdiplomatie ist dieses Verfahren vor den Ohren der ganzen Menschheit gewiß nicht, aber als sehr fruchtbar konnte die neue Methode bis jetzt sich auch nicht erweisen.

Im Dezember 1916 haben die Mittelmächte den Vorschlag gemacht, mit dieser Gewöhnung abzubrechen und zur unmittelbaren Besprechung über-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugehen. Das war staatsmännisch richtig gedacht. Die deutsche Siegeskraft war damals so ungebrochen und stark, wie sie es heute ist und in einem Jahr sein wird; aber Deutschland, das in der Verteidigung den Krieg über die Grenzen getragen, hatte keine militärpolitischen Ziele, ein unerfülltes Eroberungsprogramm. Im Schutz seines Heeres besaß es die politische Handlungsfreiheit. Deren hatten die feindlichen Staatsmänner sich begeben. An ihnen rächte sich die Öffentlichkeit der Aussprache über die Friedensmöglichkeit. Sie hatten sich vor der Welt und vor ihren eigenen blutenden Völkern durch zu laute Worte gebunden, denen die militärische Einlösung nicht, noch nicht gefolgt war. Die Bereitschaft zum Frieden erschien ihnen als Geständnis der Niederlage, und so wurde ihre Antwort das zynischste Bekenntnis zum endlosen Krieg.

Dreimal ist der kämpfenden Welt die Frage nach dem Frieden unmittelbar vorgelegt worden: durch die beiden Kaiser, durch Wilson, durch den Papst. Der Schritt von Berlin und Wien war die größte Leistung, denn er umschloß die Möglichkeit des Gelingens. Der Versuch des amerikanischen Präsidenten war mit zuviel Geschichte belastet: seine Neutralität hatte während zweieinhalb Jahren so viel Risse und Brüche gezeigt, daß sein Vermittlungsvorschlag keinen reinen Klang mehr besaß, sondern als die Einmischung eines heimlich Beteiligten empfunden werden konnte. Benedikt XV. nahm die von Wilson weggeworfene Aufgabe wieder auf. Die Betrachtungen, die er seinen Friedensermahnungen vom Anfang August zugrunde legte, sind denen des Amerikaners verwandt; aber wie ganz anders ist seine Stellung! Er hatte niemanden Munition gesandt, niemanden mit einer zweideutigen Politik genarrt; war er auch, des möglichen Einsatzes weltlicher Mittel entbehrend, keine Macht, die gegebenenfalls realistisch mitsprechen konnte, so hatte er sich, unabhängig von der Bedeutung seines Wortes für die katholische Christenheit, durch seine zähen und von Tausenden ihm gedankten Bemühungen um Linderung des Kriegsleids in der ganzen Welt moralischen Kredit zu schaffen gewußt.

Freilich ist auch seine Note durch die Publizität und die damit fast unweigerlich verknüpfte Allgemeinheit geschwächt gewesen. Bei der „Kriegspresse“ der Entente wurde sie als deutsche Einflüsterung, bei der unsrigen als englisches Diktat dargestellt, und da Reuter, Havas, Wolff gemeinhin nur die lautesten Stimmen hören, geriet auch dieser Versuch in die Verwirrung des europäischen Konzerts von undeutlicher Stimmungsmache, bis der Amerikaner dazwischenfuhr, die Ententefreunde entlastend, aber gleichzeitig auch alle Möglichkeiten, die ihm selber noch vor ein paar Monaten, vor der Suggestion des kriegerischen Siegesglaubens, als höchste Ideale erschienen waren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man kann im Zweifel sein, ob die allgemeine Lage nicht eine bessere Prägung erhalten hätte, wenn die Berliner Antwort, rascher formuliert, dem amerikanischen Zwischenstoß zuvorgekommen wäre; sicher war es gut, daß nun Kühlmanns Antwort in Ton und Haltung von Wilsons Rüpelei völlig unbeeinflußt blieb. Die deutsche Antwortnote wurde so ein in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvolles Dokument. Sie ist angelegt auf eine ruhige psychologische Wirkung, würdig in dem geschichtlichen Rückblick auf die kaiserliche Friedenspolitik, wichtig in dem Verzicht auf eine polemische Erörterung der Kriegsschuldfrage, die an dieser Stelle höchst überflüssig gewesen wäre, materiell bedeutsam durch das Bestreben, sich als die Brücke zwischen der deutschen Friedensresolution vom 19. Juli und der päpstlichen Kundgebung darzustellen. Zugleich nimmt sie in den Schlußsätzen den Gedankengang der Erklärung vom 12. Dezember auf, wo sie von den Bedingungen redet, „die dem Geiste der Billigkeit und der Lage Europas entsprechen".

Die Auffassung der deutschen Regierung geht offenbar noch dahin, daß sie am raschesten zu einem positiven Erfolg kommen kann, wenn sie ihre Bedingungen nicht vorher der fremden und der einheimischen Presse zum Zerzausen gibt. Das ist in dem Augenblick, da der Feind den gleichen Weg gehen will, zweifellos richtig. Kühlmanns Ziel ist einstweilen der alte Versuch einer moralischen Offensive gegen die Weltlegende von der deutschen Kriegswut und Herrschsucht. Er ist in der Aneignung pazifistischer Gedankengänge dabei weitergegangen als je eine frühere deutsche amtliche Kundgebung. Aber auch ihre Wirkung kann nur auf lange Sicht gedacht sein, so richtig sie gedacht ist. Wir müssen damit rechnen, daß diese diplomatische Durchbruchsschlacht nicht gelingen wird. Da kommt es auf den Zeitpunkt an, daß wir vom akademisch-theoretischen Traktat, der eine diplomatische Aufgabe hat, zur Politik der offenen Sprache weiterschreiten oder zurückkehren. Deren Gefahren verkennt niemand nach dem, was wir erlebt, und nach der Unruhe, die in der Heimat jetzt zwei Monate lang wachgehalten wird. Das ist an England ein klares Wort über Belgien, das freilich nicht gesprochen werden darf, ohne ein ebenso klares Wort über Elsaß-Lothringen und über unsere Kolonien.

Eine geschichtsphilosophische Betrachtung mag die Gedanken über den neuen Geist, der die Welt in dem Recht sicherer fundieren wird als in der Macht, mit großer Zurückhaltung beurteilen, denn das Recht ist nicht das Primäre, sondern die Spiegelung der wachsenden und sich dehnenden Lebensformen und -notwendigkeiten der Staaten. Was für uns politisches Gebot, kann aber nur dies sein, uns nicht grundsätzlich in die Isolierung stellen, wenn diese Fragen von Schiedsgericht und Abrüstung in der Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprache der Völker und Staaten kommen. Sie werden kommen. Je mehr wir selber sie mit Ernst und Verantwortung behandeln, desto mehr können wir erreichen, daß sie nicht in Phraseologie stecken bleiben, sondern in nüchterner staatlicher Sachlichkeit verankert sind. Faßt man sie an, so geschieht es nicht der Ideologie zuliebe, sondern der Gesundung des eigenen staatlichen Lebens. Zu ihm weist der Magnet. Aber die Verantwortung für die eigene Zukunft umfaßt den Einfluß auf die Neuordnung der zwischenstaatlichen Probleme.

Der Hammerschmied

Von Pfarrer Ernst Klein-Weißenburg i. E.

Die halbe Stadt gab dem Hammerschmied das Geleit zu Grabe. Das war zu erwarten gewesen. Es kannte ihn doch jedes Kind. Wenn er am Sonntagmorgen vom Wasser heraufkam, an dem seine Schmiede stand, auf den Stock gestützt — die weißen Haare waren mühsam unter den hohen Hut zurückgedrängt —, riefen die Kinder: „Guten Morgen, Schmied!“ Dann hob er ein wenig den Stock und blinzelte nach rechts und links: „Guten Morgen. Schön macht's heut.“

Man begegnete ihm fast nur an den Sonntagmorgen in der Stadt. Wenn aber die Glocken läuteten, durfte man ziemlich sicher auf ihn zählen.

In der Kirche saß er ganz vorn, weil er schwerhörig geworden war. Wenn er aber sang, hörte man seinen tiefen, vollen Baß, der kaum von seiner Kraft etwas eingebüßt hatte, fast bis zur letzten Bank. Es gab welche, die behaupteten: wenn er diese Stimme nicht hätte und sie nicht gerne hören ließe, ginge er gar nicht so oft zur Kirche. Denn als sonderlich Frommen schätzte man ihn nicht ein.

Etwas Wahres war schon an dem. Wer ihn in seinem Sitz nahe der Kanzel beobachtete, konnte sehen, wie sorgsam er die Töne formte, wie feierlich und andächtig er in seinem Stuhl saß, wenn die Orgel intonierte, und daß diese Andacht nachher, wenn der Pfarrer die Kanzel bestieg, merklich nachließ. Er konnte Predigten, die länger als zwanzig Minuten dauerten, nicht vertragen. Wenn's ihm zu lang wurde, nahm er sein Gesangbuch zur Hand, und sicherlich sang's in ihm. Lauter Bässe sangen, und der Schmied saß leicht zur Seite gebeugt, als ob er horchte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war von ihm bekannt, daß er jeder andern Musik aus dem Wege ging, und fahrende Spielleute hat er dutzendemal durch seine zwei Hunde vom Hof gejagt.

Das Hammerwerk lag seit vielen Jahren still, ob der Schmied gleich rüstig genug noch war. Nur dann und wann einmal, mitten in der Nacht, sah man durch die fast erblindeten Fenster Feuer in der Esse glühen, und mitten in der Nacht ließ er das Wasser übers Rad laufen, daß die Hämmer sich langsam hoben, als holten sie zum Schlag aus und fielen dann auf Ambosse nieder, die sicher und ruhig standen, daß das Haus leise bebte. Und wenn die Hämmer gingen, saß der Alte an der offenen Tür, die zum Wasser führte, den Kopf in die Hand gestützt, und horchte, als sängen ihm die Hämmer ein Lied.

Ein schöner Mann muß der Schmied gewesen sein. Wenn er sich in seinem Kirchenstuhl aufrichtete — ein wenig ächzte er dabei — und mit zwei starken Fäusten auf die Seitenlehnen sich stützte, bekam man eine Ahnung, wie er vor Jahren wohl, als der Bub noch im Hof spielte und die Frau am Herd stand, in der Tür seiner Schmiede gestanden haben mochte, rußig, das starke Haar zum Nacken zurückgeschoben, mit hellen Augen, und die Arme traten aus den aufgekrempelten Hemdärmeln hervor wie zwei braune Wurzeln aus Moos und Laub.

Nun haben sie ihn begraben. Fünf Tage lang hatte er krank gelegen. Und von Anfang an hatte der Arzt die Achseln gezuckt: er packt's nimmer. Einmal sah's der Alte, um den die Krankenschwester sich mühte. „Doktor," sagte er nach einer Weile und sah dem Arzt fest ins Gesicht, „Doktor, da könnt Ihr nichts mehr machen."

Der zuckte noch einmal und gab dann dem Alten die Hand und wandte sich zum Gehen. Als er in der Tür war, rief der Kranke vom Bett her: „Wenn Ihr ein wenig bleiben wolltet, ich möcht' was mit Euch reden. Die Schwester ist doch mit mir fertig."

Dann saß der Arzt am Bett. Ein Mann ohne viel Worte, der zudem den im Bett besser kannte als irgendwer in der Stadt. Er ließ ihm das erste Wort, und weil der Schmied vorläufig schwieg, als sammelte er seine Gedanken, zog der Arzt seinen Notizblock und sah ein paar Blätter durch.

Nach einer Weile brach der Alte das Schweigen.

„Doktor, ich möcht' mit Euch reden. Ich hab' sonst niemand. Und einer soll sein, der etwas von mir weiß, wenn ich nicht mehr da bin."

„Na, Schmied, macht keine Geschichten. Wenn Ihr's aushaltet, ich hab' eine Viertelstunde Zeit."

„Dann sind wir lange fertig," kam vom Bett die Antwort. Dabei richtete der Kranke sich auf und saß nun in den Kissen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Dreimal seid Ihr ins Haus gekommen. Damals, als das Unglück mit dem Jungen war, und nachher, als sich die Frau legte. Und jetzt meinetwegen. Ich geh' als der letzte. Ich muß fort. Und es ist auch Zeit. Aber ich kann noch nicht. Es ist etwas, das kann ich nicht mitnehmen. Ich will's Euch da lassen."

Der Schmied saß vornübergebeugt. Und die Augen, die in Fieber lichterten, starrten auf irgendeinen Punkt an der Tür.

Ein Husten kam, der den Arzt flüchtig nach dem Kranken hinblicken ließ. Einen Augenblick hielt er die heiße Hand in der seinen.

Dann sprach der Schmied wieder:

„Den Jungen habt Ihr nicht gekannt. Ihr kamet ja grad her, als das Unglück mit ihm war. Niemand hat ihn gekannt, auch die Frau nicht. Ich aber, ich hab' in ihn hineingesehen wie in ein klares Wasser.

Wie er noch ein Bub war von zehn, zwölf Jahren, damals merkt' ich's schon; wenn er bei einem Wort: „Bub, das darfst du nicht ..." stutzte und dann wild wurde, und in seinen Augen hat's geblitzt, und er lief zur Stub' hinaus, und draußen trommelte er mit den Füßen gegen die Tür ... und dann fand ich ihn eine Viertelstunde später am Bach, im Gras, wie er heulte. Und acht Tage war er zärtlich, weich, wie ein Mädchen.

Die Lehrer haben mir's gesagt; in der Schule war's die gleiche Sache: wild, daß man vor ihm Angst kriegte, und dann wieder verheult, folgsam wie sonst keiner.

Und wie dann die Geschichte mit dem Geigenspielen anfing. Den Kerl kanntet Ihr auch nicht, der drüben gewohnt hat, wo jetzt die Läden am Haus hängen wie Lumpen am Zaun. Bei dem hat er sich's geholt, die Narrheit mit der Musik. Zu spät hab' ich davon erfahren. Und wie ich's merkte, war ich ein Narr, daß ich nicht gleich dazwischengefahren bin. Ich hab' ihn machen lassen. Wenn er am Hammer steht, wird's ihm vergehen, hab' ich gedacht. Ich war damals ein Achtunddreißiger. Da sagt man immer noch: Ah bah! Später vergeht's einem.

Ihm ist's auch am Hammer nicht vergangen. Draußen am Bach — Sie kennen die Weide — saß er stundenlang, am Abend bis in die Nacht hinein, und spielte. Er hat wohl in Gedanken gegeigt, wenn die Hämmer gingen. Heut weiß ich's. Man denkt immer zu spät darüber nach.

Er geigte besser wie der Kerl, von dem er's hatte. Ich versteh' mich ein bißchen darauf. Ich hab' die Musiknarrheit ja auch im Blut gehabt. Wenn er spielte, saß die Frau im Bett auf ... und ich alter Narr horchte hinab, was der dort, jung wie er war, konnte ..."

Das Reden wurde dem Kranken sauer. Er griff nach dem Glas und trank. Der Doktor saß, die Hände zwischen den Knien gefaltet, und wartete. Lang-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sam wendete der Schmied die Augen und rief den am Bett an: „Doktor, manchmal vergaß ich, daß es mein Junge war ... ich hörte nur die Musik. Irgendwo hab' ich einen gesehen, einen mit Augen wie Samt und wie Feuer und mit schmalen, bleichen Händen, in einem großen Saal, daß alle vor Vernügen klatschten. So spielte der Junge.

Aber, mein Gott, immer sah ich einen, während der drunten geigte, einen, von dem er erzählte und wußte es nicht. So fing es auch mit dem an. Er war nur ein Hammerschmied. Aber er war, wo er ging und stand, voll Lieder. Das ist eine schwere Fracht, wenn sie einmal alle auf eins hinauswollen; und wenn sie einem in den Augen stehen und sind ein Begehren, ein Durst ..."

Die braunen Arme reckte der Schmied, und zum Fenster ging sein Blick. Der Arzt musterte ihn wie neugierig und sah ein Lechzen, ein Bäumen, wie von einem jungen Pferd.

... „Ein Durst, ein Begehren nach dem Weib ... Es ist jetzt aus mit mir. Ich weiß nichts mehr davon. Zweiunddreißig Jahre habe ich eine Frau gehabt, die mir gleichgültig war. Aber es ist wie ein Feuer ... wie ein Heißhunger ... man weiß sonst nichts mehr ... Und sie kamen alle.

Ich bin darüber fast zugrund gegangen. Wenn ich nicht einer ohne Gewissen gewesen wäre, der sich nichts daraus macht, was hinter ihm ist ... Dann hab' ich die Frau genommen ... Was da kam, darauf kommt's nicht an. Ich hab's so gewollt. Die Rechnung hat gestimmt.

— —

Das wollt' ich sagen: den Durst hat der Junge gehabt. Ich hab's gewußt. Aus seinem Geigenspiel hab' ich's herausgehört. Er rief in die Nächte; er stöhnte, wenn er's auch nicht hätte sagen können, was es war.

Und der war weich. Von der Frau hat er das gehabt. Er hätte sich nie mehr zurückgefunden. Es durfte nicht sein, daß er durch die Straßen lief, daß sie's sahen, wie da einer kam, ein Feiner, mit dem Locken, mit den Augen, die alles verraten und alles gewinnen. Es durfte nicht sein. Denn der, Doktor, vor jeden wäre er gegangen, und wäre hinterher in einem Winkel gelegen — im Durst ... und „nein, ich will nicht ..."

Ich zerbrach ihm die Geige. Ich spannte ihn an den Hammer. Das Tier wollte ich erschlagen, umbringen ... Die Frau schrie, saß in der Ecke mit verweinten Augen. Der Bub tobte. Mit dem Eisen stand er vor mir. Fort wollt' er. Ich hab' ihn wie einen Sträfling überwacht. Nachts ... ich hab' ihn eingesperrt ... manchmal glaubte ich, ich höre seine Geige ...

Jahre, zwei, drei, ging's so. Manchmal war's Monate ganz gut. Aber jeder Ton Musik brachte die Unruhe in ihn. Und jedesmal sprang ich auf wie einer, der einen Tobsüchtigen hütet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Narr, nannte er mich. Sie — er und die Frau — hielten mich für verrückt. Was soll ich noch sagen? Sie wissen's ja, er ging ins Wasser. Mein einziger ist's gewesen.

Und bald hernach war ich allein ... Ich bin gleich fertig ... Hören Sie nur: ein schöner Bub war's. O Doktor, einer wie ich war, nur war das Weiche in seinem Gesicht. Seine Augen waren schön. Und Hände hat er gehabt, wahrhaftig nicht wie ein Hammerschmied. Wie er vor mir lag, am Abend, als sie ihn brachten! Ich hab' helfen müssen, wie sie ihn anzogen.

Das Tier wollt' ich erschlagen ... Ah bah! Es ist nun einmal so. Das ist die größte Not, die es gibt. Daß einer sich selber unterkriegt, und dann kommt's wieder in so einen Bub, alles, alles, das Gute und das Schlechte; und dann ist's tausendmal ärger. Eine Hölle ist's. Und zwei müssen daran verbrennen ..."

Er redete nicht mehr.

Der Doktor saß wie einer, der einen Bekannten zu sehen glaubte, und fand einen Fremden. Und mühsam kamen die Worte: „Schmied, Ihr habt mir den Abschied von Euch schwer gemacht. Ein Abschied wird's sein. Recht habt Ihr."

Da fuhr der Kranke aus den Kissen hoch: „Sagt mir's, Doktor, sagt mir's, daß Ihr mich nicht aufhalten mögt, daß Ihr mir's gönnt, wenn ich's hinwerfen darf, und darf dann Ruhe haben."

„Nicht so, Schmied! Es war ein harter Weg. Und das Letzte war das Schlimmste."

„Ja, das Letzte ... Der Kampf mit ihm und dann die Jahre seither. Und jetzt ist Ruhe."

„Ruhe, mein Alter, Ruhe wird sein! Ein jeder trägt seine Last; die Eure war nur schwerer als die der meisten. Doch, Schmied, ich höre die Glocken läuten. Wir wollen das Fenster weit öffnen ... Und die Schwester wird in dieser Nacht wachen ..."

Zwei Tage hernach war der Hammerschmied tot.

Den Doktor führte sein Weg noch oft genug an der Schmiede vorüber, die still und verödet lag. Wenn er das Rad sah, das stille stand, und die alte Weide, die sich zur Seite neigte wie der Schmied, wenn er in seinem Kirchenstuhl saß, dachte er an einen, der einmal dort seine Sehnsucht in die Nacht hinein klingen ließ, und von nirgendher kam Antwort. Die Geige zerschellte ja an dem Stein, darauf der Bub gesessen war, wenn die Nächte lind waren und aus den nahen Gärten die Düfte der ganzen Welt herüberkamen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kinokitsch und kein Ende

Von Franz X. Schönhuber, München

1. Der Grundirrtum

Der Angelpunkt des ganzen Kinobetriebs ist das Kinodrama. Daß es entstehen konnte und daß es Einfluß gewann, beruht auf einem einzigen ästhetischen Grundirrtum, der so leicht erkennbar ist, daß man sich über seine Lebensdauer nicht genug wundern kann. Ganz allgemein gesagt besteht er darin, daß man glaubt, mit stumm bewegten Bildern auf der Fläche des Lichtschirmes Wirkungen zuwege bringen zu können wie mit lebendigen Menschen auf der dreidimensionalen Bühne.

Mit welchen Mitteln schafft die Bühne?

Da ist zunächst das Wort; das Wort an sich als Ausdruck einer Vorstellung, eines Begriffes oder, verbunden mit anderen, als Gedanke. Darin liegt seine stärkste Wirkung. Im Zusammenhang des Ganzen wird es zum Künder der Motive und damit zum Lebensnerv des ganzen Dramas. Die Tonfarbe der Stimme des Sprechenden, das Tempo des Vortrags, die Gefühlsmotive steigern seine Wirkung ebenso wie die Mimik des Gesichts und die begleitende Geste. (Vom äußeren Drum und Dran der Bühne sei hier nicht weiter die Rede). Soll das Drama dargestellt werden, so müssen alle diese Mittel des Schauspielers zur Anwendung kommen. Nun ist aber das Drama ein Kunstwerk, das auch schon zur Geltung kommen kann ohne die Bühne: ich meine die stumme Lektüre oder das Vorlesen. Man verzichtet dabei auf alle Nebenhilfsmittel; nur eines bleibt als das Wesentliche: das Wort.

Und das Kinodrama?

Es verzichtet gerade auf dies Wesentliche und nährt sich einzig vom Unwesentlichen: von der Mimik, von der Geste. Was das Drama für uns zum Kunstwerk macht, fällt vollständig weg, muß wegfallen. Denn das Wesentliche am Kino ist tote Physik statt lebendigem Leben, ist ein einfacher optischer Apparat. Mit ihm kann man bildmäßige Darstellungen geben, kann flächenhafte Wirkungen erzielen, mehr nicht. Wenn sich der Apparat an Geistiges wagt, begeht er immer eine Sünde gegen den heiligen Geist der Wahrheit und der Schönheit. Das Kinodrama ist und bleibt eine Unmöglichkeit, zum mindesten in der Art, in der es heute aufgefaßt wird. Seine Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete geht über die des Schattenspieltheaters nicht hoch hinaus. Ja, es wird sogar nicht wenige geben, die da finden, daß auch die besten Filmdarbietungen an künstlerischer Wirkung noch erheblich hinter dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewegten Schattenriß zurückbleiben. Das macht: der Schattenspieler kennt seit langem die Grenzen der Ausdrucksmöglichkeit, die in seinen Mitteln liegen, und versucht nicht mehr zu geben, als er kann: seine Kunst hat Stil. Das Kinotheater aber nicht. Jeder Kunsthandwerker weiß, daß er in seiner Arbeit materialgerecht schaffen muß und nicht etwa Metalltechnik auf Holz anwenden darf oder umgekehrt. Tut er's, so macht er Kitsch. Jedes Material bedingt (nebst dem Handwerkszeug) die Form wesentlich mit. Soll das vom Lichtspiel allein nicht gelten? Die „Filmdichter" und „Filmschauspieler" von heute haben sich anscheinend darüber bislang kein Kopfzerbrechen gemacht. Das Problem der künstlerischen Möglichkeiten des Kinos, abstrahiert von der Besonderheit der Mittel, ist für sie nicht vorhanden. Ding und Schema, Sein und Schein ist für sie das gleiche. Darum wirken ihre Leistungen nicht formalkünstlerisch, sondern stofflich-brutal. Und das ist der Punkt, in dem sich die Kinodarbietungen aufs engste mit dem Hintertreppenroman, mit der Schundliteratur berühren. „Schundliteratur für Analphabeten" hat irgendwer die Kinovorführungen einmal genannt.

„Othello" gibt Stoff zu einem Schauerroman in hundert Fortsetzungen. In Shakespeare verdichtete sich die Fabel zu einer erschütternden Tragödie.

Alle Kunst ruht in der Form, in der Überwindung der Materie durch die Form, und zwar jeweils durch die Form, die einem jeglichen Stoff gemäß ist. Wer anders schafft — wie unsere sämtlichen derzeitigen Kinodichter —, schafft Kitsch, Schund, Talmikunst.

2. Die Mitschuldigen

Die Kinoindustrie ist längst eine Sache des Großkapitalismus geworden. Die 3000 Kinotheater Deutschlands werden täglich von annähernd anderthalb Millionen Menschen besucht. Das bedeutet, wie Viktor Noack berechnet hat, eine jährliche Ausgabe für Eintrittskarten in der Höhe von 150 Millionen Mark! (Auf jeden Deutschen — vom zehnten Jahr an gerechnet — treffen demnach jährlich 4 Mark!)

Der Großkapitalismus hat aber von je eine feine Witterung gehabt für die ihm zweckdienlichen Mittel.

Und hier beginnt das Kapitel von den „Mitschuldigen". Ein Kapitel, das um so trauriger ist, als es sich hierbei um Menschen handelt, die nichts lieber hören, als wenn irgendein Naiver sie Lehrer des Volkes, Erzieher der Menschheit nennt: ich meine unsere Dichter, Schauspieler und Leute von der Presse.

Das Kinodrama hätte wahrscheinlich längst abgewirtschaftet, wenn die Finanzmenschen nicht den feinen Einfall gehabt hätten, sich „erstklassige" Filmdichter und „erstklassige" Schauspieler beizulegen und außerdem —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fleißig zu inserieren. Nun erst wurde die Sache „eine richtig gehende Kunst". Die Unerfahrenen krabbelten neuerdings auf den schönen Leim, denn sie glaubten, das sei nun wirklich Kunst, „wenn's von Gerhart Hauptmann ist" und „wenn's der Bassermann (der Mann mit dem Iffland-Ring!!) spielt". Die Gschamigen aber — zu finden bis in die höchsten sozialen Schichten hinauf — atmeten auf: jetzt brauchte sich keiner mehr zu genieren, wenn er endlich seinen ohnehin nur mühsam unterdrückten, nur von Zeit zu Zeit, sehr spärlich und nur geheim, sehr geheim! befriedigten Trieben nachgab und nun auch „hineinging".

Unsere Dichter von heute!

O du göttlicher Franzl Schubert! Du bist lieber halb verhungert, ehe du deinen Wienern die Schmachtlappen geschrieben hättest, die dich hätten reich machen können! Du göttlicher, törichter Idealist! Aber in unseren Kientopptagen, wie wunderlieblich führen sie da den Tanz ums goldene Kalb auf, die Herren Hauptmann, Sudermann, Kellermann, Halbe und so fort! Sonst, ja da hört man große Worte: streicht die Zensur — berechtigt oder unberechtigt, gilt hier ganz gleich — einmal einige Sätze, da flammt die heiligste Entrüstung auf. Da sind es brutale Schergenhände, die das Musenkind erwürgen. Aber die „Nordische Filmkompagnie" darf ruhig schreiben („Politiken"): „Das erste Filmmanuskript (zu „Atlantis"), das von Deutschland kam und von Gerhart Hauptmann selbst durchgesehen war, hat sich als unbrauchbar erwiesen, wird aber jetzt von H. Garde bearbeitet." „Bearbeitet!" — ich vergönne es Herrn Hauptmann von ganzem Herzen.

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben!" Altgebackener Schiller, du!

Den Dichtern gesellen sich die Schauspieler. Ich meine nicht die kleinen, die sich — dank dem literaturfeindlichen Ungeschmack unserer Zeit — oft erbärmlich genug durchs Leben schlagen müssen und auch im Dienste der Filmfabrikanten nichts weniger als auf Rosen gebettet sind. Sie bedeuteten nicht die große Gefahr. Die ging erst mit den „Stars" an. Lauter Leute, die ohnehin glänzende Einkommen hatten! Lauter „erste" Namen: Emanuel Reicher, Kamilla Eibenschütz, Tilla Durieux, Alexander Moissi, Paul Wegener, Albert Bassermann — lauter Namen, deren Träger man schätzte, vor allem wegen der durchgeistigten Art, des Dichters Wort zu sprechen.

Und nun?

Pantomimen, Fratzenschneider, Gestenhausierer.

Glänzend bezahlte, versteht sich. Asta Nielsen steckt allein jährlich 100 000 Mark ein. Was waren doch die Schmierenkomödianten der früheren Zeit für Idealisten! Vermaterialisierung auch hier. Ich gebe zu, daß manchen die Aufgabe reizen kann. Aber wenn man nicht zu den Besten unter ihnen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Vertrauen haben kann, daß ihre Geschmackskultur es ihnen unmöglich macht, sich am Kinojahrmarkt zu beteiligen — wer darf dann das gar unbelehrte Volk tadeln? Und die Einschätzung seitens der Kinokapitalisten! In der Fachpresse: „Um uns nicht mit halben Maßregeln aufzuhalten, haben wir die Elite der deutschen Bühnenkünstler ausschließlich für uns verpflichtet. Carl Clewing vom Königlichen Schauspielhaus in Berlin, der Liebling des Hofes und — aller Damen (!!!), Paul Wegener vom Deutschen Theater in Berlin, der talentvollste Charakterschauspieler Deutschlands — vielleicht der Welt, Tilla Durieux vom Sozietätentheater in Berlin, die größte Tragödin der deutschen Bühne."

Oktoberfestreklame lautester Art! Oder nicht? Und das mit Namen von Leuten, deren Berufsgenossen doch sonst so eifersüchtig darüber wachen, daß ihr Feingefühl in keiner Kritik auch nur mit einem harmlosen Wörtchen verletzt wird . . .

Und nun noch ein Wort über den dritten Mitschuldigen, die Tagespresse. Der Kapitalismus kalkulierte ganz richtig: die Achillesferse jeder Zeitung ohne Ausnahme ist der Anzeigenteil. Ohne Inserate kann nun einmal eine Zeitung nicht existieren. Und niemand wird es der Tagespresse verübeln, wenn sie Anzeigen von Lichtspielhäusern aufnimmt. Denn das macht große Summen aus. (Beiläufig: eine verhältnismäßig kleine süddeutsche Zeitung vereinnahmt dafür jährlich so an 40 000 Mark.) Aber nun kommt die Geschichte, die Ruederer so amüsant von der „Neuesten" erzählte — sie gilt aber, soweit ich die Sache übersehe, von den Blättern aller Parteischattierungen im ganzen Reich —, die Geschichte nämlich, wie man heute über den Alkoholmißbrauch wettert und morgen ein sympathisches Entrefilet bringt, daß die Sache so schlimm nicht gemeint sei. Im Feuilleton läßt man alle Minen springen gegen die Geschmacksverheerung, die der Kinokitsch anrichtet, und im lokalen Teil — den der Spießer ebenso andächtig liest, wie er das Feuilleton ängstlich ignoriert — erzählt man in der „Kinorundschau" — möglicherweise sind das nichts als Waschzettel der Filmfabriken —, welche Herrlichkeiten derer harren, so da auch in dieser Woche nicht versäumen, ihren Bildungsdurst im Kientopp zu stillen. Wären sich die Zeitungen heute nicht ohnehin bewußt, wie gerade dadurch das Publikum zugunsten des Kinos beeinflußt wird — der große Wert, den die Kinoleute eben auf diese im Text erscheinende Reklame legen, müßte sie eines Besseren belehren.

Das Volk erziehen — auf diese Aufgabe tut sich die Presse doch sonst so viel zugute — heißt man dies nicht.

Oder bereiten vielleicht die deutschen Zeitungsverleger schon eine Erklärung vor, daß den Lichtspieltheatern künftig nur mehr der Anzeigenteil zur Verfügung steht?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Die Wirkung

Alle Kulturarbeit läuft letzten Endes auf Konzentration, auf Verinnerlichung hinaus. Zeiten des Kulturniederganges trugen immer den Stempel der Veräußerlichung, der Verflachung an sich. Was wäre verlogener, unlogischer, oberflächlicher als der Kinokitsch? Erhebt er das Gemüt? Weckt er den Intellekt? Befruchtet er die Phantasie? Von all dem das Gegenteil ist der Fall! Ja, wenn sich das Kino auf optische Vorgänge beschränken wollte! Auf Naturwissenschaftliches, Technisches, Geographisches! Obwohl auch hier ein Übermaß von Übel sein wird. Denn Theobald Ziegler hat ganz recht: „Das ewige Bilderzeigen und Bildersehen ist für Vortragende, Hörer und Leser ein großer Schaden und Verderb, weil es an Stelle des Geistes und des lebendig schildernden Wortes das tote Bild und das bequeme Hinweisen darauf setzt, der Phantasie nichts zu tun läßt und zu tun gibt und der Bilderschwall und -überschwang wie ein Strom an den Hörern und Lesern vorüberrauscht, ohne daß viel davon haften bleiben könnte."

Und ist es nicht gerade eine unverdorbene, frisch zeugende Phantasie, der wir im Verein mit einem an unerbittliche Logik gewöhnten Verstand, einem tiefer Empfindungen fähigen Gemüte und einer starken sittlichen Energie das Höchste und Edelste verdanken, was uns an unserer deutschen Kultur beglückt. Der Kinokitsch aber züchtet, wie die Schundliteratur, in widerlichster Berechnung auf die niedrigsten Instinkte der Menschen alle jene Triebe und Neigungen wieder herauf, deren Fesselung und Niederringung die Bestie in uns überwand und das Göttliche entband. Oder galt alle Arbeit der Aufwärtsgerichteten vom — fast hätte ich gesagt vom Neandertaler bis zu Immanuel Kant im Grunde einem anderen Ziel? Nur Lüdriane und Flachköpfe können im Ernste behaupten, daß hier heilige Güter nicht gefährdet seien. Und dies am meisten in den Köpfen und Herzen der Werdenden. Fragt einsichtige Eltern. Laßt euch erzählen von Lehrern, die ihre Zöglinge mit Wachsamkeit betreuen! Lest die oft geradezu erschütternden Akten der Jugendgerichte!

Wer aber hört die Stimmen der paar Rufenden in der Wüste, vollends, wenn allerorten der Kapitalismus seine Rattenfängerweise pfeift. Teufel auch! Und dabei sitzen die Herren Hauptmusizi noch dazu im Ausland: vor dem Krieg Pathé frères, Cines, die Amerikaner, und nun — mit um so blühenderem Geschäft die dänische Nordiske Filmkompagnie. Ihnen schmeißt der deutsche Arbeiter den größten Teil seiner Schweißpfennige in den Beutel. Und wie gut sie es mit uns meinen! Befragt nur über ihre wahren Absichten die Zensoren, und dann wißt ihr, wie man selbst vor den ärgsten Scheußlichkeiten nicht zurückschreckt, wenn man glaubt, es „zieht". Ein Glück,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die Zensur wenigstens das Ärgste verhindern kann. Sonst wäre in ein paar Jahrzehnten unser Volk übler als Rom in seinen bösesten Tagen.

Die Not ist in Wahrheit groß. Die Mittel zur raschen Abhilfe sind unzulänglich. Wir leben ja in einem „geordneten" Staat. Seine Gesetze erlauben nicht, alles Unkraut im Garten der Kultur einfach auszujäten. Zudem: negative Maßregeln sind immer bis zu einem gewissen Grade Halbheiten. Unsere Jüngsten fängt man ja nun an zu schützen. Aber vorläufig auch nur für Kriegsdauer. Indes, die Unmündigen aller späteren Altersstufen hätten's nicht minder nötig. Soll man auch ihnen den Besuch der Kinotheater einfach verbieten? Ach nein! Laßt sie ruhig hineingehen. Aber es besinne sich doch jeder Verantwortliche im Reich einmal, welche Schlaglichter die Tatsache von der Existenz des Kinodramas und seine üppig wuchernde Ausbreitung auf den Grad unserer Geschmacks- und Herzensbildung wirft. So herrlich weit haben wir's bis jetzt mit unserer Bildungsarbeit gebracht! So wenig Gefühl für das Wirkliche, Wahre, Echte im Leben und — vor allem in der Kunst haben wir in den breitesten Massen bis jetzt erzeugt! So gering ist der Instinkt der nach Erlebnissen hungernden, heiß hungernden Volksseele dafür, daß Kunst — um ein bekanntes Wort zu variieren — immer die Fortsetzung des Lebens mit anderen Mitteln sein muß. Nützte man, d. h. nützte der Staat doch endlich diesen Heißhunger aus! Galerien, ja, die sind ja zur Not dem Volk geöffnet, unentgeltlich zugänglich. Aber: vielleicht ist gerade der Weg zum künstlerischen Bild der schwerste „Weg zur Kunst". Wo sind hingegen die großen, unentgeltlichen oder doch um Kinopfennige zugänglichen Volkskonzerte, Volksopernaufführungen, Volksschauspiele, die der Staat ins Leben gerufen? Irgendwie und irgendwann müssen die Pforten zu den Tempeln der Kunst dem Volke geöffnet werden. Vor allem: öffnet sie den Werdenden, eurer Jugend von 12 bis 17 Jahren, in der Zeit, da ihr noch Gewalt über sie habt und da sie — im Pubeszentenalter! — für große Eindrücke empfänglich ist wie nie wieder im Leben. Und tut's nicht spärlich und mit philiströser Bedenklichkeit. Und dann stelle der Staat (und nicht die Verleger!) endlich eine Verbindung her zwischen der zeitgenössischen Literatur, in der der am meisten Leben weckende Gegenwartsodem lebt und webt, und den breiten Massen des Volkes. Dazu sind nur anständige Verträge mit den Autoren nötig. Dann braucht auch der gemeine Mann nicht mehr auf den dreißigsten Todestag seiner Dichter zu warten, die den von ihm nur dunkel erfühlten Geist der Zeit in klare Form gebannt. Dann könnt und dürft ihr hoffen, daß in 20 bis 30 Jahren der Gott der öffentlichen Vergnügungen eine etwas weniger ordinäre Physiognomie zeigt als in unseren Tagen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens werden die gewaltigen Ergebnisse der Kriegs-Anleihen ebenso in die Wagschale fallen, wie unsere durch das Schwert errungenen großen Erfolge – – –

Darum zeichne!

Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Selbstdisziplin

Anfangs schien die unerfreuliche Fehde zwischen den Mannen des Verzichtfriedens und jenen des Schwertfriedens in unseren Mitten schier unversöhnlich. Trotz der Gemeinsamkeit der Hauptforderung, einen dauerhaften und Sicherheiten für Deutschlands Zukunftsstellung bietenden Frieden zu erreichen. Im Wie der Festlegung dieser Sicherheiten gingen sie zu weit auseinander. Die Anhänger des Verzichtfriedens gründeten ihre Anschauungen darauf, daß jede Gebietsaneignung in absehbarer Zeit eine Wiederholung des Krieges bedeuten würde, und steiften sich dahin, daß eine solche Verzichterklärung für die Aufrechthaltung des Begriffes vom Verteidigungskrieg, den Deutschland führe, unerläßlich sei und daß nur auf diesem Weg ein baldiger Abschluß des Völkerringens möglich scheine. Dabei blieben sie allerdings den Beweis schuldig, daß die notwendigen Sicherheiten ohne Zwang und Pfand geleistet werden könnten. Dabei spielte auch mit, daß sich die erste große Gelegenheit ergab, dem Zug nach Demokratisierung und Parlamentarisierung praktische Folge zu geben, das Volk durch den Reichstag in der Friedensfrage mitsprechen zu lassen.

Die Gegenpartei will antipodisch alles oder vieles im Krieg Eroberte, Überrannte, Besetzte auf Grund des Starkenrechts behalten, sich damit Sicherheiten schaffen, wobei die Voraussetzung mitläuft, daß alles das in Zukunft machtvoll gehalten werden muß, überspringt dabei mehrfach das Mögliche und steht auf dem Standpunkt, daß alle Vereinbarungen anderer Art ja doch in einem neuen Konfliktsfall hinfällig würden. Ihr hilft dabei die Errechnung, nur so auf die Kosten des Krieges zu kommen, eine Rechnung, die aber nicht ohne weiteres richtig ist, da die wirtschaftliche Kriegspolitik der so betroffenen Gegner nach Friedensschluß eine größere Belastung vorstellen könnte als die tatsächlichen Kriegsschäden.

Beide extreme Forderungen werden mit Leidenschaft verfochten und verwischen das Bild der Einheit zu unseren Ungunsten. Dies erhellt deutlich aus der Sprache der Gegner.

Eine vernünftige Realpolitik kann keiner Extremrichtung folgen. Sie wird immer versuchen, eine mittlere Linie zu finden. Und so begünstigt sie den Ersatz des Verzichtfriedens durch einen Verständigungsfrieden, welche Begriffe durchaus praktisch nicht gleichbedeutend sind, und trachtet auch den Beibehalt gewisser Errungenschaften des Krieges mit den nationalen Empfindlichkeiten der Besiegten zu versöhnen, wie z. B. Annexionen durch Schaffung von Neustaaten oder Wiederherstellungen mit Neubindung oder Neuorientierung zu ersetzen.

Niemals war Selbstdisziplin so wertvoll, so wichtig, wie jetzt bei uns.

v. S.

Das „Festspiel" von Baden

Wagnerfestspiele wurden bislang in großen Theaterräumen veranstaltet; der Mannheimer Intendant verpflanzte sie in einen Konzertsaal, der keine ansteigenden Sitzreihen, nur wenig Logenbrüstungen, eine Empore, aber keine Ränge besitzt, der wohl Stimmungsreiz hat, aber dem Auge keinen zentralen Ausblick bietet. Für ihre geniale Durchführung wurden immer große, geordnete szenische Verhältnisse gefordert, aber Dr. Carl Hagemann begnügte sich mit einer sehr beschränkten Bühne, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fast kaum zu Arrangementproben ausreichen würde.

Er verlegte mit diskreter, die Notwendigkeit der Umschaltung natürlich „zwingend" beweisender Begründung den Schauplatz auf die sogenannte Reliefbühne, obwohl Verhandlungen über die Priorität dieses Gedankens zeigen würden, daß erst die kleine Badener Rundbühne da war und dann der Reformator eingeladen wurde, sein Glück dort zu probieren.

Heiße Köpfe nehmen daran Anstoß, daß in Wagners Werken überhaupt etwas gestrichen wird. Aber der Mann, dem es Wagners Sache besonders angetan hat, ließ es ruhig zu, daß die Partituren um Instrumente gekürzt wurden und eine erheblich geringere Besetzung den Glanz des Orchesters abschwächte. (Privatgrund: Wiederum zu enger Raum.) Durchschnittskräfte in sehr teuer bezahlten Festaufführungen füllen erfahrungsgemäß nur die halbe Kasse und ersetzen durch gravitätisches Gebaren Stimmlosigkeit und Mangel an künstlerischer Individualität.

Dennoch führte Hagemann, von dem man obendrein diesbezüglich keine Garantien verlangt hatte, ausschließlich mit seinem Mannheimer Personal die Neuinszenierung und Neueinstudierung durch, und während man sonst das Orginelle, Eigenartige durch seine Güte allein wirken läßt, bearbeitete er mit Gedanken aus seiner kleinen Handbibliothek ausgiebig im voraus das Publikum, wobei natürlich nur die Richtung zu Wort kam, die er dann auf der Bühne seinem sensationellen Versuch geben wollte. Es wäre sentimental, wollte man jetzt, nach geschehener Tat, diese Gründe, durch die das ganze Festspielunternehmen zu einer Karikatur und Kunstpanne hätte werden können, totschweigen oder spekulativ Veranlagten es überlassen, auch noch die Schwierigkeiten der Kriegszeit im Falle eines Fiaskos zu zitieren und mit dem Schlagwort vom deutschen Idealismus eine schlecht zubereitete Sache nachträglich beschönigen. Zudem konnte es den beiden veranstaltenden Faktoren, dem Mannheimer Hoftheater und der Badener Kurverwaltung, nicht unbekannt sein, daß man einer neuen Sache dann erst recht schadet, wenn schon die Eröffnungsfeierlichkeiten auf die verschiedensten Mängel hinweisen, die zu entdecken man besser einer späteren Zeit überlassen hätte. War es da verwunderlich, daß im Ablauf des Ringdramas Freude, Heiterkeit und Betrübnis bunt wechselten, daß das Publikum nicht so recht in Festspielstimmung kam, daß man außer vereinzelten Lobsprüchen desto mehr ablehnende Urteile mitanhören mußte? Es ist keine Unhöflichkeit, wenn man dem kultivierten Mannheimer Inszenator, der eine Aussprache über das Ringproblem erzwingen wollte, sagt, er hätte bei seinem Experiment zweckdienlicher den Namen „Festspiel" vermieden, weil dieser einen heute besonders unangebrachten Grad von Ehrgeiz vermuten läßt und unter den gegebenen Verhältnissen doch nie in das gelobte Land führen konnte, welches das unschuldige Volksgemüt bei seiner Ankündigung immer erwartet. So blieb das Festspielunternehmen im Stacheldraht recht widerstrebender Meinungen hängen, denn es hatte den Anschein, als sollte unter der Maske eines siegunfähigen Festspielgedankens wieder einmal einem einzigen Weihrauch dargebracht werden, wiewohl vor den Tatsachen die Schaumflocken einer überreizten Begeisterung schnell zerstoben. Da es sich aber dennoch um eine urkräftige, ernste und in der gebotenen Schranke

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anerkennenswerte Kunsttat handelte, der nur die Reinheit der Vorbedingungen fehlte, war das sensationelle Blendwerk einer Festspielkomödie doppelt bedauerlich.

Hans Schorn

Karl XII. und seine Krieger

Gibt es noch den ruhigen Strom des Epos, der an uns die breite Fülle ins Unendliche wachsender Handlungen vorbeirauschen läßt? Dichtungen, in denen nicht eine künstlich geschürzte Handlung sich entlöst, sondern das Schicksal seinen zwingenden Weg geht?

Es will scheinen, als sei das Epos nicht untergegangen in verschütteten Zeiten, als wachse es neu in der Gegenwart.

Wladislaus St. Reymont gab uns das starke Epos des polnischen Bauerntums. Der Schwede Heidenstam schenkte uns die historische Epopöe „Karl XII. und seine Krieger" — die große Dichtung von Triumph und Untergang eines geschichtlichen Helden. Nichts von der Geschlossenheit einer Romanhandlung. Dieses Epos in Prosa zerfällt trotz der durch den Titelhelden gegebenen Einheit der Gestaltung in weitgespannte Episoden, wie die Odyssee und die Kudrun. Nicht so sehr der eine Faden des Geschehens zwingt die Dichtung zum einheitlichen Ganzen, sondern vielmehr der eine Rhythmus der machtvollen Schilderung. Ein reiches, starkes Leben flutet durch die Dichtung, gebändigt von der Zucht einer meisterlichen Künstlerhand.

Welch wundervoller Stoff. Karl XII., die letzte große historische Erinnerung des schwedischen Volkes, sein märchenhaftester Triumph, das Abendrot seines politischen Glanzes. Wir Deutsche können den nationalen Wert, den dieses Buch für Schweden haben mag, nur dunkel ahnen; wir müssen zufrieden sein, wenn wir seinen dichterischen Reichtum schlürfen.

Unwillkürlich muß ich, indem ich die leidenschaftliche Gewalt dieses selten starken Buches auf mich wirken lasse, vergleichend an den letzten historischen Roman zurückdenken, den ich las. Es war Ricarda Huch: „Der große Krieg". Form und Stoffe sind ja verwandt. Beide Bücher breite Prosaepopöen, die von Schlachten handeln und großen politischen Aktionen. Aber das kühle Mosaik der deutschen Dichterin steht im größten Stilgegensatz zu der einheitlichen Gewalt des Schweden. Hier die kühl objektivierte, dort die blutwarm lebendige Form. Schon an der äußeren Fläche kann man es ablesen: Ricarda Huch bevorzugt ebensosehr die indirekte Rede, wie Heidenstam die direkte liebt.

Ich muß ganz offen sagen, daß ich der heißen, rauschenden Kunst und dramatischen Wucht des Schweden vor dem episch zerfließenden Werke der deutschen Dichterin den Vorzug gebe. Mit herrischen Meisterhänden greift die sichere Kunst Heidenstams in den Rohstoff der geschichtlichen Tatsächlichkeiten, von denen Ricarda Huch sich beherrschen läßt. Heidenstam hätte sich so dankbare Motive künstlerischer Darstellung, wie den Brand von Magdeburg oder die Ermordung Wallensteins, nicht fast ungenutzt entgleiten lassen; er hätte sie gestaltet mit sicheren Umrissen und in leuchtenden Farben. Ja, die Farben dieses dichterischen Malers! Welch reiche Buntheit hat dies Buch trotz seines einheitlichen Rhythmus. Idylle schwedischen Bürgerlebens taucht auf, melancholischer Auszug geworbener Soldaten, rauschende Schlachtszenen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Not russischer Gefangenschaft, Farbenglut türkischer Städte.

Der Verlag Albert Langen in München hat sich ein bleibendes Verdienst erworben, indem er jüngst das schöne Buch Verner Heidenstams in guter Übersetzung und würdiger Ausstattung herausgab. Max Fischer

Mobilmachung des Silbers!

Auf dem internationalen Silbermarkt spielen sich zur Zeit höchst bemerkenswerte Dinge ab: Silber ist heute etwa doppelt so teuer als Anfang vorigen Jahres, und man muß schon bis in die Siebziger Jahre zurückgehen, um ähnlich hohe Preise für dieses Metall zu beobachten. Die Gründe sind mannigfach und hängen, wie fast alles, letzten Endes hauptsächlich mit dem Krieg zusammen. Der Krieg hat überall das Bedürfnis nach Zahlungsmitteln erhöht, und so prägten Länder wie England reichlich das Vierfache an Silbermünzen wie in normalen Zeiten. Umgekehrt ist aber die Produktion stark zurückgegangen. So in Mexiko, wo der Bürgerkrieg seit Jahren das ganze Wirtschaftsleben stark einschränkt, so auch in Australien, wo früher die Erze nach Deutschland und Belgien zur Raffinierung verschickt wurden. Es liegt auf der Hand, daß die Einwirkung dieser Verhältnisse besonders einschneidend in jenen Ländern ist, in denen die Währung nicht wie bei uns auf dem Gold, sondern auf dem Silber aufgebaut ist. Das ist mehr oder weniger der Fall in den meisten Ländern Afrikas und Asiens. Eine ganz reine Silberwährung hat China. Dort bildet viel mehr als irgendeine Münze der Silberbarren in ungeprägter Form die Grundlage aller Kalkulation und Berechnung. In Indien liegen die Dinge etwas verwickelter: bis zum Jahre 1893 herrschte dort die freie Silberprägung. Das heißt, jedermann hatte das Recht, so viel Silber wie er wollte bei den Münzstätten für sich in Rupien ausprägen zu lassen. Da aber im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Preis für Silber immer weiter zurückging, so mußte man vor 24 Jahren diese freie Münzprägung einstellen. Man entschloß sich aber aus allerhand Gründen, nicht etwa zur Goldwährung überzugehen, sondern man fand einen Mittelweg. Es wurde bestimmt, daß auch weiterhin die Silberrupie die Grundlage der Währung bilden solle, und zwar wurde sie in ein festes Verhältnis zum englischen Pfund Sterling Gold gebracht. Es hieß einfach, daß 15 Rupien Silber gleich einem Pfund Sterling Gold sein sollen. Die Prägung aber durfte nur mehr durch Vermittlung des India Office in London geschehen, das bei einem derart willkürlichen Verhältnis natürlich große Gewinne machen konnte, denn der Silberpreis war ja viel geringer. Diese Gewinne wurden dann einer besonderen Kasse zugewiesen, die in London verwaltet wurde und die, was interessieren dürfte, die Gewinne nicht etwa der kapitalarmen indischen Volkswirtschaft zur Verfügung stellte, sondern den Londoner Großbanken, die dafür 1 und 2 Prozent Zinsen zahlten, während in Indien 8 und 9 Prozent gezahlt werden mußten!

Die neueste Steigerung nun hat es mit sich gebracht, daß heute 15 Rupien Silber erheblich mehr wert sind als ein Pfund Gold. Dadurch ist nicht nur der Silberankauf für Indien unmöglich geworden, sondern es würde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich rentieren, indische Münzen einschmelzen zu lassen und sie am Weltmarkt zu verkaufen. Deshalb sah sich die indobritische Verwaltung gezwungen, Indien vom Silbermarkt abzusperren, das heißt sowohl die Einfuhr wie die Ausfuhr des Metalls zu verbieten. Gleichzeitig wurde auch die erwähnte Wertrelation von 1 zu 15 auf einstweilen 14½ abgeändert. Die Folgen dieser Absperrung sind heute noch nicht abzusehen. Sie werden wahrscheinlich den ganzen indischen Handel ebenso erschweren, wie auf die Dauer eine Silberteuerung auch den chinesischen Handel gefährden müßte, denn alle Warenbezüge aus Silberländern stellen sich bei dem heutigen Preis ungewöhnlich teuer. Die Jagd nach dem Silber hat nun überall derartig um sich gegriffen, daß selbst die Vereinigten Staaten ein Ausfuhrverbot für Silber erlassen haben. Auch das ist geeignet, die Verhältnisse zu komplizieren.

Welche Folgen hat nun diese Verschiebung für Deutschland? Scheinbar keine. Denn wir sind ja vom Weltmarkt abgeschlossen, und zu allem Überfluß hat man längst bei uns Höchstpreise für Silber festgesetzt, und zwar mit 170 Mark für das Kilo. Das geschah u. a. deshalb, weil bei einem Silberpreis von 200 Mark es rentabel wäre, unsere Silbermünzen einzuschmelzen und sie als Metall zu verkaufen. Der Preis von 170 Mark bleibt also bestehen, gleichgültig, ob in London sich der Silberpreis verdoppelt oder verdreifacht. Und trotzdem sind die Vorgänge auf dem Weltmarkt für uns nur scheinbar gleichgültig. Denn wenn wir wollten, könnten wir sie zu unseren Gunsten ausnutzen, und zwar aus folgenden Erwägungen: Wenn Silber in London, wie gegenwärtig, 55 Pence für die Unze (gleich 33,3 Gramm à 925 Tausendstel Feinsilber) steht, so würde unter Berücksichtigung der heutigen Valutaverschiebungen Silber bei uns rund 300 Mark das Kilogramm kosten. Somit müßte es doch rentabel sein, Silber aus Deutschland auszuführen, etwa nach der Schweiz und Holland, und dort zu den außerordentlich hohen Weltpreisen zu verkaufen. Nun steht es fest, daß in Deutschland eine Unmenge Silber in Form von Löffeln, Gabeln usw. vorhanden ist, die wenig Arbeitswert, wohl aber sehr viel Metallwert in sich schließen. Wenn nun derjenige Teil des Silbers, der lediglich als Luxus dient, eingezogen wird, sei es auf dem Wege der freiwilligen oder unfreiwilligen Sammlung, so könnten Hunderttausende von Kilogramm Silber unserer Regierung zur Verfügung gestellt werden, die sie dann nach dem Ausland exportieren könnte. Nimmt man an, daß zu dem heutigen Preis 500000 Kilogramm Silber exportiert würden, so ergäbe das einen Wert von 150 Millionen Mark. Dafür könnten wir nicht nur ganz außerordentliche Mengen Lebensmittel unvergleichlich billiger als bisher einführen, sondern darüber hinaus auf den ungesund hohen Stand der Valuta drücken. Diese Möglichkeit scheint so wichtig, daß ungesäumt unsere Regierung diesen Gedanken prüfen und, wenn ihm keine Bedenken entgegenstehen, zur Ausführung bringen sollte.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kerenskis Regierung*)

Von ***

ie jetzige russische Regierung ist noch keine Diktatur eines einzelnen Mannes, sondern offiziell ein Koalitionsministerium verschiedener Parteien, die zwar dem Lande gegenüber absolute Gewalt für sich beansprucht, deren Mitglieder aber in stärkerem oder geringerem Grade von verschiedenen außerhalb der Regierung stehenden Organisationen, wie den Arbeiter- und Soldatenräten, Parteiräten usw. abhängig sind, so daß die Beschlüsse der Regierung eigentlich stets Kompromisse zwischen den nach verschiedenen Richtungen auseinanderstrebenden Parteien sind. Auf diesem Hintergrunde zeigt sich der starke Wille einer Persönlichkeit, die sich bisher allein als fähig erwiesen hat, die einander bekämpfenden Parteiführer zusammenzuzwingen — der Ministerpräsident, Kriegs- und Marineminister Kerenski.

Kerenski ist ein echter Vertreter sowohl des gebildeten als auch des revolutionären Rußland. Wie auf alle seine Genossen, so paßt auch auf ihn das Wort eines bekannten Russenkenners: „Jeder russische Revolutionär ist im Grunde genommen ein Selbstherrscher." Sie sprechen zwar von der Herrschaft des Volkes, sie wollen dem Volke das Glück bringen, aber sie meinen damit immer nur das, was sie selbst für das richtige halten, und sind stets bereit, ihre Meinung den Massen, wenn nicht anders mit Gewalt, aufzuzwingen. In keiner Revolution hat man sich so wenig um die Stimme des Volkes oder den Willen der gewählten Vertreter des Volkes gekümmert wie in der russischen. Sie bedeutete von vornherein die schrankenlose Herrschaft einzelner Führer, die sich für die wahren Inhaber des Volkswillens erklärten. Wie in Petersburg, so besteht auch in jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe ein Kreis von selbsternannten Führern, die im Namen des Volkes handeln.

Selbstherrlich ist der russische Revolutionär auch in seinem Verhältnis zu den nichtrussischen Völkern Rußlands. Er spricht zwar vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, tritt aber sofort energisch gegen die Fremdvölker auf, sobald diese wirklich das Joch der Großrussen abschütteln wollen. Ein bekannter Bolschewik, also ein Anhänger derjenigen Partei, die sich, weil sie in der Opposition ist, bis jetzt uneingeschränkt für das Selbstbestimmungsrecht der Fremdvölker eingesetzt hat, sagte mir einmal: „Die Ukrainer haben natürlich das Recht, über ihr Schicksal völlig frei zu verfügen!" Nachdem ich aber von der Möglichkeit eines Abfalls der Ukraina gesprochen hatte, hieß es: „Das können wir nicht zulassen. Die Ukraina muß bei Rußland bleiben wollen." Daß Kerenski ebenso steht, geht deutlich aus seiner Stellungnahme gegenüber Finnland und anderen Fremdvölkern hervor. Wenn er sich der Ukraina gegenüber zu weitgehenden Zugeständnissen entschlossen hat, so lag der Grund (den er selbst in der entscheidenden Sitzung des Ministerrats am 15. Juli anführte) darin, daß die Macht der ukrainischen Bewegung

*) Die nachfolgende Aufzeichnung stammt aus russischer Quelle, ist kurz vor dem bis jetzt noch unaufgeklärten Ultimatum Kornilows niedergeschrieben und uns durch neutrale Vermittlung zugegangen. Obwohl in einzelnem von den Ereignissen überholt, ist sie von höchstem Wert für die Beurteilung der Lage in Rußland. Red.

Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

in einem Konflikt mit Rußland die russische Front südlich der Pripetsümpfe zu vernichten drohte, und man unbedingt Zugeständnisse machen mußte.

Als echter Nachfolger der erobernden Selbstherrscher zeigt sich der russische Revolutionär im allgemeinen auch im Verhalten gegenüber dem Auslande. Es gibt ja auch pazifistische Strömungen (Bolschewiki, Internationalisten, Gruppe Trotzki), aber die meisten, und namentlich die meisten führenden Männer der Revolution denken im Grunde genommen doch ebenso wie die bürgerlichen Imperialisten, deren Vorfahren bereits vor 400 Jahren Moskau zur Nachfolgerin des weltbeherrschenden Rom erklärten. Der russische Revolutionär lehnt jede Eroberung und Unterdrückung fremder Völker ab: aber er ist ebenso davon überzeugt, daß das allgewaltige Rußland dazu berufen sei, die Völker der Erde zu beherrschen, nur kleidet er es in die Formel „Befreiung der Völker unter russischer Führung". Von Kerenski ist es bekannt, wie häufig er in diesem Sommer von der Befreiung des ganzen Europa durch Rußland gesprochen, von dem „Licht der Revolution", das Rußland den Völkern Europas bringen wird, und, versteht sich dabei, auch dann bringen soll, wenn die Völker es gar nicht wollen. Das Programm eines Friedens „ohne Annektion", das die Kerenski nahe stehende Zeitung „Djen" im Mai 1917 brachte, sieht z. B. vor: Vereinigung eines Teiles von Ostpreußen mit dem russischen Litauen, Vereinigung von Westpreußen, Posen und Ostschlesien mit dem unter russischem Protektorat stehenden Polen, Vereinigung von Ostgalizien mit der russischen Ukraina, Vereinigung von Türkisch-Armenien mit dem russischen Armenien usw. Der Unterschied einer solchen Außenpolitik von der Miljukows liegt, außer in der Form, nur in der Frage Konstantinopels. Man begreift daher, wie Miljukow kurz vor der Bildung der jetzigen Regierung sagen konnte, ein Kadett könne zwar die Außenpolitik der jetzigen Regierung nicht führen, aber die Kadetten haben nichts dagegen, daß eine solche Außenpolitik geführt wird.

Solche Gedanken scheinen kaum glaublich, wenn man bedenkt, daß Rußland im Zustande der äußersten Zersetzung ist und nur mit Hilfe und unter der Vormundschaft Englands und Amerikas sich hält. Aber der Russe ist von der inneren Schwäche oder wenigstens von dem noch größeren Friedensbedürfnis Deutschlands so überzeugt (und er ist darin auch durch so viele Erscheinungen der deutschen Öffentlichkeit bestärkt), daß er es für möglich hält, wenigstens einige seiner Friedensforderungen durchzusetzen, wenn er nur mit Anspannung der letzten Kräfte noch einige Zeit aushält. Hat er einmal einen Frieden erreicht, der ihm den jetzigen Bestand des Reiches oder noch einiges mehr sichert, so muß die gewaltige Masse des Volkes sehr bald alle Schäden des Krieges überwinden und eine Macht darstellen, die größer ist als die jedes anderen Staates. Und darin hat er recht.

Kerenski gilt als Anhänger der sozialrevolutionären Partei. Innerlich hat er mit ihr wenig zu tun. Beim Ausbruch der Revolution war er aber einer der ersten, die die Führung der Bewegung zu übernehmen versuchten. Er führte die erste revolutionäre Wache am 1. März in das Taurische Palais. Als die Verhandlungen über die Bildung der provisorischen Regierung begannen, erklärte sich Kerenski gegen den ausdrücklichen Beschluß des sozialistischen Vollziehungsausschusses dazu bereit, als Justizminister in die Regierung einzutreten und setzte es durch, daß der Arbeiter- und Soldatenrat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nachträglich seinen Schritt guthieß. Von vornherein trat er unter seinen bürgerlichen Kollegen mit dem Anspruche hervor, als „einziger Vertreter der Demokratie" eine ausschlaggebende Rolle zu haben. Obgleich er dadurch die Regierung ohne Zweifel immer mehr nach links drängte, so sind uns doch aus jener Zeit auch Tatsachen bekannt, die ihn zu weitgehenden Zugeständnissen nach rechts bereit zeigen: fraglos hat sich Kerenski am 15. März damit einverstanden erklärt, daß die monarchische Regierungsform unter der Regentschaft des Großfürsten Michael bis zum Zusammentritt der konstituierenden Versammlung beibehalten werde, und hat sich erst am Morgen des 16. dazu entschlossen, auf der Abdankung des Großfürsten Michael zu bestehen.

Der heftige Parteikampf zwischen Kadetten und Sozialisten und der Petersburger Juli-Aufstand sprengten die Koalitionsregierung des Fürsten Lwow, und am 20. Juli wählte das übriggebliebene Rumpfministerium Kerenski zu seinem Vorsitzenden. Eigentlich hatte er die Herrschaft bereits am 19. Juli angetreten, als er von der Front in Petersburg eintraf und die ihn erwartenden Personen auf dem Bahnhofe mit den Worten anredete: „Fluch denen, die in den Straßen Petersburgs unschuldiges Blut vergossen haben!" Damit machte er dem Schwanken der damaligen Regierung ein Ende und nahm sofort die energische Verfolgung aller am Aufstande Beteiligten in Angriff. Gegen den Willen des Arbeiter- und Soldatenrates unterdrückte er die Partei der Bolschewiki, löste die aufständischen Truppen auf und zwang die Petersburger und Kronstädter Arbeiter zum Gehorsam. Sein Ministerium, das nach dem Austritt der Kadetten von Bürgerlichen in der Hauptsache nur noch Radikaldemokraten enthielt, faßte er von vornherein als Übergangsministerium auf und begann sofort mit den Kadetten wieder zu verhandeln. Den Plan der sozialistischen Mehrheit, ein vorwiegend sozialistisches Ministerium zu bilden, und ihre Forderung, sofort die bürgerliche Duma aufzulösen und die Republik zu proklamieren, wies er energisch zurück. Stolz und zugleich drohend erklärte er den „Vertretern der Demokratie" im Zentralkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte: „Die Armee wird dahin gehen, wohin der Kriegsminister (er selbst) befiehlt ..." Dann setzte er allerdings vorsichtig hinzu: „Und die provisorische Regierung, die das Vertrauen der Demokratie genießt." Immer wieder versuchte er während der folgenden Verhandlungen die sozialistische Mehrheit mit sich nach rechts zu ziehen. Aber noch ist er kein Selbstherrscher, noch braucht er die Zustimmung der anerkannten Führer des Sozialismus und muß immer wieder einen Schritt zurück machen, wenn sie ihm die Gefolgschaft verweigern. Er konnte es nicht durchsetzen, daß die Verantwortlichkeit der sozialistischen Minister vor dem Zentralkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte aufgehoben wurde. Er konnte es auch nicht durchsetzen, daß der bei den bürgerlichen Parteien wegen seines Patriotismus und seiner radikalen Maßregeln gegen die Landeigentümer besonders verhaßte Landwirtschaftsminister Tschernow endgültig zurücktrat, sondern mußte ihn wieder in das Ministerium aufnehmen, weil die Sozialrevolutionäre ihm sonst ihre Unterstützung verweigerten.*) Nach der anderen Seite hin wies Kerenski aber auch die Ver-

*) Tschernow ist jetzt entfernt, damit aber hat sich die Krisis zwischen Kerenski und den radikalen Revolutionären noch weiter verschärft. Red.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

suche der bürgerlichen Parteien zurück, die ihn ganz vom Sozialismus loslösen und für sich in Anspruch nehmen wollten. Nicht nur die Radikaldemokraten, deren Parteiziel wohl zunächst nur die Unterstützung Kerenskis ist, sondern auch viel weiter rechtsstehende Kreise hoffen auf Kerenski als auf den Retter vor dem Fluch des Sozialismus, auf den Wiederhersteller der bürgerlichen Ordnung. Auch die Kadetten erwarteten von ihm, daß er sich endlich entscheiden solle, ob er sich nach links oder nach rechts stützen werde (wie Miljukow sich ausdrückte), und sie waren bereit, im letzteren Falle sein Gefolge zu werden. Kerenski wahrt bis heute sein Gesicht als Sozialist und behält die sozialistische Ideologie in allen seinen Äußerungen bei. Es ist besonders die Agrarreform im bauernsozialistischen Sinne, die ihn im Grunde von allen bürgerlichen Parteien trennt, aber er versucht es, diese zu seiner Auffassung herüberzuziehen und sie mit vor seinen Wagen zu spannen.

Wie groß auch die persönliche Bedeutung Kerenskis als des Beherrschers der russischen Armee und des Abgottes großer Volksmassen, des Ausdruckes „der höchsten revolutionären Poesie" (ein Ausspruch der „Rjetsch") war, so ist es ihm doch bisher nicht gelungen, den Parteihaß zu überbrücken und aus seinem Rumpfministerium eine Koalitionsregierung zu bilden. Die Sozialisten fürchteten sich davor, die Macht aus der Hand zu geben, und die Bürgerlichen hofften auf den endgültigen Sturz des Sozialismus. Kerenski entschloß sich schließlich am 3. August durch ein Abschiedsgesuch den letzten Trumpf auszuspielen. Charakteristischerweise baten gleichzeitig mit ihm auch alle bürgerlichen Minister um den Abschied, während die Sozialisten im Amte verblieben. Die Angst vor der Regierungslosigkeit zwang die widerstrebenden Parteien dazu, einen neuen Ausgleich zu versuchen: in der Nacht vom 3. zum 4. August versammelten sich die Vertreter von fünf Parteien, der Sozialdemokraten, Sozialrevolutionären, Volkssozialisten, Radikaldemokraten und Kadetten, zu denen noch Vertreter der Arbeiter- und Soldatenräte und der Reichsduma hinzutraten, in besonders feierlicher Weise zu einer Sitzung, die von vornherein „die historische Sitzung" genannt wurde, denn in ihr sollte die neue Regierung Rußlands geboren werden. Die Absicht ist nicht erreicht worden: die Parteien konnten sich nicht einigen, weil die einen die Macht der Arbeiter- und Soldatenräte erhalten und die anderen deren Einfluß auf die Regierung unbedingt ausschalten wollten. Einig war man darin, Kerenski die Bildung der neuen Regierung zu übertragen, aber jede Partei stellte ihm dabei eine besondere Bedingung, und diese Bedingungen widersprachen einander völlig.

Trotzdem ist die Nacht vom 3. zum 4. August für Rußland eine historische geworden, denn indem die fünf Parteien sich schließlich nicht anders zu helfen wußten und zu keiner anderen Einigung gelangen konnten, als Kerenski die Bildung der Regierung zu übertragen, sprachen sie eine Verzichterklärung für die Herrschaft der Parteien aus und erklärten zum erstenmal eine Persönlichkeit für das einzige einigende Prinzip. Die Nacht wurde auch dadurch historisch, daß Kerenski sich dazu entschloß, auf so schwankender Grundlage eine Regierung zu bilden.

Die Koalitionsregierung unter Kerenskis Führung kann sich rechtlich auf kein Mandat des Volkes oder einer Volksvertretung stützen, sie ist nicht einmal durch einen Beschluß jener fünf Parteien zustande gekommen, sondern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie beruht nur auf fünf verschiedenen, einander widersprechenden Beschlüssen von drei sozialistischen und zwei liberalen Parteikomitees in Petersburg. Es wurde Kerenski überlassen, das unmöglich Scheinende fertigzubringen und ein Ministerium zu bilden, aus Sozialrevolutionären, die sich gegenüber dem Arbeiter- und Soldatenrat verantwortlich erklärten, und Kadetten, die mit niemand zusammen arbeiten wollten, der vom Arbeiter- und Soldatenrat abhängig ist, aus Sozialdemokraten, die das Regierungsprogramm vom 21. Juli für verbindlich erklärten, und Bürgerlichen, die dieses Programm für ganz unannehmbar hielten. Formell liegt die Regierungsgewalt in den Händen der ganzen Regierung oder vielmehr ihrer jeweiligen Mehrheit, und wie bisher wird jeder Beschluß ein Kompromiß sein müssen. Noch haben die in der Regierung vereinigten Parteiführer es nicht aufgegeben, ihre eigene Politik zu führen, noch kämpfen Sozialisten und Bürgerliche in derselben Weise um die Regierung wie vorher, aber einstweilen wird das Wort Kerenskis immer entscheidender und immer folgerichtiger kann er seine persönliche Politik durchführen: auf der einen Seite Reformen für die Volksmassen, Enteignung des Großgrundbesitzes usw., auf der anderen Seite energische Wiederherstellung der Regierungsgewalt, Bekämpfung der regierungsfeindlichen Parteien und der Anarchie und Unterwerfung der örtlichen Verwaltung unter den Willen der Regierung.

Noch herrscht die neue Regierung allzu kurze Zeit, als daß man Schlüsse aus ihren Taten ziehen könnte; noch hat Kerenski an der Spitze einzelner Ministerien Persönlichkeiten belassen müssen, die seiner Politik strikt entgegenarbeiten. Doch kann man die allgemeine Tendenz der neuen inneren Politik bereits deutlich erkennen: die Todesstrafe ist wieder eingeführt, ebenso das Recht der Verhaftung ohne richterlichen Beschluß; der Minister des Innern darf wieder, wie unter dem zarischen Regime, Zeitungen wegen ihrer gefährlichen Richtung unterdrücken und unliebsame Personen aus Rußland ausweisen. Beleidigung der Regierung und der einzelnen Minister wird mit langfristiger Gefängnisstrafe bedroht und, was das wichtigste ist, alle diese Maßregeln bleiben nicht auf dem Papier, sondern werden energisch angewandt, und zwar sowohl gegen die extremen Linken, die Bolschewiki (trotz der Unzufriedenheit der Arbeiter- und Soldatenräte mit einer solchen Politik), als auch gegen die extremen rechten Parteien, die auf die Wiederherstellung des Zarentums hinarbeiten. Auch die revolutionäre Polizei (sie nennt sich Miliz) wird reorganisiert, und die Leitung der Kriminalmiliz, als der zunächst noch wichtigsten, wird in der Hand eines Ministers zentralisiert, der Unterschied von der Zarenherrschaft besteht nur darin, daß es jetzt nicht mehr der Minister des Innern, sondern der Justizminister ist, der über die Polizei verfügt.

Der wichtigste Umschwung ist, wie bekannt, in der Behandlung der Armee eingetreten. In der Armee und nicht in den Parteien liegt die eigentliche Stütze der Macht Kerenskis, und er bemüht sich, sie immer mehr in die Hand zu bekommen, um von den Parteien unabhängig zu werden. Nicht umsonst weigert er sich, das Amt eines Kriegs- und Marineministers abzugeben, obgleich er sich tatsächlich mit der Leitung dieser Ministerien gar nicht befassen kann; er vertraut nicht einmal die ständige Vertretung des Ministers in diesen Ministerien Fachleuten, die die Soldaten selbst zu führen verstehen, an, sondern wählte dazu Revolutionäre, die seine politischen Anhänger sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die russische Revolution hat wohl als Volksaufstand begonnen, siegte aber erst, als sie zur Militärrevolution wurde, und sie hat diesen Charakter bis heute beibehalten. Durch die Revolution ist in Rußland eigentlich nicht die Herrschaft des Proletariats, sondern die Herrschaft der Soldateska begründet worden. Nur in Petersburg, Moskau, Odessa und einigen anderen Industriezentren spielt die Arbeiterschaft eine politische Rolle, aber selbst in Petersburg haben die Soldaten die Majorität im Arbeiter- und Soldatenrat. Freilich sind diese Soldaten, da das ganze Volk mobilisiert ist, im Grunde meist auch Bauern oder Arbeiter, die sich mit den Interessen ihrer Standesgenossen identisch fühlen und daher die Führer der sozialistischen Parteien auch als ihre Führer ansehen. Diese Übereinstimmung geht aber nicht allzu weit: der in Garnison in einer fremden Stadt liegende Soldat ist eben nicht der in dieser Stadt wohnende Arbeiter, und er wird nur bis zu einem gewissen Grade für dessen Interessen eintreten. Selbst in Petersburg und Moskau stand nur ein Teil der Garnison auf seiten der Arbeiterschaft, der andere Teil half im Juli die Bewegung der Arbeiter niederschlagen. Ein Gegensatz ist schon dadurch gegeben, daß die Masse der Soldaten aus Bauern besteht, die zwar für die sozialistischen Führer mit eintreten, weil diese ihnen Land versprechen, aber doch wenig für die besonderen ökonomischen Forderungen der Industriearbeiter übrig haben. Schließlich muß man auch die psychologische Lage dieser Millionen aus ihrem Berufe herausgerissenen Arbeiter und Bauern in Betracht ziehen: sie haben seit Jahren nicht mehr gearbeitet, sondern nur militärische Übungen gemacht, sie haben sich seit Jahren nicht mehr um ihr tägliches Brot sorgen müssen, sondern sind von Staats wegen gespeist und gekleidet worden. Nun haben sie noch durch die Revolution die Freiheit, zu tun, was sie wollen, und das Bewußtsein ihrer Macht bekommen; sie können ihr Leben sorglos in Spiel, Trunk und Liebe hinbringen (welcher russische Bauer sieht trotz aller Anhänglichkeit an Weib und Kind ein solches Leben nicht als erstrebenswert an), und sie fühlen sich daher als eine privilegierte Herrenklasse, als die eigentlichen Herrscher Rußlands, die mit allem nach ihrem Gutdünken schalten können. Dieses alles bezieht sich natürlich in erster Line auf die in Garnison liegenden Truppen, die im größten Teile Rußlands eine schrankenlose Willkürherrschaft ausüben und dabei durch die von ihnen völlig beherrschten Arbeiter- und Soldatenräte als die eigentlichen Vertreter der örtlichen revolutionären Demokratie anerkannt werden. Die zufällig im deutsch-estnischen Dorpat oder im ukrainischen Poltawa oder grusinischen Batum anwesende russische Garnison gilt somit in den Augen der Demokratie Rußlands als die Vertreterin der örtlichen Demokratie. Wo es keine hervorragenden Führer gab, die die Truppen an sich zu fesseln wußten, artete diese Soldatenherrschaft natürlich immer gleich in die schlimmste Anarchie aus. Die Erbitterung weiter Volkskreise gegen die ständigen Übergriffe und Ausschreitungen dieser Herren der Demokratie wuchs beständig und trug viel dazu bei, die bürgerliche Opposition gegen die Revolutionsregierung populär zu machen.

Kerenskis Bestreben ist es nun, diese Soldateska, ohne ihre privilegierte Stellung gegenüber der Bevölkerung aufzuheben oder ihnen persönliche Beschränkungen aufzuerlegen, die nicht dringend durch militärische Interessen geboten werden, wieder in die Hand der Führer und damit in seine Hand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu bekommen, um seine Politik auf diese Macht stützen zu können. Er will keineswegs die Herrschaft der Soldateska aufheben oder sie wieder den normalen Bedingungen des Soldatenlebens unterwerfen, sondern sie nur aus einer mehr oder weniger führerlosen Schar oder einer Hilfstruppe des extremsten Radikalismus in ein sicheres Werkzeug seiner Politik verwandeln. Ist es aber überhaupt möglich, die durch den jahrelangen Krieg ermüdeten Truppen für eine kriegerische Politik zu benutzen, wie Kerenski dies versucht? Daß diese Frage vielleicht bejahend beantwortet werden kann, liegt zum Teil an der Persönlichkeit Kerenskis, der es wie kein anderer verstanden hat, die Massen auch gegen ihre eigenen Absichten mit sich fortzureißen, und der während einer für einen Minister beispiellosen Agitationstätigkeit an der Front und hinter der Front mit einem recht bedeutenden Teile der Armee in persönliche Verbindung getreten ist. Wie groß seine Erfolge auf diesem Gebiete sein können, sehen ja wir schon aus der Tatsache, daß es ihm gelungen war, im Sommer das völlig desorganisierte, nach Frieden und Verbrüderung rufende Heer ohne besondere Anwendung disziplinarischer Mittel zu einer wenn auch kurzen und erfolglosen, so doch immerhin mit großem Schwung durchgeführten Offensive zu begeistern.

Der andere Grund, weshalb eine Kriegspolitik auf das Heer gestützt werden kann, liegt in den oben geschilderten besonderen Verhältnissen der garnisonierenden Truppen: Politik wird schließlich nicht vom Feldheere gemacht, das nur durch Ungehorsam, durch Flucht vor dem Feinde usw. einen dumpfen Protest gegen eine von ihm verabscheute Kriegspolitik äußern kann, sondern von den Garnisonen des Hinterlandes, insbesondere der politisch wichtigen Orte, wo die Soldaten auch politisch gegenwärtig Herren der Situation sind. Wir sahen aber, daß die Garnisonen ein für den einfachen Mann so verlockendes Leben führen, daß ein großer Teil der Soldaten danach streben muß, dieses Leben, das nur während des Krieges möglich ist, weiter fortzusetzen.

Es ist heute natürlich unmöglich, zu sagen, ob es Kerenski gelingen wird, mit dieser Politik sich so lange zu halten, bis seine persönliche Stellung so weit gefestigt ist, daß er sich auch ohne Krieg, auch ohne Armee über den Parteien und gegen sie behaupten kann. Es wird dies nicht nur von dem Zustande im Innern, der Desorganisation, Hungersnot usw., sondern in erster Linie von der militärischen Lage abhängen. Jede Niederlage der russischen Armee, die mehr ist als ein örtliches Mißgeschick, muß zur Niederlage Kerenskis werden, und eine entscheidende Niederlage, die die Regierung zwingen müßte, die revolutionären Garnisonen dem Feinde entgegenzuwerfen, die wesentliche Teile des eigentlichen Rußlands, nicht nur ferne Grenzprovinzen bedrohte, würde die Regierung der Hauptstütze ihrer Macht berauben. Trotz dieser Gefahr für die Regierung, trotz der großen Gefahren für den Fortbestand des ganzen Reiches, muß die Regierung Kerenskis die Kriegspolitik fortsetzen, weil ein Frieden in diesem Momente mit Notwendigkeit zum sofortigen offenen Kampfe der bisher durch den Krieg mühsam zusammengehaltenen feindlichen Parteien, der Sozialisten und Bürgerlichen, der Arbeiter und Unternehmer, der kommunistischen und der Eigentum besitzenden Bauern führen muß. Ganz Rußland spielt heute va banque, insbesondere aber tut es die Regierung Kerenskis.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Durch eine auf die Armee gestützte innere und durch eine kriegerische äußere Politik versucht also die Regierung Kerenskis, die erbittert miteinander streitenden Parteigruppen zusammenzuhalten und die wirkliche Herrschaft in Rußland zu gewinnen. Ist diese Aufgabe schon an sich unter den obwaltenden Verhältnissen außerordentlich schwer, so hat sie sich in letzter Zeit dadurch kompliziert, daß Kerenski auf seinem eigenen Gebiete ein starker Nebenbuhler entstanden zu sein scheint. Seit die Führer der bürgerlichen Opposition eingesehen haben, daß es ihnen nicht so ohne weiteres gelingt, Kerenski ganz vom Sozialismus zu lösen und an sich zu fesseln, haben sie in General Kornilow einen Gegenspieler gegen Kerenski gefunden, den sie für ihre Zwecke auszunützen suchen. Ihr Programm ist insoweit dasselbe wie Kerenskis, als auch sie eine kriegerische, auf das Heer gestützte Politik verlangen, nur fügen sie noch die Forderung hinzu, daß die Herrschaft des Sozialismus im Innern gebrochen und die Ordnung im bürgerlichen Sinne wieder hergestellt werde. Es ist noch zu früh, ein Urteil über diese Bewegung und über ihre Aussichten auszusprechen.

Die Stellung Kerenskis zeigte sich am deutlichsten auf der großen Nationalversammlung in Moskau. Alle Parteien waren gegen die Einberufung dieser Versammlung, von der niemand ein günstiges Resultat erwartete, nur Kerenski war dafür und setzte seinen Willen durch. Er hoffte, daß es ihm durch die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Rede gelingen würde, die Vertreter ganz Rußlands um sich zu scharen und sie zu einer Aufgabe der Parteipolitik zugunsten seiner Persönlichkeit zu veranlassen. Er hoffte, durch diese Versammlung den direkten persönlichen Stützpunkt im Volke und in der Gesellschaft zu finden, den er bisher vermißt hatte. Man hat fast den Eindruck, als hoffte er, alle die gewiegten Politiker, die er da zusammenberufen hatte, durch eine einzige große Rede mit sich fortzureißen, eine Rede, in die er seine ganze Persönlichkeit hineinzulegen suchte. Er sprach zu der Versammlung im Tone eines alttestamentlichen Propheten, der dem unwissenden Volke die Gefahren, denen es unbewußt gegenübersteht, offenbaren will, und im Tone eines Priesterkönigs, der seinen gläubigen Untertanen von seiner Herrschaft spricht und Lob und Tadel nach rechts und links gleichmäßig verteilt. Er glaubte wohl den erhebendsten Augenblick seines Lebens gekommen, und die Begeisterung überkam ihn stellenweise so stark, daß er alle seine so lange geübte Redekunst vergaß und statt in fließenden Perioden, in mühsam aneinandergeketteten Sätzen sprach, die immer wieder denselben Gedanken wiederholten.

Das Ergebnis war ein entschiedener Mißerfolg: seine Rede hatte auf die Politiker keinen Eindruck gemacht, jede Partei blieb bei ihren einander widersprechenden Forderungen. Unwillkürlich drängt sich einem der Vergleich mit einem anderen Momente der Geschichte auf, in dem auch ein Held der Revolution den höchsten Moment seines Lebens zu erblicken glaubte und der für ihn zum Beginne seines Niedergangs wurde: das Fest des höchsten Wesens im Jahre 1794 und die Rede, die Robespierre dabei hielt. Es ist möglich, daß Kerenski tatsächlich die Diktatur, es ist aber auch möglich, daß ihm ein Schicksal ähnlich Robespierre winkt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bärenfalle oder über den Zusammenhang von Staatsform und Friedenssicherung

Von Wilhelm Feilinger

Es war einmal eine Zeit, in der bei den Westmächten das Wort Glauben fand: Das Kaisertum ist der Frieden („L'Empire, c'est la paix"). Daß dieses Kaisertum in Wahrheit den Krieg heraufbeschworen hat, ist unsere Auffassung, nicht die der Franzosen. Die französische Republik verdankt ihre Entstehung nicht der Absicht, durch diese Staatsform den Frieden zu sichern.

Heute lautet das Schlagwort der Entente: die Republik — oder wie man wegen der im Bund befindlichen Monarchien notwendig formulieren muß — die Demokratie ist der Friede. Die Völker sind nicht immer friedliebend gewesen. Man denke nur an das Römerreich. Aber die heutigen sind es wohl durchweg in ihren breiten Massen. Also wäre das Wort unserer Feinde wahr, wenn eben die republikanischen und sonstigen Formen der Volksvertretung eine Gewähr böten, daß sie in der Frage von Krieg und Frieden den Willen der Volksmassen zum Vollzug brächten. Daran aber fehlt es noch überall, wahrscheinlich nirgends mehr als in England und den Vereinigten Staaten. Der Mangel zeigt sich in drei Punkten.

1. Die Masse ist nirgends politisch geschult genug, um selbständig unterscheiden zu können, welche allgemeine Richtung der auswärtigen Politik die Gewähr des Friedens, welche Gefahren für ihn in sich birgt. Sie steht durchweg unter dem Einfluß einer großkapitalistischen Presse, die sie von langer Hand mit bestimmten, nicht immer friedenfördernden Vorurteilen über die anderen Völker und die Beziehungen zu ihnen erfüllt.

2. Die Hauptaktionen der auswärtigen Politik, insbesondere der Abschluß von Bündnissen, ist bekanntlich auch in den demokratischsten Saaten bisher ausschließlich Sache der Geheimdimplomatie gewesen, und

3. noch weniger findet, wenn sich die Dinge zur Wahl zwischen Krieg und Frieden zugespitzt haben, irgendwo eine Mitwirkung des Volkes statt.

Der Gedanke einer Friedenssicherung durch die Demokratie bedürfte also, um Sinn zu bekommen, überall eines gründlichen Ausbaues der demokratischen Einrichtungen. Und auch dann hätte er als friedensicherndes Mittel nur nebensächliche Bedeutung. Denn Streit ist auch unter Friedliebenden möglich. Das Wesentliche zur Friedenserhaltung ist, auch unter lauter friedliebenden Nationen, die Möglichkeit, Streit ohne Krieg, ja ohne Kriegsgefahr, zu erledigen. Also ein Bund zur Durchführung des obligatorischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schiedsgerichts und Vermittlungsverfahren. Über diesen Bund als etwas Kommendes ist man sich in allen kriegführenden Staaten schon so weit einig, daß die Logik gebieten würde, sich zusammenzusetzen und die Einzelheiten, die schwierig genug sein werden, zu besprechen. Gerade darin liegt nun die Gefahr für die Entente, die nur dadurch gemindert wird, daß man sie in Deutschland nicht hinreichend erkennt. Die Ententestaaten sind in folgender schwierigen Lage: In jedem von ihnen besteht eine mächtige Partei ehrlicher und überzeugter Pazifisten. Mit ihnen darf man es nicht verderben. Daher die pazifizistische Phraseologie in den offiziellen Kundgebungen.

Andererseits sind die wirklichen Interessen der Ententestaaten so verschieden, daß jedes Zusammenkommen mit den anderen Mächten die Gefahr eines Auseinandergehens der Entente, wenigstens in einzelnen Fragen, in sich schließt. Daher die Furcht vor Stockholm. Daher die Angst vor einer allgemeinen Konferenz, sei es auch nicht über die eigentlichen Friedensbedingungen, sondern nur zu deren Vorbereitung, über den künftigen Friedensbund, dessen Festlegung ja die konkreten Friedensbedingungen ganz außerordentlich erleichtern würde. Die Entente muß vorerst jedes Zusammenkommen fürchten, weil die größere wirkliche Affinität der Interessen ganz eigenartige Folgen haben könnte. Um es noch einmal zu sagen: die Logik der Tatsachen fordert den alsbaldigen Zusammentritt jener vorbereitenden Konferenz, und hinter dieser Argumentation stehen einflußreiche Kreise aus den Intellektuellen und dem Volk, steht die ganze Friedenssehnsucht der Ententevölker. Neinsagen geht darum nicht. Wie hilft sich die diplomatische Führung der Entente in dieser Schwierigkeit? Durch eine Finesse. Nämlich durch Grobheit. Lloyd George beleidigt uns, in der Erwartung, wieder beleidigt zu werden und dann den Seinigen sagen zu können: Ihr seht doch ein, angesichts solcher Beleidigungen können wir uns nicht zusammensetzen. Das wurde ihm ermöglicht durch die Lügen über uns, die in den Ententeländern auch von den anständigen Leuten geglaubt werden und so als in deren Augen berechtigte Grundlage für verletzende Vorwürfe dienen. Aber auf die Dauer geht dieses Verfahren doch nicht. Er muß damit rechnen, daß ihm im eigenen Lande gesagt wird, das habe man nun schon genug gehört, so komme man nicht weiter. Hier greift nun Wilson ein und spielt die Partie da weiter, wo Lloyd George sie stehen gelassen. Er darf nicht so grob sein wie die Engländer; maßgebende Kreise, die sich — ganz ehrlich — auf ihre Humanität etwas zugute tun, würden ihm das verübeln. Aber er kann jene demokratisch-pazifistische Ideologie ungefähr derselben Kreise ganz vorzüglich benutzen. Sie finden kein Arg darin, wenn dem deutschen Volk gesagt wird: Wir können nur dann mit dir einen Friedensbund, einen Vertrag zu dauerndem Frieden eingehen, wenn deine politischen Einrich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tungen demokratisch geworden sein werden und so eine Gewähr für die Einhaltung des Friedensvertrages geben werden. Die zugrunde liegende Vorstellung ist ungefähr diese: Jeder Vertrag auf längere Zeiträume, also namentlich auch ein Friedensvertrag, sei zugleich eine Sache des Kredits. Man könne nicht von mir verlangen, mit einer Regierung abzuschließen, die bei mir keinen politischen Kredit genieße. Wenn ein Kaufmann mir einen vieljährigen Lieferungsvertrag anbiete oder Kapital leihen wolle, so werde er zwar nicht erbaut sein von der Antwort: ja, aber nur wenn das und das in deinem Geschäft anders eingerichtet werde; aber er dürfe darin auch keine Beleidigung, keine unbefugte Einmischung in seine Angelegenheiten erblicken, und oft genug komme auf solcher Grundlage das Geschäft doch zustande. So ungefähr wohl die Auffassung der Note Wilsons in den Kreisen anständiger Leute in den Vereinigten Staaten, auf deren Zustimmung Wilson rechnen mußte. Wilsons Rechnung war aber zugleich, daß das deutsche Volk und seine Regierung die Sache anders auffassen würden: als eine unverschämte Einmischung, als maßlose Frechheit, und daß man so wieder glücklich für einige Zeit der Gefahr, der großen Gefahr einer Lockerung der Entente, entronnen sei.

In den Büchern aus dem „Wilden Westen" für die reifere Jugend spielt eine eigenartige Bärenfalle eine große Rolle: ein Balken wird, an einem Seil schwebend, irgendwo aufgehängt, wo der Bär regelmäßig vorbeikommt (oder wohin er durch wilden Honig gelockt wird). Er stößt mit dem Kopf an den Balken. Das veranlaßt ihn, dem Balken seinerseits einen gehörigen Stoß zu geben. Der Balken kommt aber wieder und veranlaßt so den Bären zu noch heftigerem Gegenstoß, bis der Bär schließlich betäubt oder tot niedersinkt.

Das deutsche Volk hat in diesem Krieg Bärenkräfte gezeigt. Das ist aber noch kein Grund, in die amerikanische Bärenfalle hereinzutappen, sich nach Wilsons Wunsch vor den Kopf stoßen zu lassen und dem großen Balken gegenüber sich zu benehmen wie ein Bär. Enttäuschen wir Wilson und behandeln ihn als den Ehrenmann, der er vor dem besseren Teil seiner Landsleute scheinen will. Antworten wir ihm: Wir sehen ein, daß wenn man einen dauernden Bund der Völker eingehen will, auch gegenseitiges Vertrauen in die Zuverlässigkeit der inneren Einrichtungen herrschen muß. So hast du es ja auch gemeint. Du hast dich doch ganz sicher nicht in unsere Sonderangelegenheiten einmischen wollen! Wir selbst wollen auf der Konferenz zur Vorbereitung eines solchen Friedensbundes — was hindert noch ihren Zusammentritt, da alle sich grundsätzlich für einen Friedensbund erklärt haben? — Vorschläge machen, wonach in allen beteiligten Staaten die Verfassung dahin geändert werden soll, daß völkerrechtliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verträge, Mobilisationsbefehle und Kriegserklärungen der Zustimmung des Parlaments in öffentlicher Sitzung bedürfen sollen, ganz so wie es bisher in den Vereinigten Staaten schon — nicht ist. Wir hoffen ganz besonders auf deine Unterstützung, denn wir sind offenbar ein Herz und eine Seele, wenn du auch unsere Zustände bei der großen Entfernung nicht genau zu kennen scheinst; denn einstweilen gefällt uns unsere Mütze so gut wie dir deine Kappe.

Allgemein aber gilt die Lehre: wir können die Entente nur dadurch in Verlegenheit bringen, daß wir ihre Forderungen pazifizistisch-demokratischer Art, studentisch ausgedrückt, „überstürzen". Dadurch riskieren wir nichts. Kommt der Friedensbund zustande, so können auch wir damit zufrieden sein; wenn nicht, haben wir nichts verloren, und ob die Entente eine Aussprache überlebt, wird sich zeigen.

Guter Rat

Von Ludwig Finckh

Mädle, du, versäum es nicht,
Draußen lauft das Himmelslicht
Über alle Steine hin,
Und du willst Gesichter ziehn?
Geh, mach Feierabend!

Schaffen mußt du? Ei gewiß!
Ohne Schaffen gibt's den Riß
Zwischen dir und zwischen mir
Morgens zwischen drei und vier.
Kennst du mich als Faulpelz?

Aber wenn der Birnenbaum
Schneeig steht in Tau und Traum
Und ihm bald der Wipfel bricht,
Mädle, dann versäum es nicht,
Hol den blauen Strohhut.

Hast kein Kleid und hast kein Geld?
Wozu bist du auf der Welt?
Zieh dein Jungfernkränzlein an,
Mädle, nimm dir einen Mann.
Wie du bist, gefällst ihm.

Laß das Menschensorgensehn
Einen Reihen weitergehn,
Wirf es unter eine Brück,
Du brauchst auch dein bißchen Glück,
Hast genug zu schleppen.

Hart ist unser Lebensweg,
Und die Sonne steht schon schräg.
Wenn dich dann der Haber sticht,
Mädle, du, versäum es nicht!
's wird ein früher Winter.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So
wird der
Friede
erreicht

◆

Der nächste
Baustein
zum Frieden
sei der Erfolg
der Kriegs-
Anleihe

◆

Darum
zeichne!

Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PENN STATE

Weit hinter den Schützengräben

Unter diesem Titel hat Gertrud Bäumer eine Reihe von „Aufsätzen aus dem Weltkrieg" (bei E. Diederichs in Jena) erscheinen lassen, auf die nachdrücklich hinzuweisen geradezu eine Pflicht ist. Die bekannte Verfasserin ist eine der prächtigsten Erscheinungen der deutschen Frauenwelt. Ein ungewöhnlicher Verstand, befruchtet durch ein beträchtliches Wissen, vereinigt sich bei ihr mit echt weiblichem Empfinden. Von stärkstem nationalem Bewußtsein beseelt, ist sie frei von allem Chauvinismus und bietet so ein Bild edler Ausgeglichenheit, die wir so gerne als echt deutsche Wesenheit ansprechen möchten. Sie gehört ja auch in die erste Reihe der Führerinnen der deutschen Frauenbewegung, unter denen sie nicht die einzige bedeutende Frau ist. Solche Frauenbücher, wie das hier aufs wärmste empfohlene, sprechen lauter und vernehmlicher für die Berechtigung der Frauenbewegung als lärmende Kongresse. Es ist ja anzunehmen, daß der Krieg mit seinen mannigfachen Erscheinungen gerade auch auf dem Gebiete des Frauenlebens eingefleischte grundsätzliche Gegner der Frauenbewegung schon eines Besseren belehrt hat. Tatsachen sind stärkere Argumente als Gründe und Gegengründe. Daher möchte man wünschen, daß das Buch in erster Linie von den fanatischen Gegnern der Frauenbewegung gelesen werde. Und dann von den Frauen selbst, die ja zum großen Teile noch in einer gewissen Dumpfheit dahinleben und von deren Erweckung aus ihrem vegetativen Leben das höchste zu hoffen ist. Auch da wird der schreckliche Krieg mithelfen.

Bevor ich von diesem Buche selbst etwas sage, möchte ich auf das Werk hinweisen, das sie im Jahre 1914 hat erscheinen lassen: „Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ich habe damals sofort in einer kurzen Besprechung auf die Bedeutung und den Gehalt dieses Buches hingewiesen. In Verbindung mit Lili Droescher hat sie vor kurzem ein neues Buch herausgegeben: „Von der Kinderseele" (Leipzig, Voigtländer). Das ist ein bloßes Sammelwerk, aber von beträchtlichem Umfange (466 S.). Es ist „im Dienst der Erziehung" geschrieben und bringt biographische, autobiographische und dichterische Beiträge. Ihr Studium „soll bei den Erziehern — in Haus und Schule — das Verständnis der Kinderseele klären, vertiefen und verfeinern". Es steckt eine gewaltige Summe von Arbeit in diesem Buche. Es galt, nicht nur eine ungeheure, gewissermaßen unübersehbare Literatur durchzumustern, jedes aufgenommene Stück erforderte die genaueste Prüfung und Überlegung. Daß in kurzer Zeit eine zweite Auflage notwendig geworden ist, beweist, daß das Buch einem erfreulichen Verständnisse begegnet. Vor allem muß man annehmen, daß jede geistig und gemütlich regsame Mutter und alle von innerem Berufe geleiteten Erzieher in diesem Buche eine unausschöpfbare Fundgrube finden. Auch das ist eine „weit hinter den Schützengräben" geleistete Arbeit wertvollster Art, was auch von den Artikeln des so benannten Buches gilt.

Es sind ihrer neunundzwanzig in fünf Gruppen zusammengefaßt. Die erste Gruppe enthält zwei vor dem Kriege geschriebene Aufsätze, die mit Recht unter dem Titel „Vorahnung" gebracht werden konnten. Der eine behandelt die Frage des Verhältnisses

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Frau zur Nation. Er ist so von edelstem nationalen und dabei von so umfassendem und so echt deutschem Weltbürgertum getragen, daß man nur wünschen möchte, daß er von Millionen gelesen und gewürdigt werde. Hier offenbart sich jener beste deutsche Nationalismus, der ebenso wurzelt in dem unerschütterlichen Bewußtsein der völkischen Zusammengehörigkeit, wie in dem Gedanken des geistigen Universalismus, den die Besten der Nation immer als einen Vorzug des deutschen Wesens angesprochen haben. Solche Bücher wie dieses (und es gibt noch viele ähnlicher Art) geben uns die tröstliche Gewißheit, daß wir diesen Geist der Welterfassung und Weltzusammenfassung auch nach dem Kriege nicht verlieren werden. Er hebt uns — das dürfen wir in aller Bescheidenheit doch mit einem gewissen Stolze sagen — über alle anderen Nationen ohne Ausnahme empor. Ihn zu verlieren hieße auf ein tieferes Niveau herabsinken. Nach dem Auftakte, der mit tiefverständigen Worten die nationale Idee und die Bewegung der „freideutschen Jugend" behandelt, teilt sie ihren Stoff in fünf Kapitel: Anbruch, Im Kampfe um die Kraft, Nothelfer, Heimatdienst, Lehren und Ausblicke. Sie sammelt hier Artikel, die während des Krieges, ihn gleichsam begleitend und seine Lehren erläuternd, geschrieben wurden, und bildet aus ihnen eine organische Einheit. Diejenigen, die aus irgendwelchen Gründen der Frauenbewegung feindlich entgegenstehen, haben es einer solchen Frau gegenüber sehr schwer. Sie ist nicht bloß eine, die mit der Prinzessin im „Tasso" sagen darf: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen." Sie ist eine von denen, die das Recht haben, nicht nur verständig zuzuhören, sondern vollwertig mitzuraten und mitzutaten, wenn um „der Menschheit große Gegenstände" gerungen wird. Sie ist eine von der Natur der Stauffacherin, die ja auch Gertrud geheißen hat. Sie will ihr vollgerüttelt Anteil an den Kämpfen und Sorgen der Männer. Auch geht es nicht an, sich etwa darauf auszureden, daß sie eine Ausnahme sei. Wohl ragt sie als eine der ersten in der vordersten Reihe unserer Frauen, aber neben ihr stehen eine stattliche Zahl von solchen, die ihr an Wert, intellektueller Begabung und sittlicher Kraft nicht nachstehen.

Den reichen Inhalt des Buches auszuschöpfen, geht hier nicht an. Auch nicht, jene Punkte zu berühren, die Widerspruch hervorrufen. Nur das einzige möchte ich bemerken, daß ich es bedauern würde, wenn das deutsche Volk in dem Sinne nach dem Kriege ein Volk der Tat würde, daß es seine Neigung zu den wenig weltläufigen Dingen, wie es die Kunst und insbesondere die Dichtung ist, zurückdrängen ließe. Wir sollen gewiß tatkräftiger werden, aber innerlich mehr als je trachten, ein Volk der Denker und Dichter zu bleiben.

E. Pernerstorfer

Franzosen und Italiener

Man könnte erwarten, daß Italien zum Lohn für seine Kriegshilfe künftig vom Esprit moqueur der französischen Brüder etwas glimpflicher behandelt würde als zur Zeit des Tripoliskrieges. Leider scheint aber der plötzliche Stimmungsumschwung des Königreichs vor zwei Jahren die französische Intelligenz nicht mit lauter Bewunderung erfüllt zu haben, vielmehr hinsichtlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Zuverlässigkeit eines so leicht gewonnenen Bundesgenossen starke Zweifel einzugeben. — Dies ist wenigstens der Eindruck, den jedem unbefangenen Leser das letzte Buch eines der typischsten französischen Schriftsteller der Neuzeit, des Soziologen Gustave Le Bon*), übermitteln muß.

Obwohl in der Hauptsache von stark deutschfeindlichen Gefühlen inspiriert, enthält dieses Buch ein sehr symptomatisches Kapitel über die psychischen Schwankungen Italiens (S. 237 ff.), in dem geradezu die „geistige Unbeständigkeit" als Grundzug des verbündeten Volkes der deutschen „Unbeweglichkeit" gegenübergestellt wird. Im Unterschied zu vielen seiner Landsleute, die den Neutralitätsbruch Italiens einfach als eine Selbstverständlichkeit entgegennehmen, hat Le Bon so viel kritischen Sinn bewahrt, daß er hier das Vorhandensein eines psychologischen Rätsels zugibt. Der Umschwung einer zu dreiviertel pazifistisch gesinnten Kammer in eine einstimmige Kriegspartei im Mai 1915 kam auch gar zu unvermittelt ... Zweifellos übertreibt der Verfasser die damalige Machtstellung der „deutschen Partei", wenn er ihr die Mehrzahl der (ihm verhaßten) Universitätslehrer und der käuflichen Presse zuzählt; geht er doch so weit, beispielsweise das Tripolisabenteuer einseitig auf deutschen Einfluß — auf Ansteckung durch die in den Universitäten verbreitete „deutsche Machtmoral" zurückzuführen.

Zum Beweis findet er nichts Besseres als ein Zitat des bekannten ententedienerischen Salonhistorikers G. Ferrero, der in jenem Feldzug den Beweis dafür erblickt, daß die gebildeten Klassen seit dreißig Jahren „germanisiert" gewesen seien.

Als Ursachen des italienischen Kriegseintritts nennt er die alte Antipathie Süd- und Mittelitaliens (!) gegen die Deutschen und die „Beweglichkeit der italienischen Seele", über die er sich in wenig schmeichelhaften Ausdrücken ergeht: „Dès qu'un meneur parvient à l'émouvoir pour une cause quelconque, elle s'enthousiasme. Inutile de lui présenter des raisons comme on serait obligé de le faire à une foule anglaise. Des images, des gestes, des chants, des formules violentes suffisent." — Zur Entschuldigung des Verfassers sei gesagt, daß er vor Jahren in seiner „Massenpsychologie" ziemlich dasselbe auch von der — französischen Seele aussagte.

„Die süditalienische Bevölkerung," lesen wir weiter, „ist so impressionabel, daß sie in Gesprächen über so legendäre Personen wie die des Rolandliedes mit dem Messer umgeht. Bei Leuten von so lebhafter Einbildung verwischen sich die Grenzen des Wunderbaren, des Möglichen und Unmöglichen leicht. Der Impuls des Augenblicks ist ihr einziger Führer ... Je nach der Gelegenheit wird derselbe Mensch bald Held, bald Bandit!"

Was werden die italienischen Helden zu diesem Kompliment sagen?

W. E.

*) Gustave Le Bon, „Premières Conséquences de la Guerre". Paris, Flammarion 1916.

Klabunds Sinngedichte

In dem jungen Roland-Verlag München läßt Klabund sein jüngstes Buch erscheinen.

Der Sinngedichte des Persers Omar nimmt er sich an und gibt ihnen seine beschwingte, persönliche Sprache, gibt ihnen deutschen Rhythmus und läßt so aus diesen beiden Faktoren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein fast verlorenes Werk wieder unmittelbares Leben werden.

Ein knappes und exaktes Nachwort stellt uns Omar Khajjâm (Zeltmacher) vor. Er ist 1125 zu Nischapur, seiner Vaterstadt, gestorben und erst 1859 wurde er durch die englische Nachdichtung des Ewald Fitzgerald für Westeuropa entdeckt.

Die Vierzeiler selbst sind jeder in sich absolut abgerundet, ergeben aber in ihrer schwebenden, duftigen Folge eine Girlande schöner Einfälle, Ideen und Ansichten, die sich als Ganzes zur fröhlichen, sinnlichen Weltanschauung verschlingt.

Es ist ein Genuß seltsamster Art, diese Verse wie einen köstlichen, gelagerten Wein zu zechen. Zeitlose, lebenspralle Freudigkeit wechselt mit einer tändelnden Schwermut und Zechermüdigkeit.

Alles aber Ja wie Nein zum Leben bleibt Schweben und Reigen und wird nie plumpfüßige Orthodoxie, nie rechthaberische Geistigkeit.

Dichtung und Nachdichtung sind zu edler Einheit verschmolzen, so daß dem unbefangenen Leser nur die Freude des gewordenen Gesanges übermittelt wird und nicht der Fleiß oder Schweiß des Unterwegs.

Tod, Weib, Wein, Gott, Tugend und Hölle, all dieses Wesentliche der Welt findet seine Strophe, seine Zueignung.

Dabei wird nichts Begriff oder paragraphierte Philosophie, sondern alles bleibt wissender Mutterwitz, lebendiger, packender Spruch. Und Spruch im Sinne der Väter, des Volkes. Nichts ist aristokratisch geschliffen, sondern alles ist völkisches Gemeingut.

Ich ehre den Koran. Und mir gefällt sein Wesen;
doch hat sein Studium wenig mir genützt.
Ich muß von Zeit zu Zeit die Verse lesen,
die in den Rand der Krüge eingeritzt.

Dieses Beispiel illustriert am Besten. Keine zugeknöpfte Theorie wird verzapft, sondern fröhliche Becherweisheit gesungen! Doch meidet anderseits diese förmlich telegraphierte Kunst die Fläche, die Banalität. Das Selbstverständliche bleibt natürlich; im Vergleich ist die Sprache reine Anschauung, die Zucht der Form distanziert den schlichten Einfall noch und erhebt ihn zum Besonderen.

Das Schönste in diesen Versen ist ihr Rausch. Nach dem Mahl, wenn der Glanz des Weins in den Augen glüht, schmilzt die Erde, und die Gestirne noch schnauben zu seinen Füßen nur „Leoparden klein".

Oder aber er verliert sich im Idyll. Dann ist die Knappheit der Sprache, die Wortzucht von geradezu erlösender Endgültigkeit. Ohne sich im Stilisieren zu verlieren, ist dann in diesem Buche bester Stil.

Die Kröten trochen mit azurnen Bäuchen,
die Tannen weinten weißen Morgentau,
und aus den Teichen, Wolken und Gesträuchen
trat blau der Himmel, sanft wie eine Frau.

Hier hat einfältiges Herz und natürliches Auge ein Bild geboren, in dem Anschauung eigenes Leben wurde, und dieses Leben wiederum tritt uns entgegen ohne Pose oder Bewußtsein. Nimmt uns innig bei der Hand und führt uns tief in hellen und heiligen, frommen und fröhlichen Himmel! **Hanns Johst** (Schliersee)

Traum

Ich wohne in einem gläsernen Haus,
Darauf die Schneeflocken fallen.
Durchsichtig spannen hoch über mir aus
Die hochgewölbten Hallen.

Die dunkeln Winde irren
Verzagt um meinen Märchensaal.
Die Spiegelwände klirren,
Leiser und immer leiser,
Noch manchesmal.

Walther Eidlitz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Schlußwort zur siebten Kriegsanleihe

Wenn man sich heute mit Bankiers oder Bankdirektoren über die Kriegsanleihezeichnungen unterhält, so erhält man manchmal Auskünfte, die aufs neue den Egoismus und die Dummheit gewisser Kreise bestätigen. Schwer, so wird immer aufs neue bestätigt, tue man sich vor allem bei den Bemühungen, reiche Privatkapitalisten zum Zeichnen zu bewegen. Gerade diese Kreise haben notorisch einen erheblich geringeren Teil ihres Kapitals dem Vaterlande zur Verfügung gestellt, als etwa kleinere und mittlere Existenzen. Die Gründe, welche aus den Kreisen dieser Reichen für ihre vorsichtige und zurückhaltende Zeichnungsart geltend gemacht werden, sind immer dieselben. „Es ist nicht angängig und mit vorsichtigen Anlagegrundsätzen nicht vereinbar, alles auf eine Karte zu setzen," das ist der eine Grund. Daß ein derartiger Einwand in einem Augenblick, wo es sich um Sein oder Nichtsein der Nation handelt, sehr schwer anders als mit niedriger Gesinnung zu bezeichnen ist, liegt auf der Hand. Daß aber darüber hinaus diese Ansicht auch noch falsch ist, soll mit einigen Worten bewiesen werden.

Diese selben Kreise ziehen es vor, heute Aktien in größten Beträgen zu kaufen, und zwar nicht nur sogenannte Kriegswerte, sondern auch ausgesprochene Friedenswerte. Damit bekunden sie doch, daß sie eine außerordentlich starke Hoffnung auf den guten Ausgang des Krieges, auf ein Wiederaufblühen unseres Wirtschaftslebens hegen. Nun hat dieses Gefühl bereits zu einer außerordentlich starken Aufwärtsbewegung der Aktien geführt. Diese stehen zum großen Teil heute im Kurs erheblich höher als vor dem Kriege. Das ist an und für sich darum sehr merkwürdig, weil doch unbestreitbar die deutsche Volkswirtschaft wie die aller kriegführenden Nationen erheblich ärmer geworden ist. Warum soll nun gerade der in Aktienform angelegte Teil des Volksvermögens mehr wert geworden sein? Es scheint, als ob hier gar zu sehr die vorübergehenden hohen Gewinne unserer produzierenden Kreise kapitalisiert werden, ein Vorgang, den man häufig während und nach Kriegen antrifft, der beispielsweise in den siebziger Jahren die schlimmsten Auswüchse herbeiführte und schwere Rückschläge eintreten ließ. Außerdem wird hier die Schwierigkeit, wieder in normale Absatzverhältnisse zu kommen, außer acht gelassen. Es wird vergessen, daß man nicht ungestraft die heute von der Regierung einzig und allein protegierte Produzentenpolitik treiben kann, daß letzten Endes der Preis von der Kaufkraft der Bevölkerung bestimmt wird und daß diese Kaufkraft erst allmählich wieder gestärkt werden muß. Dazu kommt noch als unbedingt sicher eine außerordentlich hohe Steuerlast, die nach allen Erfahrungen und nach der Zusammensetzung unserer politischen Machtfaktoren das mobile Kapital und da wieder die Aktiengesellschaften in erster Linie treffen wird. Aus allen diesen Gründen scheint es reichlich gewagt, heute an Stelle von Anleihen Aktien zu kaufen.

Nun wäre noch der Einwurf des Risikos zu beantworten, und da scheinen jene Superklugen zu vergessen, daß es etwas Sichereres als die Kriegsanleihe darum nicht gibt, weil diese doch gewissermaßen eine erste Hypothek auf den gesamten Besitz aller Deutschen darstellt. Bevor nicht die Zinsen auf diese Hypothek bezahlt sind, ist an eine Befriedigung der anderen Gläubiger doch nicht zu denken. Es ist deshalb am Platze, auf diese Dinge hinzuweisen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weil die Spekulation am Aktienmarkt nachgerade bedenkliche Formen angenommen hat. So ist der Schreiber dieser Tage unfreiwillig Zeuge einer Unterhaltung gewesen zwischen dem höchsten Regierungsbeamten einer großen Stadt und einem Bankier auf einer „vaterländischen", sehr vaterländischen Versammlung. Der Bankier begrüßte den betreffenden Präsidenten und wollte mit ihm über die allgemeine Lage sprechen, da unterbrach ihn der hohe Herr mit der hastigen Frage: „Nicht wahr, an der heutigen Börse sind Montanaktien stark in die Höhe gegangen?" — und da will man noch klagen über die Weltfremdheit unseres Beamtentums!

Leichter als bei dem Privatkapitalisten ist die Werbung bei der Industrie. Diese zeichnet schon deshalb recht hohe Beträge, weil mit Fug und Recht die auftraggebenden Behörden auf entsprechende Zeichnungen der großen Kriegslieferanten sehen. Immerhin ist auch in diesen Kreisen eine gewisse Vorsicht zu beobachten, die sich auf folgenden, scheinbar berechtigten Erwägungen aufbaut. Man hört dort immer wieder sagen: „An der Güte der Kriegsanleihe zweifeln wir nicht im geringsten und wir zeichnen ja auch außerordentlich hohe Beträge, indessen scheint es uns doch etwas unvorsichtig, wenn wir unsere gesamten Kapitalien, die heute infolge der Räumung unserer Lagerbestände unbeschäftigt daliegen, in dieser Weise festlegen. Denn nach dem Kriege kommt doch die Zeit, in der wir wieder in großem Maße einkaufen sollen und müssen, und da werden diejenigen am schlechtesten fahren, die all ihre flüssigen Mittel in ihrem Effektenportefeuille festgelegt haben." Auch dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Denn es ist bekannt, daß noch weit in die Friedenszeit hinein die Darlehenskassen den Auftrag haben, jedem, der es wünscht, Kriegsanleihen zu sehr vorteilhaften Bedingungen zu beleihen. Ja noch mehr, erst nach dem Kriege sollen diese Kassen voll in Tätigkeit treten. Man darf wohl auf das bestimmteste annehmen, daß die Bedingungen, zu denen die Darlehenskassen beleihen, sehr vorteilhaft sein werden, daß der von ihnen festzusetzende Zinssatz ungewöhnlich niedrig sein wird. Es wird somit für diejenigen, die nach dem Kriege Kapitalien brauchen, ein leichtes sein, auf Grund von Anleihen zu Geld zu kommen, schlimmstenfalls werden sie eine etwas höhere Zinsrate zu zahlen haben als jene, die sich ohne Hilfe der Darlehenskassen behelfen können. Aber darf dieser kleine Zinsunterschied von vielleicht einem halben Prozent wirklich dazu verleiten, heute die unbedingte Pflicht gegenüber dem Vaterlande zu vernachlässigen und unsere wirtschaftliche Kriegführung zu gefährden? Ist eine derartige Kalkulation überdies nicht im höchsten Grade falsch? Wird nicht ein Mißlingen der Anleihe auf Grund derartiger allzu großer Vorsicht letzten Endes gerade diesen Kreisen sehr teuer zu stehen kommen? Diese Frage stellen, heißt sie bejahen.

Noch ein dritter Kreis unserer Volksgenossen bedarf der besonderen Anregung. Das ist die Landwirtschaft. Diese hat es gerade jetzt wiederum verstanden, ungeheure Gewinne einzuheimsen, wie man sie früher nicht für möglich gehalten hat. Man denke nur an die Wein- und Obstpreise, denen gegenüber selbst unsere ewig unzufriedenen Bauern ihre Verwunderung nicht unterdrücken können. Hier kann unsere Landwirtschaft besser als bei irgendeiner anderen Gelegenheit ihren wahren Patriotismus beweisen.

Linter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die wichtigste Pflicht der Daheimgebliebenen

Man hört vielfach sagen: Ich würde gern zu dieser Kriegsanleihe zeichnen, wenn ich nur wüßte, daß es die letzte wäre!

Haben die Leute, die so reden oder doch denken, noch etwas Schamgefühl, dann mögen sie sich folgendes klar machen:

Wie würde man wohl über einen Soldaten urteilen, der zu einem Angriff befohlen wird und sagen würde: Diesen Angriff will ich wohl noch mitmachen, aber dann ist Schluß! Oder der zur nächtlichen Stunde auf Vorposten geschickt wird und dabei sagt: Diese Nacht will ich wohl noch wachen und aufpassen in der Voraussetzung, daß es die letzte ist; sonst mache ich nicht mehr mit.

Die Leute hier in der Heimat, die morgens in ihr Geschäft oder an ihre Arbeit gehen und abends sich in ihr Bett legen können, würden sich gewaltig über solche „Vaterlandsverräterei" entrüsten. Die Sache steht nun so: Wenn da draußen an der Front einem Manne, der immer und immer wieder das Grauen des Trommelfeuers und der Granaten über sich hat ergehen lassen müssen, schließlich die Nerven versagen, dann kann man das verstehen und wird dem Vaterlandsverteidiger die ihm gebührende Achtung nicht versagen. Aber angesichts dessen, was diese Männer für uns leisten und leiden, ist es geradezu verächtlich, wenn Leute in der durch sie geschützten Heimat sich auf den Standpunkt zu stellen wagen: Ich zeichne für die neue Kriegsanleihe, wenn ich die Gewißheit erlange, daß es die letzte ist. Wer so denkt, sei's Mann oder Frau, den sollte man vier Wochen lang in den Schützengraben schicken; kommt er dann heil heraus, dann wird er Gott danken, daß er seine vaterländische Pflicht nicht mehr mit seinem Blut, sondern nur mit seinem Gelde zu erfüllen braucht. Dabei ist's nicht mal ein Opfer, denn das Geld ist so sicher angelegt wie kein anderes und trägt gute Zinsen.

Superintendent Dieckmann, Lehe

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Rotebühlstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berliner Parlamentsbericht

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Das Stück ist aus. Die Mission von Michaelis ist zu Ende. Eine schwere Kanzlerkrisis besteht. Der Kaiser ist in Byzanz. Die letzten Reichstagssitzungen zeigten eine Menge politischen Explosionsstoff, der sich seit Bethmanns Scheiden neu aufgehäuft hatte. Leider kamen in der Erregung dieser Tage auch wörtliche Entgleisungen der Sozialdemokraten vor, die sich als politische Fehler rächen werden.

Die Regierung hat durch die telegraphische halbamtliche und militärische Patronisierung der „Vaterlandspartei" eine moralische Schwächung und eine politische Quetschung erfahren. Die Partei Tirpitz war gegründet, um die Reichstagsmehrheit mit Unrat zu bewerfen und die Kanzlerkandidatur von Tirpitz dem Kaiser zu oktroyieren. Die Reichstagsmehrheit ließ sich zuerst den Schild mit Pfeilen spicken und holte dann in trefflichen Reden von Landsberg und Trimborn und in ausgezeichneten Reden von Haas und von Naumann zum Streich aus.

Da sah man zur Rechten wie zur Linken
Einen halben Tür—pitz heruntersinken.

Die Regierung gab auf die Frage nach ihrer Begönnerung der Schmäher des Parlaments in ihrem nicht guten Gewissen verlegene und gröbliche Antworten.

Das enthüllte aufs neue die Halbheit der Regierung. Da fiel ihr ein, gelesen zu haben, daß die Deckung der Hieb sei. Sie schlug eine Tiefquart gegen die Partei Haase. Leider war es ein kompromittierender Lufthieb. Man darf nicht zu politischen Zwecken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kriminell im Parlament anklagen, am allerwenigsten, wenn man keinen Beweis hat und das schon von Parlamentsvertretern, dem Reichsjustizsekretär und dem Reichsanwalt geprüfte Material — kriminell nicht zureicht. Man hat dem Ausland ein Geheimnis der Marine verkündet, und man hat im Inland leidenschaftlichen und leichtfertigen Radikalsozialisten den Nimbus friedensliebender Märtyrer verliehen.

Zwischendurch kam die auswärtige Politik mit einer guten, in einem Punkt übergeschickten Rede des Staatssekretärs Kühlmann. Ich selbst vertrat meine dem „März" bekannten Anschauungen mit neuem Material über den großen Schuldanteil von England, Frankreich und Rußland und von Wilson. Ich habe auch den Bruchteil deutscher Haftung ehrlich nicht verschwiegen. „Die Mehrheitsresolution sei eine Waffe, die aus Scheide und aus Schwert besteht, das wir im geschwungenen Arm halten." Das von dem Reichskanzler unmittelbar zuvor benutzte Bild, daß Deutschland „mit verschränkten Armen stehe, in der es die Friedenshand verberge", war mir unglücklich und falsch erschienen.

Der sechste Kanzler wird den Frieden nicht bringen. Wird ihn der siebente Kanzler bringen?

Berlin rät nach dem Nachfolger. Der erste, dessen Kandidatur von einer eifrigen Klientel aufgeworfen wird, ist Fürst Bülow. Deutschland soll sich aber nicht im circulus vitiosus drehen, sondern muß vorwärtsschreiten, muß eine neue Ära wollen, um die furchtbare Zeit durch äußere und innere Kraft zu überwinden.

Rasch aus den Fehlern der letzten zwölf Wochen und zwölf Jahre zu lernen, das ist das Gebot der deutschen Geschichte. Rasches, klares, mutiges Handeln kann allein den tiefen Schaden des Fehlers vom 12. Juli 1917 überwinden helfen. Halbe Maßregeln sind ein Verhängnis, und neue Männer sind unentbehrlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Parlamentarismus und Landesverteidigung

Von Dr. Ludwig Quessel, M. d. R.

Der in den bewegten Tagen vor Bethmann Hollwegs Rücktritt, als auch skeptisch veranlagte Politiker es nicht mehr für unmöglich hielten, daß die Krone die Initiative zur Verwirklichung des Parlamentarismus ergreifen könnte, die konservative und alldeutsche Presse einsah, mußte dort Tag für Tag die Behauptung lesen, daß das deutsche Volk gar keinen Grund habe, nach einer höheren Organisation des Staates zu streben, weil der alte deutsche Obrigkeitsstaat in dem großen Kampf der Nationen sich aufs neue glänzend bewährt habe. Daß die rechtsstehenden Blätter mit zäher Beharrlichkeit gerade dieses Argument gegen die Parlamentarisierung des staatlichen Lebens unermüdlich wiederholen, hat seine guten Gründe. Die Nutznießer des Obrigkeitssystems, die die leitenden Stellen im Staate als ihre Domäne betrachten, sagen sich nicht mit unrecht, daß ihre Behauptung zurzeit von den Anhängern des Parlamentarismus entweder gar nicht oder nur unvollkommen widerlegt werden kann. Und in der Tat, auch wenn vollste Rede- und Schreibfreiheit in Deutschland bestünde, würde es doch die Rücksicht auf das feindliche Ausland verbieten, wahrheitsgetreu darzustellen, wie herzlich wenig von den großartigen Leistungen des deutschen Volkes, seiner Heere und seiner Industrien auf das Konto des Obrigkeitssystems zu setzen ist.

Angesichts der unermüdlich wiederholten Behauptung, daß unser Obrigkeitssystem sich auf allen Gebieten des staatlichen Lebens dem Parlamentarismus überlegen gezeigt habe, bleibt es jedoch für die deutsche Demokratie ein Gebot der Stunde, wenigstens auf einige Tatsachen zu verweisen, die die ganze Hohlheit jenes alldeutschen Arguments dartun. Zunächst das eine: Entscheidend für den nationalen Wert einer Staatsform sind deren Erfolge in der auswärtigen Politik. Denn die erste Aufgabe jeder Regierungsform ist, die Fähigkeit zu besitzen, den ihr anvertrauten Staat mit diplomatischen Mitteln zu verteidigen, das heißt, eine auswärtige Politik zu machen, die dessen Isolierung und Einkreisung verhindert. Je erfolgreicher die Landesverteidigung mit diplomatischen Mitteln sich gestaltet, um so sieghafter wird sich im Notfall die Verteidigung des Landes mit militärischen Mitteln erweisen. Versagt eine Staatsform bei der Verteidigung des Landes mit diplomatischen Mitteln, so wird die Nation auch bei höchster Entfaltung militärischen Genies sich gegenüber der Übermacht der Feinde bestenfalls nur behaupten können. Von der Fähigkeit einer Staatsform, das Land erfolgreich mit diplomatischen Mitteln

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu verteidigen, hängt letzter Hand alles ab. Wird der Staat durch eine fehlerhafte Außenpolitik isoliert, so daß er von einer Übermacht angegriffen werden kann, wird er durch einen unentschiedenen Krieg in ein Meer von Kriegsschulden gestürzt, wird durch ihn sein Einfluß in der Welt beschränkt, sein Anteil an der Weltwirtschaft vermindert, so muß die ganze innere Politik jahrzehntelang allein dem Zweck dienen, diese Schäden wieder gutzumachen. Möglich wird das in den meisten Fällen nur sein auf Kosten der Lebenshaltung der breiten Massen, der ganzen Kultur des Volkes.

Wie steht es nun mit den Erfolgen unseres Obrigkeitssystems in der auswärtigen Politik? Daß dieses bei der Landesverteidigung mit diplomatischen Mitteln Erfolge aufzuweisen hat, ist angesichts der vom britischen Parlamentarismus gegen uns zusammengebrachten Weltkoalition selbst von alldeutscher Seite nicht behauptet worden. Vielmehr ist von den Kreisen, die dem Alldeutschtum nahestehen, das Gegenteil mit aller Schärfe hervorgehoben worden. So erklärte der Abgeordnete Dr. Stresemann im Reichstag, unsere obrigkeitliche Regierung habe den Krieg diplomatisch schon verloren gehabt, ehe er noch militärisch begann. Während also von alldeutscher Seite bisher kein Versuch unternommen worden ist, das Versagen der Verteidigung unseres Landes mit diplomatischen Mitteln irgendwie wegzudisputieren, hat sich seltsamerweise in der Sozialdemokratie ein Gläubiger des Obrigkeitssystems gefunden, der dessen Mißerfolge in der auswärtigen Politik zu beschönigen versucht. In einem vielbeachteten Artikel der „Glocke“ sucht Ernst Heilmann die erschreckende Wehrlosigkeit unseres Obrigkeitssystems auf diplomatischem Gebiet damit zu entschuldigen, daß er erklärt, „es wäre für die Ententevölker wahrhaftig besser gewesen, Regierungen zu haben, welche die Kunst politischer Intrige weniger gründlich ausstudiert gehabt hätten“. Zunächst berührt es eigentümlich, daß ein Sozialdemokrat aus der historisch-ökonomischen Schule Marxens den Ausbruch des Krieges nicht etwa auf die schneidenden Völker- und Wirtschaftsgegensätze unseres imperialistischen Zeitalters, sondern kleinbürgerlich-gemütlich auf die Intrigen des Parlamentarismus zurückführt. Von seinen Parteigenossen ist Heilmann entgegengehalten worden, daß es die Manier von Spießbürgern sei, Mißerfolge der auswärtigen Politik mit den Ränken der Feinde zu entschuldigen. Mit Ränken feindlicher Staatsmänner müsse jeder Staat zu jeder Zeit rechnen. Aufgabe der Außenpolitik sei es eben, solche Ränke wirksam zu vereiteln. Wenn eine Staatsform sich hierzu unfähig erweist, hat sie ihr Todesurteil gesprochen; denn keine Nation könne dauernd im Zustand diplomatischer Wehrlosigkeit leben, weil selbst das Erlöschen des heutigen Weltbrandes und die erstrebte Erschwerung künftiger Kriegsausbrüche noch lange nicht das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ende jeder, von Zeit zu Zeit immer wieder in Gegensätzen sich bewegenden auswärtigen Politik bedeutet.

Wie wenig in der auswärtigen Politik das obrigkeitliche System dem Parlamentarismus gleichgestellt werden kann, zeigt uns auch ein Vergleich des parlamentarisch regierten Frankreich mit dem Obrigkeitsstaat Napoleons III. Als der Obrigkeitsstaat Napoleons III. zusammengebrochen war, da war Frankreich ein Staatswesen, das diplomatisch isoliert, militärisch niedergeworfen und entblutet, sich dem Gebot des Siegers fügen mußte. An Land, Bevölkerung und Reichtum geschwächt, von inneren Parteiungen zerrissen, mit stagnierender Wirtschaft und Volkszahl, schien die dritte Republik einem dunkeln Schicksal entgegenzueilen. Wahrscheinlich wäre Frankreich nach 1871 bald aus der Reihe der Großmächte gestrichen worden, wenn es nicht den Weg zum Parlamentarismus gefunden hätte. Dessen Erfolge in der auswärtigen Politik gestalteten sich alsbald so berauschend, daß sie Frankreichs Macht in Europa nicht nur schnell wiederherstellten, sondern ihm auch den Aufstieg vom Nationalstaat zum Weltreich ermöglichten, und zwar durch den Erwerb von Kolonien, Protektoraten und Einflußsphären von der Größe Europas mit einer farbigen Bevölkerung von nahezu 100 Millionen. Dreißig Jahre Parlamentsherrschaft reichten aus, Frankreich im Rate der Völker eine Stellung zu verschaffen, daß seine Regierung, obwohl nur die Repräsentation von 39 Millionen Menschen, vermöge ihrer Bündnisse und Ententen einen tieferen Einfluß auf die Entschlüsse Europas ausüben konnte als der deutsche Obrigkeitsstaat mit seinen 65 Millionen Einwohnern. Wie ganz anders das parlamentarisch regierte Frankreich in der Außenpolitik gegenüber dem obrigkeitlich regierten von 1870 dasteht, zeigt uns die Tatsache, daß es buchstäblich die ganze Welt für sein Kriegsziel, die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, gewinnen konnte.

Sieht man von dem Sozialdemokraten Heilmann ab, so gibt es in Deutschland keinen unterrichteten Politiker, der heute noch zu behaupten wagte, daß bei der Landesverteidigung mit diplomatischen Mitteln das Obrigkeitssystem dem Parlamentarismus gewachsen sei. Wie steht es nun aber beim Parlamentarismus mit der militärischen Landesverteidigung? Was ein parlamentarisch regiertes Deutschland militärisch wird leisten können, liegt noch im Schoße der Zukunft verborgen; dagegen wissen wir auf Grund des einstimmigen Urteils aller Militärkritiker, daß die militärischen Leistungen des französischen Parlamentarismus denen des Obrigkeitsstaates Napoleons III. unendlich überlegen sind. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in Italien, wo die seit 1866 durchgeführte Parlamentarisierung ein machtvolles Erstarken der militärischen Leistung nach sich gezogen hat. Freilich, wenn wir Heilmann Glauben schenken, so hat der Parlamentarismus bei unseren Feinden mili-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tärisch „schmählich bankrott gemacht", so daß sie im Interesse der militärischen Leistung gar nichts Eiligeres zu tun hätten, als den Weg zum Obrigkeitsstaat wieder zurückzuschreiten:

„Unzählige Fehler der Kriegführung, welche die Minderwertigkeit des parlamentarischen Regierungssystems verschuldet hat — man denke an die Munitionskrisen, die Antwerpener, die Dardanellen- und Mesopotamienexpedition — vergeudeten wertvollste Kräfte und schwächten die an sich weit überlegene Kraft der feindlichen Koalition so weit, daß sie, wenn die deutsche Spannkraft anhält, ihrer endgültigen Niederlage entgegengeht."

Wir wollen hoffen, daß Heilmanns ganz im alldeutschen Stil gehaltene Ankündigung der „endgültigen Niederlage" der Heere des französischen, britischen und italienischen Parlamentarismus bald Wirklichkeit wird. Einstweilen gewinnt der kritische Beobachter freilich von der Kriegslage nicht den Eindruck, als ob der Krieg im vierten Kriegsjahr mit der „endgültigen Niederlage" eines der beiden Teile enden werde. Was im übrigen auf die Behauptung Heilmanns von der Minderwertigkeit des parlamentarischen Regierungssystems bei der militärischen Aktion zu sagen ist, muß für die Kriegsnachzeit zurückgestellt werden. Bemerkt sei nur, daß man ein verzerrtes Bild erhält, wenn man die „unzähligen Fehler der Kriegführung" auf der Gegenseite grell hervorhebt, ohne der eigenen Mißerfolge zu gedenken, die trotz einer langen Reihe großer Siege doch auch bei uns schließlich zu verzeichnen sind. An der Marne und bei Verdun haben sich die Heere des französischen Parlamentarismus jedenfalls ganz anders gehalten als die Armee des napoleonischen Obrigkeitsstaats bei Sedan. Nicht vergessen dürfen in diesem Zusammenhange auch die militärischen Leistungen des britischen Parlamentarismus werden, die mit dem Hinweis auf die Dardanellen- und Mesopotamienexpedition nicht erledigt werden können. Mit Recht ist Heilmann von seinen Parteigenossen gesagt worden, daß die von ihm so laut geschmähten Leistungen des britischen Parlamentarismus stets die Bewunderung der Menschheit hervorrufen werden. Als das britische Expeditionsheer in den blutigen Kämpfen des Spätsommers 1914 nahezu aufgerieben worden war, erregten die Erklärungen der britischen Minister, sie würden Millionenheere aus dem Boden stampfen, bei uns allgemeines Gelächter. Wie unberechtigt das war, hat uns das zweite und dritte Kriegsjahr gezeigt. Ohne einen ausreichenden Stamm von Reserveoffizieren und -unteroffizieren, ohne Rüstungsindustrie großen Stils hat der britische Parlamentarismus es tatsächlich fertiggebracht, in kurzer Zeit Heer auf Heer, gut ausgerüstet und überreich mit Munition und Proviant versehen, über den Kanal zu werfen. Wenn England heute zu Lande unvergleichlich mächtiger dasteht als zu Beginn des Krieges, so hat es diese Leistung seinem Parlamentarismus zu danken. Was schließlich die Seeherr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft des britischen Parlamentarismus betrifft, so ist diese bisher durch den Wirtschaftskrieg unserer U-Boote zwar entwertet, aber nicht beseitigt worden.

So erheblich die militärischen Leistungen des Parlamentarismus nun auch sein mögen, so liegt dessen Überlegenheit gegenüber dem Obrigkeitssystem natürlich nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiet. Hier ist sie allerdings so gewaltig, daß alle unsere militärischen Großtaten bisher nicht ausreichten, dagegen aufzukommen. Wer die Dinge von diesem Gesichtspunkt aus sieht, für den ist die Parlamentarisierung in erster Linie ein Gebot der Landesverteidigung, der nationalen Selbstbehauptung im Kampf der Nationen, demgegenüber die Wünsche der Demokratie, des freiheitlichen Innenlebens, weit zurücktreten müssen. Denen, die im Parlamentarismus mit seinen üblen Nebenerscheinungen kein Ideal der Demokratie erblicken können, muß daher immer wieder gesagt werden, daß es sich bei der Parlamentarisierung gar nicht in erster Linie um größere Freiheit im inneren Leben des Staates handelt, sondern um die Zusammenfassung aller politischen Kräfte zur kraftvollen Führung der Außenpolitik, das heißt zur erfolgreichen Verteidigung des Landes mit diplomatischen Mitteln, die erreicht werden muß, wenn das deutsche Volk einer größeren Zukunft entgegengehen will.

Englische Selbstzeugnisse

Von Eugen Kalkschmidt

In Flandern, September.

Hunderte von rüstigen Engländern sind in diesen Wochen als Gefangene bei uns einpassiert. Sie haben allerlei an öffentlicher und privater Meinung mitgebracht, was nicht unbedingt in der „Times" steht, obwohl dieses höchst ehrenwerte Blatt nach der Ansicht eines Offiziers das einzige zuverlässige ist — alle anderen seien bezahlt. Die Psychologie der Gefangenenaussagen hat ihre besonderen Reize, ihre Klippen und Untiefen: mit Methodik allein wird man sie schwerlich umschiffen; mit der Tendenz, angenehme Bestätigungen der eigenen Weisheit zu empfangen, wird man ebenfalls bald aufsitzen. Eine vorsichtige Distanz nach verschiedenen Richtungen hin ist vonnöten, um das Wesentliche von dem Irreführenden zu unterscheiden. Oft ist eine einzige nebensächliche Randbemerkung aufschlußreicher als die hundertmal wiederholte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versicherung ein und derselben Sache. Unterschiede der Nationalität, der Individualität erschweren und färben das Ergebnis. Die jeweilige Seelenverfassung des Gefangenen will berücksichtigt sein. Der Franzose sagt eher zu viel, der Engländer zu wenig aus. Aber auch er unterliegt doch zuweilen dem psychischen Zwang seiner Lage, der Abspannung seiner Nerven, er wird beredter, als er sich vornahm zu sein, er spricht, vom militärischen Druck befreit, plötzlich unumwundener, als er zu sprechen pflegte, und ist selber erstaunt darüber. Das Gefühl, nicht mehr aktiv am Kriege teilzunehmen, die schroffe Wendung vom Tode zum Leben, wenn auch nur zum eingeschränkten Leben, tat ein übriges an befreiender Wirkung. Zumal wenn er, immer noch mit ungläubigem Erstaunen, erfahren muß, daß die Deutschen keine „Hunnen", daß sie Menschen sind gleich ihm und menschlich mit ihm umgehen.

Die englischen Offiziere sind jung, sehr jung — sie sprachen von einem Kameraden, der es binnen drei Kriegsjahren vom Freiwilligen bis zum Major gebracht hat. Man kann von ihrer jungen Lebenserfahrung keinen weiten politischen oder auch nur militärischen Horizont erwarten. Sie lachen, wenn man sie über den U-Bootkrieg fragt, lachen nicht gezwungen und ärgerlich, sondern laut und fröhlich. „Soll ich Ihnen die Speisenfolge aufzählen, die Sie in „Peoples Palace" in London vorgesetzt kriegen für 1,9 Schilling?" Fünf Gänge! Damit ist alles bewiesen. Mangel an der Front? Erneute Heiterkeit. „Unsere Gräben müßten Sie sehen. Was die Leute verzehren und was sie vergeuden! Speck zum Frühstück, jeden zweiten Tag Eier, Rostbraten zum Diner." Gewiß, man könne sein Geld überall loswerden. „Ich war einmal in einem Pariser Restaurant. Es wurden nur englische Weisen gespielt. Rule Britannia usw.; aber als ich später die Rechnung durchsah, hatte man mich um zehn Franken betrogen." — „Da sind Sie nicht der einzige. Ich glaube, sie betrügen jeden von uns, wo sie nur können." Das sagt er so hin, so beiläufig, der Oberleutnant, und fährt dann fort: „Wer einen Feind in der Luft abgeschossen hat, durfte bei uns auf ein paar Tage in Ruhe. Aber diese Ruhe war teuer: wir rauchten Zigaretten, 50 Stück für 20 Schilling, und gute Zigarren nicht unter 2/6 Schilling das Stück." Für diese jungen Herren ohne Frau und Kinder, ohne viel andere Sorgen als die des heutigen Tages, mag es in der Tat keine U-Bootfrage geben. Deshalb sind sie auch weit entfernt, die beliebten moralischen Vorwürfe amerikanischer Observanz sich anzueignen. O nein, Deutschland war gezwungen, das Mittel anzuwenden.

Die Deutschen erscheinen ihnen überhaupt so übel nicht; einige von ihnen sind sogar „nette Kerle", die meisten Offiziere „gut erzogen". Wenn sie nicht diesen „preußischen Ehrgeiz" hätten, würden die englische und die deutsche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nation sich sehr gut vertragen können. So viel ist sicher, die Deutschen schlagen sich prachtvoll gegen die Übermacht. — „Ja," ruft ein Leutnant, „aber wir — haben wir nicht Wundervolles geleistet? Binnen Jahresfrist eine Armee aufgestellt, nicht schlechter als die deutsche und besser als die französische oder russische?" — Der Hauptmann nickt, spricht weiter: „Leute, die es wissen müssen, haben mir gesagt, wir werden das Äußerste aufbieten, um Roeselaere und Kortrijk zu kriegen. Es ist aber schwerer, als wir dachten. Im Anfang beim letzten Vorstoß vom 31. Juli schien alles so glatt zu gehen. Wir fanden kaum Widerstand. Aber dann — diese Verluste! Schrecklich. Niemals habe ich etwas Derartiges gesehen. Die Deutschen waren da, von allen Seiten, viel schneller als sonst." — „Es wird Jahre dauern, dieses verdammte Land zu nehmen. Ich mag die Belgier nicht, diese —" Der Leutnant von der Garde verschluckt noch rechtzeitig ein Kraftwort und hüstelt ein wenig.

„Ach," sagt der Hauptmann, „offen gesagt: es ist Zeit, Schluß zu machen. Hat es denn einen Sinn, Menschen und Geld zu opfern und die Länder zu zerstören. Wir sollten uns mit den Deutschen verständigen, ihnen ihre Kolonien zurückgeben. Wir haben stets ein großes Geschäft mit den Deutschen gemacht. Und jetzt? Keiner kann es viel länger aushalten."

„Da sind Sie im Irrtum. Deutschland hat uns den Krieg aufgezwungen, aber wir werden das letzte Wort haben. Der letzte Dollar gewinnt. Wir leiden noch keinen Mangel wie die Deutschen. Das Rennen ist noch nicht tot, am wenigsten jetzt, wo Hoffnung ist, daß die Japaner noch vor dem Winter nach Rußland kommen. Diese Kerle sollen nur auch bluten!"

„Aber Riga ist genommen. Das kann unter Umständen der Anfang vom Ende sein." — „Niemals! Die Freiheit der flandrischen Küste ist eine Existenzfrage für England! Und die Stimmung daheim ist zuversichtlich. Glauben Sie, man hat umsonst die starken Reserven zur Marine einberufen? Und die Amerikaner — Sie kennen den neuen Flugzeugtyp, den sie geschickt haben?"

„Colombo oder wie er heißt. Vollkommen wertlos," sagt der Flieger seelenruhig und zündet sich die neue Zigarette an.

„Übrigens die Amerikaner — unsere Leute meinen, sie nähmen das Maul etwas zu voll. In Le Havre treten ein paar Amerikaner in eine Kneipe. Die Australier, die drinsitzen, fragen: Was wollt ihr hier im Krieg? — Ja, wir sind gekommen, um das zu tun, was ihr seid Jahren nicht fertig bekommen habt. — Daraufhin zieht ein Australier seinen Rock aus, und der Kampf geht los. Der Amerikaner hatte unrecht, denn er blieb tot am Platze. Dem Australier ist nicht viel geschehen, es war ein Kampf nach allen Regeln."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es sind ungefähr ein Dutzend Offiziere beisammen. Das Gespräch schwirrt hinüber und herüber. Am Fenster sitzt einer und läßt sich rasieren. Mit einer einzigen Ausnahme tragen sie sich alle ganz glatt. Zwei vertrauen mir ihren Kummer über die furchtbare Rasierseife an, die ihnen der deutsche Bader zugemutet habe. Sie haben sich mit Marmelade und Konserven trösten wollen, auf dem Tische steht eine ganze Batterie Blechbüchsen aufgefahren, aber oh! was für Marmelade und was für Sardinen! Sie schütteln sich in humoristischer Verzweiflung. Verwöhnte Bürschchen, die noch keine großen Entbehrungen kennen und sich an die kleinen erst langsam gewöhnen müssen.

Gut die Hälfte von ihnen sind Flieger. Soeben tritt einer ins Zimmer. Am Morgen hat er notlanden müssen nach seinem Bombenausfluge. „Meine verdammten Bomben! Ich liebe diese Aufträge gar nicht. Warum solche Plätze belegen, wo die meisten Leute Zivilisten sind? Ich mache lieber Angriffspatrouillen. Wenn es nur nicht so schwer wäre, die deutschen und die englischen Gräben zu unterscheiden. Und im Nebel obendrein!“ Die anderen Flieger haben ihn in die Mitte genommen. Jeder erzählt, wie es zuging, daß er herunter kam. „Sind Sie auch in Richthofens Zirkus geraten?“ Einem haben deutsche Soldaten einen Denkzettel auf die Nase gesetzt, weil „ich nach der Landung noch geschossen haben soll“, sagt er. Offenbar hat er es schon vergessen. Wie denken die Herren im allgemeinen über ihre Verluste im Luftkampf? Nun ja, wenn man von zweien oder einem ganzen Geschwader angegriffen werde, sei man eben geliefert. Übrigens sei es nicht schwer, ungeübte junge Leute, die ihre ersten Frontflüge machen, abzuschießen. Die meisten Fliegerverluste zähle man gar nicht hier, sondern in der englischen Heimat. „Schrecklich, wie viele Anfänger und Lehrer auf Übungsmaschinen umgekommen sind!“ Ein Hauptmann unterbricht rasch: „Wie lange Zeit brauchen Sie für den Kanal?“ — „Fünfzig Minuten!“ — „Oho,“ ruft ein hochaufgeschossener Student, „ich habe von Dover nach Calais acht Minuten gebraucht.“ — „Da müssen Sie guten Wind gehabt haben,“ meint der Hauptmann skeptisch.

Zwei Tankoffiziere sind auch dabei. Sie haben das Bedürfnis, die besonderen Gefahren ihrer Waffe darzulegen, ihre Gefangennahme zu rechtfertigen. „Wie viel Tanks haben Sie verloren beim großen Angriff?“ — „Eine ganze Masse, ich glaube dreißig; vielleicht auch weniger. Man sieht ja nichts und hört noch weniger. Wir blieben im Lehm stecken, feuerten nach allen Seiten, standen den ganzen Tag da und konnten nicht zurück, obwohl wir auf der Straße standen. Wir hakten einfach fest. Schauderhaft! Die Deutschen haben uns höllisch beschossen, die Schrapnelle und Granaten krachten dicht um uns, es wurde drinnen etwas warm. Ich machte die Tür auf, wollte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinaus — unmöglich! Der Motor war zuverlässig, er arbeitete noch, aber es half nichts. Die Geschütze im Tank sind schwer zu bedienen. Nach einiger Zeit muß man in dem engen Kasten verrückt werden. Wenn man heraus kommt, ist man völlig taub. Ich habe mir stets hinterher meine Ohren ausspritzen lassen. Als es gegen Abend zuging, hatten die Deutschen einen Gegenstoß gemacht und lagen ringsum in den Trichtern. Meine Tommies waren fertig, sie wollten sich nicht schlagen. Da riefen wir die Deutschen an und gingen mit aufgehobenen Armen hinaus." — „Glauben Sie noch, daß sie mit dieser Kriegsmaschine die deutsche Front einrennen werden?" Der Hauptmann sieht schweigend in die Luft; dann sagt er widerwillig, gedehnt: „Im weichen Lehm kaum. Die Deutschen haben diesmal die Nerven nicht verloren." — „Nun, ich denke, auch sonst noch nicht, Herr Hauptmann."

Wenn man diese jungen Männer der Front nach den Aussichten ihrer Flandernschlacht und nach der allgemeinen politischen Windrichtung in England fragt, so kann man natürlich keine ministeriellen Aufklärungen erwarten. So zurückhaltend sie im allgemeinen mit rein militärischen Angaben sind, so geflissentlich sie den Glauben an die britische Überlegenheit zur Schau tragen — von des Gedankens Blässe angekränkelt, findet sich der eine oder andere doch zu halben Zugeständnissen bereit. Einmütig bestätigen sie, daß das Ziel des letzten Angriffes die flandrische Küste war. Die englische Flotte sollte den vollzogenen Durchbruch bei Ypern durch flankierendes Feuer auf die Küstenfront und womöglich durch Landung unterstützen. Schon damals, so gab ein Flieger zu, sei in England ein Landungsversuch auf holländischem Boden ernsthaft in engeren Kreisen erörtert worden. Dann kam am 10. Juli ganz überraschend der deutsche Vorstoß im Dünaabschnitt, dessen Bedeutung kaum hoch genug eingeschätzt werden kann: er störte die englischen Vorbereitungen aufs peinlichste. Die lauten Stimmen, die die Flotte unter allen Umständen ins Gefecht treiben wollten, sänftigten sich plötzlich und verstummten dann. Der Angriffsplan wurde vereinfacht und auf die nächsten größeren Landziele an der Yserfront eingeschränkt. Das Ergebnis der Schlacht hat allgemein enttäuscht, um so mehr, als man einen Erfolg brauchte, um die Schwierigkeiten mit den Arbeitern leichter zu überwinden. Der Gefahr des U-Bootkrieges werden sich auch weitere Kreise jetzt bewußt, der Seeverkehr ist ungeheuer kostspielig und ungenügend, die englischen Schiffe nutzen sich ab und verringern sich, während andere Nationen (Amerika, Japan) ihre Handelsflotte ausbauen und dadurch für die Zeit nach dem Kriege eine Konkurrenz begründen, die kaum minder schwer sein wird, als es der deutsche Wettbewerb zur See vor dem Kriege war. Wenn die deutschen U-Bootstützpunkte bis Frühjahr 1918 nicht erobert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seien, werde man vor dem Versuch, durch Holland zu marschieren, kaum zurückschrecken. An einen Durchbruch großen Stiles in Flandern glaube man nicht mehr — Menschen und Material seien für eine Erneuerung dieses Unternehmens zu kostbar.

In diesen und ähnlichen resignierenden Gedanken zur britischen Kriegspolitik sind zweifellos Anfänge zur Erkenntnis der Lage, wie sie ist, vorhanden. Wie weit das Attentat auf Holland ernsthafte strategische Absicht, wie weit es müßiger Londoner Salonklatsch ist, will ich nicht entscheiden. Auch die Ausbildung norwegischer Flieger auf englischem Boden bedeutet wohl noch nicht, daß die Kriegserklärung Norwegens bevorstehe, wie einer der jungen Briten meinte. Immerhin, vergleicht man diese Stimmungsreflexe mit ähnlichen, wie sie, allerdings noch sehr vereinzelt, auch in Briefen an englische Frontsoldaten durchdringen, so kann man doch sagen, daß die Grundstimmung in England trotz aller äußerlichen strammen Haltung und betonten altüberlieferten Zähigkeit mit starken Trübungen kämpft. Um so mehr, als die irische Unruhe seit der Freilassung der verurteilten Sinn-Feiner wieder recht ausdrucksvolle und zum Teil blutige Formen angenommen hat, worüber ebenfalls Frontbriefe und irische Gefangenenaussagen unverhüllt Zeugnis ablegen.

Eine Nummer für sich bilden die offenherzigen Enthüllungen eines kalifornischen Amerikaners, der als englischer Flieger Ende August abgefangen wurde. Er gibt uns die tröstliche Versicherung, man denke in Amerika gar nicht an große Truppensendungen für die Front, man wisse drüben ganz gut, daß eine Entscheidung in Flandern und Frankreich unmöglich sei. Technische und Sanitätstruppen, Geld, Material und Munition werde man nach Rußland wie nach Frankreich geben, dazu eine beschränkte Zahl Soldaten für die Front. Diese unternehmenden Leute, die den Krieg immer noch für eine neue interessante Art von gutem Sport halten, dürften im nassen Schützengraben schnell enttäuscht sein. Was ist denn aber dieser ganze Krieg für die Vereinigten Staaten anderes als eine Vorbereitung für den Krieg gegen Japan! „Truppen, die es mit Deutschen aufgenommen haben, werden auch mit Japanern fertig werden.“ Der Kalifornier, der lange in China war, meint, man sehe überall in Amerika den Krieg mit Japan ebenso sicher kommen, wie man den Kampf zwischen Deutschland und England kommen sah. Wenn Deutschland dabei unterliegt, so sei das für Amerika nur nützlich, denn — so argumentierte der weitblickende Politikus — Deutsche und Japaner könnten eines Tages vielleicht Bundesgenossen gegen Amerika sein! Mit welcher kühnen Perspektive wir diesen Imperialisten unterm Sternenbanner allein weiterfliegen lassen können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klage des Magiers

Von Alfred Grünewald (Wien)

Gib ein Zeichen, wenn du da bist.
Lange üb ich schon den Brauch.
Sei ein Klang, ein Duft, ein Hauch.
Niemals weiß ich, ob du nah bist,
oder in verschlossner Sphäre,
daß kein Rufen dich erreicht.
Meine Haare sind gebleicht.
Länger nicht dein Herz verwehre.

Sieh mich dürsten. Ich verschmachte.
Sei die Quelle, die mich tränkt.
Schatten sei, der mich verhängt,
daß mich deine Nacht umnachte.

Der Deutsche als Mitteleuropäer

Österreich war durch Jahrhunderte eine Ostmark des Deutschtums, halb Grenzland, halb Kolonie; eine Grenzmark, die wehrhaft vom Osten trennt, kulturell zu ihm hin vermittelt. Dieser ganze Krieg hätte für das Gesamtdeutschtum wenig Sinn, wenn sein politisches Schicksal es nicht dahin zu wirken drängte, daß Österreich auch bleibe, was es war. Daraus ergibt sich als künftige Aufgabe des Deutschtums in Österreich: zu hindern, daß die innere Spannung Mitteleuropas, die zugleich ein Stück seiner kulturellen Überlegenheit bedeutet, zur äußeren, zunächst örtlichen, dann weltpolitischen Gefahr wird, und zu bewirken, daß die westslawischen Kräfte, soweit sie irgend dafür reif sind, für Mitteleuropa fruchtbar, soweit sie dem widerstreben, für Mitteleuropa unschädlich gemacht werden. Für diese Aufgabe sind die Deutschösterreicher, zumal nach den unverhältnismäßig starken Blutopfern dieses Krieges, rein zahlenmäßig zu schwach. Was zu ihrer Unterstützung durch das Gesamtdeutschtum geschehen sollte oder müßte, erörtert Hermann Ullmann, der Schriftleiter der „Deutschen Arbeit", einer Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, die ein Organ zur Verständigung zwischen den Reichsdeutschen und den Deutschösterreichern zu werden verdiente, in einer Schrift über „Deutschösterreich und die deutsche Zukunft" (Ostlandverlag G. m. b. H., Charlottenburg, Grolmanstraße 36).

Ullmann denkt unter anderem an tätige Mithilfe aus dem Gesamtdeutschtum für alle jene Organe völkischer Selbsthilfe, „die soviel dazu beigetragen haben, daß Österreich doch noch in letzter Stunde seine weltpolitische Aufgabe an der Seite Deutschlands erfüllen könnte". Diese Organisationen seien durchweg keine Kampf-, sondern Schutzvereinigungen und leisteten Kulturarbeit, die im Grunde der Staat zu leisten hätte. Sehr bemerkenswert sind Ullmanns Hinweise auf Mittel, durch die die deutschösterreichische völkische Arbeit sich mit einer Förderung auch slawischer Stämme in Einklang bringen ließe. Wenn man zum Beispiel die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Slawen zur Kulturarbeit in ihren eigenen Gebieten, zur inneren Kolonisation ihres sehr unrationell verteilten Großgrundbesitzes, der sie zur Auswanderung zwingt, zur zweckmäßigen Steigerung ihrer Industrie und Landwirtschaft, zur Bekämpfung der Landflucht und damit Auswanderung durch soziale Reformarbeit veranlaßte, so würde ja am ehesten jener den nationalen Frieden zerrüttenden, künstlich übersteigerten Wanderbewegung Einhalt geboten, welche die Minderheiten und damit die Herde alles „Sprachen"kampfes schafft. Noch weniger widerspreche es den deutschösterreichischen Bestrebungen, wenn die Slawen kulturell mehr befriedigt würden, wenn sie mit ihren geistigen Leistungen weiteren Widerhall fänden als bisher, wenn man ihre Sprachen auch außerhalb Österreichs lernte, ihre künstlerischen und anderen kulturellen Leistungen beobachtete und beurteilte, wenn sich ihr kulturelles Leben nicht wie bisher im verschwörerischen Halbdunkel einer panslawistisch angekränkelten Einsamkeit, sondern im hellen Lichte Mitteleuropas abspiele. Dafür könnte natürlich durch die reichsdeutsche Intelligenz viel geschehen; sie könnte den Kulturleistungen kleiner slawischer Stämme eine Resonanz schaffen, die bei ihnen viele Kräfte sich unschädlich auswirken ließe, die jetzt ihr politisches Leben vergiften.

Otto Corbach

Neues von Korff

Korff, in einer ernsten Zeit
Artill'rist geworden,
Zeigt als Leutnant Schneidigkeit,
Kriegt auch manchen Orden.

Ihm jedoch genügt dies nicht
(Tapfer sind so viele) —
Ehrgeiz wählt sich neue Pflicht,
Setzt sich höh're Ziele.

Er erfindet (Reichspatent)
Neue Kampfgeschütze,
Eines er „Haunone" nennt,
Das andere „Kabitze".

*

Die Haunone lädt und schießt
— Lest es mit Erstaunen —
Lädt und schießt von selber ab
Granaten und Kartaunen.

Und der brave Haunonier
Hat ein gutes Leben,
Er muß seinem Schießgeschütz
Nur die Richtung geben.

Doch noch wunderbarer fast
Ist von Korffs Kabitze:
Diese richtet ganz allein
Ihre Feuerblitze.

Und der schwarze Kragenmann
Braucht nur abzufeuern
Und des heißen Donnermauls
Nahrung zu erneuern.

Doch die hohe Kommission,
Damit nicht zufrieden,
Schreibt dem Leutnant Korff: er soll
Weitre Pläne schmieden.

Korff, nie in Verlegenheit,
Schafft Kombinationen,
Die er „Haukabitzen" nennt
Oder „Kahaunonen".

*

Korffens Mühen, eifervoll,
Bleibt dabei nicht stehen,
Und wie es noch enden soll,
Ist nicht abzusehen.

Hoffnung ist vorhanden, daß
In zukünft'gen Kriegen
Korffs Geschütze ganz allein
Ausziehn, kämpfen, siegen.

Reinhard Weer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Teilweise Wiedereröffnung der Börse

In den aufgeregten Julitagen des Jahres 1914 wurde der offizielle Börsenverkehr in Deutschland wie auch in anderen Ländern eingestellt. Die Folge davon war nicht etwa, daß der Handel in Wertpapieren von da ab ruhte; im Gegenteil, er ist sogar zeitweise fast lebhafter als im Frieden gewesen. Lediglich der offizielle Verkehr wurde eingestellt, d. h. es unterblieb von da ab die Veröffentlichung von Kursen. Es wurde sogar unter Strafe gestellt, Kurse öffentlich bekanntzugeben. Außerdem aber ruhte der amtliche Börsenapparat. Diese amtliche Organisation besteht darin, daß die Feststellung der Kurse durch die Vermittlung von vereidigten Maklern geschieht, die auf Grund von Angebot und Nachfrage für die zum Börsenhandel zugelassenen Papiere Kurse feststellen.

Im Frieden vollzieht sich nämlich der Kauf oder Verkauf von Wertpapieren in folgender Weise. Der Kunde gibt einer Bankfirma den Auftrag, ein Papier zu erwerben oder abzustoßen, und diese führt dann den Auftrag in der Weise aus, daß sie so gut wie möglich den Auftrag auszuführen sucht und für sich selbst lediglich eine feste Provision von durchschnittlich 1 Promille berechnet. Der Börsenmakler erhält außerdem noch eine sogenannte Courtage von $^1/_2$ Promille. Mit anderen Worten, der Bankier ist in normalen Zeiten seiner Kundschaft gegenüber lediglich Kommissionär, nicht Eigenhändler.

Das hat nun im Krieg aufgehört, und wer sich auf Börsengeschäfte einlassen wollte, dem trat seine Bank als Eigenhändlerin gegenüber. Die Bank war also dem Kunden gegenüber nicht verpflichtet, den Auftrag ohne eigenen Verdienst auszuführen, sondern konnte je nachdem ein, zwei und mehr Prozent draufschlagen. Und — das ist das Wesentliche — die Banken und Bankiers haben das auch getan. Viele von ihnen benutzten die kurszettelfreie Zeit, um gehörig zu profitieren derart, daß ein gewisses Mißtrauen in die Kreise der Kundschaft gekommen ist.

In anderen Ländern ist man in diesen Dingen weniger streng vorgegangen als in Deutschland. Längst ist in Neuyork und in London der regelmäßige offizielle Verkehr wieder im Gange. Man hat das in Deutschland offenbar darum abgelehnt, weil die Behörden von der offiziellen Börseneröffnung eine Beeinträchtigung unserer Kriegsfinanzierung befürchteten. Man glaubte, daß, wenn wieder die Zeitungen täglich Kurszettel veröffentlichen, das Publikum sein Interesse statt den Kriegsanleihen den Aktien zuwenden würde. Ob diese Befürchtung richtig ist, sei dahingestellt. Denn wie schon erwähnt, hat jenes Verbot die Spekulation nie abgehalten, sich auf dem Aktienmarkte auszutoben in einer Weise, die früher bei normalen Börsenverhältnissen auch nicht schlimmer hätte sein können.

Offenbar unter dem Eindruck dieser Erkenntnis, dann aber auch beseelt von dem Wunsch, allmählich doch wieder zu normalen Verhältnissen überzuleiten, wird jetzt der Gedanke erwogen, wenigstens teilweise die Börsen wieder zu eröffnen. Es soll künftig der Bankier wieder als Kommissionär auftreten und nicht mehr als Eigenhändler. Auch die Makler, die ebenfalls in den letzten Jahren sich ans Dickverdienen gewöhnt hatten, sollen wieder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als beamtete Personen handeln. Freilich, eine Veröffentlichung der Kurse will man noch nicht erlauben, weil man doch den Anreiz durch derartige Kurslisten vermeiden will. Sehr interessant und wichtig aber ist es, daß gleichzeitig mit dieser teilweisen Wiedereröffnung der Börse gewisse Reformen unserer ganzen Börsentechnik geplant sind, die weit in den Frieden hinein von Bedeutung sind.

Wir unterscheiden bisher dreierlei Arten von Papieren, die an der Börse gehandelt werden, Ultimopapiere, Kassapapiere und Papiere im freien Verkehr. Um die letzteren vorweg zu nehmen, handelt es sich dabei um solche Werte, die aus irgendwelchem Grunde noch nicht von den Zulassungsstellen zum amtlichen Verkehr zugelassen sind. Das sind also beispielsweise Kolonialwerte gewesen, dann aber auch Aktien von Unternehmungen, die erst verhältnismäßig jung waren und deshalb nach den Bestimmungen der deutschen Börsenordnung nicht notiert werden dürfen. Die notierten Werte sind fast durchweg sogenannte Kassapapiere, für die in Deutschland jeden Tag, sofern überhaupt ein Verkehr stattfindet, ein einheitlicher Kurs durch den Makler festgesetzt wird. Daneben gibt es sogenannte Ultimopapiere. Das sind diejenigen Papiere, die fortlaufend hin und her gehandelt werden, für die also an jedem Tage eine ganze Reihe von Kursen zustande kommen und die das eigentliche Betätigungsfeld der berufsmäßigen Spekulation bilden. Zum Ultimoverkehr zugelassen werden neben den wichtigsten Staatspapieren nur die ganz großen Gesellschaften, wie etwa unsere führenden Montanunternehmungen, Schiffahrtsgesellschaften, Bankaktien usw. Der Kreis dieser Ultimopapiere ist dementsprechend eng begrenzt. Nun will man anscheinend künftig die Sache anders machen. Der starre Grundsatz der Einheitskurse soll insofern verlassen werden, als man für eine sehr große Anzahl von Papieren — ins Auge gefaßt sind die Gesellschaften mit mehr als 15 Millionen Kapital — fluktuierende Kurse festsetzt, d. h. es kann ständig in den Papieren gehandelt werden, und der Makler wird jederzeit vorgenommene Umsätze notieren, im Gegensatz zu dem bisherigen Grundsatz, wonach der Makler alle Ver- und Ankaufsaufträge gesammelt und auf Grund des vorliegenden Materials dann einen einzigen Kurs festgesetzt hat. Wenn dieser Grundsatz auch später beibehalten wird, so nähern wir uns damit den Gebräuchen, wie sie an den meisten ausländischen Börsen, namentlich in Neuyork und London, üblich sind.

Diese Entwicklung ist so interessant, und sie scheint im großen und ganzen glücklich zu sein. Denn der seitherige Grundsatz der Einheitskurse hat sehr schwere Mißstände mit sich gebracht. Das, was das Publikum in den Zeitungen an Kursen zu lesen bekam, war zum Teil künstlich gemacht; der Einheitskurs gab Interessenten und solchen, die im Trüben fischen wollten, die Möglichkeit, die Kurse nach ihrem Gefallen zu beeinflussen. Freilich kann erst die Praxis zeigen, ob die Erwartungen und Hoffnungen sich erfüllen werden.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Luther

Von Theodor Heuß

Der Sohn eines einfachen sächsischen Bergmannes zerschlägt die Tafeln der Weltgeschichte. Aus einer kärglichen Kindheit, aus einer Mönchszelle, die Kasteiung und Entbehrung gesehen, bricht die wunderbare Macht und Kraft, die Völker umgestaltet. Keines Menschen Wirkung war, seit Jesus' Tagen, so groß wie die Luthers. Die Staatengeschichte kennt Cromwell, Friedrich, Napoleon, Bismarck; aber ihre Leistung ist viel mehr in ihre Zeit gebunden, war Abschluß. Luthers Werk ist immer neu, immer lebendig, immer Anfang.

Wenn man von der Weltmission des Deutschtums redet, steht keiner so eindringlich vor unserem Auge. Er ist freilich in Wesen und Temperament ganz und gar deutsch, nur auf deutschem Boden eben so denkbar; aber seine entscheidende Tat hängt nicht am Nationalen. Es ist die Gegenüberstellung des einzelnen zu Gott, Weltgeist, Sittlichkeit; wenn nicht in Planen und Wollen, so doch in der Wirkung der ungeheuerlichsten Auflehnung des Individuums gegen irdische, geschichtliche Gebundenheit. Der Freiheitsschrei der Menschenseele, die sich aus der Fessel eines Jahrtausends reißt, um still, ernst, gläubig, dankbar zu werden. Als Luther sich gegen den Papst aufwarf, war es nicht der Protest des biederen deutschen Patrioten gegen römische Lotterwirtschaft; der Doktor aus Wittenberg war das Mittel, durch das die Idee, ein rein Geistiges in die Welt erneut und erneuernd trat. Nennen wir es Rechtfertigung durch den Glauben, allgemeines Priestertum — es war das selbstbehauptete Recht der Einzelseele des Menschen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das kam nicht als eine geklärte Formel, sondern in einem wundervoll reichen, kämpfenden und leidenden, lachenden und weinenden Menschentum. So weltenweit sein geistiges Wirken, so aufs deutsche Erdreich gestellt sein Wesen. Wir haben die Bilder und Schnitte des Lukas Cranach vor uns. Das Behäbig-Gutmütige sitzt neben dem herrischen Draufgängertum, hinter der harten Stirn nisten die verwegenen Gedanken, und der Mund hat eine gewisse milde Lässigkeit, ein Bauer und ein Gelehrter, ein Familienvater und ein kluger Staatspolitiker. Es ist keine einheitliche und klare Mischung: er beherbergt revolutionären Drang und konservative Starrheit, kühle Überlegenheit des ruhigen Verstandes und mystische Ergriffenheit — sein Leben und seine Lehre fließen nicht als gleiches Rinnsal. Widersprüche lauern. Aber das ist ja das Große an seiner geschichtlichen Erscheinung, die wunderbare Vielfältigkeit des Werdens.

Und dann dies: der Geist der höchsten Spekulation ruht auf dem Grunde eines praktischen Verstandes. Nachdem die große Schlacht von Seele und Geist geschlagen, denkt er nüchtern, denkt ans Erhalten und Aufbauen, an das Sorgen und Verwalten, schafft Ordnung und Ordnungen. Er ist ein zugreifender Sozialpolitiker im großen und im kleinen, ein kühler Beurteiler wirtschaftlicher und sozialer Kräfte. Wo er schöpferisch die Hand anlegt, wächst aus wunderbarer Kraft Herrliches: er überträgt mit gelehrtem Fleiß und zu praktischen Zwecken die Bibel und schafft ein Kunstwerk der deutschen Sprache, er schreibt Lieder für den Gemeindegesang, und es sind Dichtungen von edelstem Gehalt.

Es ist die deutsche Tragik, daß dieser Mann einem Teil seines Volkes fremd bleiben mußte. Die fruchtbarsten Säfte unserer Art kamen in ihm zur Entfaltung: Zorn und Mut, Herzlichkeit und Milde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Luther und das soziale Problem

Von Geheimrat Prof. Dr. Ernst Troeltsch (Berlin)

Die Redaktion erbittet von mir einen kurzen Aufsatz über „Luthers soziale Grundstimmung", um damit auch an ihrem Teil sich an der Gedenkfeier der Reformation zu beteiligen, die nun einmal durch die Überlieferung an den Tag des Thesenanschlages festgeheftet ist. Obwohl ich ähnlichen Bitten bereits anderwärts mehrfach entsprochen habe, will ich doch auch hier um der Sache willen mich der Aufgabe nicht entziehen. Der Gegenstand ist überdies ja auch so ungeheuer groß, daß er immer wieder neue Seiten darbietet.

Gerade die soziale Seite und Bedeutung hervorzuheben, ist ein Anliegen und ein Gesichtspunkt der Gegenwart, die, selber schwer unter bestimmten sozialen Problemen leidend, eine wesentlich sozialgeschichtliche Auffassung der menschlichen Dinge herausgearbeitet hat und daher geneigt ist, diese Fragestellung an alle großen Geschehnisse der Vergangenheit gleichfalls heranzubringen. Es ist auch außer jeder Frage, daß diese Einstellung des Blickes in der Tat die Auffassung aller historischen Dinge erweitert und vertieft hat und daß auch die Reformation in dieser Beleuchtung einen erheblichen Teil ihrer Bedeutung und Wirkung erst offenbart. Sie hatte und hat heute noch in dieser Beziehung eine ernsthafte Wirkung und einen eigenen Sinn.

Aber es darf freilich nicht übersehen werden, daß für ihr eigenes Bewußtsein und für ihre ganze Zeitlage diese großen Lebensfragen nicht zentral als Hauptsache empfunden wurden und auch tatsächlich nicht die Rolle spielten, die ihnen heute unter ganz veränderten Verhältnissen zukommt. Man berechnet die damalige Einwohnerzahl des heutigen deutschen Reichsgebietes auf etwa 12 Millionen, während es heute annähernd 70 Millionen sind. Das allein bedeutet schon, daß es ein soziales Problem von der heutigen Bedeutung durchaus nicht geben konnte. Der deutsche Boden konnte, auch wenn er nicht entfernt landwirtschaftlich und gewerblich so ertragfähig war wie heute, seine Bewohner ohne Schwierigkeiten ernähren und ließ aus keiner Enge des Nahrungsspielraums und der Absatzbedürfnisse schwere soziale Krisen hervorgehen. Ein deklassiertes, nur über seine Hände verfügendes, vom Boden getrenntes Proletariat, wie es die Voraussetzung der modernen Industrie war, gab es nur in einem ganz bescheidenen Umfang. Es konnte teils von der Wohltätigkeit bewältigt werden, teils strömte es dem Bettler- und Vagantentum zu, das man als eine normale soziale

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erscheinung betrachten und ertragen konnte. Gewiß kannte das Spätmittelalter ernste soziale Krisen und empfand sie auch als solche. Der kleine Adel war mit den veränderten militärischen und politischen Verhältnissen in eine schwere Lage gekommen. Die Bauern, vor allem des Südwestens, wehrten sich gegen die Herabdrückung durch den Grundbesitz. In den Städten strebten Gesellen und Demokraten gegen die Privilegien der Meisterschaft und das städtische Patriziat in die Höhe. Aber alles das waren keine inneren Erschütterungen des sozialen Gesamtaufbaues. Die Ritterfrage war eine verhältnismäßig kleine Teilfrage. Die beiden anderen Probleme waren an sich einer Lösung fähig, die die Gesamtstruktur nicht veränderte. So gab es für nur wenig Köpfe eine wirkliche Prinzipienfrage, von deren Beantwortung aus der ganze Körper hätte umorganisiert werden müssen. Im ganzen dauerte Blüte und Aufschwung bis zum Dreißigjährigen Kriege wenigstens äußerlich fort. Die großen religiösen Umwälzungen waren also vor ganz andere Grundfragen gestellt, vor die Aufgabe einer Neuordnung des überall als problematisch empfundenen Verhältnisses von Kirche und weltlicher Gewalt, von Priestertum und Laienchristen, von Mönchtum und Weltchristen. Gewiß waren nun gerade in diesen Dingen ernste soziale Probleme enthalten, Machtfragen und Wirtschaftsfragen aller Art, soziale Schwierigkeiten, Privilegien und Reformbedürfnisse. Diese hat man auch als solche erkannt und empfunden und durch kirchliche und religiöse Reformen zu heben getrachtet. Aber das sind ganz andere und sehr viel partiellere soziale Probleme als die modernen. Sofern sie überhaupt auf eine Prinzipienfrage hinausliefen und einen Umbau der Gesellschaft erforderten, lag das Prinzip in dem geistlich-kirchlichen Aufbau der Lebensordnung und die grundsätzliche Reform in einer Umgestaltung der spätmittelalterlichen Verhältnisse gerade und nur an diesem Punkte.

Die Prinzipienfrage auf diesen Punkt zu beschränken, dazu wirkte auch noch die Unverbrauchtheit und Selbstverständlichkeit der sozialen Grundideen und Ordnungsideale, die mit der christlich-mittelalterlichen Lebenswelt selbst gegeben waren und von der philosophischen wie theologischen Theorie als selbstverständlich behandelt wurden. Genau wie die christlichen Hauptdogmen und die Notwendigkeit einer kirchlich-religiösen Einheit samt ihrer zwangsmäßigen Aufrechterhaltung trotz aller Einzelkritik selbstverständlich blieben, so galt das auch von den Ideen des christlichen Naturrechtes, die, auf Philosophie, Vernunft, Bibel und Theologie gleichmäßig beruhend, das unausweichliche Geleise für alles soziale Denken und Fordern darboten. Der moderne Kritizismus, Subjektivismus und Historismus, die Neigung zum Problematischen und zur ständigen wissenschaftlichen Neustellung der Prinzipienfragen fehlte unten und oben vollständig. Noch lebte man ebenso-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr in der Welt des Glaubens als in der der unwandelbaren Vernunftwahrheiten, die nur in der Anwendung, aber nie im Grundsatz fraglich werden konnten. Dieses christliche Naturrecht betrachtete im Anschluß an die griechische Gesellschaftsphilosophie die sozialen Ordnungen als unveränderlichen und eindeutigen Ausfluß der Vernunft, die bei der Identität der Vernunft mit der christlichen Offenbarung eben damit auch ohne weiteres christlich war. Seit den Kirchenvätern hat man in dem Dekalog die biblische Anerkennung oder gar die Wurzel der griechisch-rationalen Gesellschaftsphilosophie gesehen und sie ebensosehr aus ihm als aus Aristoteles herausentwickeln zu können geglaubt. Das bedeutete eine völlige philosophisch-theologische Unantastbarkeit, Klarheit und Selbstverständlichkeit der sozialen Grundbegriffe. Inhaltlich gingen diese Grundbegriffe nach der Lehre des Hochmittelalters darauf hinaus, Staat und Gesellschaft als einen aus dem Wesen der göttlichen Vernunft hervorgehenden Organismus zu betrachten, der vernunftnotwendig in einer leitenden, am besten monarchischen, Gewalt gipfelt, der die Masse in wesentlich erblichen Berufsständen gliedert, der das positive Recht aus den allgemeinen Grundlagen in den Vernunftprinzipien je nach Bedürfnis entwickelt und rechtfertigt und der als Ganzes für das leibliche und geistliche Wohl seiner Untertanen durch Recht, Nahrungsschutz, Luxusgesetzgebung und intimes Verhältnis zur Kirche sorgt. Innerhalb dieses sich gegenseitig ergänzenden und tragenden Kosmos der Berufe hat ein jeder das freie und gleiche Recht der gottgeweihten und gottverpflichteten Persönlichkeit, ist der Herrscher an Gott und das natürliche Sittengesetz gebunden und hat jede Maßregel sich aus dem leiblichen und geistlichen Wohle der Gesamtheit zu rechtfertigen, um gültig zu sein. Staat, Politik und Wirtschaft quellen noch wesentlich gemeinsam und voneinander wenig unterschieden aus der in jedem Menschen sprechenden und von den Amtsstellen nur formulierten göttlichen Vernunft. Die Möglichkeit eines solchen Systems in der Sinnenwelt an sich ist noch außer jedem Zweifel. Es war als richtiges Produkt von Philosophie und Theologie im Grunde ein höchst idealistischer, fast utopischer Gedanke des Vernunft- und Glaubensstaates. Mit den wirklichen Verhältnissen traf er trotz alledem insofern überein, als die relative Unentwickeltheit von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft auch von sich aus Moralisches, Religiöses, Rechtliches und weltliche Interessen noch gar nicht gesondert und die konkreten Bedürfnisse der einzelnen Kulturgebiete noch nicht verselbständigt hatte. Das reale Leben war noch nicht zu einer Selbständigkeit und Verwickeltheit erwachsen, die in jenen Maßstäben etwas ihnen Fremdes hätten erblicken können. Auf der anderen Seite aber besaß jene Theorie doch auch eine große Anpassungsfähigkeit gegenüber den wirklichen Verhältnissen. Sie war ein Idealbau, hineingestellt in die Welt wesenhafter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und für die Masse unüberwindlicher Sündhaftigkeit. In dieser Lehre von der Erbsünde steckt das ganze Geheimnis der Zurechtfindung des christlich-rationalen Ideals mit der Wirklichkeit. Sie forderte vom Herrscher Strenge und Härte gegen die sündhaften Neigungen der Masse, Disziplin und Überwachung ihrer Begehrlichkeiten und Leidenschaften. Sie ließ in Handel und Wandel, Geschlechtsleben und Lebensweise allerhand Zugeständnisse an die Sünde und Bosheit machen, mit der man sich ja nun einmal verhalten mußte. Sie rechtfertigte den Krieg und die Unterdrückung feindlicher Mächte aller Art, wenn das zur Verteidigung des Guten diente. Sie nötigte überall das Ideal zu Kompromissen, in welchen Kompromissen das Ideal dann fast wie das Gegenteil seiner selbst erscheinen konnte. Wo der Druck des Erbsündendogmas gelockert und die natürlichen Ansprüche der freien und gleichen Persönlichkeit auf rationelle Gesellschaft und christliche Liebesordnung geltend gemacht wurde, wie bei einem Teil der Bauernprogramme oder der sog. Wiedertäufer, da kamen dann auch die revolutionären und kritischen Seiten dieses Ideals zutage. Solche Opposition wurde dann aber im Namen der gegen die Erbsünde und Begehrlichkeit notwendigen Ordnung rücksichtslos unterdrückt, wie das heute noch eine Neigung konservativen Denkens ist. Es ist derselbe Gedanke, der freilich in ganz anderer Wendung auch in den modernsten Systemen steckt als Unterscheidung des ökonomischen Unter- und des geistig-moralischen Überbaus oder in vorsichtigerer Weise als Lehre von dem Konflikte zwischen der soziologischen Naturgrundlage und der Eigengesetzlichkeit der höheren geistigen Kultur. Indem das Mittelalter die Naturgrundlage zu einem sehr großen Teil der Sünde überwies, vermochte sie sie stets prinzipiell ins Unrecht zu setzen und praktisch zu berücksichtigen. Darauf beruht die trotz allen Gegensätzen als zweifellos empfundene Einheitlichkeit der sozialen Welt und der sie deutenden Theorie.

Dieses christliche Naturrecht, auf dem die ganze Gesellschaft des Mittelalters — soweit Theorien dafür überhaupt in Betracht kamen — beruhte, war nun auch die selbstverständliche Voraussetzung Luthers und aller anderen Reformatoren. Daß bei ihm und seinen okkamistischen Lehrern der Vernunftidealismus des hochmittelalterlichen Naturrechts in etwas gebrochen ist, ändert gerade an diesem Punkte nicht viel, da gerade in der Soziologie auch bei ihnen der Rationalismus wesentlich erhalten blieb. Allerdings mochte dieser Umstand Luthern auch in weltlichen Dingen für die Autorität günstiger stimmen, als das bei dem philosophisch-theologischen Haupte der alten Kirche, dem heiligen Thomas, der Fall war. Je stärker seine Lehre überdies schon aus rein religiösen Gründen die Unüberwindlichkeit der Erbsünde betonte, um so schärfer trat bei ihm vollends die konservative

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite und Anwendung dieses Gedankens hervor. Ein Mann wie Zwingli, der über die Erbsünde milder dachte und sie nicht als persönliche Schuld und Bosheit, sondern als Mangel und Schwäche ansah, hat demgemäß viel radikaler aus dem christlichen Ideal heraus den positiven Aufbau des züricherischen Gesellschafts- und Staatslebens in Angriff genommen. Auch bei Kalvin, dessen Prädestinationslehre wenigstens für die Erwählten selbst gleichfalls eine Unwirksammachung der Erbsünde ist, fand gleichfalls eine stärkere Richtung auf den sozialen Neubau statt. Aber all diese Unterschiede liegen immerhin nur innerhalb der gemeinsamen Voraussetzung des christlichen Naturrechts, wie es soeben charakterisiert worden ist. Und auf der anderen Seite hat doch auch Luther das mit der Vernunft und dem Evangelium identische soziale Ideal hochgehalten als die alleinige wahre Regel menschlichen Verhaltens. Ja, je mehr er die Hemmungen in Sünde und Wirklichkeit sah, um so schroffer und dringender hat er das Ideal selbst formuliert und ihm mehr als Zwingli und Kalvin den eigentlich utopisch-christlichen Sinn erhalten. Um so schmerzlicher mußte er dann aber auch freilich vor der Wirklichkeit der Sünde kapitulieren und sich auf das Innerste der mit der Welt unverwirrten Persönlichkeit zurückziehen. Sein soziales Denken bewegte sich — übrigens mit viel gesundem Menschenverstand und mit sehr wenig begrifflichen Kunstaktionen — auf der schwierigen Diagonale zwischen einem fast übermenschlichen Ideal der freien Persönlichkeit und Liebesgemeinschaft einerseits und einem überaus handfesten und konservativem Realismus andererseits.

Unter diesen Umständen gab es für Luther überhaupt kein theoretisches soziales Problem, sondern nur ein praktisches oder, wie das die naturgemäße Folge ist, ein unzusammenhängendes Bündel praktischer Probleme, für deren Lösung ihm wie aller Welt die Grundsätze des christlichen, aus heidnischer Vernunft und biblischer Offenbarung zu erleuchtenden Naturrechts zur Verfügung standen. Sie blieben überhaupt in Kraft, bis der moderne rationelle Verwaltungsstaat und sein wirtschaftlicher Rationalismus, damit zugleich dann auch die modernen politischen, juristischen, ökonomischen und soziologischen Theorien und Einsichten, sich durchgesetzt hatten. Aber auch nur in dieser Beschränkung hat Luther soziale Probleme zunächst überhaupt nicht gesehen. Er kam nicht vom Praktischen und Sozialen zur Reformation, sondern umgekehrt von dem Radikalismus des rein religiösen Heilssuchers aus zu einer neuen religiösen Innerlichkeit und erst durch die von dieser aus sich ergebende Hineinziehung aller Dinge in das religiöse Problem zum sozialen. Dieses hat er dann ganz naturgemäß nicht bloß in dem bezeichneten Rahmen des christlichen Naturrechts und seiner idealen Forderungen, sondern vor allem von der Seite aus gesehen, die bei solchem Ausgangspunkt vor allem sicht-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar werden mußte: von dem Drucke aus, den Kirche, Papsttum, Bistum, Priestertum, Mönchtum vermöge ihrer Privilegien und Sonderrechte, ihrer Übermacht über die weltlichen Interessen und ihres kirchlichen Besitzes und Nutzungsrechtes auf das Gesamtleben ausübten. Das war ja in der Tat, wie bereits gezeigt, ein Hauptpunkt, vielleicht der Hauptpunkt in den sozialen Problemen jener Zeit, wo Fürsten, Bauern, Städte, Adel in ihrer Entwicklung überall sich an den hemmenden Fesseln der Kirche rieben. Die verschiedenen Zeiten haben verschiedene soziale Probleme; es ist nicht immer, wie heute, vor allem der Klassenkampf aufstrebender und um neue Ziele geeinter Massen. Dieses soziale Problem zu verstehen, war Luther durch seinen inneren geistigen Kampf mit der Kirche vorzüglich ausgerüstet, und er besaß auch den einheitlichen Schlüssel zu seiner Lösung aus seinen religiösen inneren Kämpfen her: die Scheidung des Geistlichen und Weltlichen, die Beschränkung des ersteren zu einer rein inneren Macht des Geistes und der Liebe und die volle Freistellung des letzteren in den Grenzen des christlichen Naturrechts. Dabei sollten und konnten beide dann nach seiner Hoffnung erst recht zur Aufrechterhaltung und Durchsetzung des „christlichen Standes" oder, wie wir sagen würden, der christlichen Einheitsgesellschaft beitragen. Es sollte ein freies Zusammenwirken der Liebe sein, wo die weltlichen Stände durch ihr Gewissen und den Glauben zur Pflege der Kirche getrieben sind und die Kirche in den Christen willigen Gehorsam gegen die Obrigkeit wie freudige gegenseitige Zusammenarbeit in der ständischen Berufsarbeit wirkt. Wie er von da aus das Bild der Dinge sich dachte, hat er in den noch hoffnungsvollen Anfängen in der berühmten Reformschrift an Kaiser und Adel hinreißend geschildert; er hatte das Mittel in der Hand, die alten Beschwerden deutscher Nation nun wirklich von Grund aus und wahrhaft christlich zu heilen. Die Resignation aller Reformer blieb ihm nicht erspart. Die Sünde, der Gewaltmißbrauch der großen Herren und die radikale Mißdeutung durch die aufrührerischen Bauern, waren stärker als Kirchenherrschaft und Luthers, die das Mönchtum abstreichende, tief innerliche Neubelebung des christlichen Naturrechts. Nun hat er gegen Rotterei und gegen Herzenshärte und Undankbarkeit geklagt und immer mehr der Gewalt und Disziplin der christlichen Obrigkeit alles anvertraut, nicht ohne aus der Souveränetät des christlichen Amtes und Geistes heraus auch diesen gelegentlich tüchtig die Leviten zu lesen. Ein Fürstenknecht ist er nie gewesen. Wie sich seine Sozialideale unter diesen Umständen gestaltet haben, kann, wer sich näher dafür interessiert, in meinen „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen" lesen. Es ist ein vom rechtlichen und wirtschaftlichen Druck der Kirche befreites, verinnerlichtes, verbürgerlichtes und territorialisiertes Naturrecht des Spätmittelalters, beseelt von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer unendlich tiefen, trotzigen, warmen und gütigen Innerlichkeit, aber überall kapitulierend vor der Macht der Sünde, die Staatsgewalt zu Hilfe rufend und die tiefste Christlichkeit in der inneren Freiheit der Person und ihrer freien, berufstätigen Bruderliebe verschließend. Die Bürgerlichkeit ist dabei als Klein- und Ackerbürgertum in seinem Gegensatz gegen die harten großen Hansen und gegen die rohen und wilden Bauern gemeint, eine Bürgerlichkeit, die an die soziale Arbeit und Denkweise der spätmittelalterlichen Stadt sich anschließt und bei einer wohlmeinenden Territorialherrschaft sich am besten geborgen weiß. Von moderner Bourgeoisie ist dabei natürlich nicht die Rede, vielmehr hat Luther alles, was dahin vordeutete, aufs schärfste verworfen. Es ist deutsches Philistertum im engen wie im gemütvollen und gesunden Sinne dieses Wortes; Wilhelm Raabe hat in seinem Abu Telfan vortreffliche Worte dafür gefunden und auch Gustav Freytag hat es gepriesen.

Freilich betrifft all das die Sache nur, soweit Luther sich ihrer bewußt war und soweit sie auf der Oberfläche der Tatsachen zum Ausdruck kam. Man kann sehr wohl fragen, ob hinter all dem nicht noch etwas steckte, was darin nicht zum Ausdruck kam, was aber in den späteren historischen Wirkungen seinen Durchbruch fand. Damit käme man auf die Frage nach einer sozialen „Grundstimmung", die hinter Lehren und Werken Luthers lag und doch das eigentlich Neue und Wesentliche bildete. Diese Frage wird namentlich dann wichtig, wenn man von hier aus gewisse Eigentümlichkeiten des modernen deutschen Geistes gegenüber den angelsächsischen und westlichen Völkern erleuchten will. In der Tat, man wird nicht leugnen können, daß etwas Derartiges vorhanden ist und ein derartiger Zusammenhang besteht. Friedrich Meinecke hat völlig recht, wenn er kürzlich in seiner Rede über die „deutsche Freiheit" an Luther anknüpft und den Sonderzug der deutschen Freiheitsidee, die Vereinigung souveränster und innerlichster Eigenheit der Person mit williger Hingebung und Bindung des einzelnen an Gesamtgeist und überindividuelle Institution, aus Luthers Idee von der Freiheit eines Christenmenschen verdeutlicht. Ein Herr aller Dinge durch persönlichste und individuellste Gemeinschaft mit der geistigen Welt und doch ein Knecht aller Dinge durch freie Eingliederung und liebende Hingebung an das vor allen Individuen vorhandene Ganze: so wird man Luthers allerallgemeinste und grundsätzlichste soziale Grundstimmung wohl bezeichnen können. Auch ist der Weg von ihm zu Leibniz und Friedrich dem Großen, zu Kant, Fichte und dem Freiherrn vom Stein, auch zu Goethe und Bismarck wohl erkennbar. Allein man wird dann aber auch stark betonen müssen, daß das nur die verborgene Grundstimmung ist, daß diese sich nur auf das allgemeinste Grundverhältnis bezieht und in diesen modernen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Formulierungen von ihrer eigentlich Lutherschen religiösen Fassung weit abgerückt ist und daß der ganze für Luther so entscheidende Einschlag seines christlichen Naturrechts und seiner viel engeren und kleineren konkreten Zeitlage dabei beseitigt ist. Auch wird man sagen müssen, daß eine so allgemeine Charakteristik in der Hauptsache doch auch schon auf den Katholizismus und sein organisches Naturrecht selbst zutrifft, nur daß in ihm die geistige Welt zur Priesterkirche verdinglicht und damit auch die freie Hingebung an das Überindividuelle stark äußerlich und gesetzlich gebunden war.

Luthertum und Katholizismus treffen in dieser Hinsicht, wie in der Wurzel, so auch im modernen Ergebnis, auf große Strecken zusammen. Die ganze Bedeutung dieser Grundstimmung erhellt erst, wenn man die andersartige Grundstimmung der kalvinistisch-puritanischen Welt und deren Zusammenrücken mit dem rein rationalistischen, ökonomisch-demokratischen Naturrecht zusammenhält. Freilich handelt es sich hier auf beiden Seiten, beim modernen Luthertum und beim angelsächsischen Kalvinismus, nicht um rein religiöse Entwicklungen, sondern um die Überwältigung dieser durch allgemeine historische Verhältnisse. Insbesondere das preußische Luthertum ist zur Religion einer Herrenschicht geworden und trägt die Züge einer Herrenreligion, wie der puritanische Kalvinismus zu der gewerblicher Massen geworden ist und die Züge einer geschäftlichen Demokratie trägt. Das aber ist hier nicht mehr zu schildern. Ich habe es in meinen „Soziallehren" bereits eingehend erläutert, und man hätte aus ihnen reichlich mehr Verständnis für die angelsächsische „Heuchelei" und „moralische Politik" sowie für die angeblich lutherische Herkunft deutscher Machtmoral und Obrigkeitsreligion gewinnen können, als tatsächlich sich vorhanden gezeigt hat. Doch das führt über das Thema hinaus. Die Hauptsache ist: Luther selbst hat mit diesen Gegensätzen nur sehr wenig und dieses Wenige nur mittelbar zu tun. In seinem Zentrum war er eine rein religiöse Persönlichkeit, und deren soziale Grundstimmung wiederum erschöpfte sich ganz einfach in der Souveränität des gottgewissen Individuums und in der Gebundenheit einer durch den natürlichen Beruf sich schlicht auswirkenden Bruderliebe. Das aber gehört bis heute zu den besten Eigenschaften der Deutschen, auch der katholischen, und dieser Hoffnung kann sich jetzt beim Reformationsfest jedermann getrösten, indem wir zugleich hoffen, daß ihm für die Betätigung dieser Tugenden der endlich erworbene Lebensspielraum in furchtbaren Kämpfen erhalten geblieben und gefestigt worden ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschprotestantische Abrechnung

Von Reinhold Planck

Auf den 31. Oktober 1917

1.

Wenn die evangelische Christenheit an dem kommenden großen Tag dankbar des Mannes gedenkt, in dessen Herz zuerst wieder der göttliche Funke des Evangeliums aufgeleuchtet hat, so steht sie zu gleicher Zeit vor dem fürchterlichen Rätsel, wie das himmlische Feuer, das er auf Erden entzündete, sich wandeln konnte in den Höllenbrand des Weltkrieges. Wir können es nicht mit der Art von Christen halten, die vermeinen, vor dem grauenhaften Schauspiel beiseite stehen und ihre Hände in Unschuld waschen zu dürfen. Wir glauben vielmehr, daß in dem verhängnisvollen inneren Zusammenhang der Dinge, der zum Weltkrieg führte, eine schwere Schuld des Protestantismus verborgen liegt, genauer ein Versäumnis, das, allerdings unter dem Druck der Übermacht der Vergangenheit, das Erbe Doktor Luthers in Bahnen trieb und in Formen zwang, die, wie sie schon der ursprünglichsten Absicht des Meisters widersprachen, nicht bloß dem eigenen Werke in steigendem Maße gefährlich wurden, sondern zuletzt das Ganze aus allergrößtem Segen zu allerschlimmstem Verhängnis werden ließen.

Wenn Martin Luther die Obhut und Verwaltung des neu erschlossenen Schatzes des Evangeliums grundsätzlich nicht mehr der selbstherrlichen Kirche, sondern der landesfürstlichen Obrigkeit anvertraute, so lag darin für die neue Art von Christentum die Notwendigkeit beschlossen, zu allererst dafür besorgt zu sein, daß diese menschliche Verwalterin nicht bälder oder später in einen vollen Gegensatz zu ihrem neuen höheren Beruf hineingerate. Die Aufgabe den Staat richtig auszubauen, war folglich noch wichtiger als die Sorge um die reine Lehre. Die Kämpfe um die letztere forderten nicht bloß gegenüber von der alten Mutter, sondern im Schoß der Reformationskirchen selbst Glaubenszeugnisse (Martyrien), deren Opfer zwar willig gebracht und ertragen wurden, die aber schon bald nach dem ersten Anfang unrichtig gewendet ihre volle Wirkung verfehlten. Denn nun konnte die landesfürstliche Selbstherrlichkeit als Vertreterin der neu festgelegten Glaubenslehre demselben Absolutismus anheimfallen, dem vordem das Papsttum sich hingegeben hatte. Schon jetzt wurde die neue Glaubensgemeinschaft mehr und mehr zur bloßen Bekenntnisgemeinde, nur der Druck der immer un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerechter werdenden Obrigkeit ließ sie noch als eine Art Duldergemeinde erscheinen. Aber als vollends jener geistlich weltliche Absolutismus nicht durch die innere Macht der Religion, sondern in der englischen und französischen Revolution durch weltliche Gewalt gebrochen wurde, da fiel jetzt das gesamte dergestalt emanzipierte bürgerliche Leben derselben Ungerechtigkeit anheim wie vorher das der Fürsten und Stände.

2.

Hier kommt es an den Tag, daß die geistliche Kraft der neuen Richtung durch die großen Glaubenskämpfe bereits gebrochen war, sonst hätte sie sich nicht so rasch vollends auf das tote Gleis schieben lassen. Denn anders ist es nicht zu erklären, daß weder der Dreißigjährige Krieg noch die napoleonischen Kämpfe ein Wiedererwachen des Protestantismus gebracht haben als dadurch, daß dieser aus der schöpferischen Kulturmacht, die er anfangs war, immer mehr zur bloßen Bewußtseinsreligion zusammenschrumpfte. Nur so ist es zu begreifen, daß die deutsche Landeskirche wie die englisch-amerikanische Freikirche sich der pietistischen Selbsttäuschung hingab, als könnte sie das Reich des Glaubens und der Liebe mitten hinein in diese Welt der vollendeten Ungerechtigkeit stellen, von deren sündigen Erzeugnissen sie doch mitlebt, ja ihre Kirchen baut und ihre Missionsanstalten unterhält; von deren Gift sie also fortwährend angesteckt werden muß. Hiergegen hat der Protestantismus kein Martyrium mehr aufgebracht, dessen Blutopfer den Glaubenssamen für die Neugestaltung des Verhältnisses von religiösem und bürgerlichem Leben gebildet hätte. Mit solcher Blindheit hat er aber auch dem Staat, seinem Beschützer einen schlechten Dienst geleistet. Indem er die Erlangung der Gewissensfreiheit widerspruchs- und widerstandslos bis zur vollen Unverantwortlichkeit des bürgerlichen Berufes fortgehen ließ, hat er das letzte Band, das die Welt der Religion noch mit der der staatlichen Gemeinschaft verband, vollends zerreißen lassen. Er hat zugegeben, daß zwischen dieser und ihm sich jetzt eine neue dritte bald allmächtige geistige Lebensschicht bildete, die bürgerliche Privaterwerbsgesellschaft, die durch den geltenden Grundsatz vom freien Spiel der Kräfte aller gegenseitigen Verantwortung bar und enthoben, nur formell durch die Staatsgesetze gebunden, aber durch deren Machtschutz vollkommen gedeckt die eigentliche Großmacht der Gegenwart, hoch über Kirche und Staat, darstellt. Alles liegt ihr zu Füßen. Ihr gehört der Boden des Landes, das Stammeserbe der Völker, ihr die Welt der freien Arbeit, ihr der ganze Markt. Sie führt den Schlüssel zu allen Türen: das Geld. Sie ist es, die alle Kräfte des nationalen Staats, ja die sittlichen Kräfte der verschiedenen Kirchen für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre Zwecke einspannt, obwohl sie im Innern des eigenen Volkes den Schwachen nicht weniger vergewaltigt, den Blinden nicht weniger betrügt, als sie es im Verkehr mit fremden Völkern, vor allem den noch unmündigen Nationen zu tun pflegt. Sie ist es, die dem Christentum seine Auswirkung als tatsächliche Lebensmacht aufs neue unmöglich gemacht, ihm sozusagen den Boden unter den Füßen weggezogen, die Lebensader unterbunden, ihm kaum noch den Lebensatem gelassen hat. Sie ist die Weltmacht, die die Eifersucht der Nationen (zunächst der slawischen und der romanischen gegen die deutsche) als Funke und Zunder benützt hat, um den Weltbrand zu entzünden, der ihr als Siegerpreis die Schlüssel zum vollen Ertrag des gesamten Weltmarkts für immer in die Hand spielen soll. Auf englisch-amerikanischem Boden erwachsen, hätte sie auch Deutschland seinen Teil am Weltraub gegönnt, wenn nicht der ehrliche aus der Zeit der Notwehr überkommene Grundsatz der nationalen Selbständigkeit Deutschland vor diesem Schicksal bewahrt hätte. Wenn es nun Deutschlands Ehrenpflicht ist, diese letztere gegen die ganze Welt zu behaupten, so muß der Protestantismus, wenn er nicht mit dem dritten Weltkrieg sich endgültig zu den Toten legen lassen will, den blinden Völkern die Schlüssel zur Lösung des schrecklichen Rätsels und Verhängnisses bieten. Er ist hierzu verpflichtet. Denn er war es, der, allerdings nicht als deutscher sondern als englischer, diese eigentliche Großmacht der modernen Welt hat heraufziehen helfen. Er hat aber auch als deutscher in entscheidender Stunde das richtige Wort gegen diese ganze Scheinkultur, die außer dem Geld grundsätzlich keine Seele und kein Gewissen kennt, nicht aufgebracht. So ist er jetzt, in allerletzter Stunde dem Vaterland den Dienst zu leisten, schuldig, den er damals versäumte. Und wenn das Deutsche Reich eben dadurch in den Mittelpunkt jenes Verhängnisses gerückt worden ist, daß es bei seiner Erneuerung über der raschen Aneignung der materiellen Errungenschaften jener Privaterwerbsgesellschaft deren anfangs verborgene schwere Gefahren übersah, so kann der deutsche Protestantismus jetzt, wo sie sichtbar, ja empfindlich spürbar werden, seine Aufgabe zur Weckung und Rettung des Vaterlands (wie zur eigenen) nur finden in dem unermüdlichen Hinweis darauf, daß das, was ihn selber um den religiösen Ernst betrog, zugleich der Selbstmord der Nationen (Bevölkerungsschwund infolge mammonistischer Unersättlichkeit) wie der gegenseitige Mord der Nationen im Weltkrieg ist.

3.

Die Voraussetzung solcher Hilfeleistung ist die Selbstbesinnung des Protestantismus auf seine eigenen geistigen Grundlagen. Mit dieser hat er den Schlüssel zu jener. Im Weltkrieg ist offenbar geworden, daß die bloße staat-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Machtpolitik zuerst der nationalen Anmaßung zum Opfer fällt, dann aber samt dieser der kapitalistischen Maßlosigkeit der bürgerlichen Privaterwerbsgesellschaft. Hat also der Staat kein sittlich religiöses Rückgrat mehr, so verfällt er rettungslos selber diesen beiden blinden Mächten. Das ist nicht nur seiner staatlichen Souveränität unwürdig, sondern seinem nationalen Bestand unmittelbar gefährlich. Er selbst aber hat ohne sittliche Selbstermannung kein Heilmittel dagegen. Für die Völker wird ein solches nur wirksam in Gestalt einer religiösen Wahrheit, die mit neuer elementarer Kraft sich geltend macht. Es scheint uns nun, als habe das Christentum sich bis heute auf seine allererste Grundlage noch nicht genügend besonnen, auf die Wahrheit des Kreuzes. Hat der Christus damit die Anmaßung und Selbstüberhebung seines Volkes treffen wollen, so will er auch die aller anderen Völker, die sich in nichts von jener unterscheidet, damit treffen. Denn in aller Welt ist dieselbe Anmaßung der Grund aller Ungerechtigkeit und alles Streites, gleichermaßen im Kreis der Familie, der Stände und der Völker.*) Wo der Mensch das Maß einhält, da herrscht das Recht und der Friede. Der Weltkrieg besteht darin, daß ein Volk allen anderen Völkern ihr Maß setzen will, während es sich selbst sein Maß oder Unmaß vorbehält. Da aber tatsächlich alle Völker ihre Grenze und alle Dinge ihr Maß haben, so kann dieses so gut wie im engen Kreis so auch in dem der Stände öffentlich verantwortet werden. Es gilt nur, die Eigenmächtigkeit der Ansprüche auf ihr wirkliches Maß zurückzuführen, was bekanntlich für jeden Menschen nicht bloß, sondern auch für Stände und Völker das einzig wahrhaftige, dazu aber auch das einzig gesunde und zuträgliche ist. Wenn sich nun die letzteren, durch den Weltkrieg gewitzigt, zu dem bequemen müssen, was längst jeder halbwegs erzogene Mensch anerkennt, so hätte die elementare Wahrheit des Kreuzes als Erinnerung aus der christlichen Vergangenheit die Völker vor diesem unverantwortlich teuren Lehrgeld bewahren können. Denn wenn alles Lebendige sein Maß hat, so ist wirklich nicht einzusehen, warum nicht die Staaten als berufene Vertreter ihrer Völker sich über dieses Maß sollten verständigen können — vorausgesetzt, daß sie diese wirklich in ihrer Gewalt haben und daß also nicht wie heute der Staat nur der Fuhrmann ist, der mit der Peitsche der nationalen Eifersucht die Völker als Pferde behandelt, um den Wagen des eigentlichen Gewalthabers, des blinden Mammon, an sein Ziel zu bringen.

Nicht daß wir dächten, als könne diese Wahrheit des Kreuzes sich auf Erden völlig durchsetzen; es handelt sich nur darum, daß der Staat als Ver-

*) Die alte Übersetzung „Heiden" statt „Völker" verdirbt in der Bibel häufig diesen nationalen Hintergrund. — Zum Ganzen vgl. „Der Sieg des Deutschen" (163. Flugschr. des Dürerbundes) München, Callwey.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treter des öffentlichen Gewissens nicht länger der blinde Sklave der grundsätzlichen Charakterlosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft ist. Denn dann ist er wirklich nicht mehr Herr, sondern nur noch Fuhrknecht. Erkennt er aber im rechtlich ausgesprochenen Staatsgrundsatz die Niederschlagung jeglicher individuellen, ständischen, völkischen Selbstüberhebung als seine eigenste Pflicht an, so kommt er damit nicht nur erst zu seinem vollen Charakter, sondern er bietet mit dieser festen, zuverlässigen Rechtsgrundlage erst der ganzen Kultur wie der Wahrheit der Kirchen die Stätte zum Bau der höheren Reiche des Geistes. Ohne diese stehen sie einfach in der Luft, d. h. sie bleiben ohne echte volle tiefe Wirkung.

4.

Sollte jemand die religiöse Form dieser Kreuzeswahrheit beanstanden und dafür nach natürlicher oder philosophisch-idealistischer Begründung derselben einfachen Wahrheit sich umsehen, vielleicht mit dem Hinweis darauf, daß ja das Christentum versagt habe, so sei ihm erwidert, daß wir ja bisher schon die Einheit der natürlichen und religiösen Wahrheit anerkannt und bewiesen haben; weiter aber, daß wir selbstverständlich den kategorischen Imperativ Kants von der Allgemeinheit der Pflicht als nicht weniger echten Ausdruck des protestantischen Geistes schätzen wie den Katechismus Luthers. In diesem Punkte laufen alle geistigen Ströme: Gesetz und Maß der biologischen Wissenschaft, das Rechts- und Sittengesetz des deutschen Idealismus zusammen mit der schlichten, gottvertrauenden Selbstbescheidung des Christen. Und da hiezu seit den Augusttagen des Jahres 1914 noch der ganze große Strom der deutschen Selbsterhaltung kommt, so sei also dies der Einigungspunkt, in dem alle Geister der Vergangenheit mit der Gegenwart sich treffen. Die älteste wie die jüngste Wahrheit ist im Grunde eine. Es kommt nur darauf an, daß man auf sie baut und nicht auf den Sand menschlicher Willkür. Denn dann stürzen die Stürme der Welt das Haus in dem Augenblick, da man es am nötigsten braucht. Ewige und alltägliche, himmlische und irdische Wahrheit sind eins, das ist's, was der deutsche Protestantismus dem deutschen Volk und Reich zu sagen schuldig ist.

Dann mag sich auf dem Reich des Rechtes, d. h. auf dem des gesetzlich und beruflich verantworteten Maßes, fernerhin das Reich der Liebe aufbauen, die allein auf Erden das Recht besitzt, ohne Maß und Schranke sein zu dürfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jakob Kneip

Jakob Kneip gehört zum Kreis der „Quadriga", zu den „Werkleuten auf Haus Nyland". Man weiß, wie diese Dichtergesellschaft seltsam und stark in die Literatur unserer Tage einbrach. Ihr Schaffen umgab sich zuerst mit Anonymität, an deren ehrlicher Absicht nicht zu zweifeln, deren Reklamewirkung aber auch nicht abzuleugnen ist. Ihr Gott war der Titanentrotz moderner Technik und Industrie. Hierin brachte der Krieg Wandlung, starke Wandlung. Die „Werkleute" erkannten die Ohnmacht der äußeren Dinge. Was sie angebetet, diente der Lebenszerstörung und konnte unmöglich der höchste Triumph der Menschheit sein. In ehrlichem Suchen fanden sie zurück zum Geistigen, zur Seele. Sie wurden menschlich, das Versteckspiel schwand, und aus der fallenden Hülle der Namenlosigkeit hervor fanden sich in ihren Reihen zwei wirklich Begnadete: Josef Winckler und Jakob Kneip.

Winckler, der sonore Pathetiker, wurde schnell bekannt. Jakob Kneip ist stiller, gesammelter. Jetzt erst tritt er mit einem Gedichtbuch hervor, das er demütig-stolz „Bekenntnis" nennt (Leipzig, Insel-Verlag). Das Buch ist eine Beichte stiller Abendstunden, ein Rückerinnern und Untertauchen in vergangene Tage. Es umschließt ein Leben.

Jakob Kneip hat in dem Quadrigakreis inniges Verhältnis zur hochentwickelten Technik und Industrie gewonnen. Er, von Beruf Oberlehrer, steht auch in enger Verbindung mit der Geisteswissenschaft. Aber in seinen besten Stunden fällt alles dies ab von ihm, wertlos für die Seele, und der Dichter ist nur Mensch, nur Kind seiner Heimat und der Natur.

Davon bekennen seine Verse: von den frühen Tagen der Kindheit in der Heimat, im kleinen Hunsrückdorf, das still, himmelnah und einsam auf der Höhe liegt. Nur manchmal dringen Glockenklang und dumpfes Rollen ferner Züge vom Moseltal herauf. Dort lockt die Welt. Von der Ausfahrt in diese Welt da draußen künden die Verse. Von dem Kampf mit ihren Gewalten, diesem tiefsten Kampf um der Jugend Glauben und Ideale, die zu wanken beginnen vor des reifenden Mannes Erkenntnis.

Es ist ein Buch starker Innerlichkeit. Seltsam klingt es, von zarten Dingen der Seele, von den Wundern der Heimat und den Geheimnissen der Natur in fester Männersprache zu hören. Daß ein Dichter aus einem Kreise, wo man vorgestern noch zu dem Gott der Maschinen und Hochöfen betete, heute still zur Seite steht, demütig und fromm die Seele der Dinge suchend, das ist es, was uns das Buch lieben läßt.

Echtes Dichtertum wurzelt in echtem Menschentum. Es ist ein ganzer, tiefer, ethischer Mensch, der sein Bekenntnis anhebt mit den Worten:

Ich komm aus einem düstern Land,
wo meiner Väter harte Hand
jahrhundertlang geführt den Pflug,
und wo der Frauen stummer Zug
allmorgendlich die Kirche füllt.
Die Scholle ist dort rauh und wild,
und meiner Mutter harter Blick
war nie erfüllt von Glanz und Glück.
Gebt mir die Hand!
Wie ich bin,
so arm und reich — so nehmt mich hin.

Hanns Heinrich Bormann

Der deutsche Feldsoldat

Die wenigen Schriften, die sich mit dem deutschen Feldsoldaten dieses Krieges beschäftigen, sind entweder von Psychologen und Philosophen geschrieben wie Everts: „Seele des Soldaten" oder von Dichtern und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Künstlern wie Falkenfelds „Musik der Schlachten". Der Mannheimer Intendant Karl Hagemann spricht in seinem im Rahmen der Zeitbücher bei Reuß & Itta in Konstanz erschienenen Büchlein „Der deutsche Feldsoldat" als Historiker und Politiker, als Soldat und Künstler. Der Bühnenästhetiker zeigt hier einen überaus scharfen Blick und bleibt in der Grundeinstellung im besten Sinn doch „unkünstlerisch-nüchtern". Der Artilleriehauptmann Hagemann gibt das Bild vom Werden und der Struktur des deutschen Soldaten nicht wieder, ohne die mannigfaltigsten Beziehungen zu den politischen Geschehnissen dieser Zeit aufzuzeigen, ob er nun den Gedanken von der allgemeinen Wehrpflicht als urgermanisches Volkseigentum nachweist (denn wehrfähig und -pflichtig waren ja alle freien Germanen), oder ob er den orientalischen Ursprung des stehenden Söldnerheeres erklärt (der Despot mußte ja immer bewaffnete Reisige zu seinem Schutz und zu seiner Wehr haben); seine Darstellung bleibt doch nicht im schematischen Formalismus hängen, sondern weiß sehr wohl, wie wenig rein die Begriffsbestimmung des Typischen gerade in der politischen Geschichte eines Volkes sein darf. Als bedeutsamsten Vorgang in der Entwicklung der deutschen Machtmöglichkeiten sieht er das restlose Aufgehen des orientalischen Prinzips eines stehenden Heeres in das germanische Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht an, damit würde „das stehende Heer nicht nur ein Instrument des Krieges, sondern auch ein Instrument des Friedens". In den Randnotizen über das deutsche Volksheer in diesem Weltkriege finden wir manche klugen Erkenntnisse, in denen er, ohne in die landläufige, rein gefühlsmäßige Begeisterung zu verfallen, die eine wissenschaftliche Arbeit leicht zu einer pathetischen Rede umbiegen kann, doch prächtige Worte prägt. Die besondere Fähigkeit des Deutschen, zu organisieren, der Ordnungssinn, findet billige Wertung und Würdigung. Der deutsche Feldsoldat ist ein neuer Soldatentyp: der Unterschied von Aktiven, Reserve, Landwehr und Landsturm ist weggefallen. Es gibt nur noch Kämpfer. „Das Reichsheer wird zur Reichswehr." Sympathisch berührt es uns, daß Hagemann weder die Stärke und Tapferkeit des gegnerischen Soldaten unterschätzt, noch die Nachteile zu erörtern vergißt, die der deutsche Feldsoldat gerade als Typus des kämpfenden Mannes für die Kulturerfordernisse aufweist. Nicht etwa in kleinlich-ängstlichem Schrecken, sondern mit fester, kühler Entschiedenheit betont Hagemann die Notwendigkeit, „Gewehr bei Fuß" auch nach dem Kriege unseren Kulturauftrag zu erfüllen. Der Starke kann allein segensreich als Glied des Ganzen wirken, wenn ihm der Wille erhalten bleibt, Schützer zu sein und die Kulturhemmungen mit Gewalt zu beseitigen. Das kleine Büchlein interessiert uns auch heute im dritten Kriegsjahre noch als Bekenntnis eines Mannes, der Soldat, Gelehrter und Künstler zugleich ist.

Rudolf Karl Goldschmit

Amerikanische Kriegswirtschaft

Bis zum Frühjahr 1917 war Amerika der Nutznießer des Krieges. Während Europa sich zerfleischte, lieferten die Vereinigten Staaten „zu den höchsten Tagespreisen" mehr oder weniger gute Ware an die Entente,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eroberten teilweise deren frühere Absatzgebiete in Asien und Amerika und bildeten sich zum Weltbankier aus. Es läßt sich namentlich an Hand der Außenhandelsstatistik berechnen, daß Amerika bis zu seinem Eintritt in den Krieg annähernd 7 Milliarden Dollar Kriegsgewinne erzielte. Diese ungetrübte Freude hat aufgehört, und zwar überraschend plötzlich und überraschend gründlich. Heute ist es tatsächlich so weit gekommen, daß auch drüben die breite Bevölkerung und namentlich aber auch die großen Steuerzahler unverkennbar unter den Kriegslasten seufzen. Selbstverständlich dürfen diese Lasten in ihrer Gesamtheit auch nicht annähernd mit den unsrigen verglichen werden. Vor allem ist ja bisher das Land von Menschenopfern verschont geblieben, und zudem liegt es weit vom Schuß. Die Lasten liegen auf finanziellem Gebiet. Die Washingtoner Regierung schätzt selbst die reinen Kriegslasten für das laufende Rechnungsjahr 1917/18 auf nicht weniger als 10³/₄ Milliarden Dollar! Das sind unter Zugrundelegung der normalen Valuta annähernd 45 Milliarden Mark, eine geradezu unheimliche Summe. Um einen Begriff von der Größe dieser Last zu geben, sei erwähnt, daß England, das doch unter den europäischen Staaten bei weitem die größten Kriegsausgaben zu tragen hat, in seinem Budget für 1917/18 einschließlich der Vorschüsse an seine Verbündeten keine größeren Summen eingestellt hat. Allerdings werden die englischen Ausgaben erheblich größer sein, wie sich jetzt nachträglich herausstellt, nämlich 2600 Millionen Pfund Sterling gleich 13 Milliarden Dollar. In jenem Voranschlag von 10³/₄ Milliarden Dollar hat aber die Wilsonsche Regierung selbstverständlich jene Summen noch nicht eingeschlossen, die an die Verbündeten geliehen werden sollen. Hierfür sind weitere 5 bis 6 Milliarden Dollar für das laufende Rechnungsjahr ausgeworfen. Die Höhe dieser Summen läßt übrigens ganz zweifellos erkennen, daß es den Amerikanern mit ihrem Krieg bitter Ernst ist und daß wir das nächste Jahr mit sehr fühlbaren amerikanischen Angriffen zu rechnen haben, vorausgesetzt freilich, daß die nötige Tonnage zum Herüberbringen der Armee zur Verfügung steht.

Tatsächlich hat man sich drüben vollständig auf den Krieg umgestellt. Das war allerdings nicht schwer, nachdem man bereits in den Jahren der Neutralität an Stelle von Schreibmaschinen Granaten gemacht hatte. Die meisten Fabriken arbeiten jetzt dort Tag und Nacht, und man hat den Eindruck, als wenn von Washington aus die Leitung der Kriegsvorbereitungen nicht schlecht wäre. So ist es unverkennbar eine kluge Handlung Wilsons gewesen, die Kriegsgewinne scharf einzuschränken. Das geschieht vor allem durch Höchstpreise für alle möglichen Waren. Die Folge davon ist im Gegensatz zu Deutschland ein Rückgang der Rentabilität in der Großindustrie und ein unaufhaltsames Abschwächen der Börsenkurse. Es ist bezeichnend, daß das größte amerikanische Industrieunternehmen, der Stahltrust, voraussichtlich seine Dividende, die er in den fetten Jahren der Neutralität außerordentlich erhöht hat, wieder ermäßigen wird. Freilich hängt das u. a. auch zusammen mit den Kriegssteuern. Diese sehen neben anderen sehr einschneidenden Abgaben vor, 60 Prozent des Konjunkturgewinns für den Staat einzuziehen. Wir könnten da manches lernen.

Natürlich ergeben sich auch drüben, wie für den Kenner der amerikanischen Verhältnisse nicht überraschend sein wird, allerhand Korruptions-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschichten, die aber bei jedem Krieg vorkommen, die namentlich auch in England aufgedeckt wurden und die nicht unbedingt schaden müssen, wenn sie nicht allzusehr überhandnehmen. So hat sich herausgestellt, daß ein ansehnlicher Teil der Munition, welche man dem General Pershing mitgegeben hat, nicht nur unbrauchbar, sondern geradezu lebensgefährlich für die eigenen Soldaten ist. Sie mußte schleunigst zurückgezogen werden. Eine große Untersuchungskommission über diese und andere unerfreuliche Dinge hat der Kongreß eingesetzt.

Nach zwei Richtungen bringt die aktive Beteiligung am Kriege heute schon den Vereinigten Staaten schwere Enttäuschungen. Das kann vor allem gesagt werden in bezug auf die Aspirationen, sich zum Weltbankier aufzuschwingen, und dann in bezug auf den Wunsch, endlich eine gesunde Währungspolitik zu treiben. Nach beiden Richtungen hin sind die hochfliegenden Hoffnungen der Amerikaner jetzt schon stark herabgestimmt. Herr Wilson hat vor kurzem die Goldausfuhr verboten. Wer den Weltbankier spielen will, darf niemals zu einem solchen Mittel greifen, denn das war ja von jeher die Stärke des seitherigen Weltbankiers, England, daß man, ohne mit der Wimper zu zucken, willig auch Gold aus dem Lande hat gehen lassen. Damit ist die Weltstellung des Pfundsterling erst restlos durchgeführt worden. Jedermann wußte, daß englische Wechsel auf Wunsch ohne weiteres in Gold eingelöst würden. Man wird das vom amerikanischen Dollarwechsel künftig noch weniger glauben als bisher. Denn Amerika hat sich in diesem Punkt als durch und durch unzuverlässig erwiesen; schon bei Kriegsausbruch, als England seine Forderungen in Neuyork geltend machte, ließen es die dortigen Bankiers lieber zu, daß der Wert des Dollars in geradezu beängstigender Weise fiel, als daß sie Gold ausführten. Erst auf sehr nachdrückliche Geltendmachung politischer Einflüsse wurde damals Gold in beschränktem Maße ausgegeben. Als dann kurz darauf Amerika zum Großlieferanten der Entente wurde, war das nicht mehr nötig, im Gegenteil, es floß von allen Seiten das gelbe Metall in ungeheuren Beträgen nach Amerika. Es waren von Anfang 1915 bis Mitte 1917 nicht weniger als 2200 Millionen Dollar, womit der Gesamtvorrat in Gold auf 3 Milliarden Dollar stieg; das ist natürlich bei weitem der größte Goldvorrat, den jemals ein Land sein eigen nannte. Als nun in den letzten Monaten aus Gründen, die noch zu erörtern sind, Gold abfloß, und zwar an jener großen Summe gemessen in ganz bescheidenem Maße, da wurden die Amerikaner nervös und verboten kurzerhand die Goldausfuhr. Die Folge davon ist nun, daß auch der amerikanische Dollarwechsel in neutralen Ländern sich sehr erheblich verschlechtert hat und weit unter seiner Parität steht. Freilich hängt das auch damit zusammen, daß die Amerikaner unklug genug sind, den englischen Wechselkurs, koste es was es wolle, zu halten. Seit Jahr und Tag nämlich steht in Neuyork das Pfund Sterling (für telegraphische Auszahlung) auf 4,7645. Das kommt daher, daß zu diesem Kurs für die Firma Morgan jeder beliebige Betrag Pfundwechsel zur Verfügung gestellt wird, gleichgültig, ob Material da ist oder nicht. Die Folge davon ist nun, daß es für andere Länder vorteilhaft ist, Forderungen auf England in den Vereinigten Staaten einzuziehen, denn dort bekommt man ja erheblich mehr Geld als anderswo. Allmählich hat man dieses gefährliche Manöver in Amerika erkannt, und die Zeitungen fordern schon recht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unverhohlen eine Änderung in dieser Sache. Das wird aber nicht so leicht möglich sein; das kluge England wird sich durch Verträge gesichert haben.

Der zweite Punkt, in dem man drüben sehr böse Erfahrungen macht, sind die Verhältnisse der Bundesreservebank. Es ist wohl bekannt, daß Amerika bis vor drei Jahren keine Zentralnotenbank hatte, daß in bezug auf die Währung dort recht komplizierte und eines modernen Großstaates unwürdige Verhältnisse herrschten. Erst damals gelang die Gründung des Bundesreserveamtes, die ähnliche Aufgaben übertragen bekommen hat wie unsere Reichsbank. Man hat sich mit Recht von dieser Neuschöpfung eine grundlegende Besserung und Festigung des aufgeregten amerikanischen Wirtschaftslebens versprochen. Der Krieg nun zwingt in zunehmendem Maße, die strengen Vorschriften, die bei der Gründung im Interesse der Währung festgesetzt wurden, zu durchbrechen. Auch drüben spricht man immer mehr von der „Inflation", das heißt von der künstlichen Überschwemmung des Landes mit Geldzeichen. Die Folgen sind, wie in den europäischen kriegführenden Ländern, in einer sehr erheblichen Teuerung zu finden, die namentlich die Festbesoldeten und auch die Arbeiter schwer bedrückt. Diese machen sich Luft durch Streiks, die um so unangenehmer wirken, als ohnehin Arbeitermangel schwer fühlbar ist, am meisten in der Landwirtschaft, die über eine allgemeine Landflucht klagt, weil in den Städten ganz andere Löhne bezahlt werden. Das kommt in den Ernteerträgen unverkennbar zum Ausdruck. So dürfte die wichtige Baumwollernte in diesem Jahr ein außerordentlich schlechtes Ergebnis liefern, wie u. a. aus den Baumwollpreisen hervorgeht, die mit augenblicklich 28 bis 29 Cent mehr als viermal so hoch sind als vor drei Jahren. Für die europäischen Freunde der Vereinigten Staaten noch wichtiger dürfte der Ausfall der Getreideernte sein. Da beobachten wir nämlich neben einer sehr guten Maisernte wiederum eine Mißernte in Weizen. Infolgedessen ist die Ausfuhr in dieser ausschlaggebenden Brotfrucht anhaltend recht gering. So sind vom 1. Juli bis 15. September 20 Millionen Bushels Weizen weniger aus Nordamerika ausgeführt worden als im Vorjahr. Es gibt wohl wenig Punkte von entscheidenderer Bedeutung für die weitere Entwicklung des Krieges wie gerade die Frage, in welchem Umfange die Amerikaner in der Lage und gewillt sind, diese Ausfuhr von Brotgetreide zu steigern, es sei denn die Frage der Schiffsneubauten, die ja damit im Zusammenhang steht und über die man restlose Klarheit aus den vorliegenden Berichten noch nicht gewinnen kann. Wer heute klipp und klar voraussagen könnte, wie sich in den kommenden Monaten das Verhältnis der Schiffsneubauten in England und Amerika zu den Versenkungen stellen wird, der hätte wohl zum erheblichen Teil die Frage der Kriegsdauer, wenn nicht gar des Kriegsausgangs beantwortet.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

U-Boot und Großkampfschiff

Von L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Auf militärischem Gebiet dürfte kaum eine Frage in höherem Grade Interesse begegnen als die nach dem Wert der U-Bootwaffe. Wird das U-Boot oder wird sein Antipode, das Großkampfschiff, als Sieger aus diesem Kriege hervorgehen?

Zurzeit, da der Kampf auf dem Lande wie auf den Meeren noch tobt, ist eine objektive Aussprache über militärische Machtmittel und ihre Verwendung erschwert. Gar leicht weicht unter dem scheinbar überzeugenden Druck momentaner Begebnisse die ruhig und sachlich abwägende Kritik einer Impulsivität, und eine Formel wird festgelegt, die aufrechtzuerhalten beim weiteren Verlauf der Ereignisse auf den Kampfplätzen nutzlos, wenn nicht widersinnig dünken muß.

In der nachfolgenden Besprechung sollen die Gesichtspunkte beider Parteien, der Großkampfschiff- und der U-Bootanhänger, sine ira et studio dargelegt werden.

Der Streit zwischen den Großkampfschiff- und den U-Bootverteidigern ist alt. Vor mehr als zwei Jahrzehnten tobte er bereits, vornehmlich in Frankreich. Unter der Leitung des Admirals Aube traten die Anhänger der „jeune école" für die These ein, Frankreich müsse, da es nie mit Großbritannien hinsichtlich der Großkampfschiffe sich würde messen können, in einem Kriege mit Kreuzern, Torpedo- und Unterseebooten den feindlichen Handel zu schädigen versuchen. Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzten die energischen Bestrebungen zur Herstellung eines brauchbaren Unterseebootstyps ein. Lang und dornenvoll war der Weg, den die Unterseebootsenthusiasten zurückzulegen hatten. Mißgeschick stand auf der Tagesordnung. Fortlaufend gab es Rückschläge durch Fehlkonstruktionen, Havarien usw. Viel Gut und Blut wurde geopfert. Die französische Kriegsmarine zollte dem Ausbau der U-Bootwaffe im Frieden bereits hohen Tribut. Manchem Hohn und Spott waren die Vertreter der jeune école und im besonderen die U-Bootjünger ausgesetzt. Aber sie ließen sich nicht irre machen, verfolgten weiter ihren Leidenspfad, und endlich, am Anfang dieses Jahrhunderts, begann ihre Ernte. Das U-Boot hatte sich aus seinem Embryozustand zu einer kriegsverwendungsfähigen Waffe entwickelt. Vizeadmiral Fournier äußerte in einer 1905 verfaßten Denkschrift: „Bis jetzt galt als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einziges Mittel, um eine Flotte zu bekämpfen, ihr eine andere gegenüberzuſtellen, die über die gleichen Waffen und Ausrüſtung verfügte. Man bediente ſich auf beiden Seiten derſelben ſtrategiſchen und taktiſchen Maßnahmen. Nun aber werden durch das U-Boot alle die alten Grundſätze ins Wanken gebracht. Das U-Boot iſt imſtande, die ſtärkſten Schlachtſchiffe zu vernichten. Auf dieſe Weiſe kann eine Macht, die genügend U-Boote beſitzt, auch ohne Schlachtſchiffe jeden Angriff auf ihre Küſten abſchlagen. Wir brauchen keine Schlachtſchiffe mehr, wohl aber viele und gute U-Boote. Sind ſie erſt unſer glücklicher Beſitz, dann haben wir nicht mehr nötig, vor Großbritanniens überſtarker Seerüſtung in Sorge zu ſein."

Anders wie in Frankreich vollzog ſich in England der Werdegang der U-Bootwaffe. Hier herrſchte von jeher eine inſtinktive Abneigung gegen jedes neuartige Kriegsinſtrument, das das Grundprinzip britiſcher Herrſchaft auf den Meeren, das ſich auf zahlreiche ſchwer armierte Schlachtſchiffe aufbaut, zu erſchüttern vermag. Stets galten den Briten Linienſchiffe und Fregatten als der eigentliche, unbezwingbare Kern ihrer Seemacht. Als der Amerikaner Fulton vor etwa hundert Jahren der britiſchen Admiralität ſein Unterſeebootsprojekt angeboten hatte, fiel der bekannte Ausſpruch des Siegers von St. Vincent, des Admirals Lord Jervis: „Pitt war der größte Narr, als er eine Kriegswaffe begünſtigen wollte, die die Beherrſcher der See nicht wünſchen und die, wenn ſie Erfolg hat, möglicherweiſe dieſen die Herrſchaft rauben kann." Ähnlich war es in neuerer Zeit der Fall, als der U-Bootwaffe in Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erhöhte Aufmerkſamkeit gewidmet wurde. Auf jede Weiſe wurde der Verſuch gemacht, das U-Boot in Mißkredit zu bringen. Vergeblich, ſein Siegeslauf ließ ſich nicht mehr hemmen. So tat die britiſche Admiralität endlich den Schritt, vor dem ſie ſich lange Zeit geſträubt hatte. Anfangs dieſes Jahrhunderts wurden die erſten U-Boote, zu denen das nordamerikaniſche „Holland"-Unterſeeboot das Modell bildete, auf engliſchen Werften vom Stapel gelaſſen. In der Folge förderte man dann den Ausbau der U-Bootflottillen mit Energie. Zahlreiche U-Boote wurden erbaut. Trotzdem wollte keine rechte Begeiſterung in England für die U-Bootwaffe aufkommen, und noch dicht vor Ausbruch des Krieges mußten die Befürworter der U-Bootwaffe ihre Stimmen erheben, um vor der Unterſchätzung des modernen Kriegsinſtrumentes zu warnen. So ſchrieb der Admiral Scott in den „Times" am 5. Juni 1914: „Das U-Boot hat meiner Anſicht nach den Nutzen der Überwaſſerſchiffe zunichte gemacht. Die U-Boote und die Flugzeuge haben den Seekrieg von Grund auf geändert. Keine Flotte vermag ſich dem Auge des Flugzeugs zu entziehen, und das U-Boot kann ſelbſt am hellen Tage einen tödlichen Angriff machen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und in einem anderen Aufsatz in den „Times" liest man über den Handelskrieg folgende interessante Sätze: „Sei es Tag oder Nacht, gutes oder schlechtes Wetter, die U-Boote müssen ausfahren und nach Beute suchen. Finden sie sie, so ist sie verurteilt. Kein Pardon wird gegeben. Die U-Bootleute können nicht an Bord des feindlichen Schiffs gehen und es wie in alten Zeiten als Prise nehmen. Sie warten nur, bis die Beute sinkt, wenn der Torpedo sein Ziel erreichte. Dann kehren sie heim, ohne auch nur die Zahl der menschlichen Wesen zu kennen, die sie auf den Grund der See sandten."

Wie sich der Ausbau der U-Bootwaffe in Deutschland vor dem Kriege gestaltete, ist bekannt. Erst im Jahre 1907 wurde das erste und 1908 das zweite U-Boot dienstbereit. Auch bei uns hatten die Befürworter des U-Bootbaus mit starken Vorurteilen zu kämpfen. Die öffentliche Meinung wurde fast völlig durch die Anhänger des Großkampfschiffs beeinflußt und beherrscht. Nur ein Beispiel, wie über die U-Bootwaffe gedacht wurde, sei erwähnt. Die „Alldeutschen Blätter" schrieben im Jahre 1901: „Gesetztenfalls aber, man würde in die Lage kommen, durch Gott weiß welche, heute noch ganz undefinierbare neue Erfindungen ein brauchbares Unterseeboot zu konstruieren, dann würde man immer noch vor der Frage stehen, was man mit dem Ding in der Finsternis tief unter Wasser machen sollte? Jeder gewiegte, besonnene Seemann oder Seeoffizier, der sich diese Frage stellt, wird stets zu dem Schluß kommen: „Ich kann mit dem Ding unter Wasser nichts anfangen." ... Betrachten wir mal die Leute, welche sich mit dem Bau von Unterseebooten beschäftigt haben: es sind alles Dilettanten, Autodidakten, geradezu Schuster und Schneider. Nie wird sich ein tüchtiger Ingenieur, der die Naturgesetze kennt, mit solchen Dummheiten beschäftigen. Da nun aber eine gewisse Art von Menschen nie alle wird, so wird der Spuk des Unterseebootes auch noch auf ewige Zeiten schwache Gemüter beunruhigen." Ein Kommentar erübrigt sich! Die verflossenen drei Jahre haben die Voraussagen der U-Bootfreunde nach jeder Richtung hin bestätigt.

Die Anhänger des Großkampfschiffs können sich trotz der entgegenstehenden Lehren, die aus den Ergebnissen des Kriegs gezogen werden müssen, schwer entschließen, von ihrem bisher eingenommenen Standpunkt zu weichen. Ihre Verteidigung, bald mehr, bald weniger temperamentvoll vorgebracht, gipfelt zumeist in den Sätzen, wie sie vor kurzem in einem großen Wiener Blatt zu lesen waren: „Die Existenzberechtigung des Großkampfschiffs ist nicht im mindesten erschüttert. Siegreich zur See ist nur der, der die Meere beherrscht. Die Ententemächte tun dies, wenngleich auch ihre Bewegungsfreiheit ein wenig durch die U-Bootstätigkeit ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschränkt ist. Das U-Boot hat keine strategischen Maßnahmen der Entente verhindern können." — Hierauf antworten die Anhänger der U-Bootwaffe: „Die Beschränkung der Bewegungsfreiheit der Ententeflotten durch die U-Boote ist unbestreitbar recht erheblich. Verschiedene Maßnahmen strategischer Art wurden gehemmt. Die feindlichen Flotten halten sich aus Sorge vor den U-Booten zumeist in den schützenden Häfen, die Saloniki-Expedition wurde und wird andauernd stark beeinträchtigt durch die Versenkungen von Truppen- und Kriegsmaterialtransportdampfern. Der Angriff auf die Dardanellen im Frühjahr 1915 wurde infolge des Auftretens deutscher U-Boote aufgegeben. In die Sicht der deutschen wie der österreichisch-ungarischen Küsten wagte sich nur ganz vereinzelt ein feindliches Kriegsschiff aus Sorge, es könne torpediert werden. Unbestreitbare Tatsache bleibt, daß kein Dreadnought, Linienschiff, Panzerkreuzer, geschützter Kreuzer, Torpedoboot usw. sicher ist vor der Vernichtung durch ein U-Boot. Vertreter aller Schiffsgattungen erlagen den U-Boottorpedos."

Weniger fanatische Großkampfschiffsverteidiger gestehen wohl den Wert des U-Boots ein, aber sie meinen, ohne Rückhalt an den Großkampfschiffen könnten die U-Boote nichts ausrichten. Die Vertreter der U-Bootwaffe ziehen jedoch die Erfahrungen des Kriegs heran, die für das Gegenteil Zeugnis ablegen. Deutsche U-Boote wirkten erfolgreich im Nördlichen Eismeer, im Atlantischen Ozean und im Mittelländischen Meer, also fern den heimischen Basen und fern der Unterstützung durch die Großkampfschiffe. Vor den Dardanellen versenkten U-Boote englische Linienschiffe u. a. m. und bewirkten, daß der Feind von seinem Eroberungszug nach Konstantinopel Abstand nahm. Keine türkischen Großkampfschiffe standen hilfreich zur Seite. (Die Türkei verfügt nur über einen Schlachtkreuzer „Sultan Javus Selim", unsere „Göben".) Die U-Bootanhänger behaupten, Stützpunkte genügen, Stützpunkte, die durch Küstengeschütze und Minen verteidigt werden, Großkampfschiffe sind nicht vonnöten.

Die unbedingten U-Bootanhänger treten also für den Bau von U-Booten ein und verneinen die Existenzberechtigung des Großkampfschiffs. Der ernste Fachmann wird Bedenken äußern, ob sich die Wünsche der unbedingten U-Bootanhänger erfüllen werden. Für den weiteren Bau von Großkampfschiffen sprechen mancherlei Ursachen, auf die näher einzugehen in jetziger Zeit nicht angängig ist. Voraussichtlich werden alle die, welche die Ausmerzung des Großkampfschiffs, sei es vom fachmännischen Standpunkt, sei es von finanziellen Gesichtspunkten aus, herbeisehnen, eine Enttäuschung erleben. Der Baupreis eines modernen Dreadnought beträgt, nebenbei bemerkt, heute 90 Millionen Mark. Es gibt der Interessenten auf der Welt genug, die dafür sorgen, daß nicht die billigen, sondern die teuren Waffen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschaffen werden! Solange nicht die in der Antwort unserer Regierung auf die Papstnote in Aussicht genommene Beschränkung der Rüstungen Tatsache wird, wird man gut tun, sich an den Ausspruch von Nietzsches Zarathustra zu erinnern: „Der Herr der Heerscharen ist nicht der Gott der Goldbarren. Der Fürst denkt und der Krämer lenkt."

Organische Wirtschaft und Weltwirtschaft

Von Emil Zimmermann

Herrn Georg Gothein, M. d. R., dem mein Aufsatz „Am Scheidewege" im Märzheft vom 11. September nicht gefallen hat, darf ich zugeben, daß man wohl auch Herrn von Caprivi als den Vater der Weltwirtschaftspolitik ansehen kann. Ihre ausgesprochensten Vertreter aber waren Fürst Bülow und Herr von Tirpitz, und ihr eifrigster Verfechter in der Öffentlichkeit ist neuerdings Graf Reventlow. Diese Männer fordern ganz folgerichtig Belgien und die flandrische Küste. Nachdem alle Welt die deutsche Weltwirtschaftspolitik abgelehnt hat, wollen jene Männer sie mit Gewalt durchsetzen. „Weltwirtschaftsfrage ist Machtfrage" sagt Graf Reventlow (siehe meinen Aufsatz „Am Scheidewege").

Mit allen diesen Männern stimme ich zum Teil, stimmt zum Teil aber auch Gothein überein. Er glaubt, wie die Bülow, Tirpitz, Reventlow, daß Deutschland Weltwirtschaft haben müsse, meint aber im Gegensatz zu ihnen, sie werde wieder ganz von selber kommen, wenn erst Friede ist.

> „Und ist mit seinem (des Krieges) Ende der Blutrausch verflogen, so ist in allen Völkern der Boden bereitet für den Gedanken der internationalen Verständigung, der freien volkswirtschaftlichen Betätigung aller Völker," sagt Gothein.

Stimmt das? Wo war denn der Blutrausch, als schon um 1902 in England gepredigt wurde: Jeder Engländer ist morgen reicher, wenn heute Deutschland vernichtet wird? Dachten wohl die Engländer damals daran, und in allen den Jahren später, daß Deutschland ihr bester Kunde war? Hat nicht Fürst Bülow ihnen das wieder und wieder gepredigt? Und mit welchem Erfolge?*) Wer wie ich auf weiter Fahrt Menschen und Länder gesehen hat und mit

*) In seiner Rede in der Albert Hall zu London am 22. Oktober sagte Lloyd George: „Deutschland lachte, als es erfuhr, daß China, Brasilien und Peru den Krieg gegen Deutschland erklärten. Das Lachen ist hohl geworden ... Und sogar wenn die deutsche Militärmaschine die Oberhand behalten würde, was sicher nicht der Fall sein wird, kann jenes Bündnis freier Völker die Preußen niederzwingen, indem diese Völker ihre Produkte zurückhalten."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tausenden von Engländern zusammengekommen ist, der weiß, daß der Krieg unabwendbar kommen mußte, eben wegen der Weltwirtschaftspolitik. Diese Politik war nichts anderes als eine Kolonialpolitik, aber auf fremden Böden, die anderen die Ehre der Flagge und die Kosten der Erschließung und Verwaltung lassen, selber aber das Fett abschöpfen wollte.

Gothein meint, unser Dumping export in gewissen Waren — wie z. B. Porzellanwaren mit alten Mustern — hätte im Auslande Erbitterung erregt. Vielleicht bei Fabrikanten draußen; aber das war nicht das Entscheidende. Wichtiger war und die Stimmung verderbender, daß wir in Gebieten, die andere erschlossen hatten, ganze Geschäftszweige monopolisierten, wie das Palmkerngeschäft in Westafrika, das Reis- und Häutegeschäft in Indien, manche Exportzweige in China.

Heute handelt es sich gar nicht mehr um reinen Warenaustausch. Gothein führt selber sehr richtig an, daß die Nordamerikaner und Engländer sich in Südamerika eingefressen haben, Bahnen finanziert, den Quebrachohandel, die Vieh- und Häuteverwertung monopolisiert haben. Die großen Wirtschaftsmächte suchen die kleinen ganz zu durchdringen, sie zwar hochzubringen, aber den Rahm für sich abzuschöpfen. Das ist Weltwirschaftspolitik. Diese Politik drückt sich bei den Engländern in der Hauptsache als Kolonialpolitik aus, weil sie ihre riesigen Kolonialgebiete haben. Nordamerika hat seine eigenen Riesengebiete, greift zwar auch nach Süd- und Mittelamerika hinüber und tritt dort den englischen Interessen entgegen; aber die Vereinigten Staaten sind erstens den Engländern nie in ihren eigenen Kolonien unbequem geworden, zum zweiten bieten sie ihnen ihr eigenes großes Gebiet an, soweit die Engländer nicht in Kanada engagiert sind. Wir dagegen saßen den Engländern überall auf dem Nacken, in Westafrika, Südafrika, Indien, Australien, und als Gegenleistung hatten wir ihnen offene Tür in den wenigen und unerschlossenen deutschen Kolonien zu bieten, für die wir grundsätzlich nichts taten, während für China, Venezuela, Mittelamerika, Südamerika, Südafrika bei uns immer große Kapitalien da waren, die wir jetzt in den Mond schreiben können. Der einzige Mann, der in England für deutsche Interessen eintrat, war John Holt, der bekannte Großkaufmann, der in Kamerun bedeutende Niederlassungen hatte. Hätten wir in einem Riesenkolonialreich Eisenbahnen gebaut, Häfen, große Anlagen aller Art zur schnellen Entwicklung des Landes, und hätten die Engländer an allem teilnehmen dürfen, dann hätten sie es vielleicht ertragen, daß wir auch in ihren Kolonien saßen, und der Weltkrieg wäre vielleicht nicht gekommen. Aber wenn England sehen mußte, daß anspruchslose Deutsche, die zehn Stunden arbeiteten, wo der englische Kaufmann an fünf genug hatte, seine jungen Leute in englischen Kolonien aus dem Geschäft drängten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann mußte das eines Tages zum Zusammenstoß führen. Und wir wollten noch mehr als das, wir wollten England einen großen Teil des Weltfrachtgeschäftes, des internationalen Kommissionsgeschäftes fortnehmen.

Auf dieser Bahn gab und gibt es kein Verstehen, wie Gothein glaubt; es gibt da nur — und da haben die Bülow, Tirpitz, Reventlow recht — Sieg oder Unterliegen. Denn der Krieg wird von England geführt, die geschilderten Zustände auszurotten. Und von seinem Standpunkt hat es völlig recht. Was Deutschland verlangt, können auch die Vereinigten Staaten, Japan und andere aufsteigende Mächte fordern, und das kann England nicht zulassen. Es hat seinen Kolonialbesitz nicht erworben, um dort „freie Bahn dem Tüchtigen" zu geben, sondern um seiner Jugend Gelegenheit zu bieten, sich draußen zu bereichern. England wird nur dann wieder offene Tür in seinen Kolonien zugestehen, wenn es dazu gezwungen wird. Und auch das würde nichts nützen; es gibt nachher tausend Mittel und Wege, sich diesem Zwange zu entziehen. Deshalb stimme ich nicht mit den Forderungen der Bülow, Tirpitz und Reventlow nach einer Gewaltpolitik überein, deshalb rufe ich: Los von den Angelsachsen.

Das heißt nicht, daß wir künftig keinen Handel mit ihnen treiben sollen, wie Herr Gothein anzunehmen scheint, das bedeutet Schaffung einer großen organisch aufgebauten Wirtschaft mit Einschluß eines großen Tropengebietes in Afrika. Auf dieses Gebiet sollen wir uns mit aller Kraft verlegen, und wir sollen unseren in die Welt drängenden Kaufleuten in deutschen Gebieten eine Zukunft eröffnen. In diesen Tagen hat Herr Gothein im Reichstage eine Milliardensumme für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte bewilligt. Und da glaubt er, daß kein Geld für die Entwicklung eines großen afrikanischen Reiches vorhanden sein werde?

Daß ich seit Jahren gerade Mittelafrika zu meinem Spezialstudium gemacht und diesen großen Teil des Kontinents durch eine ganze Anzahl Reisen tief in sein Innerstes persönlich kenne, dürfte Herr Gothein wissen. Über Mittelafrika kann ich also wohl besser urteilen wie er und mancher andere. Das Gebiet, wie es mir vorschwebt, hat 30—35 Millionen Einwohner und Arbeitskräfte genug, seine gewaltigen natürlichen Reichtümer auszubeuten. Diese Reichtümer sind seine Ölpalmen- und Holzbestände. Die Ölpalme ist die wichtigste Ölpflanze und die ergiebigste; sie kommt in Mittelafrika in Riesenbeständen wild vor. Als Nichtkenner von Kolonialfragen nur kann Herr Gothein den von deutschen Südseeinteressenten in den Vordergrund geschobenen deutschen Südseebesitz gegen mich ausspielen. Ein gewisser Bernhard Dernburg hat sehr richtig gesagt, Menschen seien das größte Kapital in den Kolonien. Mittelafrika hat 30—35, die Südseebesitzungen haben noch nicht 1 (eine) Million Einwohner. Die Kokospalmen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pflanzungen dort sind rentabel, weil Kokosöl zu 900—950 Mark die Tonne in die Margarinefabrikation ging. Seit wenigen Jahren erst wird Palmöl maschinenmäßig gewonnen, und vor dem Krieg war es gelungen, ein fettsäurearmes Speisepalmöl zu produzieren, das Kokosöl völlig verdrängen kann, weil es möglich ist, Palmöl zu 600 Mark die Tonne anzubieten. Wird gutes Speisepalmöl zu diesem Preise geliefert, dann sind alle Kokospflanzungen kaputt. Mit 200 Mark Ausgabe reinigt man 1 Hektar wilden Ölpalmenbestand, mit 200 Millionen Mark eine Million Hektar und macht sie zu Pflanzungen, die Milliardenwert haben. Baut man in dieses Gebiet 500 Fabriken für je ½ Million Mark, dann können 1 Million Hektar 1 Million Tonnen Palmöl für 600 Millionen Mark und 1 Million Tonnen Palmkerne für 400 Millionen Mark jährlich liefern. Für solche Riesengeschäfte sollen sich keine Kapitalien finden? Allerdings gehören zur Durchführung dieses großen Werkes mindestens 300000 Arbeiter. Aber sie sollten nicht unter 30 Millionen Menschen zu haben sein, wenn die Fabriken regelmäßig Fleisch bieten, ärztliche Verpflegung, guten Lohn, anständige Unterkunft? Die große englische Firma Lever Brothers, die 1912 im inneren Kongogebiet über 100000 Hektar Ölpalmenkonzessionen erhielt, hatte in ganz kurzer Zeit über 10000 Arbeiter zur Verfügung.

Zum Ölpalmenreichtum kommen die riesigen Nutzholzbestände Mittelafrikas. Die Holzfirma J. F. Müller & Sohn in Hamburg preist geradezu ihre gewaltige kapitalbildende Kraft.

Natürlich gehört zu einer solch großen Kolonialpolitik, daß das Kapital auch entschlossen zupackt, wie das die Engländer tun. Aber in Deutschland wird von Sümpfen, von Schlafkrankheit und Frambösie geredet, und erst wenn andere trotz dieser angeblichen Seuchen neue Gebiete erschlossen haben, geht das deutsche Kapital ihnen nach. Und da wundert man sich über englische Feindschaft?

Ich bin kein Feind der Engländer, dazu denke ich nicht klein genug, aber ich bin auch nicht ihr Freund. Im Verhältnis zu England muß nüchternste Überlegung maßgebend sein. Wir brauchen uns künftig von den Angelsachsen nicht abschließen; das wäre auch Unsinn. Aber wir müssen los von ihnen, ihnen zeigen, daß wir sie nicht brauchen. Deutschland soll aus eigener Kraft empor durch Schaffung einer neuen organischen Wirtschaft. Große Interessengebiete, die den Zank um den Absatz aufheben und damit die in der Weltwirtschaft immer drohenden Weltkriegsgefahren, das ist die Losung. Sie schließt keineswegs einen Verkehr zwischen den Interessengebieten aus und verhindert nur dies, daß überall in der Welt deutsche, amerikanische, englische und japanische Wirtschaftsinteressen künftig immer wieder zusammenstoßen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Troll

Von Reinhard Weer

Spät abends wurde ein Leutnant mit Beinschuß ins Feldlazarett eingeliefert.

„Notieren Sie," sagte der Stabsarzt zum Sanitätsfeldwebel, der im Gummischurz neben ihm stand, „Oberschenkel links, Flintenkugel, drei Uhr nachmittags, glatter Durchschuß, Knochen wahrscheinlich heil, starker Blutverlust, Tetanus-Antitoxin. Dem Wärter Aufmerksamkeit einschärfen . . ."

Das Lazarett lag zu nahe an der Front, als daß es ein gutes Unterkommen hätte bieten können. Die Stube war kahl und unreinlich, zwei Betten standen darin und ein aus einer alten Kiste zusammengenagelter Tisch, Stühle fehlten. Nun, die würde er vorerst doch nicht gebrauchen. Einen Augenblick dachte er: wie schön könnte ich's haben, wenn ich mich, wie die Ärzte vorschlugen, mit dem Lazarettzug nach Deutschland bringen ließe: ein gutes Krankenzimmer, Schwestern zur Pflege, bessere Kost. Aber dann gedachte er einer Frau, einer einsamen, dem gefallenen Vater nachtrauernden, und sein Wille festigte sich: ich bleibe hier, im Feldlazarett meines Standorts, dann erhält sie jeden Tag ihren Kartenbrief wie immer und ahnt nicht, was vorgefallen. Denn die Nachricht von dieser Verwundung würde sie zu sehr ängstigen, hatte doch auch beim toten Vater die Diagnose zuerst nur auf einen leichten Fall gelautet. Er kam sich ein wenig wie ein tapferer Märtyrer vor bei seinem Entschluß, und das erleichterte ihm wieder den freiwilligen Verzicht auf Deutschland, auf das gute, behagliche Lazarett, auf die Schwestern und die bessere Kost.

Freilich, das ahnte er, würden ihm in dieser Umgebung kleine Rückfälle aus seinem tapferen Märtyrertum in Verzagtheit und Heimweh nicht erspart bleiben . . .

Am Morgen stellte sich, ihn ziemlich unsanft aufschreckend, ein kleiner blonder Mann an seinem Bette ein, der ausgezeichnet als Rüpel in den „Sommernachtstraum" gepaßt hätte. Sein rundliches Äußere war derart, daß jeder, der ihn zum ersten Male sah, ein wenig lachen mußte. Es ergab sich, daß dies der Krankenwärter war. Also mein Schwesternersatz, dachte er wehmütig (denn Schwestern gab es in diesem frontnahen Feldlazarett überhaupt nicht). „Ich komme mit 'em Frühstück," sagte der kleine Mann und rückte an seiner schiefen Infanteriemütze, „ich bin nämlich für Herrn Leutnant zuständ'ch." Von dem Frühstück war vorläufig nur ein großer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aluminiumbecher zu sehen, der eine mißfarbene trübe Flüssigkeit enthielt; alsbald aber förderte der Kleine („Troll" mußte ihn der Patient in Gedanken nennen) aus den Taschen seiner schmutzigen Hose weiteres zutage: ein Butterbrot, uneingewickelt, ein Ei und ein Fieberthermometer. Ein Löffel fehlte, doch das war dem nach schlechter Nacht zu müder Resignation Erwachten ziemlich einerlei, er begann das Ei aus der Schale zu essen. „Aber Salz könnten Sie mir noch bringen, wie?" — „Wes Gnebbchen, das hab ich dodal vergessen!" Er verschwand, riß beim eiligen Öffnen die Türklinke herunter. Als er wiederkam, hatte er eine brennende Zigarette im Mund und als Vorrat eine hinter jedem Ohr, in der linken hohlen Handfläche, die er dem Patienten freundlich einladend unter die Nase hielt, ein wenig Salz, in der Rechten aber ein Glasgefäß, halb Kolben, halb Flasche, bestimmt, im Krankenzimmer für gewisse Menschlichkeiten bereitzustehen. Den Appetit am Frühstück vermochte diese Art des Servierens nicht zu steigern, zudem war das Ei inzwischen kalt geworden. Aber man konnte dem kleinen Troll nicht ernstlich böse sein, seiner guten wasserblauen Kinderaugen wegen, die immer bereit waren, mit Unschuldsblicken für ihren Herrn einzutreten.

Für das geschiente Bein zeigte er lebhaftes Interesse und viel Sachverständnis. Seine Bemerkungen darüber waren in keiner Weise von weichherzigen, unsoldatischen Schonungsrücksichten beeinflußt. „Es hat schon Gombligationen gegäben, wo solche Sachen den Tod nach sich zogen. Jawoll." Das Fiebermessen überließ er der Selbstfürsorge des Patienten, zum Pulszählen setzte er sich in seinen schmutzigen Hosen ungeniert aufs Bett. „Herr Leutnant, ich möchte um den Buls gebäden haben." Er hörte sich nicht ungern reden.

Vormittags wurde reingemacht, das heißt tüchtig Staub aufgewirbelt. Später, als der Arztebesuch vorüber war, erschien Troll, um nach etwaigen Wünschen zu fragen: „Ich mechde mich bloß ergundigen; es gennde doch sein, daß irgendwas fehlt." Auf dem Bett lag ein rosafarbenes Reklambändchen, Faust, II. Teil. Troll nahm es ohne viel Frageumstände in die roten Tatzen, versicherte sein Interesse für „Deaderstücker" und deklamierte pathetisch von der gerade aufgeschlagenen Seite:

„Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munder hafenein.
Ein großer Gahn ist im Begriffe,
Auf dem Ganale hier zu sein."

Das schien ihm jedoch wenig zuzusagen. Er stellte ein paar Fragen, die zur Prosa des Lebens überleiteten. „Zum dritten Male ist der Herr Leutnant verwundet? Au Backe — da däd ich aber doch nicht mähr middun." Er verschwand, über die beschädigte Tür schimpfend.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spät am Nachmittag brachte er eine Kartoffelschalensuppe (was es nicht alles gibt!), Kommißbrot und Tee (oder das, was man unter den erschwerenden Umständen Krieg und Feldlazarett als Tee zu bezeichnen pflegt), und sein Daumen ragte freundlich über den Rand des Bechers in die Flüssigkeit hinein. Von draußen, wo ein paar Verwundete auf ihren Betten in der Sonne lagen, kam alle paar Minuten ein quälender Ruf, der aber nicht Troll, sondern einem seiner Kollegen galt: „Wärtä—ä—är!" — „Hilft dem Ärmsten denn niemand?" fragte der Offizier. „Ach, Herr Leutnant, där macht meim Gamerad das Läben schwär! Er hat en Schuß in Goppe, mitten durch, und kann sich nicht rühren. Und dann is er ganz aufgelägen. Jetzt ist er im Garten, und dann ruft er allemal nach seim Wärter, daß der ihm die große Zeh anders lägt oder den gleenen Finger. En ganz unzufriedener Gumban!"

Für die Nacht sollte der Verwundete eine Morphiumspritze erhalten, und Troll hatte Weisung, für neun Uhr den diensttuenden Assistenzarzt zu bestellen. Vergebliches Warten von neun bis elf, dann Einschlummern des Patienten. Aber schon um halb zwölf wurde er wieder geweckt: der Erwartete erschien mit Troll, der die rechtzeitige Bestellung vergessen hatte, sich aber sehr zufrieden und stolz zeigte, daß es ihm noch eingefallen war. „Ich bin nicht zur Ruh gegomm', ich hab gewußt, daß noch irgend etwas fählt," meinte er, und später: „So, nu ist doch wänigstens der ärztlichen Vorschrift Genüge geschähn."

Das war am zweiten Abend im Feldlazarett, am dritten aber ereignete sich dies: Spät kam noch unerwarteter Besuch ins Krankenzimmer, man hörte draußen ein Auto vorfahren, dann Schritte auf dem Gang. Der Offizier mit dem Beinschuß hatte drei Stunden lang auf Troll gewartet — eine Schelle gab es nicht und Rufen hatte nichts genützt. Er war gerade mit der schwierigen Erledigung sehr persönlicher Dinge, die Gesunden und Verwundeten nicht erspart bleiben, fertig geworden, als die Tür sich auftat: der Divisionskommandeur! Der erschien mit zwei begleitenden Herren, um eine Dekoration zu überbringen. Niemand, der die Besucher angemeldet hätte, sie traten ganz unvermittelt herein. Wie es unter den angedeuteten Umständen um das Zimmer in diesem Augenblick bestellt war und wie die Begrüßung der Herren ausfiel — male sich's aus, wer Lust dazu verspürt! Der Leutnant bot schnell starke türkische Zigaretten an und blieb in peinlicher Verlegenheit, bis der Besuch gegangen war. In diesen Minuten aber verfluchte er Troll viele Male und inbrünstig, trotz den guten wasserblauen Kinderaugen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spiegelung

Von Max Barthel

Der Berge dunkelblaue Höhenzüge
sind ruhig in das Abendrot gestreckt.
Still gehn der Wolken Adlerflüge,
die Schwingen in den Glanz gereckt.
Der Krieg mit Haß und Hohn und Lüge
liegt irgendwo im Grund versteckt.
Der kühle Wind streicht leicht mein Haar.
Die Dinge liegen hell und klar.

In dieser Stunde goldenem Geschmeide
schmück ich mir die verstürmte Brust ...
Doch alles, was ich duldend leide,
wird mir mit einemmal bewußt
und funkelt wie des Dolches Schneide
in meine Träumerei: Du mußt!
Der Brudermord ist dein Gewerbe,
du fremder Schuld verfluchter Erbe.

Der Schmerz legt seinen grauen Schleier
mit müder Hand um Berg und Tal,
und in die stille Abendfeier
springt jäh der Herzblutquell der Qual.
Granaten, die verfluchten Schreier,
umorgeln mich mit einemmal.
Es tobt der Ansturm der Gewalt.
Das Licht erlöscht. Die Luft wird kalt.

O du zerfetzte Friedensstunde,
wie tost dein Aufschrei hart und schrill!
Mein Herz ist eine wehe Wunde
und blutet schwer und tief und still.
Der Zeitgeist ist mit mir im Bunde!
Denn hört, mein Mund spricht fest: Ich will!
Ich will trotz allem mit Vertrauen
am Bruderland der Menschheit bauen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der bayerische Staat als Lohndrücker

Lohndruck ist unmoralisch. Die bayerische Regierung schämt sich dessen nicht. Es handelt sich um einen neuen Zug in der Tragik des Lehrerstandes. Die Sache ist kurz erzählt: 95 Millionen bewilligt der bayerische Staat als Kriegszulagen für seine Beamten aller Grade. Die Beamten der Klasse 15 der bayerischen Beamtenordnung erhalten z. B. eine einmalige Zulage von 120 Mark, eine laufende von 450 Mark. Da die Lehrer in den Städten diesen Beamtengruppen im allgemeinen gleichgeordnet sind, so hielten es die Städte, die ihre Lehrer aus eigenen Mitteln besolden, für ihre selbstverständliche moralische Pflicht, die Lehrer im selben Maße gegen die Hydra der Kriegsteuerung zu schützen wie der Staat seine Beamten. Das aber will die bayerische Staatsregierung nicht. Sie erklärt es klipp und klar, daß sie nicht wünscht, daß der Stadtlehrer auch die ach so notwendige Kriegsteuerungsunterstützung bekommt. Noch mehr, die bayerische Regierung, die die Notlage der Festbesoldeten gegenüber der wildgewordenen Verdiengier wohl kennt, kündigt sogar an, daß später eine Herabsetzung der Bezüge der bayerischen Lehrer in Städten erfolgen werde. Der Sinn dieses Vorgehens ist in dem Bremserlaß, der die Lehrer mit dem bayerischen Kriegssegen beglücken möchte, mitgeteilt. Mitten im Kriege sucht man die Städte zu bewegen, die Besoldung ihrer Lehrer herunterzudrücken, um den Abstand zwischen Landlehrer- und Stadtlehrereinkommen zu „mildern". Mit anderen Worten: Damit die bayerische Regierung sich der Pflicht entziehen kann, die in Ausarbeitung begriffene, von ihr selbst als durchaus unzulänglich erkannte Besoldung der Landlehrer nach dem Maßstabe der absoluten Gerechtigkeit auszugestalten; damit sie der wirtschaftlichen Niederhaltung der bayerischen Landlehrerschaft den Schein der Erklärlichkeit und planhafter Gerechtigkeit umhängen kann, deshalb sollen die Städte auf Wunsch bayerischer Regierungsweisheit aufhören, ihre Lehrer nach ihrer sozialen Einsicht zu entlohnen, sie sollen sie vielmehr aus ihrer heutigen sozialen Lage um einer elenden, unsittlichen Zweckmäßigkeit willen herauswerfen. Das erste Beispiel staatlicher Lohndrückerei im Rahmen der Besoldung öffentlicher Beamter. Ein einziger Schrei der Erbitterung zitterte in diesen Tagen durch die Parlamente über die Preistreiberei der Nutznießer der Kriegskonjunktur, die sich an der Wehrlosigkeit der Nurverbraucher mästen. Und in dieser Zeit der fortschreitenden Geldentwertung vermag es eine Regierung mit ihrem Gewissen zu vereinbaren, eine einzige Staatsdienergruppe, nur weil sie mit dem Namen Lehrer behaftet ist, von einer wirksamen Hilfe gegen die wirtschaftliche Erniedrigung ausdrücklich und geflissentlich auszuschließen. Manchmal hört man, daß sich der Staat als Vertreter der Moral ausgebe und sich christlich nennt. Er kann aber auch Ausnahmen machen. Vor Wochen sang ein bayerischer Regierungsvertreter den Volksschullehrern ein bewegtes Loblied. „Treuhänder der Heimat" pries er sie. Heute höhnt man die Treuhänder durch soziale — Bestrafung, indem man sie zum Opfer einer zweiseitigen Gerechtigkeit macht. Ja, herrlich erglänzt die Sonne der neuen Zeit . . . U.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angewandte Politik

Der bayrische Landtagsabgeordnete Dr. Pius Dirr veröffentlicht soeben ein 479 Seiten starkes, schwergewichtiges Buch über das Königreich Belgien als französische Ostmark.*) Dieses Buch erdrückt. Eine derartig große Summe von Dokumenten ist hier zusammengespeichert, Dokumente für Belgiens Untreue an seiner beschworenen Neutralität, daß man sich fragt: Wie konnten diese schlimmen, zutage liegenden Tatsachen nur Deutschlands öffentlicher Aufmerksamkeit vor dem Kriege so gänzlich entgehn?

Unmöglich, den Inhalt des Werks mit wenigen Worten nachzuberichten. Dirr schreibt ein Staatenschicksal: Wie soll man die Vielfalt aller Verhängnisse, der treibenden und bremsenden Kräfte, die Vielfalt der aus Länderkunde, Rasse, Gesellschaft, Geld und Schrifttum sich zusammensetzenden Bedingnisse, woraus Dirr Belgiens Entwicklung ableitet und aufbaut, mit einigen Sätzen wiedergeben? Wiedergegeben sei also fürs erste nicht der Gehalt an sofort verwertbarer Erkenntnis, sondern der unmittelbar im Gefühl sich erzeugende, der, wenn man will, just von aller Tendenz freie Eindruck des Buches.

Dieser formuliert sich so, daß man hier grell und unerbittlich ein wütendes Drama sich abrollen sieht. In ein Dunkles wird plötzlich Helligkeit gebracht, klärende Übersicht in ein scheinbar Verworrenes, Begründung und Entscheidung ins geheim sich Verschlingende. Der Staat Belgien liegt auf einmal entblößt. Die Personen in den Ministerialbüros, in den Zeitungsstuben, in den Geschäftskontoren, Beratungen der Diplomaten und Generalstäbler, Empfänge fremdländischer Fürsten und Theatergrößen, dies füllt die Szene, und als Hintergrund wimmelt es von der vielköpfigen Menge derer auf den Brüsseler Boulevards, der Aussteller auf den internationalen Gewerbeschauen zu Gent, der Redner und Schwärmer auf den Literaturkongressen in Lüttich — und ein jeder wirkt hier nicht und nur als Mensch, sondern immerzu als ein Träger, Führer, Schieber oder Fanatiker politischer Pläne, politischer Anschläge, politischen Ringens um die Macht. Alles in Belgien dreht und treibt um Politik, alles in diesem Buche zielt auf Politik, der Stil, die Formung, die Weltbetrachtung ist eine rein politische.

Rein politisch insofern, als die Geschichtsbehandlung nicht ein Geschichtsreferat blieb. Dirrs wissenschaftlicher Apparat arbeitet lückenlos; aus tausend Quellen sprudeln die Belege, die Hinweise. Zeitungen, Flugblätter, Bücher, Gesandschaftsberichte wurden zu Rate gezogen, die allerjüngsten Veröffentlichungen aus Paris und London mit einverwoben, aus Gesprächen, aus Mitgliedschaften der Bankaufsichtsräte, aus Verschwägerungen und Schulfreundschaften wurden Beziehungen der Personen und Schlüsse auf ihr Handeln aufgedeckt, aber nirgends um ihrer selbst willen und aus der kalten Freude an objektivem Wissen, sondern mit einer heftigen, ja leidenschaftlichen Gier, ein Lebendes in voller Tat und Wirkung zu erhalten.

Das Wesen der Politik und der politischen Persönlichkeit ist hier handgreiflicher erfahrbar, als aus noch so viel weise zusammengeschichteten Begriffsableitungen. Vielleicht ist die Sprache, welche Dirr schreibt, nicht reich an Schattierungen; aber die Ausdrucksfähigkeit, welche er den Dingen sel-

*) Belgien als französische Ostmark. Zur Vorgeschichte des Krieges. Verlag von Max Kirstein, Berlin SW.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ber gibt, die überraschende Beziehungsfülle, womit scheinbar entlegene Vorgänge untereinander zu etwas Gemeinsamem, sich Ergänzendem vereint werden, geben diesem Buch etwas ungemein Bewegliches und Spannendes. Mit verschlagenem Spürsinn behorcht und belauscht Dirr das täglich werdende, täglich schwankende, täglich rastlose Handeln des belgischen Gemeinwesens, der Einzelnen und der Massen; er erklärt die geheimen Beweggründe von Manöverreisen, von Kammerdebatten, von Pressefeldzügen, von Gesetzesannahmen, und nirgends entgeht ihm, was hinter den Programmen, den großartigen Redensarten, den edelmütigen Institutsgründungen steht, der heiße Drang nämlich nach Macht, der Sieg und das Unterliegen, die mit allen Mitteln geführte Fehde der Starken untereinander.

Es ist ein Lehrbuch. Belgien dient als Unterlage. Unsere Zeit erzwang die Niederschrift. Geht das Buch jeden Deutschen an, der wissen will (jeder muß dies wissen wollen), was in Belgien auf dem Spiele steht: nicht etwa bloß die Rettung der Flamen vom Untergang, sondern die für viele Jahrhunderte, die vielleicht für alle Zeiten entscheidende Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England — so geht dieses Buch noch besonders alle jene Deutschen an, die an der politischen Zukunft Deutschlands öffentlich mithelfen: Parlamentarier, Presseleute, Großhändler, Wirtschaftler. Und es geht darum vor allem auch die neue Generation an, welche gewillt ist, Politik nicht als Ideologie zu erleben und zu führen, sondern als ein unmittelbares und sehr verpflichtendes Einsetzen ihrer Existenz und ihrer Persönlichkeit.

F. M. Huebner

Ein Faustroman

Der Verlag S. Fischer in Berlin hat nun den Roman von Gustav Sack „Ein verbummelter Student" auf den Markt gebracht. Er ist ein Stück Literatur, das auch schon ein Stück Literaturgeschichte geworden ist; denn einunddreißigjährig fiel Gustav Sack am 5. Dezember 1916 auf dem Marsch nach Bukarest bei Finta Mare, die Kugel in der Brust. Sein Tod verhalf seinem Werk zur Auferstehung. Für die vielen ist es nicht, aber die wenigen, die wahrhaft jung waren und im Überschwang nach dem Ursinn des Daseins suchten, nach den letzten Dingen oder wie man es sonst nennen mag, die werden sein Buch lieben mit schmerzvoll eingedenker Melancholie, mit wehmütigem Lächeln, das bereut, mit peinvollem Zähneknirschen, daß es doch nicht anders ging; denn auch von den wenigen haben die meisten verzichtet und erkannt, daß sich von den großen Fragen nicht leben, nicht Brot schaffen läßt für den eigenen Mund und den von Frau und Kindern. Nein, von großen Fragen läßt sich nicht leben, sondern von kleinen Antworten und frechen Behauptungen. Und so haben sie sich beschieden. Es ist zweckmäßig, sich zu bescheiden, zweckmäßig für jeden selber und für alle miteinander, die die kleinen Antworten am Ende und mit der Zeit weiterbringen als die großen Fragen; aber schön, schön, liebe Brüder, ist es nicht!

Gustav Sack oder Erich Schmidt, der Schöpfer oder sein Geschöpf (einer steht für den anderen, einer lebt des anderen Leben) hat sich nicht beschieden. Sucher sind alle beide, Grübler, Ergründer, ewige Fragensteller nach ewigen Dingen: mit zornroten Wangen, mit geballten Fäusten schlagen sie sich durch zum Kern des

Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Lebenssinnes. Dieser Kampf um Transzendentes, um eine Weltanschauung ist ein Kampf auch im nichtmetaphorischen Sinne, ein Kampf mit Zähneknirschen, Muskelknacken, keuchendem Atemholen. Kraft gegen Kraft. Aber die Schleier der Maja sind ohne Zahl, neue, wenn bebende Finger die früheren in Fetzen gerissen haben, immer andere, immer neue, eine Zwiebel ohne Kern. Es ist ein fruchtloses Beginnen, ein unendliches Sichverlieren, ein grauenhaftes Greifen ins Ungreifbare für einen robusten Kerl, wie Gustav Sack einer war oder sein Erich Schmidt einer ist. „Das Denken ist ein Verbrennungsprozeß und darum muß er gelöscht werden, wie der Heilige von Padua seine Liebesglut löschte", sagt Erich Schmidt einmal; und in einem anderen Werk bekannte Gustav Sack in höchstpersönlichem Entsetzen über die auslaugende, blutsaugende Zerstörung eines solchen Intellektualismus: „Lieber verroht, als vergeistigt!"

Ich weiß nicht, wie Gustav Sack war. Aber sein Erich Schmidt ist ein Fortinbras an Figur und Feuer. Drei Mädel wirft er an einem Tag in die Mahd, ins Korn, ins Mägdebett, und am anderen Tage notiert er lapidar ins Tagebuch: „Saufen!" Ein Unband, ein Ausbund, ein Zuendegeher in jeder Form. Und an keiner gestillt, von keiner befriedigt, in keiner dauernd gefangen. Nicht in der des Hirns, nicht in der des tierisch tosenden Blutes, nicht in der des Herzens. Denn Erich Schmidt liebt, und es ist eine der wunderlichsten und wunderbarsten Lieben, die er mit dem Wald- und Wiesen- und Märchenkind Loo, dem Grafentöchterlein, liebt; ein anderes „Frühlingserwachen", ein toller Bogen blutroter Erdenlust und darüber gespannt ein glühenderer, bunterer Gedankenbogen unendlicher Gespräche, voll Phantastereien, Kosmogenien, teleologischer Fragen und zwischendurch, hineingeschossen, wiederum der blutrote Bogen, der im blutroten Tode, im Mord, endet, verlischt, verpufft wie eine rotgoldene Sternschnuppe in einer silbrig flimmernden Augustnacht.

Niemand wird je das Rätsel ganz raten, warum Erich Loo mordet. Es soll auch nicht daran geraten werden! Es soll ungedeutet stehenbleiben, unberührt, als eines jener großen Runenzeichen, von denen dieses Buch voll ist, und an denen Erich am Ende selbst zerschellt, zerstiebt; atomisiert unter den Atomen des Weltraumes. Über Nietzsche und Stirner und Schopenhauer führt die erkenntnistheoretische Kurve dieses Buches hinaus zu völligem philosophischen Nihilismus. Auf der letzten Seite stehen die Sätze: „Es ist ein Lügen, das Leben lieben, von dem ich nur seine Lüge kenne. Wozu? Wo ist der Sinn? Wo ist der Zweck? Wo ist der Grund? Kein Wissen, kein Sinn, kein Zweck, kein Grund, kein Ziel, kein Entfliehen — verflucht!"

Aber im Gedächtnis haftet am längsten, was früher einmal, lange nach Loos Tod, eine Dirne sagt: „Denk nicht daran, wir sind allesamt arme Hunde, ach, wie arme Hunde!" Und dann dies, was Loo einmal spricht: „Du, warum lachen wir eigentlich nie?" **Hans Wantoch**

Österreichisch-deutsche Valutafrage

An dem starken Rückgang unserer Valuta sind unsere Bundesgenossen, vor allem Österreich-Ungarn, nicht unbeteiligt. Das hängt wie folgt zusammen: Die österreichisch-ungarische Valuta ist im Ausland noch erheblich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr gesunken als die deutsche, sie steht, wenn man von der russischen absieht, von den Währungen aller kriegführenden Länder am ungünstigsten. Daher ist es begreiflich, daß österreichisch-ungarische Importeure im Ausland lieber mit deutschen Reichsbanknoten zahlen als mit der so sehr entwerteten Krone. Die Folge davon ist hinwiederum ein Druck auf den deutschen Wechselkurs, entsprechend dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Denn wenn, um ein Beispiel zu nennen, Wiener Händler in der Schweiz ständig Reichsbanknoten auf den Markt werfen, so muß davon die Kursbildung ungünstig beeinflußt werden. Das ist um so unvermeidlicher, als eine irgendwie beträchtliche Nachfrage nach deutschen Banknoten im neutralen Auslande nicht besteht und nicht bestehen kann. Denn man hat bei uns die Verfügung getroffen, daß die Auslandszahlungen nach Deutschland in der ausländischen Währung zu leisten sind. Wenn wir also Waren nach Holland schicken, so erhalten wir die Gegenleistung in holländischen Gulden und nicht in Reichsmark, die Schweiz zahlt uns mit Franken usw. Das verlangen wir, damit wir für unsere Importe die nötigen Auslandszahlmittel zur Verfügung haben. Schon deshalb mußte alles Mögliche geschehen, um den Umlauf deutscher Banknoten im Auslande nicht weiter zu erhöhen. Daher versteht man auch, warum unsere Regierung seit einiger Zeit (leider reichlich spät) den Export von deutschen Banknoten verboten hat. Bedauerlicherweise sind die guten Wirkungen dieser Maßnahme durch die oben geschilderten Transaktionen österreichisch-ungarischer, aber auch türkischer und bulgarischer Firmen durchkreuzt worden.

Um dem entgegenzutreten, hat die Reichsbank vor einiger Zeit recht unvermittelt eine Bestimmung getroffen, die diesem Mißstand einen Riegel vorschieben soll. Sie verfügte nämlich, daß fortab für Wertpapierverkäufe für österreichisch-ungarische Rechnung in Deutschland keine sofortige Zahlung gemacht werden dürfe, sondern daß das so entstehende Guthaben bis zwölf Monate nach Friedensschluß bei unseren Banken stehenbleiben müsse, es sei denn, daß der Erlös zur Bezahlung österreichisch-ungarischer Käufe in Deutschland verwendet werde. Man kann sich denken, daß unsere Bundesgenossen diese Bestimmung nicht gerade mit Vergnügen aufgenommen haben, besonders da sie ohne vorherige Mitteilung ganz überraschend kam. Sie machen geltend, daß wir als der Stärkere gewissermaßen die Verpflichtung hätten, ihnen in ihrer gegenwärtigen Bedrängnis zu helfen. Niemand bei uns möchte sich einer derartigen selbstverständlichen Pflicht entziehen. Indessen liegen die Dinge doch anders, als man sie in Österreich-Ungarn darstellt. Zunächst einmal stellt die neue Maßnahme insofern eine Art Vergeltung dar, als für deutsche Warenlieferungen nach Österreich-Ungarn in sehr vielen Fällen, auch dann, wenn es sich nicht um reine Luxuswaren handelt, eine Bezahlung überhaupt nicht zu bekommen ist, weil die dortige Devisenzentrale keine Mittel hierfür zur Verfügung stellt. So sind Fälle bekannt, in denen jetzt deutsche Kaufleute einfach darum außerstande waren, Kriegsanleihe zu zeichnen, weil sie ihre Forderungen in Österreich-Ungarn nicht realisieren konnten. Hier liegt eine ganz eigenartige Inkonsequenz der österreichischen Einfuhr- und Devisenpolitik vor. Während nämlich bei uns nur solche Waren zur Einfuhr gelangen dürfen, für die später auch Zahlungsmittel zur Verfügung gestellt werden,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestattet man in Österreich die Einfuhr in solchen Fällen, in denen man gar nicht daran denkt, später die Zahlungsmittel herauszugeben. Wie denn überhaupt die Strenge, mit der man erfreulicherweise seit einiger Zeit in Deutschland die Einfuhr überwacht, in Österreich noch nicht in vollem Maße erreicht ist. Es hat bis Ende 1916 gedauert, bis man wirklich einigermaßen ernsthaft in dieser Frage an eine Regelung der Verhältnisse in der Donaumonarchie ging. Bis dahin war es geradezu unglaublich, was man alles trotz der finanziellen Not hat einführen dürfen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man wiederholt österreichisch-ungarische Käufe in Diamanten und Perlen in der Schweiz beobachtet hat. Diese Zahlungen wurden selbstverständlich mit der Reichsmark bewerkstelligt. Und zu allem Überfluß glaubt man zu wissen, daß es sich um Schmuck handelt, der teilweise aus Frankreich kam. Wenn diese Darstellung stimmt, so würde also die deutsche Reichsmark zu nichts anderem mißbraucht worden sein als zur Verbesserung der französischen Zahlungsbilanz! Das ist nun seitdem allerdings unmöglich geworden. Aber auch nach den letzten Verfügungen haben Beobachter aus dem Ausland Dinge geschildert, die geradezu unglaublich klingen. So sollen noch bis vor kurzem für österreichisch-ungarische Rechnung in Genf österreichische Effekten erworben worden sein, die kaum von anderswoher als ebenfalls aus Frankreich gekommen wären. Ob darüber hinaus nicht auch noch weiter Dinge nach Österreich auch heute noch importiert werden, die zum mindesten nicht unbedingt notwendig sind, wäre weiter zu untersuchen. So wird versichert, daß man aus Schweden in sehr hohem Maße Zellstoff einführe, also vermutlich für Zeitungspapier. Wer die österreichischen Zeitungen mit den unserigen vergleicht, wird zugeben, daß man dort in bezug auf Einschränkung der Zeitungen lange nicht so rigoros verfährt wie bei uns. Das ist aber doch ein Unding, daß wir, die wir zugegebenermaßen finanziell kräftiger dastehen als unsere Bundesgenossen, uns Dinge versagen müssen, die man dort noch mit verhältnismäßiger Leichtigkeit erhält, und daß diese Dinge dann mit deutschen Banknoten bezahlt werden müssen. Unter diesen Umständen muß man es vom deutschen Standpunkt durchaus billigen, daß die Reichsbank endlich einmal einschreitet.

Das ist um so notwendiger, als gerade die letzten Wochen wieder äußerst empfindliche Rückgänge der Reichsmark im Auslande gebracht haben. Für diese Erscheinung ist es nur ein halber Trost, daß gleichzeitig auch die Devisen unserer Feinde teilweise geradezu panikartig fallen, daß beispielsweise das stolze Albion für Käufe in Schweden heute einen Aufschlag von vielleicht 60 Prozent zu zahlen hat. Alles in allem ist heute der internationale Devisenmarkt derartig aus dem Gleichgewicht gebracht, daß man sich nur schwer vorstellen kann, wie innerhalb kurzer Zeit normale Verhältnisse wiederhergestellt werden können und sollen. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum wir für die Deutschen sind

Von Prof. Dr. W. A. Versluys, Den Haag
(Einzig berechtigte Übersetzung von Adolf Teutenberg, Weimar)

Wiewohl die „Toekomst"-Redaktion das Ziel, um dessentwillen die Zeitschrift begründet wurde, unmißverständlich gekennzeichnet hat, so scheint man da und dort nicht recht begriffen zu haben. Um ganz deutlich zu sein, kommt es mir nützlich vor, noch einmal auf andere Art zu sagen, was uns veranlaßt hat, das Wochenblatt in unserm Lande erscheinen zu lassen.

Wir sind gewiß in erster Linie holländisch gesinnt. Aber das sind wir alle: mir ist nicht eine einzige in Holland erscheinende Zeitschrift bekannt, die gegen Holland wäre. Die redaktionelle Feststellung also, daß wir für Holland sprechen, scheint nicht ganz kennzeichnend. Und dann sind wir Holländer, die es als Hollands stärkstes Interesse erachten, daß Deutschland siegt, und wir halten es für angebracht, dies offen auszusprechen.

Wir wünschen Deutschland den Sieg, weil wir den Frieden wünschen. Die Erfahrung der letzten vierzig Jahre hat genugsam erwiesen, daß, solange Deutschland mit seinen Bundesgenossen stärker schien als Frankreich und Rußland, der Friede nicht gestört wurde. Der Friede kam in Gefahr von dem Augenblicke an, daß England die europäischen Machtverhältnisse änderte, indem es sich Frankreich anschloß und Italien aus dem Dreibund heraus kaufte; letzteres dadurch, daß es diesem Lande einen Teil der Türkei in die Hände spielte.

Natürlich sagt man hierauf: Frankreich wird doch keinen Krieg anfangen können, wenn es am schwächsten ist. Mich dünkt, daß es dann sehr wünschenswert ist, daß Frankreich schwach bleibe. Was aber Deutschland betrifft, so hat es nun gerade gezeigt, den Ruhm der Stärke tragen zu können, ohne Krieg zu machen. Wenn Deutschland wirklich kriegslustig wäre, hätte es seinen großen Schlag schlagen können während des Russisch-Japanischen Krieges. Japan gab damals dem durch innere Unruhen schwachen Rußland alle Hände voll zu tun. England hatte seinen im Burenkriege erlittenen Blutverlust noch nicht überwunden. Wenn Deutschland jemals freies Spiel hatte, war es in jenen Tagen. Indessen hat es von der guten Gelegenheit keinen Gebrauch machen wollen.

Aber wird ein siegreiches Deutschland Holland nicht annektieren wollen? Meine Überzeugung ist: nein! Denn Deutschland ist uns stets ein freundlicher Nachbar und oft ein guter Freund gewesen. Von woher dann aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese holländische Furcht vor Annektierung? In meiner Jugend bin ich wohl einmal Deutschen begegnet, die derartige Möglichkeiten im Munde führten, späterhin aber niemals mehr. War vielleicht die unserer studierenden Jugend so sehr eigene Überlegenheitsgeste, die andern unangenehm ist, Veranlassung zu solchen Drohungen? Wenn Deutschland uns unterwerfen wollte, hatte es von 1870 bis 1902 vollauf die Macht und die Gelegenheit dazu. Mich dünkt, diese Tatsache kann beruhigend wirken. Mehr noch: denn Deutschland ist für uns eine unentbehrliche Rückendeckung gegen Angriffe von der Seite Englands oder Frankreichs. Besonders aber von der Seite Englands, das uns immer und überall, wo es das konnte, benachteiligte; das, einen soeben geschlossenen Vertrag schändend, uns Singapore nicht zurückgab; das seine Hand in dem Mordspiel von Palembang hatte; das, von Straits aus, den Aufstand von Atjeh nährte.

Dieses England hat bisher von dem schönsten Teil unserer Kolonien abgesehen, weil es fürchtete, uns in die Arme von Deutschland zu treiben. Ich kenne keine Macht, die England hindern würde, unsere Kolonien in Besitz zu nehmen, wenn Deutschland einmal überwunden ist. Die Geschichte Südafrikas hat doch deutlich genug gemacht, daß, wenn England einmal auf etwas sein begehrliches Auge geworfen hat, ihm genug Grund vorhanden ist, um zur Einverleibung überzugehen.

Nun, unsere schönen Kolonien *sind* ein begehrenswerter Besitz. Es ist also vom Standpunkt Hollands sehr wünschenswert, daß England *nicht* Sieger wird.

Obendrein aber würde ein Sieg Englands den Keim zu einem neuen großen Krieg gegen England in sich tragen. Denn schon jetzt ist deutlich geworden, daß dieses Land infolge seiner Seebeherrschung imstande ist, jedem west- oder mitteleuropäischen Reiche die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden. Wenn Frankreich und Italien verstärkt aus diesem Kriege hervorgehen würden, müßte ihr erstes Bestreben sein, die Allmacht der englischen Seeherrschaft zu brechen. Demnach ist es auch zur Erhaltung des europäischen Friedens erforderlich, daß England nicht Sieger werde.

Ein siegreiches oder auch nur starkes Frankreich ist für uns unerwünscht, weil dieses Land noch immer, sobald es sich stark fühlte, zu Felde zog. Sogar in der Zeit der französischen Schwäche, nach 1870, drängte Abenteuer- und Expansionslust dieses Volk zur Einverleibung von Tonkin, Tunis, Madagaskar und Marokko. Und dies tat man nicht etwa, um sich Absatzmärkte für eine sich ausbreitende Exportindustrie zu schaffen, denn die französische Ausfuhr besteht zum großen Teil aus Luxusgegenständen, die mehr der Märkte in Kulturländern bedürfen. Auch ging man nicht auf diese Eroberungen aus, weil man für einen Bevölkerungsüberschuß ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedürfnis nach räumlicher Ausbreitung empfunden hätte; in Algier wär dafür noch Raum genug gewesen. — Aber es gab für Frankreich freilich ein anderes Motiv.

Bei der Behandlung der Annexion von Marokko, mit welcher Frankreich den soeben abgeschlossenen Vertrag von Algeciras verletzte, wurde in der französischen Kammer als einer der Beweggründe angeführt, daß Frankreich dadurch die Verfügung über ein paar hunderttausend marokkanischer Soldaten in die Hand bekomme, die man in einem Revanchekrieg gegen Deutschland nötig brauchen werde. Die hier sichtbar werdende französische Seele bedroht auch uns. Wir sind im Jahre 1672 von den Franzosen beinahe vergewaltigt worden, und im Jahre 1810 wurden wir Frankreich einverleibt. Wir haben also zweimal am eigenen Leibe erfahren, daß ein starkes Frankreich für unsere nationale Selbständigkeit gefährlich ist. Also muß es für Holland wünschenswert sein, daß Frankreich aus diesem Kriege nicht als Sieger hervorgeht.

Die größte Gefahr für Holland und für ganz Westeuropa liegt in dem Näherkommen Rußlands. Diejenigen Engländer, die der Meinung waren, daß England in diesem Kriege auf der falschen Seite kämpfe, haben diese Gefahr verstanden. Auch Schweden begreift die Lage, Holland dagegen noch nicht. Ich habe die Behauptung gedruckt gesehen, daß Rußland sich nach einem Siege darauf beschränken werde, die durch slawische Volksteile bewohnten Gebiete Deutschlands und Österreichs sich einzuverleiben. Aber wie sollte Rußland dabei stehen bleiben? Es nahm doch auch Finnland, Bessarabien, Kaukasien und ganz Nordasien, und in diesen Ländern wohnten doch keine Slawen. Im Besitze von Polen, Galizien und Böhmen ist Rußland noch keineswegs dahin gelangt, wohin es will, nämlich an den Atlantischen Ozean. Der Weg dahin ist aber nur kurz im Vergleich mit der innerhalb eines Jahrhunderts zurückgelegten Strecke vom Ural nach Wladiwostok. Ich kenne keine europäische Macht, die imstande wäre, Rußland den Fortgang auf diesem Wege zu sperren, wenn Deutschland einmal sollte vernichtet sein. Etwa England und Frankreich, die in diesem Kriege nicht einmal die kleinere Hälfte des deutschen Heeres überwältigen können? Indessen wenden einige harmlose Gemüter ein: es gehe nicht darum, Deutschland zu vernichten, und später würden England und Frankreich einem von Rußland bedrängten Deutschland ohne Zweifel helfen. Aber dann wäre es doch einfacher gewesen, damit schon jetzt zu beginnen, anstatt dem bedrohten Deutschland in den Rücken zu fallen. Dieser Krieg wird so unerhörte Opfer an Menschen und Geld fordern, daß der verlierenden Mächtegruppe die Zähne so gründlich ausgebrochen sein werden, daß von ihr auf lange Zeit hinaus nichts mehr zu fürchten sein wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seht also: weil Deutschland gegen slawische Herrschsucht Europens schirmender Schild ist; weil das ruhm- und streitsüchtige Frankreich für unsere holländische Unabhängigkeit stets eine Bedrohung gewesen ist und sein wird; weil England, ganz wie in den Tagen von Coen, die unverträgliche Nation ist, die unsern blühenden Handel und unsern reichen Kolonialbesitz immer bedrohen wird — darum sind wir für die Deutschen.

Der Grund, weshalb wir es für nötig erachten, zu zeigen, daß es Holländer gibt, die Deutschlands Sieg als eine holländische Angelegenheit betrachten, ist darin zu suchen, daß die holländische Presse von der Stimmung des holländischen Volkes keine richtige Vorstellung gibt. Unser Volk wünscht, wie unsere Regierung, neutral zu bleiben. Aber unsere Presse ist nicht neutral.

Wohl gibt es einige Blätter, die neutral sein möchten, aber ein Teil der Presse gibt deutschfeindlichen Gefühlen Raum. Dadurch erlangte die gewaltig ausposaunte Botschaft, als sympathisierte Holland mit den Ententemächten, einen Schein von Wahrheit. Dies aber ist nicht wahr, und so schien es uns, um Irreführungen vorzubeugen, geboten, dagegen anzugehen und in die Äußerungen der holländischen Presse mehr Gleichgewicht zu bringen. Wir wünschen der Möglichkeit zu begegnen, daß England und Frankreich in Holland ein neues Opfer seines überall geführten Verleumdungsfeldzuges gewinne. Dies würde, da man doch selten Ehrerbietung vor seinem am Narrenseil herumgeführten Opfer empfindet, unserer nationalen Würde nicht zuträglich sein.

Die englische Regierung konnte alle Proteste unsererseits, die sich gegen die mannigfachen und immer zunehmenden Benachteiligungen unseres Handels und unserer Schiffahrt richteten, getrost beiseite legen, solange sie aus der in der holländischen Presse gemachten Stimmung den Schluß ziehen konnte, daß das holländische Volk in diesem Betracht nicht geschlossen hinter seiner Regierung stehe. Ein Teil unserer Presse bekümmerte sich sehr wenig um diese Benachteiligung unserer nationalen Interessen, sondern zog es vor, das große Lesepublikum mit Greuelgeschichten, die nicht nachzuprüfen waren, weil sie zornigen oder verängstigten Einbildungskräften entsprangen, in Aufregung zu versetzen.

Wir wünschen durch die Herausgabe der „Toekomst" zum Ausdruck zu bringen, daß das holländische Volk, das hinter unserer Regierung steht, keine besonderen Sympathien für die Ententemächte hat; daß vielmehr neben Holländern, die solche Sympathien verausgaben, auch andere Holländer da sind, die ihr Augenmerk einzig und allein auf die Förderung der nationalen Interessen richten wollen. Diese werden, wir sind dessen sicher, von der Seite Deutschlands niemals angetastet werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verteidigung

Von Alwin Saenger (München), z. Z. Soldat

„Nur die Einheit Deutschlands führt zu seiner Freiheit als Nation."
Fr. Hebbel, Tagebücher.

n einem Briefe an den Geheimsekretär Friedrichs des Großen von Preußen schrieb am 18. Juli 1756 General Winterfeldt: „Uns kann dabei nichts helfen wie prävenieren. Wenn wir warten wollen, bis alle kleinen Fürsten im Reich uns in ihrem Konseil die Justizii tun, daß wir nicht Agresseurs gewesen, so kommen wir zu spät und sind verloren." Ich glaube nicht, es möchte einen deutschen Bürger geben, der am 4. August 1914 in der vorhandenen weltpolitischen Lage nicht eine gleiche Notwendigkeit zur Verteidigung sah und fühlte. Freilich setzten nach Umlauf weniger Kriegsmonate in einzelnen Zirkeln, die im Laufe der Ereignisse sich von unserer sozialdemokratischen Gesamtheit lösten und in denen von jeher die Lust an der Konstruktion ewiger Lehrsätze die Liebe zu einem wahrhaftigen Fortschreiten überwog, rein abstrakt-theoretische Erörterungen über Angriffs- und Verteidigungskrieg ein. Diese Gelehrsamkeit der These scheidet für den handelnden Politiker schon um dessentwillen aus, da sie zu einer Klärung auf dem Papier erst lange Zeiten nach Kriegsausbruch gelangen zu können glaubt und mithin im Augenblick der notwendigen Tat versagen muß. Nein, ein wenig Verstand und vielleicht auch guter Wille sagt uns für immer schlicht und klar: der englische Weltimperialismus vermochte gegen die seine Hegemonie bedräuende deutsche Tüchtigkeit die feindlichen Kräfte zu einer Totalität zu binden, gegen die wir uns verteidigen mußten und heute noch müssen.

Und trotzdem gestehen wir um der Wahrheit willen, daß die nationale Harmonie der großen Stunde eines um die Selbstbehauptung kämpfenden Volkes unwiederbringlich dahin ist. Ein Beispiel mehr in der Historie, daß bislang kein menschliches Wollen Vieler sich die geistige Einheit bis zur Zweckerfüllung bewahren konnte, es sei denn, das einigende Band wäre aus der Transzendenz übersinnlichen Strebens genommen. Die Weltbewegungen des Katholizismus und des Sozialismus stehen für die Richtigkeit des Satzes. Darob Bedauern zu empfinden wäre nur dann erlaubt, wenn die Trennung zum Rückschritt führte. Das geschichtliche Erinnern aber mahnt uns vielmehr, daß aus der Divergenz doch gerade der Fortschritt, aus dem Zwiespalt eine neue Einheit entsteht, daß der Kampf der Vater aller Dinge ist. Machen wir uns eine solche Betrachtungsweise zu eigen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so stellen wir unsere Kritik gegenüber dem entbrannten inneren deutschen Meinungsstreit über des Krieges Ende vielleicht grundsätzlicher und richtiger ein. Mit der Klage, daß wieder einmal „Guelf gen Ghibeline" im eigenen deutschen Land steht, kommen wir nicht weit. Im Gegenteil: wir werden uns auf eine steigende Kraft der wachsenden Meinungsverschiedenheit einzurichten haben. Wir sehen von der oft abstoßenden Aktualität des Tages ab und versuchen die allgemeine Wesenheit dieser notwendigen Auseinandersetzung zu erfassen. Der Weltkrieg ist eben keine nationale Episode, die ihren Abschluß in dem siegreichen Einzug durch das Brandenburger Tor findet. Der Weltkrieg ist Weltenwende, die blutige Geburtsstunde eines neuen Lebens der Völker für sich und untereinander; so glauben wir wenigstens, die wir uns zu dem Worte „Verständigung" bekennen. Und da dieser Glaube eben vorerst nur ein — allerdings reich auf Tatsachen gestützter Glaube ist, dem der Glaube eines reinen national beschränkten Militärsiegs als Zweckgedanke der drei blutigen Jahre gegenübertritt, so wird auch der Kampf im Innern weitergehen und eine deutsche Verständigung als der Natur dieser Auseinandersetzung zuwider nicht möglich sein. Ist es doch die in die tiefste Tiefe des menschlichen Individualbewußtseins greifende Frage der gesellschaftlichen Weltanschauung, die nach dem Verlaufe des Weltkrieges im Frieden zur Erledigung kommt und die um so erbittertere Streitigkeiten auslöst, je näher die Entscheidung heranrückt. Weltanschauungen aber sind die Heimstätten einer dem Charakter oft notwendigen Intoleranz, die ein Vermitteln nicht anerkennen darf, und so werden wir uns die Wahl zwischen „Verständigung oder Herrschaft" zu erkämpfen haben. Uns Deutschen erlaubten des Heeres wunderbare Siege, zuerst in den inneren Kampf um das Problem der staatspolitischen Menschheitgestaltung des Friedens einzutreten. Nunmehr scheint auch in einzelnen Teilen der feindlichen Nationen der sorgende Gedanke, ob das Ideal einer für die Zivilisation erforderlichen menschlichen Gemeinschaft vor seiner vollkommenen Zertrümmerung noch auf dem Fundamente der Verständigung gerettet werden könne, sich ganz langsam Bahn zu brechen.

Wir glauben nicht, Wünsche sind nur bei einem schwachen Geschlecht die Väter der Gedanken, daß dieser psychologische Umschwung bei den Gegnern in Bälde zu erwarten ist. Die kapitalistischen Gedankengänge der englischen Arbeiterklasse dünken uns für einen nahen Frieden noch immer reichlich wenig stubenrein. Im Lager drüben, alle Hoffnungen unserer armen, gequälten, friedenshungrigen Menschenherzen helfen nicht dawider, weisen noch immer die Staatsmänner eine bewundernswerte Stabilität auf, welche den Krieg als einen deutschen Ausrottungskrieg lieben, der „den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung stattfinden lassen würde".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trotzdem und gerade deswegen dürfen wir im Bewußtsein ungebrochener Kraft das Wort Verständigung aussprechen. Wir Reichsdeutsche setzten damit folgerichtig nur eine Politik fort, die vor 46 Jahren mit der Antwortadresse des deutschen Reichstages im März 1871 auf die kaiserliche Thronrede inauguriert wurde:

„Die schweren Drangsale, welche über die Not des Krieges hinaus Frankreich heute erduldet, bekräftigen die oft, doch niemals straflos verkannte Wahrheit, daß in dem Verband der zivilisierten Völker selbst die mächtigste Nation nur in der weisen Beschränkung auf die volle Entfaltung ihres inneren Wesens vor schweren Verwirrungen gesichert bleibt. Auch Deutschland hat einst, indem die Herrscher den Überlieferungen eines fremdländischen Ursprungs folgten, durch Einmischung in das Leben anderer Nationen die Keime des Verfalls empfangen. Das neue Reich ist dem selbsteigenen Geiste des Volkes entsprungen, welches, nur zur Abwehr gerüstet, unwandelbar den Werken des Friedens ergeben ist. Im Verkehr mit fremden Völkern fordert Deutschland für seine Bürger nicht mehr als die Achtung, welche Recht und Sitte gewährleisten, und gönnt, unbeirrt durch Abneigung oder Zuneigung, jedem Staate die Wege zur Einheit, jeder Nation die beste Form seiner Gestaltung nach eigener Weise zu finden. Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem anderen Vorwande wiederkehren."

Auf dieses geschichtliche Faktum nachdrücklichst zu weisen, ziemt um so mehr, da der ernste Verständigungswille des deutschen Volkes hüben wie drüben noch einer starken Anfeindung begegnet. Die militärischen Feinde unterschieben uns als jenen Willen bewirkende Ursache Unaufrichtigkeit und weltpolitische Schwäche; die Gegner in der gemeinsamen Nation fassen ihre außerordentlichen Anklagen in den Worten „nationale Würdelosigkeit", „Verschacherer der deutschen Ehre und Zukunft" zusammen. Die Mehrheit unseres Volkes kann demgegenüber den durch den Fortgang der unvergleichlichen Leistungen der Armee ermöglichten Weg der Bekundung einer Weltverständigung unbeirrt weiter schreiten. Es ist das sicherste Mittel, eine unerläßliche, wesentliche Bedingung des Friedens zu schaffen: die beginnenden innerpolitischen Krisen der Ententestaaten zur Reife zu bringen. Unseren deutschen unbelehrbaren Widersachern gegenüber werden wir erreichen, die törichte Behauptung einer Mehrheit für ihre Weltanschauung verstummen zu lassen.

Freilich dürfen wir bei aller Notwendigkeit dieser Kämpfe nie vergessen, daß die Einheit Deutschlands, welche die Grundlage seiner Freiheit als Nation ist, nicht zu sehr belastet wird. In der siegreichen Kraft der Selbstbehauptung bis zum Friedenstage liegt unser aller Glück einer deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zukunft. Denn ungebrochen ist noch die eroberungssüchtige Kriegszielpolitik der feindlichen Mächtegruppe.

Aber mag auch der Auguststurm eines in Meinung und Gesinnung unterschiedlosen Deutschtums der Vergangenheit angehören: eines ist allen unzerstörbar aus jenen Stunden nationaler Wiedergeburt geblieben, der eiserne Wille, den Feind zu werfen in der Verteidigung. Und dieser angesichts der Gegnerschaft unerschütterliche Gemeinsamkeitswille ist eben die zur nationalen Freiheit notwendige Einheit.

Unbekümmert um die Politik des Friedenszieles, diesen Willen der Waffengemeinsamkeit in den großen Erklärungen der Zeitgeschichte hervorzuheben und kraftvoll zu betonen, erscheint uns als Notwendigkeit, der wir Alle trotz der Kampfesschärfe der Weltanschauung genügen können. Denn wir Alle dürfen die Frage: „Weshalb mußt du in den Krieg?“ beantworten wie der Geliebte in einem deutschen Dichterwerk es der Braut gegenüber tat: „Es ist für diese Erde, für dich, für diesen Wald, damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!“

Lisette

Von Hermann Gottschalk

Als der Feind in die Stadt kam, war Lisette vierzehn Jahre alt. Man kann nicht sagen, daß sie eine besonders klare Auffassung von den Dingen gehabt hätte. Sie war noch nicht ganz aus dem kindlichen Zustand herausgetreten, der zur Hälfte übermäßig realistisch ist, nämlich im Bestehen auf seinen Forderungen, zur anderen Hälfte aber, im Begegnen mit den wirklichen Dingen, noch tief im verworrenen Deuten und Träumen steckt. Während ihnen allen, den Bewohnern des Städtchens, der Krieg über Nacht gekommen war, sich aus einem unbegreiflich naherückenden Drohgespenst durch Tage der Angst und Stunde eines rasch sich überschlagenden Schreckens in einen neuen Zustand entwickelt hatte, in welchem die kaum erst abgebrochene Vergangenheit wie aus dem tiefen Grabe noch einmal auferstand zu einem schattenhaften Nachleben, um nun erst im Laufe von Jahren, langsam, langsam, in Not und schleichendem Elend, in Nichtstun, Ermüdung, hundertmal enttäuschten Hoffnungen und gleichgültigem Stumpfsinn wirklich zu sterben — während alle andern, die Fertiggewesenen, das mit oft aufflackerndem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Widerstreben wie eine langsame Hinrichtung über sich ergehen ließen, mußte es sich in Lisette mit ihrem soeben erst im Aufgang befindlichen Lebenserwachen auseinandersetzen. Es flocht sich mit ein in ihr unregelmäßiges Wachstum, rankte sich durch ihre an sich selbst erstaunende, erschütterte Reife, mit dem Abfallen ihrer Kindheitsphantastik, mit ihrem Erwachen zur Welt. Sie verließ das Unvollkommene, nur um in ein Reich des Schweigens hinauszutreten, wo alles unterdrückt und abgebrochen war und sich vor jeder Frage scheue Augen nach der Seite wandten oder eine Hand sich vor die Lippe legte.

Sonst stürmt wohl die Zeit der Seelenwende durch den zitternden Leib wie ein gewaltsamer Wohnungswechsel: irgendeine rauhe Hand fährt herein, reißt die blumigen Tapeten von den Wänden, stürzt das unterste zu oberst, jagt hinaus, was lieb war im Herzen, vernichtet höhnisch, woran die Zärtlichkeit von Jahren hing — und endlich weiß die Bewohnerin nicht, ist sie es, die das Haus gewechselt, oder hat es sich in einem Wirbel um sie herum gedreht: sie erwacht als eine andere, in neuem, unduftig praktischem Hausrat, als ein Wesen, an das die Welt nun sehr einfache, nüchterne Ansprüche erhebt, und sie selbst fühlt, daß sie anders geworden ist. Sie beruhigt sich allmählich, mitten unter dem Schmerz der Ernüchterung. Um Lisetten aber hat sich kein Sturmwind gekümmert außer dem, der draußen vorübertobte und alles an sich riß. Der Umsturz alles Lebens um sie herum, das Stocken, das Aufhören, hat scheinbar bei allen die Entwicklung unterbrochen und jedes andere wichtiger gemacht, als was man einstens pflegte. Man lebt wohl zusammen, die Familie, ja, wenn man die beiden ältesten Söhne vergißt, die der Krieg verschlungen hat, aber es ist nicht der alte Garten, den man einstens pflegte, wo jedes Gewächs nach seinem Alter den rechten Stand und die rechte Liebe erhielt. In einer gewissen verantwortungslosen Ergebenheit bleibt das Ganze, wie jedes einzelne, dem blinden Wachstum überlassen. Es ist keine Leichtfertigkeit, ist auch keine religiöse Ergebenheit, es ist ganz einfach so, daß man von dem Klima des Friedens und der natürlichen Ordnung abgetrennt ist — denn was der Feind, gleichviel ob er mild oder strenge auftritt, an Ersatz dafür bringt, das ist ja nur eine künstliche Luft, in welcher der Atem stockt, der Wille schweigt, der letzte Funke natürlicher Freude erlischt.

Dieses Leben, das aus Verordnungen und Befehlen und Beaufsichtigungen besteht, aus täglichem Wechsel der Gesichter, aus schlecht verständlichem Gestammel statt allgemein fließender Rede, in dem jedes etwa sich bildende persönliche Band vom nächsten Augenblicke wieder davongetragen wird; dieses Leben, worin nicht der Aufbau, nicht einmal die Erhaltung mehr Gesetz ist, das vielmehr dem Verbrauche des letzten, sich dem Ende nähernden Kapitals gleicht, und das nur noch zitternd dem Alarm gehorcht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der das überlebende Menschenhäuflein auf halbe Tage in die untersten Keller jagt und pferchт — nein, das ist kein Klima mehr für Werdendes. Aber es ist die Welt, zu der Lisette erwächst, die sie als Ablösung ihrer versunkenen, im Versinken noch zögernden Kindheit beziehen muß. Nein, keine Welt, kein Leben, nur ein regelloser Trümmerhaufen, wie das Städtchen selbst, von dem sie sich nicht einmal mehr erinnern kann, wie vor zwei Jahren noch seine Linien liefen. Sie selbst, ihre kleine Seele, bleibt im Trümmerhaften stecken, mitten am Wege zwischen Kind und Jungfrau, eine abgerissene Frage, und weder der verbissen schweigende Vater, noch die abgehärmt schweigende Mutter, noch die sich unwissend mit nimmermehr geklärten Kindheitsrechten herumwürgenden Geschwister geben ihr das hinzu, was in glücklicheren Zeiten ein zweites Paradies daraus gemacht hätte.

Sie wächst verschwiegen zwischen geheimnisvollen, großen Worten auf, wie Sieg, Befreiung, Vaterland. Sie scheinen unendlich viel mehr zu bedeuten als alles, was man nach obenhin lebt und treibt. Aber wenn sie frägt, erhält sie keine Antwort. Das heißt, sie frägt niemals. Ein Instinkt sagt ihr, daß das Fragen sind, die man nicht stellen kann. Urnächtliche Geheimnisse. Man fragt ja auch nicht mehr nach Gott, wenn man erst einmal vernünftig ist. Und ihr ist auch so, wenn sie über die Gassen wandert, als wäre alles Fragen nach oben nun unnötig geworden, seitdem man durch die geborstenen Dächer überall in den Himmel hineinsah. Der blaue Himmel, der durch die Sparren leuchtet, die weißen Sparren, die in den blauen Himmel ragen, ist das nicht eine feststehende Unterhaltung, viel gründlicher als zwischen Leuten, von denen der Fragende ebensoviel weiß wie der Antwortende — nichts? Alle mußten wohl so empfinden, denn es war ganz merkwürdig, wie wenig Raum das Fragen nach und nach in den immer magerer werdenden Unterhaltungen einnahm. Wenn Lisettes schweigender Vater so ein Wort wie jene halb zwischen den Zähnen verbeißt, so hat sie auch hier kein anderes Gefühl als unter den offenen Dächern. Da ist etwas, was sich von selbst beantwortet, rein und klar; man stellt fest, daß es da ist. Mehr will wohl der Vater nicht und sie nicht von ihm. Das ist noch das ganze Verständnis zwischen ihnen. Sonst versinkt er ihr fast gänzlich hinter seiner Mauer von Schweigen. Wenn sie ihn wirklich einmal etwas fragen wollte, würde sie sich wahrscheinlich erschreckend fremd vor ihm erscheinen. Er, die Mutter, die Geschwister, alle Leute haben sie in diesen Jahren so ganz unmerklich von ihrer Seite gelassen. Sie ist wie fortgerückt. Käme es drauf an, sie wüßte nicht zu sagen, wohin sie eigentlich gehörte. Aber man fragt einander nichts mehr. Einer nimmt den andern so hin. Das Dasein ist ein reiner Zufall geworden ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eines von den Worten, die in einem ganz anderen Sinn zwischen des Vaters Zähnen wohnen, ist: der Feind. Das bezieht sich auf unmittelbarste Nähe und Gegenwart. Da horcht und lauscht er und lebt beinahe auf, und wenn er wieder in Schweigen versinkt, so ist's, als knurrte er noch lange nach. Hier dürfte sie getrost fragen: sie fühlt es genau! Sie könnte ihm nahekommen damit. Das ist ein metallener Hammer, mit dem sie an jedes Herz rühren dürfte, und hundert wilde Schmerzen würden aufklingen! Aber gerade daran duckt sie sich vorbei. Nach diesem Worte — fragt sie nicht. Sie hält sich heimlich die Ohren zu, wenn es unvermeidlich herannaht, oder schleicht aus der Nähe fort. Nein, sie will davon nichts wissen! Ihr ist, ohne daß sie sich's erklären mag, als wenn es gerade das enthielte, wovon die kranke Stille des elterlichen Hauses so arm ist, so leer. Es ist etwas darin, wonach sie sich sehnt, vergeblich sehnt. Aber nur um so heftiger, schmerzlicher, je weiter es die unbekannte Kluft aufreißt zwischen ihr und den Ihrigen. Ja, ja! Sie gibt es gerne zu — denn der furchtbare Jähzorn des Vaters schwebt gemeinsam über ihr und dem, was sie in dem Worte nicht zu hassen vermag — es muß ja der Inbegriff alles Verworfenen, alles Verdammenswürdigen sein! Nur wissen will sie es nicht! Genug, daß es sich lähmend um ihre Füße windet, daß sie es wie die Last einer unmäßig erwachenden Lebensneugier hinter sich herschleppt, von Versteck zu Versteck ihrer süßen Unwissenheit. Ach, sie saugt sich fest an den heimlichen Flüchen, an der Gewalt des Hasses, der sie mit umschlingt, wenn im Winkel des Kellers die wenigen Nachbarsleute, zusammengepfercht beim flackernden Lichtstumpf, ihn keuchend ausbrüten wie eine Riesenschlange.

Was sie hassen soll, das sind sehnige, kräftige Mannesglieder, schwellende Jugend, Schultern, die sich lässig wiegen, und Augen, die sich an das Blau einer unschuldigen Ferne hängen — oft aber auch zu den ihrigen dringen, suchend, mitfühlend, bittend vielleicht, oder auch frech und hart. Sie hat sich daran gewöhnt, all diese Blicke aufzufangen. Es wird zur anderen Seite ihres Lebens, es folgt ihr Tag und Nacht wie ein immer unerträglicheres Entbehren. Es ist auch einmal eine Hand, die sich auf ihren Scheitel legt, ein Arm, der sich, als wäre sie ein Kind, um den ihrigen zwängt und sie auf einen Schoß zu ziehen sucht — oder eigentlich nein, wenn sie zurückdenkt, von Anfang an sind es Hunderte von „Männern" gewesen, die das elterliche Quartier durchwohnt haben, gute und weniger gute, an manchen hat sie auch ein wenig länger denken müssen. Aber zuletzt ist das nun so geworden, daß das keine „Männer" mehr sind, sondern daß sie sich scheu vor dem Einzelnen zurückhält, als fürchte sie, daß aus den vielen Augen, die sie angeblickt, ein Augenpaar werden müsse, eines, das nicht mehr vorübergeht, eines, das sie auf dem Wege gemeinsamer Schuld zum stehen bringt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht, daß sie etwas wüßte oder ahnte von Schuld. Aber das Schuldigwerden ist eine Angst, die das Blut seit aller Ewigkeit in sich trägt; die sich durch den Puls vordrängt, durch ein leises Schaudern der Haut, einen Druck des knospenden Busens — was fragt sie nach Wissen und Nichtwissen! Lisette zittert jetzt, wenn sie solch einem Paar Augen begegnet, weicht aus, wenn eine Hand sich nach ihr bewegt, doch mühsam nur. Ihre Angst drängt ihr Sehnen, ihr Sehnen ihre Angst vor sich her. Und immer bestimmter fühlt sie die süße Not, wie sie ihnen entgegensinken muß, diesen Augen und dieser Hand, und dann — waren sie da.

Tagelang wanderten sie um Lisettens Augen, um Lisettens Hände herum. Wanden sich darum wie blühende, glühende Kränze, wie zitternde Schlangen dann. Er war so jung, er war so lieb und innig und gütig, und dann — diese Welt, von der nur die Eltern so sprechen, als wäre sie noch, aber nein, nichts war ja mehr, alles Schutt, Staub, Auflösung! Und eine Nacht, so dunkel und so schwül ... Wie das Ende aller Schmerzen, alles Hasses ...

Etliche Monate später machte ein kaum glaublicher Befehl die Bewohnerschaft durcheinanderfahren. Antreten mit Sack und Pack! Evakuieren! Sammelstelle in .... Dort den „Freund" erwarten, den Landsmann, die Erlösung! Lachen und Weinen, neues Schelten und neue Ängste, unendlich schlimmer als alles Ausgestandene! Lieber bleiben! In den schicksalheiß ans Herz gebrannten Ruinen! Nur keinen neuen Zustand mehr! Was will man noch von uns? Wir waren ja zufrieden, laßt uns! — Hilft alles nichts, in drei Stunden muß es geschehen sein.

Und unter schwerem Regenhimmel, von den Granatengrüßen des nichts ahnenden Erlösers empfangen, hinaus ins freie Land, das sie wer weiß wie lange nicht gesehen. Wie wunderlich ist's umgepflügt — Loch bei Loch. Wo sind die Bäume, die Weiler? War da nicht eine Fabrik? Wo sind wir? Still! Kein Wort! Man wagt nicht zu atmen — es geht ins Unbekannteste vom Unbekannten hinein. In der frischen, reinen Regenluft zeigt sich erst, wie gänzlich abgestumpft man ist. Erlösung oder endliche Hinrichtung — es gilt gleich. Fürchterlich nahe schlagen oft die Grüße der Freunde ein, aber man zittert nicht stärker als die Pferde einer Batterie. Was ist der Mensch ohne Willen ...?

Lisette hat ihren Platz auf dem Leiterwagen bekommen, mit Alten und Kranken. Ihre Gedanken ziehen nicht mit. Sie beißen sich an den Trümmern fest, nach denen sie nicht mehr umblicken darf. Wer sie dort losreißt, der tötet sie. Die Ihrigen sind's, die nicht ruhten, bis man sie aus dem Versteck herauszog und aufpackte. Die sie endlich schlugen, bis sie gehorchte ...

Langsam rollen die Tränen auf ihr Leibchen herab, das sich leise zu runden beginnt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trauermantel

Von Karl Bröger

Über die Stellung springt der Tod
im Morgenrot, im Abendrot ...

Euer Grab hüllt himmlische Seide
in blauen Schein.
Hand in Hand mit dem Leide
weht trauernde Liebe hier aus und ein.
So köstlich war, festen Grund zu treten,
zu lachen, zu weinen, zu fluchen, zu beten
und Mensch zu sein.

Der Rosenstrauch auf eurer Gruft
rankt ins Licht,
reckt rote Rosen in die Luft,
daß Leben sich dem Tod verflicht.
Tief wurzelt der Strauch in euren Herzen,
treibt eure Wunden, eure Schmerzen
zu neuem Gesicht.

Von weißen Faltern ein heller Zug
flügelt ohne Zahl.
Der Trauermantel führt den Flug
über das stille Tal.
Strebt keiner dem Schwarzen voraus, voran.
Alle sind ihm untertan ...
Trauermantel fliegt überall.

Hoch tummelt die Schar in seligem Glanz
über dem Plan.
Doch immer huscht dem silbernen Tanz
der Schatten, der schwarze Schatten, voran.
Ungeborne Seelen schaukeln im Wind,
Kinder, die im Vater erschlagen sind ...
Trauermantel, sag an!

Über die Stellung springt der Tod
im Morgenrot, im Abendrot.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seelenuntergang der Idylliker

Hat der Bürger eines neutralen Landes, sei es nun Mann oder Frau, ein Herz, so mischt er in die blutigen Welthändel von heute nicht nur seine Neugier auf die Kriegskarte. Er geht auch mit Jammer und Gestöhn, mit Fluch oder Empörung all dem Tode, Wundfieber und Vergiften unserer Tage nach. Er zerstört nicht, sondern er singt nur feierliche Grabklage. — Die Schweizerin Roger Noëlle, die französisch schreibt, sonst eine sanfte kinderliebende Kantönlerin, deren Dichtung in stillerer Zeit mädchenhaft und flötend geblieben wäre, rettete sich aus dem Untergang ihres Gemütes qualvoll, indem sie apostolisch aufheulte und schrie: „All ihr Mütter, die ihr heute weint, fühlt ihr nicht in euch dieses unendliche Erbarmen? Von allen Städten und von allen Dörfern steigt es zu euch auf. Von allen Herzen kommt es, die, voll des Leides und des Dankes, jener Frauen gedenken, die ihre Söhne hergeschenkt haben. An allen Tagen, die anheben, und an jedem Tage, der zergeht, wird euch in eurem Kämmerlein dies Erbarmen dargebracht. Es ist voller Achtung und Zärtlichkeit, dieses weltumfassende Erbarmen der ganzen Menschheit. Ganz sachte füllt es euch an. Eure Einsamkeit durchwirkt es mit Leben!“ (Carnets d'une infirmière bei Attinger in Neuenburg.)

Während diese liebe Frau so Tröstliches nonnenhaft psalmodierte und kreuzschwesterlich eine Karitas flattern sah, die übermenschlich schön ist und darum unwahrscheinlich sein muß, rettete ihr Volksgenosse S. D. Steinberg auch seine artige Kantönlersseele. Auch er war ein junger Lyriker, der seine Stimmung in blaue Frühlingsfarbe kleidete und sich im weichen Rhythmus einer menschenfreundlichen und blumenfreundlichen Gesinnung wohlgefühlt hatte. Er hätte niemals gedacht, daß sich in ihm Lebenstrübsal bis zur weitschattenden Trauer verdichten und anhäufen würde. Er wäre im Frieden ein behaglicher, von lobenswerten Schwermutswallungen nicht verschonter Lebensbetrachter geblieben. Jetzt riß der Krieg den besten Freund aus seinem geistigen Reiche, und um seine zerstäubte Seele vor vollkommenem Untergang zu retten, springt er auf und stählt er sich gewaltsam. Er will, daß sein Schmerz ein Bildnis werde. Tausend Künstler haben es ja schon versucht, ihr Elend zu heilen, indem sie es mit Tönen, Steinen, Worten oder Farben formten. Steinberg sieht den Riesen, der vom Himmel die glänzenden Sterne losreißt, um sie im Meere der Finsternis zu ersäufen. Wahnsinnig ist die Gottheit selbst geworden. Er sieht junge Menschen und junge Häuser, die vom Krieg zerschlagen sind. Das Mädchen liebkost aufschluchzend den Stuhl, auf dem der tote Geliebte und Krieger gesessen hat. Schwanger ist die Witwe, aber der Vater ihres Kindes wurde schon längst auf dem Schlachtfelde eingesargt. Das ist wohl nichts Neues, aber glücklich wiedergefundenes Empfinden, Echo des Inferno, des Muspilli, des Rochegrosse, des Michael Schwertlos und geringerer Genien; aber es ist so sehr aufrichtig und bewegend gesagt und von einem, der doch ein Recht besessen hätte, die Gefahr des Seelenuntergangs durch Sorglosigkeit zu vermeiden. Steinberg verlangte trotzdem nichts von solcher kindlichen Unbeflecktheit, er wollte künftig leiden, leiden, leiden wie die anderen Millionen auch. („Untergang“ bei Rascher & Co. in Zürich.) Max Hochdorf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die italienische Wirtschaft

Wie auf politisch-militärischem Gebiete, bringt auch auf wirtschaftlichem der italienische Treubruch dem Lande die schwersten Enttäuschungen und Opfer. Kaum ein Land hatte sich so schnell mit einem bewundernswerten Fleiß und hervorragender Tüchtigkeit aus einem armseligen Staate mit zerrütteten Finanzen und primitiver Volkswirtschaft zu einem festgefügten, schnell aufstrebenden Ganzen entwickelt wie gerade Italien. Namentlich die Art und Weise, wie dort die Anleihetechnik gehandhabt wurde, war bis zum Tripoliskrieg, der für Italiens Finanzwirtschaft den Anfang vom Ende brachte, schlechterdings mustergültig und zeigte ganz unzweifelhaft, welche Kraft in dem neuen Italien steckte. Die Kriegserklärung an die Zentralmächte hat das alles über den Haufen geworfen. Die Kriegskosten stiegen auch dort ins Phantastische; hatten sie im ersten Jahre nur etwa 20 Millionen Lire täglich betragen, so dürften sie heute auf annähernd 70 Millionen gestiegen sein. Es war natürlich auch nicht im entferntesten möglich, durch Steuern und Kriegsanleihen einen Ausgleich zu schaffen. Der Ertrag der Kriegssteuer ist im ersten Jahr mit 600 Millionen Lire zwar recht ansehnlich, reicht aber bestenfalls zur Deckung der Kriegskosten von etwa zehn Tagen. Die Kriegsanleihen sind namentlich zuerst recht schlecht gegangen. So brachte die erste nur eine runde Milliarde, und alle vier bisher begebenen erreichten etwa 8½ Milliarden Lire. Man dachte bei der Einnahme von Triest die fünfte zu begeben und wollte sich bis dahin weiter mit allerhand Kunstgriffen behelfen. Auf diese Weise ist es gekommen, daß Italien neben den 8½ Milliarden gesicherten Kriegsanleihen heute wohl annähernd 20 bis 25 Milliarden schwebende oder im Ausland aufgenommene Schulden ausweist. Als ausländischer Gläubiger kam zunächst England in Betracht, das annähernd 5 Milliarden Lire hergeliehen hat. Neuerdings ist es Amerika, woher ebenfalls bereits einige Milliarden gekommen sind. Für den Rest mußte die Papierpresse sorgen, das heißt, man hat das Land mit Banknoten überschwemmt. Heute sind davon etwa 6 Milliarden mehr im Umlauf als im Frieden, für das verhältnismäßig kleine Land immerhin eine Leistung.

Das hat sich bereits seit längerem bitter gerächt, u. a. durch den sehr schlechten Stand der italienischen Valuta. In der Schweiz beispielsweise notiert zurzeit der Lire ungefähr 55 Prozent. Nun könnte man sagen, daß die Mark nicht besser steht. Ein Vergleich ist aber darum nicht ohne weiteres zulässig, weil Italien fortgesetzt Milliarden um Milliarden aus England und Amerika geliehen erhält, was ja bei Deutschland völlig fehlt. Freilich fehlen den Italienern durch ihre ureigene Schuld zwei ihrer Haupteinnahmequellen normaler Zeiten. Das ist erstens der Fremdenverkehr und zweitens die Gelder, welche die Millionen im Ausland arbeitenden Italiener seither heimgeschickt hatten. Diese beiden Posten mußten bereits im Frieden die in zunehmendem Maße passiv gewordene Handelsbilanz ausgleichen. Das fehlt natürlich jetzt.

Nun wäre nichts irrtümlicher, als zu meinen, daß all die erwähnten Umstände, die rapid steigende Verschuldung, das Fehlen der wichtigsten Einnahmequellen und der ungünstige Stand der Wechselkurse, etwa schlecht auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Börse und die Unternehmungslust des Landes gewirkt haben. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Ein Blick auf die italienischen Kurszettel zeigt seit Anfang des Krieges bis zur Schlacht von Tolmein die tollsten Sprünge nach oben. Der Kurs von Wertpapieren, wie der bekannten Fiatwerke, hat sich verfünffacht, der des Eisenwerks Savona, eines berüchtigten Spekulationspapiers, ist von 137 Mitte 1914 bis Ende Oktober auf 1200 angelangt gewesen, und ähnliche Auswüchse waren mehr zu beobachten. Das hängt zusammen mit einem wahren Gründungsfieber, das sich der italienischen Kriegsindustrie bemächtigt hatte. Die Leute hatten förmlichen Größenwahn bekommen. Überall und allenthalben sah man die Bildung von Hundertmillionen-Unternehmen und Zusammenschlüsse zu riesenhaften Trusts.

Vor allem gilt das für die Eisen- und Schiffahrtsindustrie und daneben für die Wasserkraftwerke. Es ist richtig, daß nach dem Kriege ein nie dagewesener Tonnagehunger sich geltend machen wird, und darum ist die Gründung von Schiffahrtsunternehmungen ja recht naheliegend. Nur fragt es sich, ob man in Italien in diesem Punkte sehr konkurrenzfähig sein wird, denn es fehlen die zwei wichtigsten Voraussetzungen für jede Schwerindustrie, das sind Kohle und Eisen. Am ehesten wird sich noch die Kohle teilweise ersetzen lassen, weil man in Oberitalien über die mächtigsten Wasserkräfte verfügt, und es darf wohl keinem Zweifel unterliegen, daß man gerade in dieser Beziehung während des Krieges die Lehren aus dem Kohlenmangel gezogen und alles darangesetzt hat, um sich auf diese Weise allmählich unabhängiger zu machen. Dagegen ist der Eisenmangel nicht zu überwinden. Auch ohne den Zusammenbruch am Isonzo und Tagliamento hätte das maßlose Gründungsfieber eine sehr böse Reaktion bringen müssen. Wie man aber jetzt nach dieser Landeskatastrophe sich wirtschaftlich umstellen wird, das bleibt abzuwarten. Italien wird sicher durch sein wahnsinniges Eingreifen in den Krieg in seiner wirtschaftlichen Arbeit um Jahrzehnte zurückgeworfen. Freilich wird es aber auch wenig Völker geben, die sich damit so gut abfinden werden wie gerade die Italiener. Denn sie verfügen über die Voraussetzungen für den Wiederaufbau wie kaum ein anderes Volk. Die Italiener sind beispiellos genügsam, sind namentlich im Norden hervorragend fleißig, ihre Volkskraft und Volksfruchtbarkeit ist unverwüstlich, und ihre führenden Köpfe verfügen in technischer Beziehung über eine kaum zu übertreffende Genialität.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hertling — Payer — Friedberg

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Bis diese Zeilen erscheinen, wird im „Reichsanzeiger“ stehen, der erste Demokrat tritt in ein politisch einflußreiches Reichsamt ein, und der erste Nationalliberale nach Miquel wird Stellvertreter des Ministerpräsidenten in Preußen in dem Augenblick, in welchem es gilt, das auch von ihm als Staatsnotwendigkeit erkannte gleiche Wahlrecht für Preußen einzuführen.

Diesmal spiegelt sich die politische Entwicklung in Namen und Männern, die Träger der Entwicklung gewesen sind und bleiben sollen. Im Reich bedeutet die Verbindung Hertling und Payer eine politische Auswirkung der Mehrheitsbildung vom Juli 1917, der sich im Oktober die Nationalliberalen wieder angeschlossen haben. Das ist ein innerpolitisches Ereignis. Eine Hauptbedeutung liegt darin, daß die Annäherung sich auf außerpolitischem Gebiet vollzogen hat. Denn die Mehrheitsgruppierung, die sich unter Bethmann Hollweg gebildet hat, wurzelte in der Übereinstimmung der Mehrheitsparteien über die Bedürfnisse der außenpolitischen Politik. Graf Hertling ist dieser Politik als Vorsitzender des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten beigetreten in der deutschen Antwort auf die Papstnote. In dieser Antwort ist nicht alles ausgesprochen, aber sämtliche Faktoren des Reichs haben sich auch in Ansehung Belgiens auf den Standpunkt der Reichstagsresolution vom 19. Juli gestellt, von der übrigens auch der Reichskanzler Michaelis im September gegenüber einem Parlamentarier der Mehrheit ausdrücklich erklärt hat, er habe sich zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Politik der Resolution die richtige sei.

Wenn diese Durchringung nicht Wochen und Monate gedauert hätte, würde es für die auswärtige und innere Politik Deutsch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lands von hohem Wert gewesen sein. Die Krisis, die im Juli begann, hätte nicht erst am 9. November gelöst werden sollen und gelöst werden können. Die Unentschlossenheit in der Willensbildung der obersten Stellen war der wesentlichste Grund für die Krisenhaftigkeit, und die „Vaterlandspartei" war der konservative Versuch einer Aufputschung der Regierung gegen die demokratische Entwicklung. Aber vielleicht mußten diese konstitutionellen Wehen wochen- und monatelang durchgemacht werden, um jedermann und alle Stellen zu überzeugen, daß es einen andern Weg im Reichsinteresse nicht gab, als die ehrliche Verständigung mit der Mehrheit. Der Schrei der Vaterlandspartei nach Konflikt ist längst heiser geworden, und die Antwort auf den Abenteuerwunsch nach absolutistischer Lösung ist die Berufung des konstitutionellen Demokraten Friedrich Payer zum Vizekanzler des Reichs.

Der Name Hertling hat einen persönlichen und einen politischen Klang. Aber eben deshalb eine Färbung, die für sich allein der Anforderung des geschichtlichen Zeitpunkts nach innen und außen nicht voll gerecht werden konnte. Er schien ein Halbrechts-Programm werden zu können, wenn nicht eine nähere Charakterisierung durch die Wahl der Mitarbeiter die Besorgnisse bannt. Dieser Schritt ist nach zwölftägiger Überlegung erfolgt, auf Grund der inzwischen erlangten Erkenntnis von der staatlichen Notwendigkeit.

Der Name Payer bedeutet ein politisches Programm. Es ist der große Vorteil einer Berufung von Politikern, daß ihre öffentliche Lebensarbeit über ihre geistige Richtung jedermann orientiert. Payer hat eine klare Vergangenheit, Willen, Ziel und Charakter, er hat Fähigkeit und hat Vertrauen bei allen, die mit ihm verkehrt haben. Das ist die Wurzel seines Einflusses.

Es ist das Wesen eines Koalitionsministeriums, daß nicht das Programm einer einzelnen Partei durchgesetzt werden kann; die Mehrheitsparteien haben in Erkenntnis der besonderen Aufgabe, die der Weltkrieg an Deutschland stellt, ein Programm mit dem Grafen Hertling besprochen, das die Hauptaufgabe der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nächsten Zeit hervorhebt. Aufgaben, über welche die Mehrheitsparteien sich geeinigt haben. Es wird also auch die Aufgabe Payers sein, für die rechtzeitige Durchführung der Programmpunkte innerhalb der Regierung mit tätig zu sein. Die erzielte Einigkeit und volkstümliche Entwickelung des deutschen Staats ist gleichzeitig die beste Waffe im Krieg und für den würdigen Frieden, dessen rechtzeitige Herbeiführung die höchste Pflicht aller zusammenwirkenden Organe des deutschen Staatslebens ist.

Es ist offen auszusprechen, daß der Deutsche Kaiser einer konstitutionellen Lösung der Krisis nicht entgegengetreten ist, sondern sie ermöglicht und gebilligt hat. Es ist die bestimmte Zuversicht berechtigt, daß die oberste Heeresleitung, deren unvergleichliche und rettende Leistungen Deutschland in diesem Herbst und November immer aufs neue dankbar fühlt, das Zusammenwirken mit einer aus dem Einverständnis der Volksvertretung hervorgegangenen neuen Regierung als eine Quelle erneuter Stärke einschätzt.

Die parteipolitische Verschiebung, die sich im Jahre 1917 vollzogen hat, findet ihren markantesten Ausdruck in der Stellung der konservativen und der sozialdemokratischen Fraktion.

Die konservative Fraktion steht grollend, wo nicht schäumend, zur Seite. Die leidenschaftlichsten ihrer Anhänger verkünden die politische Sündflut in dem Augenblick, in welchem sich eine machtvolle Verbindung zwischen Staat und Volk vollzieht, von welcher alle Faktoren, einschließlich der Krone, Stärkung erfahren können und sollen. Die Konservativen sind von Kriegsbeginn an falsch geführt. Blind für die Aufgabe Bethmann Hollwegs, durch Hinneigung nach links die Einheit zu erhalten, haben sie durch Mißtrauen und Leidenschaft die Autorität der Regierung in der Person Bethmann Hollwegs planmäßig abgegraben, um ihn nicht zu politischen Reformen stark werden zu lassen. Sie haben ihn gestürzt in dem Augenblick, in dem die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sommerenttäuschung über die von ihnen prophezeite und von Bethmann Hollweg halb geglaubte Wirkung des U-Bootkriegs ausblieb und die Stimmung des Zentrums, der Nationalliberalen und der Sozialdemokraten unruhig wurde. Sie erhofften mit Tirpitz und Kapp aus dem Sturz von Bethmann ihre Rückkehr zur Macht und konnten im Sommer 1917 unter der Ära Michaelis den Schaden besehen, den sie mit ihren Elefantenbewegungen im Glasladen angerichtet haben. Der Verwirrung folgte die verworrene Vaterlandsparteigründung, die, weil parteiunehrlich, ein glatter Fehlschlag war. Die Zeit der Konservativen ist im Weltkrieg vorüber.

Klar, weitblickend und maßvoll war die Haltung der Sozialdemokraten. Die Unabhängigen im Rücken und die Alldeutschen vor der Front haben sie strategisch und taktisch richtig operiert. Davon haben wir uns in den dreimonatigen Verhandlungen der Mehrheitsparteien alle überzeugt. Sie haben nicht geredet, sondern Politik gemacht und waren durch Ebert, Scheidemann, David und Sydekum hervorragend und einheitlich vertreten.

Von Pessimismus und Optimismus gleichweit entfernt, von einem gesunden Mißtrauen gegen ein einseitiges Ministerium Hertling erfüllt, haben sie die Tragfähigkeit der staatlichen Situation realpolitisch eingeschätzt. Sie haben keinen Vertreter ins Ministerium entsandt, aus dem doppelten Motiv, um sich nicht zu kompromittieren und um keine Absage zu riskieren. Als Ausweg haben sie zur Bedingung ihrer Unterstützung die Aufnahme Payers als Vizekanzler gestellt. Diese Kreditgewährung gegen Bürgschaft ist im politischen Leben Deutschlands neu.

Ich stelle den Freund dir als Bürgen,
Ihn kann ich, entrinnst du, erwürgen.

Auf diesem Umweg ist die Sozialdemokratie nicht im Ministerium, aber in der Mehrheit. Das Vertrauen und die Anerkennung, die in der Haltung der Sozialdemokratie gegenüber der Volkspartei zum Ausdruck kommt, wird die Bedeutung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines politischen Bandes behalten, und hätte, wenn die Kombination der Mehrheitsparteien an Zentrum oder Nationalliberalen gescheitert wäre, automatisch eine demokratische Linke im Reichstag geschaffen.

Helfferich ist ausgeschieden, seine anderweitige Verwendung ist vorbehalten. Dieses letztere ist ausdrücklich zu billigen und von der Volkspartei trotz politischer Einwände ausgesprochen worden im Hinblick auf das persönliche Kapital, das Helfferich verkörpert.

Die Krisis ist überwunden, die Zusammenarbeit ist abzuwarten. Albern sind die Redensarten von dem vielen „Reden" des Reichstags. Der Reichstag hat keine Reden gehalten, sondern er hat gehandelt, eine Mehrheit und einen Willen gebildet. Das ist vielen Leuten unbequem, entweder weil ihnen die freiheitliche Entwicklung nicht paßt, oder weil sie nicht verstehen, welchen Faktor die freiheitliche Entwicklung Deutschlands bis zu den Friedensverhandlungen und in der Zeit hernach zu spielen berufen ist. Man braucht sich bei den geärgerten Gedankenlosigkeiten nicht aufzuhalten. Die Geschichte wird verzeichnen, daß im Sommer und Herbst 1917 der Deutsche Reichstag sich seiner Verantwortlichkeit bewußt war.

Ein Reichsverkehrsamt

Von Dipl.-Ing. Otto Ernst Sutter

Die Anforderungen, die die Kriegszeit an die deutschen Verkehrseinrichtungen gestellt hat und noch dauernd stellt, gehen weit über die Voraussetzungen und Schätzungen hinaus, die früher hinsichtlich der Leistungen dieser Einrichtungen während eines Krieges gelegentlich ausgesprochen wurden. Wir werden dabei einer Erscheinung gewahr, die auch auf anderen Gebieten, auf denen sich die Wirkungen des Völkerringens entscheidend geltend machen, zutage tritt. Es ist gewiß richtig, wenn gesagt wird, unsere Eisenbahnen hätten sich beim Ausbruch des Weltbrandes in einer Verfassung befunden, die sie der Erfüllung sehr hoher Aufgaben durchaus gewachsen sein ließ. Und in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tat haben ja auch Personal und Material (unter Einschluß des Baues unserer Eisenbahnen) die Erwartungen, die wir auf ihre Tätigkeit zu setzen uns für berechtigt hielten, nicht enttäuscht. Was in den Parlamenten, in der Tagespresse und sonst in der Öffentlichkeit über die gewaltige Arbeit der deutschen Eisenbahnen im Kriege Anerkennendes und Lobendes zum Ausdruck gebracht wurde, ist keineswegs übertrieben. Daß bei der langen Dauer des Völkerringens für den Personen- und Güterverkehr in stetig wachsendem, immer einschneidender werdenden Maß Einschränkungen des Betriebs notwendig geworden sind, hängt mit der Kohlenfrage, mit dem zahlenmäßig auf ein Minimum beschränkten Stand an Angestellten und Arbeitern und mit einer ganzen Reihe anderer Probleme zusammen. Wird der Blick aufs Ganze gerichtet, kann mit gutem Gewissen festgestellt werden, daß die deutschen Eisenbahnverwaltungen die harte Probe, die sie während der letzten drei Jahre zu bestehen hatten und unter deren eisernem Zwang sie sich noch befinden, bis jetzt zur Zufriedenheit bestanden haben. Gleiches kann von unseren Binnenwasserstraßen nicht gesagt werden. Das heißt: soweit wir sie besitzen, haben sie ihren Wert voll nachgewiesen, ja, die Gestaltung der Verkehrsverhältnisse im Krieg hat sogar dazu beigetragen, die Einsicht von ihrem Nutzen ganz wesentlich zu fördern. Einmal hat die Erkenntnis an Boden gewonnen, daß wir viel zu wenig Wasserwege und vor allem, daß wir kein zusammenhängendes, planmäßig ausgebautes Wasserstraßennetz haben. Besäßen wir ein solches zusammenhängendes Netz von Kanälen und kanalisierten Strömen, so wäre uns auf dem Gebiet des Verkehrswesens während des Krieges sicherlich manche recht unangenehme Erfahrung erspart geblieben. Wir hätten unsere Eisenbahnen ganz außerordentlich entlasten, ihre Kräfte für Aufgaben freimachen können, denen sie sich jetzt versagen müssen.

Es würde wenig dabei herauskommen, wollte man heute in eine genaue Untersuchung der Tatsachen eintreten, aus denen es sich erklärt, daß der Ausbau der deutschen Binnenschiffahrtsstraßen vor dem Krieg nicht annähernd in dem Umfang erfolgte, in dem er hätte durchgeführt werden müssen, wenn wir wirklich großzügige Verkehrspolitik getrieben hätten. Nur ein paar wenige Bemerkungen mögen in diesem Betracht gestattet sein. An Politikern, Nationalökonomen, Kaufleuten, Ingenieuren, Industriellen usw. hat es nicht gefehlt, die mit Nachdruck die Forderung einer zielklaren Ausgestaltung unserer Binnenschiffahrtswege und die Schaffung eines möglichst ununterbrochenen Liniennetzes über das ganze Reich vertraten. Auch an Projekten für einzelne Vorschläge hat es nicht gemangelt. Desgleichen muß festgestellt werden, daß vor allem die süddeutschen Regierungen den Binnenschiffahrtsideen, deren Verwirklichung zur Hebung von Handel und Wandel in ihren Ländern angestrebt wurden, Teilnahme und Förderung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angedeihen ließen. In Baden gilt dies hinsichtlich des Oberrheingedankens, in Württemberg für den Plan der Neckarkanalisierung, in Bayern für die Donau-Main-Verbindung usw. Allein überall ging es eben nur um Einzelprojekte. Die Hand, die diese Einzelprojekte hätte zusammenfassen, unter einen Hut bringen sollen, mußten wir vermissen. Es wäre an der Reichsregierung gewesen, diese Aufgabe zu betreiben und zu erfüllen.

Auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens hat man für das Güterwagenmaterial in der Staatsbahnwagengemeinschaft den Versuch einer Vereinheitlichung unternommen. Die Ergebnisse sind nach wie vor durchaus günstig. Indessen, dieser erste Schritt allein genügt nicht. Er bedeutet nur einen Anfang. Während des Krieges selbst hat sich ein gewisser Wandel in den Anschauungen über die Tätigkeit des Reiches auf dem ungeheuer großen Feld des Verkehrswesens, vor allem hinsichtlich der künftigen Wasserstraßenpolitik vollzogen. Die Tatsache, daß das Reich seine Bereitschaft zur Beteiligung an der Schaffung eines neuen Donau-Main-Kanals erklärt hat, liefert den Beweis für diese Behauptung. Überall, wo man in den Fragen einer neuzeitlichen deutschen Verkehrspolitik zu klaren Vorstellungen gekommen ist, wird man diesen Schritt der Reichsregierung mit Freuden begrüßen und zugleich Hoffnung und Wunsch bekunden, es möge auf den nun betretenen Bahnen fortgeschritten werden.

Allerdings: eine Schwalbe macht noch keinen Sommer! Auch bei der Teilnahme des Reiches an der Schiffahrtsstraße Rhein-Donau kann es sich erst um einen Anfang handeln, um einen Beginn, der nur dann von wirklichem Erfolg begleitet sein wird, wenn aus ihm eine neue deutsche grundsätzliche Verkehrspolitik herauswächst, eine Verkehrspolitik, die als den obersten Grundsatz ihres Handelns, ihres Planens und Beschließens die systematisch, von einheitlichen Gesichtspunkten geleitete Erweiterung und Förderung des gesamten Verkehrswesens ansieht. Eine solche Verkehrspolitik wird die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes und den Ausbau des Wasserstraßennetzes nicht als zwei getrennte Gebiete ansehen, sondern vielmehr beide mit derselben Hingabe, aber auch unter einheitlichen Gesichtspunkten pflegen. Darauf vor allem kommt es an: Eisenbahnen und Wasserstraßen muß es heißen, nicht Eisenbahnen oder Wasserstraßen. Auch nicht: erst Eisenbahnen und dann an zweiter Stelle Wasserstraßen!

Die Verfolgung einer großzügigen deutschen Verkehrspolitik aber wird nur dann gewährleistet sein, wenn ihre Fäden in einer zentralen Stelle zusammenlaufen. Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß nun von heute auf morgen die bundesstaatlichen Eisenbahnverwaltungen zu verschwinden hätten, daß eine nach Wort und Sinn restlos durchgeführte Reichseisenbahngemeinschaft, unter Aufhebung aller bundesstaatlichen Organe und eisen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bahnlichen Selbstbestimmungsrechte die Voraussetzung einer solchen deutschen Verkehrspolitik, wie sie hier kurz skizziert wurde, sei. Durchaus nicht! Man kann sich sehr wohl denken — im übrigen soll zur Frage der „Reichseisenbahnen" in diesem Zusammenhang nicht Stellung genommen werden —, daß die bundesstaatlichen Eisenbahnen weiterbestehen werden und dennoch die so notwendige Reichsverkehrspolitik in Erscheinung treten könnte. Die Schaffung einer zentralen Stelle für den deutschen Verkehr, eines Reichsverkehrsamtes, würde keineswegs bedingen, daß die einzelstaatlichen Eisenbahn- und Wasserstraßen-Generaldirektionen usw. verschwinden müßten. Denn ein solches Reichsverkehrsamt hätte ja seine Hauptaufgabe nicht darin zu sehen, die Missionen jener Direktionen zu übernehmen, sondern vielmehr darin, zwischen den Interessen der verschiedenen Einzelstaaten *den* Ausgleich herbeizuführen, der für das Reich in der Gesamtheit einen Höchstbetrag des Nutzens der Verkehrseinrichtungen für alle gewährleistet. Es würde sich bei ihm also um die leitende Stelle einer Art von Verkehrstrust, Verkehrszweckverbandes für das ganze Reich handeln, wobei immer wieder zu betonen bleibt, daß Eisenbahnen und Wasserstraßen gleicherweise in den Kreis der Pläne und Arbeiten solch eines Reichsverkehrsamtes zu ziehen wären.

Es versteht sich von selbst, daß sich im Rahmen eines an Raumrücksichten gebundenen Aufsatzes die Bedeutung eines Reichsverkehrsamtes nur skizzenhaft umschreiben läßt. Von einzelnen seiner Obliegenheiten zu sprechen, würde um vieles zu weit führen. Nur auf einen Punkt sei noch hingewiesen. Die Schaffung eines Reichsverkehrsamts allein scheint uns dafür die Bürgschaft zu geben, daß die Eingliederung der deutschen Verkehrsanstalten in den mitteleuropäischen und europäischen Gesamtverkehr in *der* Form bewirkt werden kann, die die Gewähr für eine wahrhaft befriedigende Berücksichtigung der Interessen des Reichs als politischer und wirtschaftlicher Gemeinschaft im europäischen Gesamtverkehr in sich schließt. Es ist zuzugeben, daß die Aufgaben eines Reichsverkehrsamts ungeheuer weitverzweigt und mannigfach sind. Der Wunsch, daß die einzelnen Zweige unseres Wirtschaftslebens die Möglichkeit eingeräumt erhalten sollen, Forderungen dem Reichsverkehrsamt gegenüber wirkungsvoll vertreten zu können, erscheint darum durchaus berechtigt. Man könnte sehr wohl daran denken, zur Klärung der Anschauungen über die deutsche Verkehrspolitik ein deutsches — ja, darüber hinaus — mitteleuropäisches Verkehrsparlament ins Leben zu rufen. Doch auch über diese Dinge läßt sich hier nur andeutungsweise sprechen. Die Vorteile eines Reichsverkehrsamtes aber liegen auf der Hand. Sie bestehen, noch einmal kurz zusammengefaßt, vor allem darin: Es gibt die Gewähr, daß bei dem so dringend notwendigen Ausbau unseres Eisenbahnen- *und* unseres Wasserstraßennetzes in erster Linie *die* Projekte in Angriff

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genommen werden, deren Verwirklichung vom „Reichsverkehrsstandpunkt“ aus am wünschenswertesten erscheint. Nur so ist eine von großzügigen Gesichtspunkten beeinflußte Auswahl unter den vielen Kanal- und Kanalisierungsvorschlägen und Eisenbahnplänen möglich. Dann aber, und das ist nicht minder wichtig, wäre ein Reichsverkehrsamt im besonderen Maß dazu berufen, die Gesamtheit der Verkehrseinrichtungen, also Eisenbahnen und Wasserstraßen, nach gemeinsamen Richtlinien zu leiten und auszugestalten. Hätten wir vor vielleicht zwanzig Jahren ein solches Reichsverkehrsamt geschaffen, so läge, davon darf man überzeugt sein, während dieses Krieges weit weniger Grund zu Klagen — vor allem über das Fehlen eines zusammenhängenden Wasserstraßennetzes — vor. Schwere Versäumnisse gilt es nachzuholen. Zum Zaudern und Zögern ist die Zeit zu kostbar. Auch der Forderung nach einem Reichsverkehrsamt gegenüber lasse man sich nicht auf allzuviele und allzulange „Erwägungen“ und „Vorprüfungen“ usw. ein. Die Lage, aus der sich das Postulat, über das in diesen Zeilen nur kurz gesprochen werden konnte, sozusagen von selbst ergibt, ist für jeden, der die Dinge der Wirklichkeit mit offenen Augen zu betrachten gewöhnt ist, hinreichend geklärt.

Straßen und Horizonte

Von Dr. Hermann Sinsheimer (München)

Die Dichtkunst steht heute, auch mitten im Weltkrieg, laut und breit am Markte. Sie besitzt eine Publizität wie noch nie. Sie ist populär geworden — durch die Schnellpresse, durch die Annonce, durch das Plakat. Aber es geht ihr wie einem predigenden Einsiedler, der in Mode gekommen ist. Man reißt sich darum, ihn zu hören, aber ... er ist kein Einsiedler mehr. Das Einsiedlerische der Kunst — womit nicht etwa die romantische Fiktion von der Weltfremdheit des Dichtens gemeint ist, sondern seine Marktfremdheit, seine Gebundenheit an das irrationale Erlebnis — dieses Einsiedlerische ist verloren gegangen. Dem heutigen Dichter droht die Gefahr, daß er sich an die Zeit verliert, die sich um ihn reißt — an die Zeit, aus der er sich und andere herausreißen, aus der er sich und andere hinaus- und hinaufführen soll. Die Kunst soll ja kein Cicerone der Zeit, sondern ihre Erlöserin sein, nicht ein Weg in die Zeit, sondern ein Weg durch die Zeit hindurch. Nicht Straße allein, sondern auch Horizont! Jede Gegenwart ist ihrer Kunst nicht ein Seiendes und Ruhendes, sondern ein Bereitetes und Entschwindendes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darum wird es die Dichtkunst unserer Tage vor dem Richterstuhl der Ewigkeit nicht leicht haben. Denn unsere Zeit, ob groß oder klein, lastet durch die Vielheit und äußere Wucht ihrer Gesichte schwer auf dem künstlerischen Schaffen. Wir suchen den Herakles, der sich ihres Gewichtes freut, weil es ihm ein Leichtes ist. Wir suchen den Dichter, dem die Zeit nicht Vehikel, sondern Motor, dem sie Wind im Segel, nicht Steuerziel ist. Wir suchen diesen Dichter und — suchen damit zugleich auch das Wesen und Wesentliche unserer Zeit.

Diese Zeit nun ist geboren und in die ihr eigene Größe oder Ungröße hineingewachsen aus Gegensätzen — aus politischen, sozialen, religiösen und noch allgemeineren, kaum zu umschreibenden Gegensätzen. Das Vorschreiten des Einzelmenschen zur sozialen Pflichtgebundenheit, die zum Ferment eine ethisch-soziale Erlöstheit hat, fand statt und mußte stattfinden über eine schwanke Brücke, unter der alle überwindungsbedürftigen Individualinstinkte um so stärker und lärmender aufbrausten. Solange die Erlöstheit des Einzelnen im sozialen Körper noch nicht erlebt und erfüllt ist, muß jener Lärm der in letzter Aufbäumung sich emporwühlenden Ichkräfte, die das Du nicht gekannt und genannt haben wollen, weil die Verschmelzung mit ihm ihre Fortsetzung, Eindämmung und Ablösung werden muß, das zeitbildbestimmende Merkmal sein. Und damit, mit der Nebeneinanderhäufung der Ichs und Ichs und wieder Ichs, ist jeder Gegensätzlichkeit das Tor der Zeit geöffnet. Die Ableugnung des Du feiert um so stärkere Triumphe, je mehr ihr die Möglichkeit, sich aus der wahren, im Heraufzug begriffenen Zeitgesinnung zu substantiieren, dahinschwindet. So nur konnte die Zeit der internationalen Verständigungen ausmünden in einen Weltkrieg: wo Ich und Du sich beargwöhnen und immer zu gegenseitigem Nicht- und Mißverstehen hysterisch geneigt sind, da konnten auch Volk und Volk sich nicht verständigen. Daß sie sich überhaupt verständigen mußten, bewies schon, daß sie sich nicht verstanden. So kam es, daß die Nationen im Wirbel wellenhaft zusammenprallender und auseinanderfließender Egoismen ihre Lebensbedingungen, also etwas mehr oder minder Opportunes, zu Grundsätzen und Thesen von Wirtschaft und Macht verflachten, dadurch unter sich neue scheinlebendige Gegensätze schufen und Anlässen zu Streit und Krieg nicht mehr gewachsen waren. In diesem fast primitiven Sinne ist der Krieg das blutige Meer, in das die unterschiedlichen Strömungen des absterbenden Ichwillens sich ergossen ...

Nun aber steht am Rande der Zeit ein vielbeschwatzter Gott trauernd und fröstelnd und weiß nicht zu leben und nicht zu sterben: der Geist. Jener Geist, um dessen begriffliche Fassung seit Stirner, Nietzsche und Schopenhauer die nur impressionablen Köpfe sich bemühen zu müssen glaubten und sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich so bemühten, daß jeder Griff schon als Begriff galt. Es geschah eine merkwürdige Umkehrung: Weltanschauung schuf Welten (der Impression), und geistreiche Einfälle schufen Geist. Am Anfang aber war ... was denn nun eigentlich am Anfang war, diese faustische Frage fand ein wagnerisch-adeptenhaftes Echo, aber keine Antwort, dafür Antworten in Masse, keine Lösung, nur Lösungen. Ein Netz von Straßen führte durch das geistige Gewirr der Zeit, am Ziele aber mündeten sie nicht aus in einen Horizont. Und trauernd stand, nochmals gesagt, am Rande dieser mit Antworten und Lösungen übersättigten, aber jedes geistigen Echos baren Zeit der Geist, der ... am Anfang war! Der Geist, der über der Impression steht wie Himmel über jagender Wolke. Der Geist, der um das Ich und Du steht wie fließendes Wasser um Pfahl und Stock. Der Geist, die Vernunft, die Verstand und Seele in sich begreift, die ihren Ausdruck findet in der Gesamtheit der Menschen, Werke und Dinge, die das erhöhte, vergottete Ich der Welt ist und darum nicht Trennungen, sondern Zusammenfassungen, nicht Gegensätze, sondern Harmonien, nicht Spaltungen, sondern Vereinigungen weiß und schafft.

Der Mut und das Glück Goethes, dieses mutigsten und glücklichsten aller Deutschen, war es, daß er diesen Geist, der dem Witz der Seele und des Verstandes unerreichbar ist, suchte und fand. Und seine immerwährende Größe ist es, daß dieser allwaltende Geist, der den Unterschied und Gegensatz nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern auch zwischen Gott und Mensch aufhebt, sich aus all seinen Werken neu gebiert und größer ist als sie und sie daher in keinerlei errechenbarer ratio endigen läßt. Das ist Goethes wahres Olympiertum — und nach dieser in geistiger Anschauung und Ausschau gleicherweise begründeten Höhe, zu der kein impressionistischer, von den Sinnen getriebener Anlauf hinreicht, verlangt und langt auch schon unsere Zeit.

* * *

Die Kunst dieser Zeit nun rotiert in emsigen Drehungen um diesen neuen alten geistigen Mittelpunkt. Mit stärkster Zentripetalkraft schleudern dahin die Rhythmen mancher junger Lyriker, Werfels insbesondere, und Glaube und neue Frommheit blühen empor, ohne daß sie es nötig haben, einen neuen Parteigott zu schaffen. Nein, der alte Gott lebt noch, und eine mythische Vorstellung von ihm läßt ein Bedürfnis nach Kult und Ritus nicht aufkommen. Der Geist-Gott zieht, am Markte vorbei, in die Kunst ein, zieht, über den Markt hinweg, die Kunst an. Und so ergeht vom Dichter die schöne Forderung an die Zeitgenossen:

„Deine Gebärden sollen neue freie Gedanken sein,
Bis dir des Todes bunter Wechsel unter den Füßen flieht
Und dir vertraut am unbewegten Himmel die Sterne stehn."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese beglückende Aufforderung enthält ein Gedichtband von F. A. Schmid Noerr: „Straßen und Horizonte" (Verlag der Weißen Bücher). Dieses Buch eines in und vor der Zeit zu geistiger Gelassenheit gereiften Menschen ist — vorläufig — eine singuläre Erscheinung. Es spricht sich in ihm eine außerordentlich starke, außerordentlich frohe, im Geistigen und Formalen außerordentlich weitgreifende Persönlichkeit aus. Dieses Sichaussprechen geschieht nicht in individualistischen Purzelbäumen, auch nicht einmal durch die Pflege des persönlichen und nur persönlichen Erlebnisses, ja sogar nicht einmal dadurch, daß der Dichter sich selbst und der Welt eine bestimmte Richtung weist und gibt. Ein Größeres, ein weniger Alltägliches spricht sich in diesen Gedichten aus: ein Belassen der Welt in sich, ein schlichtes Finden des Geistigen in jeder Erscheinung und somit ein Auflösen und Erhöhen der Erscheinung im Geist. Hier endlich hat wieder einer das starke, kristallene Gefühl in sich, das hinreicht, um sich selbst als Gefühl der Welt, Sinn der Welt, Geist der Welt darzustellen. Hier ist ein Lyriker, der das Primäre dichtet und der ausspricht: Am Anfang war der Geist ...

Schmid Noerr ist ein Schwabe von 40 Jahren, also ein klug und reif gewordener Schwabe. Zwei bestimmende künstlerische Erlebnisse lassen sich aus seinen Gedichten erweisen. Das eine, besonderer Art, heißt Hölderlin. Von ihm aus hat Schmid Noerr Mut und Weg zur hymnischen und elegischen Dichtung gefunden. An ihm auch orientiert sich des Dichters glücklich stilisierende Art, in der er Moderne und Antike sich gegenseitig befruchten läßt und für große Gegenstände eine Form findet, die, funkelnd von der anschaulichen Frische des Erlebnisses, in eine zeitlose Größe hinaufmündet. So etwa, wenn es in dem Gedicht „Denkmal" heißt:

„O daß wir noch leben, wir Klugen, wir immer noch Wägenden
In Tränen; oder gar lächelnd, wie heimlich Gerettete,
An Gräbern entlang uns zu schleichen, wir Sterbens Unkundigen!
Ganz im Lebendigsten stehn die Gefallenen,
Die Helden ja alle, und leuchten von Sieg!"

Das andere deutliche Erlebnis dieses Dichters allgemeiner Art ist die Ergreifung dec lyrischen Sprachform. Es gibt für sie keine Tradition mehr, es gibt nur noch eine Willkür des Einzelnen, die sich erfüllt oder versagt am Talent. Über die Möglichkeiten des Talents hinaus aber ist — von Rilke und Werfel abgesehen und von dem größten und absonderlichsten Stefan George zu schweigen — nirgends heute ein Gefühl vom magischen Geist der Sprache vorherrschend, der über alle Zeiten hinweg unabänderlich ist. Bei Schmid Noerr gilt die doppelte Wahrheit, daß am Anfang der Geist und das Wort war. Das will sagen: der dichterische Prozeß bei Schmid Noerr ist derart, daß das zu gestaltende Gefühl nicht etwa aus sprachlichem Material herausgemeißelt wird, wobei Sprache und Gefühl auch bei weit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehender geistiger Vertiefung und sprachlicher Durchformung zwei gemeinsam existierende Faktoren bleiben, sondern das Gefühl gestaltet sich zugleich mit der Sprache. Es läuft nicht auf dem Verständigungsmittel der Sprache einher, sondern es wird Wort oder es wird überhaupt nicht. Dies ist schönster, kunstvollster Expressionismus, in dem Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit der geistigen Form jede Erinnerung an die Natur und ihr Stoffliches ablöst und verklärt. Dies wird aber auch im höchsten Sinn des Wortes ein Rhythmus der Zeit, vor dem der Sinn des Begriffs „Modern" verblaßt und gleichgültig wird. Es gibt — bei Anlegung höchster Maßstäbe — wenig Gedichtbücher, in der ohne jede andere Tendenz als der des geistigen Seins unsere Zeit geistig so vergrößert, d. h. in ihren dauernden, dem Ewigen zugewandten Instinkten dargestellt ist.

Dadurch bekommt dieses Buch, wie jede künstlerische Emanation großen Stils, seinen über das Künstlerische hinausgehenden Sinn. Es wird ein menschliches, d. h. weltüberwindendes Dokument. Das Gedachte und Empfundene der Zeit wird Erlebnis und Wahrheit, das Phänomenale der Zeit wird schattenhaft und unwahr.

„Weiß, eine Wolke, schwebt des Geistes reine Taube
Zu Häupten des Gebirgs, und eine Stimme spricht:
Auf, Winzer! Feiert nun des Lebens heiligen Tod.
Auf, Schnitter! Schneidet zu! Und erntet Wein und Brot."

Mit diesen Worten endigt ein Gedicht „Der Erntetag", das mit der Schilderung herbstlich reifer Ährenfelder und Weinberge beginnt. Hier wird das Symbol, das Dichterische nicht erst gefunden aus der Anschauung der Natur, sondern es ist als menschliches und naturhaftes Wachstum gesehen.

Und einmal auch wird das Geheimnis solchen Sehens ausgesprochen:

„Still weiter wächst die Zeit.
In ihres Wachstums Adern aber, Gott
Und Mensch und alle Schönheit nährend, kreist
Der Ewigkeit kostbarstes Blut: der Glaube,
Der allen Lebens letztes Gleichnis ist."

Das Ziel des menschlichen Wachsens wird in dem leicht hingeworfenen Gedicht „Tannenversuchung" so ausgesprochen:

„Mich dünkt erfüllt, wohin die Sehnsucht trug:
Mit vielen andern so zusammen stehn,
Still atmen, Wald sein und sich selbst genug."

An diesen wenigen Beispielen des vielgestaltigen, reichen Buches erweist sich, um nun an die einleitenden Bemerkungen anzuknüpfen, der zeitgestaltende und zeitbestimmende Charakter dieser Lyrik: ihr Dichter lebt die Zeit in zwei Extremen, in der ewigen Natur und im ewigen Geist. Zwischen beiden eingebettet, lebt und spricht zu uns die Zeit. Die Natur, das Unbewußte, das an sich Schöne und Beredte, wird in die Zeit hineingedeutet, nicht um allegorisch für sie etwas auszusagen, sondern um als Bild und Vorbild

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über ihr zu stehen — zugleich auch als Trost, Verheißung und Aufmunterung. Der Geist hinwiederum, das Bewußte, das Schaffende und Umwertende, wölbt sich über die Turbulenz der Zeit hinüber zur Natur — ihr Bruder, ihr Gleicherschaffenes — und stellt sich in letzter Verschlingung mit ihr als Zeitüberwinder dar. Die Zeit selbst wird so in diesen Gedichten, von der gelassen formenden Hand eines gelassenen Geistes erfaßt, ein großer Gerneklein. Dadurch geschieht, wonach wir uns alle sehnen, die Rechtfertigung des Geistes vor der Zeit, die sich ihrerseits in ihrer gegensätzlichen Zersetzung entwöhnt hat, sich vor dem Geist zu rechtfertigen. Schmid Noerr gehört zu den wenigen, die, ob sie Krieg oder Frieden bedichten, dem letzten Menschheitsideal anhängen: dem Ideal der ewigen Harmonie.

Von hier aus aber ist der einzige Weg heutiger großer Kunst sichtbar. Die Probleme der Zeit können nicht ohne weiteres Probleme der Kunst werden. Denn sie sind Probleme skeptischer Weltbetrachtung, die notwendig jeder (geistigen und politischen) Neuorientierung vorausgehen muß. Die Kunst aber hat vom Skeptizismus und Kritizismus der Zeit schon übergenug in sich aufgenommen, als daß sie im Problematischen noch neue Ziele finden könnte. Sie muß den Tag und seine Fragen überwinden. Sie muß ihn abtun, etwa mit den Worten Schmid Noerrs:

„Und was war nun der Tag? Ein Atemzug,
Ein Blinzeln nur im ewigen Schlaf der Dinge."

Und muß sich selbst ganz bewußt über die Zeit und in jene Zusammenhänge stellen, die man, weil sie Zeitliches aufsaugen und umwerten, die ewigen nennt. Das aber sind die harmonischen Zusammenhänge von Natur und Geist. Auf naturalistische Dichtung muß große Naturdichtung, auf geistreiche Planung geistiges Erfassen, auf aufwühlende Disharmonien gelassene Harmonie folgen. Dies ist der uralte Weg der neuen Kunst.

Nachtbild

Von Oskar Wöhrle

In schwarze Nacht die Welt versank,
In schwarzem Nebel hängt das Herz.
Die Winde liegen matsch und krank,
Kein Durchzug hebt sich wolkenwärts.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht einem klingt ein Klang im Blut,
Das fließt so werktagstumpf wie Blei.
Was Lust sonst war, kehrt sich zu Wut,
Die Kraft der Dunkelheit liegt frei.

Als sei die Welt ein Kirchhoffeld,
Ein Tummelplatz des Elends nur,
Vom Todeswinselschrei durchgellt
Der abgeschlachteten Natur.

Der Kaiser im Volksstaat

Vor bald zwanzig Jahren hat Friedrich Naumann sein Buch „Demokratie und Kaisertum" veröffentlicht, in dem er als die Notwendigkeit einer starken deutschen Zukunft beschrieb, daß die geschichtliche Monarchie, besonders das Hohenzollerntum, sich mit den aus der Tiefe wachsenden Volksbewegungen zusammenfinde. Das Programm ist damals bei den beiden Seiten, an die es sich vor allem wandte, auf mehr Ablehnung als Zustimmung gestoßen — es hat sich als der Träger eines eigenen sammelnden Parteikörpers zwischen den geschichtlichen Gruppen nicht durchsetzen können. Der Nationalsoziale Verein, in dem dieser Gedankengang seine praktische Ausweitung in der Flottenfrage wie in den Zoll- und Wahlrechtskämpfen gefunden hatte, wurde aufgelöst.

Der Krieg hat nun mit der klärenden Wucht seiner ersten Wochen das alte Naumannsche Bild als eine wohltätige Selbstverständlichkeit erwiesen. Der Kaiser hat genau so Ansichten und Stimmungen revidiert wie die linke Demokratie: beide traten zusammen, und die Gemeinsamkeit ihrer Gefühle, Gesinnungen, Tätigkeiten, Opfer hat das Vaterland gerettet. Damals fragte mich ein führender sozialdemokratischer Publizist, ob wir alten „Naumannianer" nicht sehr stolz seien, wie recht wir in der Aussage über die deutsche Entwicklung behalten: „Ihr habt uns besser gekannt als wir selber." Ich antwortete ihm: „Nicht stolz, aber zufrieden." Bis heute hat sich, im Ausdruck schwankend, die alte Marschroute durchhalten lassen: Die kaiserliche Oster- und Julibereitschaft und Scheidemanns Würzburger Bekenntnis zur verantwortlichen Teilnahme an der Staatsarbeit sind die Malsteine.

Naumann selber hat die Problemstellung seines alten Bekenntnisbuches jetzt in einer kleinen Schrift aufgenommen: „Der Kaiser im Volksstaat". Sie zieht die Folgerungen aus den Tatsachen des Krieges und aus den demokratischen Entwicklungen, die von der Zeit erzwungen wurden. Mit jener schönen und überlegenen Klarheit des Ausdrucks, die sein Schriftstellertum auszeichnet, faltet er die Fragen auseinander, die heute jeden staatspolitisch denkenden Kopf bewegen müssen: wie wandeln sich Aufgabe, Gewicht, Einfluß, Verantwortung des Monarchen innerhalb unseres politischen Wesens, wenn gleichzeitig Volk und Parlament erfolgreich um die Ausdehnung ihrer Macht ringen? Wie ist in dem Bewußtsein des Volkes der monarchische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedanke verankert, welchen Schutzes bedarf er und zugleich welch neuer Abtönung? Indem Naumann, geschichtlich prüfend, auch Begriff und Inhalt der Demokratie von den Symbolen ihrer Vergangenheit erleichtert, gewinnt er die Unbefangenheit, die Grenzen der Wirksamkeit zu zeichnen, zugleich aber auch jene unbedingte gemeinsame Hingabe im vaterländischen Dienst zu beschreiben, dem beide Teile unterworfen sind. Man muß dies Buch vor allem jenem Kreis von Menschen ans Herz legen, deren politische Stellungnahme in dumpfen Gefühlen hängen geblieben ist, und die jetzt der Suggestion lauter Schlagworte der Rechten ausgeliefert sind. Hier werden sie vor eine sehr ernste Prüfung des ganzen Journalistengetöses gerückt, das heute die staatspolitische Auseinandersetzung unseres inneren Lebens nur im Rahmen kleiner politischer Personalstrebereien begreifen und beschreiben will.

Naumanns Büchlein leitet eine von W. Heile und W. Schotte herausgegebene Schriftenreihe „Der deutsche Volksstaat" ein, die im Verlag der „Hilfe" zu erscheinen beginnt. Ihr Ziel ist, die innerpolitischen Probleme in freiheitlichem und staatlichem Sinn abzuwandeln, um die geistige Luft vorzubereiten, in der der Aufbau des neuen Deutschlands betätigt werden soll. Die Reihe wird zunächst fortgesetzt durch eine Arbeit von Professor Max Weber-Heidelberg, „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland" und eine Schrift „Die Bundesstaaten und das Reich", in der ich die Fragen des Föderalismus und der zentralistischen Verfassungsentwicklung geschichtlich, rechtlich und politisch zu zeigen versucht habe. Theodor Heuss

Der Wanderer zwischen beiden Welten

Er heißt Ernst Wurche, dessen Gedächtnis Walter Flex sein schönes Büchlein gewidmet hat.*) Er war Student der Theologie, trat bei Kriegsbeginn als Freiwilliger ein. Flex lernte ihn kennen, als beide zum Offiziersaspirantenausbildungskursus in das Warthelager kamen. Das Buch schildert die gemeinsamen Erlebnisse bis zu der Nacht, wo Wurche auf Patrouille bei Posiminicze, von einer Kosakenkugel getroffen, starb. „Leutnantsdienst tun heißt seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon": So hat er seinen Dienst aufgefaßt und so ihn ausgeführt. Ein Jüngling klar, rein, ohne Widerspruch, so zeichnete ihn uns Walter Flex, der dem Freund nun selber in den Kämpfen auf Ösel nachgefolgt ist, nicht der Typus des deutschen Jünglings, eher ein mögliches Ideal. — So wird Ernst Wurches Bild — vielleicht etwas heroisiert — stehen bleiben und noch künftigen Geschlechtern künden von den deutschen Kriegsfreiwilligen vom August 1914. Namentlich wünschte ich das Buch in den Händen unserer heranwachsenden Jugend zu sehen.

Thomas O. Achelis

*) München, Oskar Beck, 1917.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Autonomie in Polen

Von Georg Gothein, M. d. R.

Seit länger als zwei Jahren ist Polen von uns erobert. Von vornherein haben die Zentralmächte keinen Zweifel gelassen, daß ihre Absicht sei, einen selbständigen polnischen Staat wiederherzustellen. In der Zwei-Kaiser-Proklamation haben sie dem feierlich Ausdruck gegeben. Aber der Krieg dauert lange, und das polnische Volk leidet wirtschaftlich noch schwerer unter ihm als das deutsche. Denn wenn auch die Landwirte für ihre Erzeugnisse überaus hohe Preise erhalten und in der Lage sind, ihre Schulden abzutragen, so ist doch Kongreßpolen mit 110 Einwohnern auf das Quadratkilometer ein überwiegendes Industrieland. Und da seine hauptsächlichste Industrie, die Textilindustrie, jetzt keine Rohstoffe hat, so stockt Handel und Wandel, sind Arbeitslosigkeit und Elend ungeheuer. Aber auch der Eisenindustrie, die die reichen Erze aus Kriwoirog in Südrußland bezog, fehlt das Rohmaterial, zumal auch die wenigen polnischen Erze jetzt in den oberschlesischen Hütten verarbeitet werden. Schließlich sind die deutschen Werke besser auf die Kriegsindustrie eingestellt; man zieht die polnischen Facharbeiter zu ihnen heran. Natürlich würden sie lieber in ihrer Heimat, bei ihren Familien sein.

Wenn die Zeit ohnehin so schwer drückt, empfindet es ein Volk doppelt lästig, von Fremden regiert zu werden, die ihnen zwar die Befreiung vom russischen Joch verkünden, aber ihm notgedrungen vorläufig ihr eigenes auferlegen; das geht im Krieg, wo die Kämpfe zudem sich in nächster Nähe abspielen, nun einmal nicht anders. Die Okkupationsmächte können die Verwaltung nicht völlig aus der Hand geben. Es kam hinzu, daß die russischen Beamten — und polnische gab es nicht; nicht einmal eine Gemeindeselbstverwaltung hatten die Russen den Polen gestattet — geflohen waren. Anfangs wollten die Polen aus Furcht vor der Wiederkehr der Russen auch gar kein Amt annehmen. Man war also auf die Beamten der Okkupationsmächte angewiesen.

Zweifellos hat die deutsche Verwaltung dort auf verschiedenen Gebieten Glänzendes geleistet: so in der Wiederherstellung wie im Bau von Eisenbahnen, ebenso wie in der Besserung und Neuanlage von Kunststraßen — war doch das Wegewesen in Polen planmäßig vernachlässigt worden. Die Sanierung der unglaublich vernachlässigten Städte wurde erfolgreich durchgeführt, so daß die vorher ständigen Seuchen größtenteils verschwunden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind. Krankenhäuser wurden geschaffen, für einen einigermaßen geordneten Armenpflegedienst gesorgt. Eine unparteiische Rechtspflege unter deutschen Richtern wurde eingeführt, der Polizeidienst organisiert. Öffentliche Volksschulen, die bis dahin in Polen ganz fehlten, wurden im größten Umfang errichtet, die Universität Warschau ins Leben gerufen. Für die Juden wurde eine Religionsverfassung auf synodaler Grundlage geschaffen usw. Alles das sind Ruhmestaten der Okkupationsverwaltung, die eine spätere Zeit dankbar anerkennen wird. Aber die wenigsten davon sind geeignet, sofortige Sympathien zu erwerben. Und darauf versteht sich auch der deutsche Beamte — zumal der mit Vorliebe dort verwendete ostelbische — nun einmal nicht, am wenigsten in der Behandlung fremdsprachiger Volksstämme. Unsere Polen-, unsere Dänenpolitik sind ein recht unerfreuliches Kapitel. Die Psyche fremder Völker bleibt ihm meist ein versiegeltes Buch. Darauf aber kommt es doch recht wesentlich an, um die Volksstimmung im eroberten Land, das man zugleich befreien will, unter so schwierigen Verhältnissen einigermaßen hochzuhalten. Das ist gewiß nicht leicht, am wenigsten bei einem über ein Jahrhundert der Freiheit entwöhnten Volk, dessen große Mehrheit aus Analphabeten besteht, das zwar geistig recht lebhaft ist, wo ungeheuer viel politisiert wird, wo aber die politische Schulung fehlt. Und Politik ist die Kunst des Möglichen; im Krieg aber läßt sich vieles nicht ermöglichen, was im Frieden ohne weiteres erreichbar ist. Man wollte die volle Freiheit, die volle Autonomie, besonders seit der russischen Revolution; versprach diese doch sie allen Fremdvölkern Rußlands. Wie beides gemeint ist, zeigt freilich das Beispiel Finnlands. Vor allem übersahen die polnischen Politiker, daß die kriegerischen Vorgänge, die sich unmittelbar in nächster Nähe abspielen, gebieterisch verlangen, der Militärgewalt der Okkupationsmächte die letzte entscheidende Macht zu belassen.

Das durfte freilich nicht hindern, so weit als irgend möglich die Verwaltung des okkupierten Gebiets in die Hand seiner Bewohner zu legen. Man begann mit Schaffung einer Gemeindeselbstverwaltung der Städte. Gegenüber der russischen Zeit ein ungeheurer Fortschritt. Aber man verkümmerte ihn von vornherein durch ein unsagbar kompliziertes, ausgetüfteltes Kurien- und Klassenwahlrecht. Es scheint, daß man ängstlich bemüht war, der zahlreichen jüdischen Bevölkerung, die in vielen Städten die Mehrheit — selbst in der polnischsten, in Warschau, 40 % — ausmacht, keinen zu starken Einfluß auf die städtische Verwaltung zuzugestehen. Nicht aus Antisemitismus — der lag unserer Verwaltung sicher absolut fern dabei. Weit mehr aus der Sorge, es sonst mit den Polen zu verderben. Aber man erreichte damit, daß die polnischen Mehrheiten der Stadtvertretungen sich über die berechtigten Interessen der jüdischen Bevölkerung — ganz besonders bei den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schul- und Armenfragen, bei den Notstandsarbeiten u. a. m. — in einer Weise hinwegsetzten, die wiederum ein Eingreifen der deutschen Aufsichtsbehörde unabweisbar machte. Das erschien vielen als ein Eingriff in die Freiheit, in das Recht der Selbstverwaltung, und es war doch geboten im Interesse der Gerechtigkeit. Freiheit ist nicht die Freiheit, andere zu unterdrücken.

Man hätte eben von vornherein das Recht der nationalen Minderheiten sichern müssen. Selbst Kongreßpolen ist kein lediglich von Polen bewohntes Gebiet; sie machen darin nur 71,6 % aus. Man müßte den nationalen Minderheiten — deren größte die Juden (16—17 %), deren zweitgrößte die Deutschen (6 %) sind — die Wahrung und Pflege ihrer nationalen Kulturgüter auf ihre Kosten selbst überlassen und durfte sie nicht zu den Kosten heranziehen, welche sie bei der nationalen Mehrheit erfordern. Man mußte sie — zur Vermeidung der die nationalen Gegensätze verschärfenden Wahlkämpfe — in nationalen Kurien wählen lassen oder ohne Klassenwahl durchweg die Verhältniswahl einführen.

In Polen gibt es — wie überall — viel verschiedene Parteien. Die deutsche Verwaltung stützte sich auf die, welche sich am deutschfreundlichsten gebärdete und den Glauben erweckte, im Handumdrehen ein polnisches Heer aufstellen und damit die Okkupationsmächte wirksam unterstützen zu können. Aber die polnischen „Aktivisten" hatten wenig hinter sich. Sie waren meist Notable, und wenn überall der Gegensatz zwischen den Notabeln und den breiten Volksmassen besteht, so in Polen erst recht. Der Staatsrat, der die Vertretung des polnischen Volkes darstellen sollte, bestand nur aus Aktivisten, nur aus Polen und nur aus Notabeln. Je weniger er Boden im Volke hatte, desto krampfhafter war sein Bemühen, durch Erfolge populär zu werden. Schließlich legte er seine Ämter nieder, gerade in dem Moment, wo die Okkupationsmächte den größten Schritt taten, die polnische Autonomie zu erweitern.

Schon vorher hatte man sich entschlossen, die Rechtspflege in die polnische Hand zu legen. Kein ganz leichter Entschluß; denn von keiner Seite konnte gegen die Unparteilichkeit und gegen die Schnelligkeit der deutschen Gerichte in Polen Klage erhoben werden. Im Gegenteil: eine so treffliche Rechtspflege hatte man in Polen noch nicht erlebt. Unter der eingeborenen Bevölkerung gab es dagegen gar keinen Richterstand, geschweige einen solchen mit Tradition. Es gab nur polnische Advokaten, und die tüchtigsten mit guter Praxis ziehen vor, diese beizubehalten. Die ohne Praxis drängen sich nach dem Richteramt. Und ob bei dem Mangel an Tradition, bei den nationalen Gegensätzen die nationalen Minderheiten bei der Rechtsprechung zu ihrem Recht kommen, wird von den letzteren mit Sorge erwogen. Die höhere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Instanz ist gar nicht in der Lage, alle Fehlurteile zu berichtigen, denn nur die wenigsten Sachen kommen der Höhe des Streitobjekts wegen in die Berufungsinstanz.

Immerhin, es lag kein triftiger Grund vor, die Rechtspflege in deutscher Hand zu belassen; man hat nur Vorsorge getroffen, daß die vor deutschen Gerichten schwebenden Prozesse von ihnen auch zu Ende geführt werden.

Des weiteren hat man — und mit vollem Recht — das Schulwesen nicht länger in deutscher Verwaltung gelassen. Bei aller Anerkennung des guten Willens, die verbrecherische Vernachlässigung des Bildungswesens in Polen durch die russische Verwaltung sofort zu beheben, war es doch ein Überschwang des Kulturwillens, die Polen mit dem deutschen Schulmeister zu beglücken. Aber freilich, auch in der Überlassung dieses Zweiges an die öffentliche Verwaltung liegt in einem so stark nationalgemischten Staatswesen eine unleugbare Gefahr, wenn man nicht vorher das Recht der nationalen Minderheiten gesichert hat.

Die eigene polnische Armee hat man nicht fallen lassen, aber sie ist während des Krieges ohne Bedeutung. Ihr Kern setzte sich aus den polnischen Legionen zusammen, die ganz überwiegend aus galizischen Polen, also aus österreichischen Staatsangehörigen bestehen. Endlos währte der Streit um die Eidesformel des von Soldaten und Offizieren der polnischen Armee zu leistenden Fahneneides. Als sie im Hauptausschuß des Reichstages zur Verlesung kam, erregte ihr harmloser Text Erstaunen, und kein Mensch konnte begreifen, warum eigentlich die Gemüter sich darüber erregt hatten. Denn auch das Treugelöbnis gegenüber den Monarchen der Okkupationsmächte bezog sich nur auf die Dauer des Krieges. Nun kann man diesen doch unmöglich zumuten, in dem von ihnen eroberten Lande während des Krieges eine Armee sich bilden zu lassen und zu bilden helfen, die unter Umständen es für erlaubt hält, ihnen in den Rücken zu fallen.

Daß solche Sorgen *nach* der russischen Revolution bei der politischen Unreife mancher polnischen „Politiker" nicht absolut von der Hand zu weisen waren, zeigt das bedauerliche Beispiel Pilsudskis, des verdienten Führers der polnischen Legion, der in diesem Krieg der Nationalheros der Polen geworden war und dem man als der populärsten Persönlichkeit die Bildung der polnischen Armee anvertraut hatte. Als er die russische Gefahr für Polen durch die russische Revolution und die von ihr versprochene Verselbständigung Polens beseitigt sah, glaubte er der Sache Polens besser zu dienen, wenn er Verbindungen mit Rußland anknüpfte, um mit Hilfe der Entente das erträumte Großpolen auch auf Kosten Österreichs und Deutschlands herzustellen. Die polnischen „Politiker" haben sich nahezu ein Jahrhundert nur mit der Rolle der Verschwörer befassen können und eifrig befaßt. Solche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewohnheiten werden nicht so rasch abgelegt, und Pilsudski reizte wohl die Rolle eines polnischen Jürg Jenatsch. Es blieb nichts übrig, als ihn zu verhaften. Gleichzeitig brauchte Österreich an der Front seine Landsleute aus der polnischen Legion, und für die Ausbildung der „polnischen Armee" verblieben nur die aus Kongreßpolen stammenden Offiziere.

Daß diese ganzen Vorgänge dort Mißmut erregten, war nicht verwunderlich; nur müßte man sich in Polen sagen, daß hier die Schuld auf polnischer Seite liege.

Die Okkupationsmächte haben versprochen, ein selbständiges polnisches Reich wiederherzustellen, aber über seine Grenzen haben sie nichts gesagt und nicht gut etwas sagen können; die werden erst im Friedensakt festgesetzt werden. Die Entente ist freigebiger — wie stets die Leute, die das Fell des Bären verteilen, den sie nicht erlegt haben. Sie versprechen den Polen nicht nur das russische Polen, sondern auch Galizien, Oberschlesien, Posen, West- und Ostpreußen, d. h. Gebiete, die teils nie, teils seit unvordenklichen Zeiten nicht einem polnischen Reich angehört haben und in dessen wenigsten Teilen die polnische Bevölkerung die Mehrheit bildet. Nur Posen und Westpreußen sind bei den Teilungen Polens an Preußen gekommen, nachdem ersteres jahrhundertelang ihm nicht zugehört hatte, und auch da bildet nicht nur in den meisten Städten, sondern in vielen Kreisen auch auf dem Lande die deutsche Bevölkerung die Mehrheit. Nicht nur strategische, sondern auch Verwaltungs-, Verkehrs- und wirtschaftliche Fragen machen es außerdem ganz unmöglich, die ohnehin unvorteilhafte deutsche Ostgrenze noch weiter zu verschlechtern. Die Forderung, die Staatsgrenzen rein nach ethnographischen Gesichtspunkten abzugrenzen, ist unerfüllbar, steht zudem gerade mit dem französischen Verlangen der „Desannexion" des Elsaß in schreiendem Widerspruch. Wollte man dieses unmögliche Prinzip durchführen, so würde uns auch zwei Drittel der Schweiz, große Teile Böhmens, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Salzkammergut und vier Fünftel von Tirol zufallen müssen. Nur komplette Narren können die Forderung des reinen Nationalstaats aufstellen; sie ist in gemischtsprachigen Gegenden eine absolute Unmöglichkeit.

In Galizien ist eine starke Partei, die dessen Angliederung an Polen erstrebt. Krakau ist zweifellos eine polnische Stadt und ein altes polnisches Kulturzentrum. Aber nur in dem weit kleineren Westgalizien überwiegt das polnische Element, in Ostgalizien neben einer starken jüdischen und einer immerhin beträchtlichen deutschen Bevölkerung das ukrainische. Die Polen bilden dort im wesentlichen nur eine besitzende Herrenschicht. Der Wunsch der galizischen Polen geht darauf hinaus, aus Kongreßpolen und Galizien ein Großpolen zu machen, das ebenso wie Ungarn unter habsburgischem Zepter als dritter Staat dem österreichisch-ungarischen Doppelstaat hinzu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten solle. Unter den Deutschen Österreichs findet dieser Wunsch lebhafte Sympathien. Mit dem Ausscheiden der Polen würden sie in Zisleithanien die Mehrheit haben und dadurch eine Besserung ihrer innerpolitischen Verhältnisse erfahren.

Für Deutschland ist der Plan einer Einbeziehung Kongreßpolens in das österreichisch-ungarische Zollgebiet schon aus handelspolitischen Rücksichten undiskutierbar. Von Preußen gehen neun Bahnen nach Polen, von Österreich nur eine. Unsere Ausfuhr dorthin ist 16mal so groß als die österreichische. Wir würden eines unserer wichtigsten Absatzgebiete speziell für unseren ohnehin für die Ausfuhr durch die Zollschranken Österreichs und Rußlands und die weite Entfernung vom Meer ungünstig dastehenden deutschen Osten verlieren, wenn Kongreßpolen an Österreich fiele. Man weiß in Breslau noch ein trübes Lied davon zu singen, was die Einverleibung Krakaus in das österreichische Zollgebiet uns seinerzeit gekostet hat.

Die Aufnahmefähigkeit Kongreßpolens für deutsche Waren hängt zum großen Teil von dem Blühen seiner Industrie und das wieder davon ab, daß diese ein großes Absatzgebiet hat. Gut drei Fünftel ihrer Erzeugung wurden vor dem Krieg auf dem innerrussischen Markt abgesetzt. Wird ihr dieser verschlossen, so müßte ihr Ersatz durch landwirtschaftliche Absatzgebiete verschafft werden, wenn nicht die polnische Industrie dahinsiechen soll. Denn im freien Export ist sie bei der geringwertigen Arbeiterleistung dem Wettbewerb Deutschlands, Englands, Frankreichs, Belgiens, der Schweiz, aber auch Österreich-Ungarns nicht gewachsen. Wer sich näher über diese im Rahmen eines Artikels nicht genügend klarzustellenden Fragen unterrichten will, den verweise ich auf mein „Das unabhängige Polen als Nationalitätenstaat", Stuttgart und Berlin 1917, Deutsche Verlags-Anstalt.

Solche aufnahmefähige landwirtschaftliche Gebiete, die gleichzeitig das seinen Eigenbedarf an Nahrungsmitteln nicht entfernt deckende Polen damit ebenso wie mit Holz versorgen könnten, bieten die benachbarten Grenzstriche Wolhyniens, vor allem aber Litauen und Kurland. Die Einbeziehung des letzteren in das polnische Zollgebiet würde diesem gleichzeitig die erwünschten Häfen an der Ostsee bringen. Die Litauer und Letten, der Hauptbestandteil der Bevölkerung Litauens und Kurlands — selbst in letzterem machen die Deutschen nur 6,5 % der Bevölkerung aus — sind aber keine Slawen; ihre Sprache hat nicht die geringste Verwandtschaft mit der polnischen. Sie gehören der ugro-finnischen Völkerfamilie an. In Litauen ist — abgesehen von der halb polnisch, halb jüdischen Stadt Wilna und einigen westlichen Kreisen — nur der litauische Grundadel polonisiert. Könnte man demnach wohl Kreis und Stadt Wilna selbst zu Polen schlagen —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wofür die fast rein litauischen nördlichen Kreise des Gouvernements Suwalki an Litauen kommen könnten —, so müßte man doch aus Litauen und Kurland selbständige Staatswesen machen, die nur in Zollunion mit Polen zu bleiben hätten; zweckmäßig würde dann vielleicht auch die Personalunion mit letzterem sein. Polen, Litauen und Kurland würden dann in einem ganz ähnlichen Verhältnis zueinander stehen wie Österreich und Ungarn. Doch könnte man Litauen und Kurland auch besondere Fürsten geben.

Unbedingt notwendig würde es aber sein, in allen diesen Staaten den starken nationalen Minderheiten — und keiner von ihnen, am wenigsten Polen, würde ein reiner Nationalstaat sein — die Pflege ihrer Kulturgüter in Nationsgemeinschaften mit Besteuerungsrecht zu sichern. Nur dann wäre für ihre gesunde innerpolitische Entwicklung die Vorbedingung geschaffen. Dafür nicht von Anfang an Vorsorge getroffen zu haben, ist der große Fehler der Okkupationsmächte.

Nachdem der aktivistische Staatsrat seine Ämter niedergelegt hat und man sich leider noch nicht dazu hat entschließen können, eine Volksvertretung wählen zu lassen, ist nunmehr ein diese ersetzender „erweiterter Staatsrat" gebildet worden. Es war dringend zu wünschen, daß dieser nicht wieder ein Notabelnrat wurde und nicht nur aus polnischen Elementen bestand. Noch war es nicht zu spät, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß es in Polen 16 bis 17 % Juden, deren Muttersprache das Jiddische — ein mit 5 % hebräischen Worten versetzter alter oberdeutscher Dialekt ist, der mit hebräischen Lettern geschrieben wird — daß es 6 % Deutsche und 7 % Litauer und Ukrainer gibt. Aber man hat auch jetzt nicht den Entschluß finden können, die Rechte der nationalen Minderheiten irgendwie zu sichern; man fürchtete wohl bei den Polen damit anzustoßen. Da bleibt denn nur übrig, im Friedensvertrag allgemein — nicht nur für Polen — dieses Recht zu sichern und unter internationalen Schutz zu stellen. Das ist unerläßlich, sollen nicht unerträgliche Verhältnisse entstehen. Ein Volk geht aus dem Zustand jahrhundertelanger Knechtschaft in den der Freiheit nicht ohne seltsame Sprünge über, und einer der gefährlichsten dabei ist der übertriebene Nationalismus, der sich in der Unduldsamkeit gegen andere Nationalitäten äußert. Dem muß vorgebeugt werden.

Dieser erweiterte Staatsrat, ein Regentschaftsrat und ein polnisches Ministerium werden nunmehr bis zum Erlaß einer Verfassung, der wohl erst mit dem Friedensschluß erfolgen wird, Polen verwalten. Damit ist ihm eine so weitgehende Autonomie gegeben wie wohl niemals zuvor während des Krieges einem eroberten und okkupierten Land. Das müßten sich die realpolitischen Elemente in Polen sagen. Und sie müßten auch einsehen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß es — solange der Krieg dauert — unerläßlich ist, daß dem von den Okkupationsmächten bestellten Generalgouverneur ein Einspruchsrecht gegen die Beschlüsse und Anordnungen der polnischen Behörden zustehen muß. Auch wir müssen in der Kriegszeit den ausführenden Gewalten Machtbefugnisse zugestehen, die wir im Frieden keinen Tag erträglich finden würden. Und die Polen werden sich auch sagen, daß, wenn der Himmel einmal die sehnsüchtigen Träume zur Wirklichkeit werden läßt, diese immer etwas anders und nüchterner ausschaut als der holde Traum; daß eben nicht alle Blüten reifen können; daß man die Zeit abwarten muß, bis die Frucht reif ist und daß Ungeduld das nicht beschleunigt.

Freilich, zwei Maßnahmen sind es vor allem, die äußerst bitter empfunden werden und die rasch zu beseitigen ein dringendes Interesse ist: starke Mißstimmung unter der Arbeiterbevölkerung erregt die Art der Arbeitervermittlung nach Deutschland durch die Feldarbeiterzentrale. In Polen ist Mangel an Arbeitsgelegenheit, in Deutschland Mangel an Arbeitern. Polnische Arbeiter nach Deutschland zu bringen liegt im beiderseitigen Interesse. Die Arbeitervermittlung erfolgt aber vielfach in bureaukratisch-schematischer Weise ohne Rücksicht darauf, ob die Leute für die ihnen zugewiesene Arbeit qualifiziert sind. Wenn man einen Maschinenarbeiter oder gelernten Handwerker als Landarbeiter oder Schlepper in einer Kohlengrube unterbringt, so ist er weder mit der Arbeit noch mit der Entlohnung zufrieden, noch wird seine Arbeitskraft nutzbringend verwendet. Der berechtigte Wunsch geht daher dahin, die polnischen Arbeiterorganisationen bei der Arbeitervermittlung zu beteiligen, ebenso an der Überwachung, daß die zugesagten Arbeitsbedingungen innegehalten werden. Auf Veranlassung des Reichstags hat man sich neuerdings zur Abstellung vorher vorhandener Mißstände entschlossen.

Tief verstimmt weiter die Teilung Polens in ein österreichisches und ein deutsches Verwaltungsgebiet, die durch eine Zoll- und Paßgrenze streng geschieden sind. Das ist um so schlimmer, als das österreichische Verwaltungsgebiet die landwirtschaftlichen, fruchtbaren Überschußgebiete, das deutsche die dichtbevölkerten Industriegebiete und Großstädte in sich schließt und die Ausfuhr von Lebensmitteln aus dem ersteren in das letztere Gebiet verboten ist. Dadurch werden die Ernährungsverhältnisse im letzteren auf das ungünstigste beeinflußt. Die Unterernährung und damit die Sterblichkeit der städtischen und Industriebevölkerung ist eine überaus große, die Stimmung eine furchtbar gedrückte. Es ist sehr bedauerlich, daß es bei den letzten Verhandlungen mit Österreich nicht geglückt ist, es zur Aufgabe der Zwischengrenze zu bewegen. Kommt doch noch dazu, daß ihr Fortbestehen dem völlig ungerechtfertigten Verdacht, es sei doch auf eine neue Teilung Polens abgesehen, immer neue Nahrung gibt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewaltige Fortschritte sind in den letzten Wochen auf dem Gebiet der Verselbständigung Polens gemacht worden, weitere werden und müssen folgen. Wir sind ehrlich bemüht, die Stimmung in dem unglücklichen Land, das unter dem Krieg besonders schwer leidet, zu heben. Freilich, der Weg, nur der stärksten Nationalität allein die Verwaltung zu übertragen, ist nicht der, welcher sicher zum Ziel führt.

Der Brief

Von Max Barthel, Musketier

Als wir bei Verdun lagen, fanden wir, Bubeck, Fischer und ich, in einem zerschossenen Graben einen toten Mann. Jung oder alt, das ersahen wir nicht, denn ein Splitter hatte ihm den Kopf zerspalten. Nichts blieb als ein scharfes Kinn, ein harter, strenger Mund und darüber die entsetzliche Wunde.

Wir gruben ein Grab, eins von den vielen namenlosen, vergessenen, nahmen des Toten Briefmappe, und da fanden wir unter den Papieren einen Brief, der den Gefallenen taghell vor uns hinstellte und uns erschauern ließ wie vor Sonnenaufgang. Die vielen Toten, die Millionen geschlossener Münder taten sich auf, und dröhnend rollte Schicksal und Klage an uns vorbei. Der gefundene Brief wurde zum Aufschrei der Millionen Frauen und Mädchen in der Welt.

So schrieb eine Frau an ihren Mann:

„Liebster!

Denke Dir, heute nacht träumte ich, daß jedes Mädchen zu ihrem Schatz in den Schützengraben dürfte. Aus den Fabriken kamen sie, aus den großen Städten, den Dörfern und Höfen. Die Maschinen standen still und die Felder waren leer. Es war ein Singen und Gelächter wie Glockengeläute in der Luft, und die hellen Kleider der Mädchen und Frauen wanderten wie freudige Fahnen über das Land.

Ich kam durch Wälder und Städte, über Strom und Berg, und plötzlich war ich im Schlachtfeld. Ich legte mich zu Deinem Freund an ein Maschinengewehr und sprach sehnsüchtig von Dir, mein Liebling. Dein Freund war stumm, und das Gewehr begann zu hämmern. Bei jedem Schuß sprang ein Blutstropfen aus meiner Hand. Ich litt schwer, und die Erde war ganz rot.

So lag ich auf den Steinen, matt und unruhvoll und harrte Dein. Alle kamen, nur Du nicht, mein Herzenskind. Und die Soldaten schmückten mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blumen das Gewehr. Ach, die Blüten waren welk und die Wälder funkelten. Und ich harrte Dein. Der Berg stand nackt und zerfressen vor mir und dampfte und fraß. Die Granaten rollten.

Da sagte Dein Freund, Du seiest noch da oben, und mein Herz schlug heftig. Da stand ich eilends auf und lief hin zu Dir.

Ein Posten hielt mich an. Ich sagte: „Ich will zu meinem Schatz!" Da durfte ich weiter. Nun kam ich an einem seltsamen Platz vorbei. Hier waren die Gräber von den Königen von allen Ländern. Grab war an Grab, und auf jedem gurgelte Blut, Blumen blühten wohl, aber sie trugen Totenköpfe. In den kahlen Gehäusen standen lebendige Augen und sahen mich an, das Entsetzen würgte mich.

Und ein alter König fragte mich, wo sein Platz sei. Die goldene Krone trug er in der gelben Hand, und sie war wie ein Käfig geschmiedet und ganz mit Rubinen bedeckt. Die Totenkopfblumen rasselten auf den blutigen Gräbern und die Augen dolchten nach uns. Und es war kein Platz mehr frei. Da ging der Mann müde fort und weinte sehr.

Auch ich mußte weiter. Da begegnete ich einem Rudel wilder Ziegen. Ein anderes Rudel stand hoch oben am Berg, scharfumrissen vom Licht, und sie jauchzten einander zu.

Und ich dachte an die Menschen, mein Liebster, die sich nicht erkennen wollen. Aus meinen Augen stürzten die Tränen. Ich sah die Gräber offen, und Mann an Mann verfaulten in der Tiefe. Und jedes Herz blutete in den vermorschten Brüsten, und ein Glanz war in den Grüften wie von Rubinen.

Ich sah rückwärts in die Städte und Dörfer, und jede Kammer war eine Folterstube. Und die Säuglinge starben an den Mutterbrüsten. Die alten Leute zerfielen wie Herbstlaub. Der neue Reichtum stolzierte in Prunk und Geschmeide im gesicherten Land. Und wieder sah ich die Rubinfarbe.

Aber ein Gestank ging von den reichen Menschen aus, wie von Pest und Schwären. In den Städten hungerte das Volk. Und ein Schrei flatterte wie Raubvogelflug über der verrückten Welt.

Ein Abgrund tat sich vor mir auf, der war mit Blut und Tränen gefüllt. Ermordete Soldaten schwammen häßlich aufgedunsen in der Flut, und Geier und Raben fraßen ihr Fleisch. Und aus der höllischen Tiefe floß der goldene Strom der Kriegsgewinne. Mich ekelte. Und ich sah Deinen heiligen Leib, mein Liebster, zerrissen vor mir. Ich schrie entsetzlich auf.

Aber der Abgrund verschwand, und ich ging weiter. Ach, ich war so elend, mein Kind. Die Beine zitterten mir. Aber eine Gewalt riß mich hin, Deine Küsse sollten mir Kraft geben. Mein Mund war rot und heiß und lechzte nach Dir.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wüste der Front verschlang mich. Nichts als nackter Fels und Sand, zerfressen und aussätzig. Geborstene Säulen der Bäume, die in dem zerfetzten Gipfel Drahtgewirr trugen. Als hätte eine riesige Spinne da oben genistet. In den Granatlöchern bleichten Totenknochen. Kein Vogelschrei in der verpesteten Luft!

So stand ich oben auf der zertrümmerten Höhe und rief nach Dir, mein Liebster. Da barst ein Grab, und ein Toter stand vor mir.

Oh, mein alleinziger Mann, lebst du noch? Wie mein Herz nach Dir fiebert!

An einem heftigen Schlag, den ich im Halbschlaf als Kanonendonner annahm, wachte ich auf. Ein Gewitter stand über der großen Stadt. Da riß ich das Fenster auf und verkühlte mich. So war alles nur ein Traum, denn Du darfst mir nicht sterben, gelt, mein Schatz?!

Ach, da schlief ich mit Deinem süßen Namen wieder ein. Ich küsse Dich! Das Heimweh nach Dir krampft mir die Brust zusammen."

Als wir noch bei Verdun lagen, fanden wir, Bubeck, Fischer und ich, einen toten Mann. Wir begruben ihn und lasen den Brief. Wir sind nicht verrückt geworden, wir leben weiter so hin. Der Krieg geht fort.

Wahnsinnige Welt!

Vom ungarischen Deutschtum

Das ungarische Deutschtum war, soweit es nicht in den größeren und kleineren Städten des Landes zerstreut war und ist, an vier Stellen in zusammenhängender Masse beisammen: in zwei Landschaften Siebenbürgens, im Banat, in der Zips und im Heanzenland (an der Grenze Niederösterreichs donauabwärts). Die Zipser Deutschen sind fast ganz verschwunden. Die übrigen Siedelungen bestehen noch. Die Zipser bildeten einst ein starkes Zweiglein des deutschen Stammes. Hier blühte deutsches Bergwerk und deutsches Handwerk. Es versank — aber nicht so sehr im madjarischen als vielmehr im slowakischen Meere. Die Heanzen erhalten sich wohl hauptsächlich durch die Nähe des deutschen Niederösterreichs, wohin sie, die zu Hause oft kleine Bauern sind, Arbeit suchen gehen. Sie sind vielfach Maurer. Die Schwaben im Banat sitzen eng beisammen und bleiben deutsch. Aber sie verlieren dadurch an ihrem Volkstum, daß die Söhne, die studieren, Madjaren werden. Mit der Annahme der madjarischen Sprache, ohne die es kein Fortkommen im Staatsdienst und in den liberalen Berufen gibt, verlieren sie ihr Volkstum. So erhalten sich die Schwaben ungefähr in ihrer Volkszahl, die über eine halbe Million ausmacht. Nur die Siebenbürger Sachsen haben ein nationalbewußtes Deutschtum. Sie tragen fälschlich den Namen Sachsen, sie sind von Abstammung Mittelfranken, wie ihre Mundart und ihre Gebräuche beweisen. Die ersten Einwanderer kamen im zwölften Jahrhundert ins Land. Heute haben sie im Süden ein ziemlich geschlossenes größeres und im Norden ein ganz geschlossenes kleineres Gebiet inne. Sie werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am stärksten durch das eindringende Rumänentum bedrängt. Sie sind hier, was festzuhalten von Wichtigkeit ist, sowohl Stadt- als Landvolk. In der Geschichte des Landes spielen sie als wohlhabende und kriegstüchtige Bürger eine bedeutende Rolle. In den vielfachen Stürmen dieser östlichen Lande haben sie viel zu erdulden gehabt.

Um das Deutschtum im Auslande hat sich das Deutschtum im Reiche leider nie sehr gekümmert. Das wird jetzt gründlich ein Ende haben. Und man wird sich auch über das Deutschtum in Ungarn belehren wollen. Gelegenheit dazu ist durch ein Buch gegeben, das eben erschienen ist: „Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart" von Fr. Teutsch (Leipzig, K. F. Köhler. 1916. XIII, 350 S.). Gegenüber der dreibändigen Geschichte desselben Verfassers stellt dieser eine Band nicht zu viele Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit des Lesers. Überdies ist die abenteuerreiche Geschichte des Landes ja an sich interessant. Die „Gesellschaft zur Erforschung des Deutschtums im Auslande" gibt eine Sammlung von Schriften zu dieser Erforschung heraus, von denen hier der erste Band vorliegt. Es ist zu wünschen, daß die Sammlung rasch vorwärts schreite.

Unzweifelhaft sind die Siebenbürger Deutschen das wichtigste deutsche Element in Ungarn. Sie waren lange Zeit Herren auf ihrem Boden, hierin ähnlich den Deutschen im Baltenlande. Auch sie dachten, wie diese, nie daran, die sie umgebende bodenständige Masse deutsch zu machen. Sie waren zu stolz dazu. Der tiefstehende Rumäne wurde verachtet. Aber er rächte sich durch rege Vermehrung. Der siebenbürgische Bauer und Bürger wollte sich in seiner Herrscherstellung erhalten. Er durfte daher nicht zu viele Kinder haben, die den Besitz zerstückelt und so ein armes deutsches Volk erzeugt hätten. So kam das Zweikindersystem, demzufolge die Gesamtzahl der Siebenbürger Deutschen noch keine Viertelmillion ausmacht, auch darin den deutschen Balten ähnlich.

Leider haben diese Sachsen keinen Dichter hervorgebracht, der ihr Leben so anschaulich geschildert hätte, wie dies Adam Müller-Guttenbrunn bezüglich der Banater Schwaben getan hat. Seine Banater Romane (bei Staackmann in Leipzig) erzählen die Geschichte der Einwanderung und der nationalen Bedrängnisse dieser wackeren Bauern, die sich in neuester Zeit ihrer Nationalität mehr und mehr bewußt zu werden anfangen. Hoffentlich erblüht dem Deutschtum in Ungarn doch noch eine nationale Zukunft.

E. Pernerstorfer

Schöne neue Bücher

Die Erzählungen von „Knut Hamsun", ausgewählt von Walter von Molo (bei A. Langen, München) sind ein sehr begrüßenswertes Buch, obwohl sie etwas unternehmen, was an sich unmöglich ist. Sie täuschen ja gewissermaßen eine „Auswahl" aus Hamsun vor, und so etwas gibt es nicht. Aber man hat nun also fünf von den größeren und kleineren Erzählungen Hamsuns in einem handlichen Buch beieinander, das man auf die Reise mitnehmen kann, statt der vielen Einzelbände. Wer die Dichtung gern im Warenhaus kauft und meint, er trage mit diesem Band den Extrakt in der Tasche und könne sich um den übrigen ganzen Hamsun nun drücken, der täuscht sich freilich schwer. Die Auswahl, die Molo getroffen hat, könnte ebensogut ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anders sein. Hamsun, dem alle Virtuosität so herrlich fehlt, hat nie „Perlen" geschrieben. Der Auswahlband, der auch wohlfeil ist, wird uns dienen, so oft wir einem Freunde, der Hamsun noch nicht besitzt, etwas von ihm schenken wollen. „Populär" wird er diesen rassigsten unter allen lebenden Dichtern hoffentlich nicht machen.

Das kleine Büchlein „Europäische Wege" von Robert Müller, das ich in der Eisenbahn las, plagte mich mit seiner bildsam feinfühligen Sprache und seinem ungestümen intellektuellen Temperament lange auf jene Art, wie ein Gesicht uns plagt, das wir „schon einmal gesehen" zu haben meinen. So war es auch, ich kam schließlich dahinter. Von demselben Dichter las ich vor einem Jahr ein Buch „Tropen", das sich mir tief eingeprägt hat. Dieselbe Kühnheit und Biegsamkeit der geistigen Bewegung, dieselbe Fülle an Anknüpfungen, Gesichtspunkten, Assoziationen, die ich dort genossen hatte, ist auch in den „Europäischen Wegen" wieder, nur ist Format und Gewicht wesentlich kleiner, näher bei der Spielerei, näher beim Feuilleton. Das ist endlich wieder ein Intellektueller, auf den man böse wird, wenn er irgendwo nur geistreich ist, weil er mehr sein kann. So wurde ich böse, als ich in den Aufsätzen über Serbien einen Satz las, der etwa sagt: es geschehe Belgrad recht, daß es erobert worden sei, die Granaten hätten so manchen falschen Prunk, so manche Scheinarchitektur und protzige Attrappe bloßgelegt. Dieser Satz ist üble Kriegsliteratur und könnte mit Erfolg im Leitartikel einer unserer großen Zeitungen stehen. Nein, wenn jede Stadt beschossen werden müßte, in der wir auf Bauschwindel und wildenhaften Protzengeschmack stoßen, dann wäre auch unser Vaterland verloren. — Ja, also so eine kleine Entgleisung nimmt man Robert Müller übel, und eben das fiel mir auf. Man nimmt so etwas nur einem Manne übel, den man sehr hoch schätzt.

Eine schöne, eigentümliche Art von Anthologie ist das Buch „Alpine Sieger" von A. Steinitzer (bei Georg Müller, München). Da sind, samt Bildern, zwei Dutzend Berichte über Erstbesteigungen und andere irgendwie hervorragende Leistungen von Bergsteigern zusammengestellt, von 1730 bis in die neueste Zeit, und man sieht, daß die Auswahl nicht von einem Büchermacher zusammengestoppelt, sondern von einem Kenner mit Bedacht besorgt worden ist. Es fehlt manches berühmte Stück, so die Montblancbesteigung von de Saussure, aber es steht nichts in dem Buch, was weniger interessant wäre. Der Philister kann nun bei dieser Lektüre in Gefahren und Leistungen schwelgen und dabei den Rückhalt haben, daß er jederzeit entrüstet sagen kann, wie toll und gottversucht es sei, solche Sachen zu unternehmen, und eigentlich geschehe es denen recht, die dabei das Genick brechen. Bei der Lektüre von Schlachtberichten fehlt ihm dieser Trost. Andere werden anders denken über jenen seltsamen Alpinistengeist, der das Gefährliche, das Exponierte sucht und liebt, und sie werden, ohne diesen Geist als Geist zu überschätzen, Freude an ihm haben und werden gerade in der Hingabe an solche Leistungen, „die ja eigentlich gar nicht sein müßten", jene Tugenden finden, dir wir als Männlichkeit und als Sachlichkeit bezeichnen.

Unter den Büchersammlungen des Verlags Diederichs in Jena stelle ich obenan die Reihe chinesischer Bücher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und dann die „Märchen der Weltliteratur“. In dieser letzten Sammlung erschien ein Band „Südseemärchen“ von Paul Hambruch, eine reiche Auswahl von Eingeborenensagen, Erzählungen und Märchen aus Australien, Neuguinea, Fidschi, Samoa usw. Seit der psychologischen Durchleuchtung der Märchenliteratur hat jene alte, so oft wiederholte Überraschung darüber, daß die Märchen aller Völker sich ähnlich sind und viele Hauptmotive sich über die ganze Welt hin stets wiederholen, aufgehört, eine Überraschung zu sein. So finden wir auch hier beinahe vollzählig die mythischen Lieblingsstoffe aller Volksmärchen beisammen, exotisch mutet lediglich das Milieu an. Wenn man statt „Taro“ Hirse, statt „Krokodil“ Drache sagt, dann klingen manche dieser Märchen fast wie aus unseren einheimischen Quellen geschöpft. Inzwischen hat die Wissenschaft sich damit begnügt, diese Übereinstimmung der mythischen Phantasie bei allen Völkern festzustellen. Die Deutung hat sie den Psycho-Analytikern überlassen, und von dorther dämmert, noch etwas nebelhaft, nun eine neue Wissenschaft herauf, welche später einmal vielleicht einfach „Psychologie“ heißen wird. Wir können indessen die „Südseemärchen“ gleich ihren Geschwistern aus Nordland und vom Balkan, aus Rußland und China sehr wohl auch ohne wissenschaftliche Ausdeutung genießen. Eine Logarithmentafel hat für den, der sie nicht handhaben kann, nicht den mindesten Wert. Ein Märchen aber gibt auch dem, der es nicht deuten kann, der seine tiefen Wurzeln im Unbewußten der Menschheit nicht kennt, Schönes genug, Ahnung und Anklang genug. Und je fernerher der Ruf ertönt, je exotischer die Titel klingen, desto aufmerksamer mögen wir jener seltsamen Übereinstimmung lauschen, welche uns davon erzählt, daß wirklich und tatsächlich die Menschheit eine Einheit ist, nicht nur als Ideal und Forderung, sondern faktisch.

Hermann Hesse

Seehandlung

Die Königliche Seehandlung schlägt eine Kapitalserhöhung um 60% auf 160 Millionen vor. Wer ist die Seehandlung? Manche werden sich darunter etwas recht Merkwürdiges vorstellen, so eine Art Schiffahrtsgesellschaft oder gar eine Fischhandlung. Über diese irrtümliche Vorstellung äußert sich die Denkschrift, die die Kapitalserhöhung begründen soll, mit folgendem Klageruf: „Noch immer gehen Briefe bei uns ein, die erkennen lassen, daß deren Verfasser uns für eine Anstalt des Seehandels oder für eine Fischhandlung halten.“ Und deshalb wird auch gleichzeitig mit der Kapitalserhöhung vorgeschlagen, die Firma künftig zu ändern in „Königlich Preußische Staatsbank“. Diese Firmenänderung deutet bereits an, um was es sich bei diesem Institut handelt. Aber auch der merkwürdige Name hat selbstverständlich seine historische Berechtigung. Als nämlich Friedrich der Große im Jahre 1772 die Seehandlungs-Societät, wie sie damals hieß, gründete, war ihre Hauptaufgabe, den Exporthandel unter preußischer Flagge zu fördern und aus der Schiffahrt entsprechenden Nutzen zu ziehen. Sie war mit Handelsmonopolen wie Salz und Wachs aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestattet. Später beteiligte sie sich dann auch an allen möglichen gewerblichen Unternehmungen, von denen heute noch Reste vorhanden sind. So ist erst kürzlich die Landeshuter Flachsspinnerei von ihr verkauft worden. Und sie ist auch heute noch Besitzerin von Mühlen in Bromberg. Das aber trat immer mehr in den Hintergrund, und ihre Hauptaufgabe wurde, die Finanzgeschäfte für den Staat zu vermitteln und zu erleichtern. Dementsprechend spielte sie eine bedeutende Rolle bei der Begebung von Staatsanleihen, bei der Verwaltung staatlicher Überschüsse, wie sie namentlich die preußischen Eisenbahnen zeitweise in außerordentlicher Höhe abwarfen. Eine besondere Tätigkeit entfaltete sie ferner als Aufnahmestelle für preußische Staatspapiere an den Börsen, um so die Kurse im Sinne des Finanzministers zu beeinflussen, d. h. dem überflüssigen Kurssturz vorzubeugen. Da sie zeitweise über außerordentlich hohe Gelder verfügte, so hatte sie auf die Bildung der Diskontsätze und auch auf die gesamten Verhältnisse am Geldmarkt häufig einen ausschlaggebenden Einfluß. Sie arbeitete bis zum Jahre 1904 mit verhältnismäßig geringen Mitteln. Damals aber wurde ganz plötzlich ihr Dotationskapital von bis dahin 34½ Millionen verdreifacht. Das war das Werk ihres damaligen Leiters, der in der Zwischenzeit sich auch innerhalb Preußens einen großen Ruf erworben hat, des jetzigen Reichsbankpräsidenten Havenstein. Der Zweck jener Kapitalstransaktion war derselbe, der auch heute für die neuerliche Erhöhung angeführt wird.

Man machte geltend, daß die privaten Banken, vor allem die Berliner Rieseninstitute, so außerordentlich wachsen, daß ein staatliches Bankinstitut in die Gefahr komme, als Größe zweiten Grades hinter den andern zurückzubleiben. Die Seehandlung könne aber nur dann als gleichberechtigt ihre Aufgabe voll erfüllen, wenn sie auf dem Geldmarkt und innerhalb der hier tätigen und sich kreuzenden Kräfte eine starke Stellung einnehme. Nur so könne sie die Staatsfinanzverwaltung unabhängig erhalten von den sich immer stärker zentralisierenden und kraftvoll auftretenden Mächten der Großfinanz und der Großbanken, nur dann aber könne auch ihre Mitwirkung für diese Mächte selbst begehrenswert bleiben und das notwendige Zusammenwirken der Großfinanz mit den staatlichen Interessen dauernd sichern. Daneben aber wird angeführt, daß gerade die Seehandlung in der Übergangswirtschaft eine außerordentlich große Aufgabe zu übernehmen habe, daß sie auch weiterhin für die Bedürfnisse nicht nur des preußischen Staates, sondern auch für die Selbstverwaltungskörper, Städte usw. mitzusorgen habe. Um einen Begriff von ihrer Bedeutung im Kriege zu geben, sei erwähnt, daß ihr Umsatz, der im letzten Friedensjahr etwa 21 Milliarden gewesen ist, im letzten Jahre bereits auf 114 Milliarden gestiegen ist. Hand in Hand mit der Kapitalserhöhung geht auch ein weiterer Beschluß, der auf eine Erhöhung der eigenen Mittel des Instituts hinzielt. Während nämlich bisher ihr Überschuß restlos in die Staatskasse floß, soll künftig der größte Teil zur Bildung von Reserven benutzt werden. Man folgt damit dem Beispiel, das die bayerische Staatsbank, die sogenannte Königliche Bank, seit langem eingeschlagen hat, die heute bei nur 12 Millionen Dotationskapital über nicht weniger als 60 Millionen Reserven verfügt.

Der Vorschlag der Seehandlung ist nach zwei Seiten hin interessant und wichtig. Einmal kann er sehr leicht nun wieder die Privatbanken aufstacheln, ihrerseits eine Kapitalerhöhung anzustreben, da ja alle derartigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maßnahmen immer wie eine Schraube ohne Ende wirken. Ob das freilich diesmal den Banken so leicht fallen wird, ist darum zweifelhaft, weil nach den neuesten Bestimmungen jede Kapitalserhöhung an die Genehmigung der Behörden geknüpft ist und diese zurzeit wohl kaum leicht zu erhalten ist. Die Banken können aber auch ohne eine direkte Beanspruchung des Kapitalmarktes ihre Macht immer weiter ausdehnen, indem sie einfach andere Institute in sich aufsaugen. Das hat in den letzten Tagen wieder die Diskontogesellschaft gemacht, indem sie den nicht unbedeutenden Magdeburger Bankverein und vier kleinere mitteldeutsche Institute mit sich verschmilzt und ihr Grundkapital auf die bisher in Deutschland nicht gekannte Höhe von 310 Millionen bringt.

Der andere Gedanke, der bei dem Vorschlag der Seehandlung auftaucht, ist die Frage, ob etwa das Institut beabsichtigt, mehr als bisher der privaten Bankwelt Konkurrenz zu machen. Hier liegt ein Problem von außerordentlicher Wichtigkeit vor. Es gibt, wie bekannt, sehr viele Politiker, namentlich in den Kreisen der Mittelständler und der Konservativen, die teilweise aus ehrlichen Bedenken, teilweise auch aus agitatorischen Gründen auf die ins Gigantische wachsende Ausdehnung der paar großen Geldinstitute hinweisen, die tatsächlich ins Phantastische geht. Hatten doch allein die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft Ende vorigen Jahres bereits 11 Milliarden Mark in eigenen und fremden Kapitalien in ihrer Verwaltung. Gerade aus diesen Kreisen nun ist schon häufig der Gedanke aufgetaucht, der Staat oder das Reich möchten doch selbst die Verwaltung dieser Volksersparnisse in die Hand nehmen, um so diese Mittel für den Staat in die Hand zu bekommen. Es fragt sich nun, ob nicht auch dieses mal wieder bei der Beratung der Vorlage im preußischen Abgeordnetenhaus der Gedanke aufs neue ventiliert wird. Man wird derartigen Projekten bei aller Unvoreingenommenheit und bei allen Bedenken, die man gegen die Bankwelt vorzubringen hat, doch nur sehr kritisch und vorsichtig gegenübertreten müssen, denn wenn man schon Bedenken hat, die Volksersparnisse einigen Großbanken in die Hand zu geben, so kann man auf der andern Seite auch sehr viel gegen die Idee, diese Gelder dem Staat anzuvertrauen, einwenden. Man sollte nie vergessen, daß auf diese Weise das Kapital seiner freien Entwicklungsmöglichkeit beraubt und ganz speziellen Interessen der zufällig gerade herrschenden Partei anvertraut würde. Daß man hier das freie Spiel der Kräfte nicht völlig ausschalten sollte, werden wohl die meisten einsehen. Andererseits sollten gerade aus dem Auftauchen derartiger Projekte unsere Großbanken ihre Lehren ziehen. Sie sollten sich doch endlich überlegen, ob die von ihnen im Schnellzugstempo vorgenommenen und immer weitergehenden Verschmelzungen nicht letzten Endes ihnen und ihren stolzen Projekten selbst das Grab bereiten werden. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die nationalliberale Partei im Kriege

Von Richard Bahr

Die Nationalliberalen, behauptet man wieder einmal, stünden am Scheidewege. Nicht nur die Gegner oder, besser zu sagen, die Draußenstehenden behaupten das. Auch Männer, die innerhalb der naturgemäß sehr weitgesteckten nationalliberalen Grenzen siedeln, erklären neuerdings bisweilen mit schöner Bestimmtheit: die Stunde der Entscheidung wäre angebrochen. Wer nicht den „Sicherungsfrieden" wolle, wer gar mit den Erzberger oder Scheidemann liebäugle, für den sei es Zeit, sich nach anderem Hüsung umzuschauen. Einen neuen Antrieb haben diese Leute mit der ewig ungestillten Sehnsucht nach der geraden Linie in der Politik, die aus den verschiedensten Lagern kommen und immer daher gekommen sind, von der letzten Zentralvorstandssitzung der nationalliberalen Partei erfahren. Vorhanden war sie schon früher. Im Grunde ist die Bewegung so alt wie der Krieg selber. Seit man im September 1914 anfing, über die Kriegsziele erst sich zu unterhalten, dann heillos sich zu streiten, geht der Riß nicht nur mitten durch die nationalliberale, geht er durch alle Parteien und durch unser ganzes Volk.

Und darum wird, will mir scheinen, jede Betrachtung über die angeblich krisenhaften Zustände in der nationalliberalen Partei auszugehen haben von dem Versuch, die geistigen Strömungen zu erfassen oder vielleicht richtiger noch die Stimmung, in der, schlagwortartig ausgedrückt, die Schichten von Besitz und Bildung heute in Reichsdeutschland leben. Es gibt Leute, die meinen, die Deutschen wären in diesem Kriege ein politisches Volk geworden. Ich für mein Teil denke in den Stücken ein wenig skeptischer. Ich finde einstweilen nur, daß die rollende Phrase in den letzten Jahren eine Gewalt über die Gemüter gewonnen hat wie kaum je zuvor. Zunächst vergaßen wir — die Schlacht an den masurischen Seen war noch kaum geschlagen — die Anfänge und aktenmäßigen Ursprünge des Krieges. Vergaßen die russische Wühlarbeit auf dem Balkan, die doch nur den Sinn hatte, deutschen Einflüssen den Weg nach dem nahen Orient zu verlegen, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, also auch seine österreichischen Schößlinge, immer enger und fester in die slawische Klammer zu pressen. Sahen in der milden Stimmung, die den erfahrenen Lebenspilgrim erfaßt, wann ein armes Mägdelein tat fehlen, auch über die russische Mobilisierung hinweg, die den Stein doch erst unweigerlich ins Rollen gebracht hatte, und versteiften

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns mit der unnachgiebigen Hartnäckigkeit, die deutschen Köpfen eigen zu sein pflegt, auf die Lehre vom „Hauptfeind". Die Rangordnung unter den Dreiverbandsmächten, diesen Urkantonen der wider uns aufgestandenen Welt, die, sollte man meinen, uns doch alle mit dem gleichen Vernichtungswillen an Leib und Leben wollten, ward zum Dogma erhoben. Und wem in dem Belange der rechte Glaube fehlte, die fides quae creditur und die qua creditur, der ward unnachsichtlich gestäupt. Damals begann, wenn man so will, die Scheidung der Geister in der nationalliberalen Partei. Aber nicht nur in ihren Reihen: diese Scheidung war überall da, bis weit in die sozialdemokratischen Reihen. Schier über Nacht waren wir ein Volk überzeugter Marxisten geworden. Auch der honette Bürgersmann redete sich in Zorn und Eifer bei dem Gedanken, es könnte jemand bezweifeln, daß nur dürftiger Handelsneid, die nackte Gier, den unbequemen Konkurrenten zu erschlagen, England in den Krieg getrieben hätte, und daß die anderen Völker, ohne sich's recht bewußt zu werden, von den teuflisch gerissenen Briten am großkapitalistischen Leitseil in die schauerliche Blutarbeit hineingezerrt wären. Da aber trotz der albernen Haßgesänge reißerischer Poeten der Deutsche vom Haß allein nicht leben kann, begannen wir von Stund an die Russen gar fürchterlich zu lieben. Immer schon war für die meisten von uns Rußland nur ein geographischer Begriff gewesen, für die in Handel und Wandel Tätigen daneben noch ein Wirtschaftsobjekt. Daran hatte der Krieg nichts geändert. Der hätte, indem er Hunderttausende unserer Brüder und Söhne immer wieder von Flandern an den Karpathenbergwall und in die jugoslawischen Siedelungen trug, von Mittelfrankreich nach Wolhynien, Polen und ins baltische Gelände, der gewaltigste Anschauungsunterricht in der leider nur zu sehr vernachlässigten Disziplin der politischen Geographie werden können, der überhaupt auszudenken ist. Merkwürdigerweise blieb er in der Beziehung uns so gut wie alles schuldig. Nach wie vor begegnete man der naiven Fragestellung: warum sollte der Russe uns nicht lieben, sind wir doch bereit, als ob nichts geschehen wäre, ihn von Herzen lieb zu haben? Und auch als Tschechen und Südslawen, indem sie ihre Selbständigkeitsansprüche anmeldeten und mit schneidender Kühle erklärten: sie rechneten für ihre künftige staatsrechtliche Stellung auf den Friedenskongreß, die Fahne des Panslawismus schon entrollt hatten, schworen bei uns eifrige Leute noch im besten Glauben: der Panslawismus sei erschlagen und endgültig tot. Und predigten das Märlein — es ist immer nur ein Märlein gewesen — von den mangelnden Interessengegensätzen und den fehlenden Reibungsflächen, die uns auf den natürlichen Anschluß an Rußland verwiesen.

Ich mache unserer offiziellen Politik den Vorwurf, daß sie, obgleich sie das Übel kommen und wachsen sah, nichts tat, ihm zu wehren. Gewiß, Presse-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politik wurde schon getrieben, und vielleicht mehr als uns guttat. Aber sie erschöpfte sich in Notizenkram und Kinkerlitzchen. Man überschüttete die Zeitungswelt und durch sie das Land mit tausendundein Korrespondenzen, die „die Stimmung heben" sollten. Aber es geschah nichts, um das Volk über die großen Richtlinien unserer Politik, die alle Waffentaten doch nicht entbehrlich machen konnten, aufzuklären; über die Frage, die auch im aufgedrungenen Verteidigungskrieg erörterungswert blieb und bleibt: wo hinaus wir denn eigentlich wollten? Vielleicht wußten die Lenker unserer Geschicke lange Zeit es selber nicht. Dann war es aber auch nicht zu verwundern, daß der Wirrwarr üppig in die Halme schoß und allmählich unheilbare Formen annahm. Daß auch in sonst ernsthaften Leuten der Glaube sich festsetzte, der Russenstaat mit seinen 150 Millionen könnte nie wieder uns gefährlich werden. Ihn nicht zu schwächen, ihn vielmehr durch generöse Kredite zu stärken und so durch die im Völkerleben bekanntlich gar nicht auszurottenden Gefühle der Dankbarkeit dauernd an uns zu fesseln, sei höchstes Gebot der Staatsklugheit. Immer würde dem Siebzig-Millionen-Volk der Reichsdeutschen, das doch nun schon stationär zu werden anfängt, die Kraft bleiben, mit den jahraus, jahrein um rund 3 Millionen wachsenden Russen als gleiches mit gleichem zu verhandeln, auch wenn die Voraussetzung des Bismarckschen Systems, die Möglichkeit, zwischen Rußland und England zu optieren und jeweils das eine gegen das andere auszuspielen, künftighin fortfiele. So wurden Wünsche, Willen, Phantasie weiter Schichten je länger je mehr nur in eine Richtung getrieben, und aus Leid, Entbehrungen, Schmerz über geliebte Tote und kühn wogenden Hoffnungen entband sich die Zauberformel: Belgien. Auch hier wieder derselbe Vorgang: zunächst nur eine Parole, dann ein Dogma, um das nun mit jener starren, kalten Leidenschaftlichkeit gerungen wurde, die vornehmlich den norddeutschen Menschen eigentümlich zu sein pflegt. Bisweilen wurde man geradezu an die hadernden Hofprediger des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts erinnert. Haben wir, so scholl es von der Memel bis zum Belt, Belgien, so haben wir für Zeit und Ewigkeit die Schlüssel der Zukunft in der Hand. Ohne Belgien aber ist der Krieg für uns „verloren". So sehr verbiß man sich in diesen Gedankenkreis, daß die doch nicht ganz unwesentliche Tatsache des Bündniskrieges schier aus dem Bewußtsein schwand. Ein unwillkommener Mahner wurde, wer zuzeiten daran erinnerte, daß jenseits der schwarzweißroten Grenzen doch auch noch Leute wohnten, die mit uns zusammen in Reih und Glied ständen und auf deren Wünsche und Ziele wir wohl oder übel Rücksicht zu nehmen hätten. Millionen von Deutschen sahen, wenn sie vom Krieg sprachen, nur noch die Kriegskarten von Europa und lebten, zumal ihnen der Überblick über die wirtschaftlichen Zusammenhänge fehlte — man kann, will man dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landesfeind nicht Waffen liefern, über diese Dinge nur in Andeutungen reden —, sich in einen Siegesrausch hinein, aus dem heraus sie zu stürmischen Anklägern der Regierung wurden, die den Preis der unsäglichen Mühsal vor Augen habe und zu feig und zu zaghaft wäre, um zuzugreifen. Die mit ihrer Temperamentslosigkeit, mit ihres Gedankens Blässe das Volk anstecke und mutlos mache ...

So ungefähr sind die Stimmungen beschaffen, in denen sich in der deutschen Mittel- und Oberschicht unzählige brave, tüchtige, ehrenwerte Männer bewegen. Und da die nationalliberale Partei sich nun einmal aus diesen Schichten rekrutiert, hat es gar nicht anders kommen können, als es gekommen ist. Das kleine Häuflein der Reichstagsabgeordneten, die bisweilen hinter den Vorhang schauen durften, der im Kriege notgedrungen einen wesentlichen Teil der Geschehnisse und Tatsachen dem profanen Blick entrückt, mögen in der Beziehung vielfach andere, wenn man so will nüchternere Auffassungen hegen. Aber die kompakte Mehrheit der nationalliberalen Wähler steht da, wo ihre Standesgenossen stehen. Denn um eine Standesangelegenheit handelt es sich hier im letzten Grunde. Was in Deutschland in der Schule Bismarcks und der großen preußischen Historiker des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts erwuchs, und was, auch ohne gerade selber akademische Studien gepflogen zu haben, von den Ausstrahlungen dieser Kreise erfaßt ward, denkt so auf eine eigentümlich einseitige Weise machtpolitisch. Soll heißen, glaubt allen Ernstes, daß der Kampf um Deutschlands Weltstellung und Weltgeltung sich allein im Gegensatz gegen England und das Angelsachsentum erschöpft. Es verlohnte sich vielleicht einmal, den Quellen dieses fälschlich realpolitisch genannten Systems nachzugehen, sozusagen historisch-genetisch zu untersuchen, welche zum Teil recht verschiedenartigen Strömungen hier ineinander flossen. Wohl auch, welche politischen und wirtschaftlichen Interessen so sich vermählten. Genug, das System, die Schöpfung von bald fünfzig Jahren neudeutscher Geschichte, ist da und wirkt mit der Ausschließlichkeit eines Ehrenkodex. Es ist das politische Weltbild der „besseren Leute“ aus Stadt und Land, derselben Männer aus Zentrum und Fortschritt, aus nationalliberalen und konservativen Reihen, die sich in der Vaterlandspartei ein Stelldichein zu geben anfangen. Und überall, wo derartig eine Übereinstimmung in den außenpolitischen Zielen besteht oder erst sich anbahnt, beginnt bis zu einem gewissen Grade auch die innerpolitische Annäherung. Das uralte Gesetz der Mimikri: so heiße Waffenbrüderschaft färbt ab. Diese Annäherung mag bei den Nationalliberalen stärker sein als bei den anderen Gruppen: eben weil die Prozentsätze, mit denen just die nationalliberale Partei an jenem Weltbild beteiligt ist, nach ihrer gesellschaftlichen Zusammensetzung größer sind als anderswo. Aber vorhanden ist sie überall. Deshalb kann man auch, scheint mir, von einem „Rechtsabmarsch“ der nationalliberalen Partei nicht reden. Ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſage nicht, daß es zu einem ſolchen Abmarſch nicht einmal kommen kann. Ich vermag mir z. B. vorzuſtellen, daß im Zuſammenhang mit den preußiſchen Wahlreformkämpfen ſich Konſtellationen ergeben könnten, die ſchließlich ſogar zu Abſplitterungen führten. Aber die lägen dann doch wohl auf anderem Felde und wären von anderen Urſachenreihen beeinflußt. Bedauerlich blieben ſie auf alle Fälle. Die Abſplitterungen der achtziger Jahre haben den Nationalliberalen kein Glück gebracht, ſind aber auch dem Geſamtliberalismus nicht zum Segen gediehen. Darum hoffe ich, die Nationalliberalen aller Schattierungen werden klug genug ſein, ſich an Rudolf von Bennigſens ſchönes Wort zu halten von den „Gegenſätzen, die unter Menſchen menſchlich überwunden werden müßten". Und die Meinungsverſchiedenheiten tragen, die der Krieg unterſchiedslos über alle Parteien heraufgeführt hat. Am erſten Tage nach dem Friedensanbruch wird die Welt, auch die deutſche, ja doch ein anderes Geſicht haben. Und vor den Aufgaben, die unſer aller dann harren, wird manche unnatürliche Bruderſchaft von heute ſich von ſelber löſen. Zentralvorſtandsbeſchlüſſe, auch wiederholte, brauchen niemand zu ſchrecken. Sie haben die Zukunft der Partei noch nie gebunden. 1896 auf dem Frankfurter Delegiertentag wurde mit großer Mehrheit ein Antrag angenommen, der der Vorläufer war und der Schrittmacher des Umſturzgeſetzes. Indes Baſſermann lehnte es ab, der ſo gewieſenen Marſchrichtung zu folgen, und mit nationalliberaler Hilfe fiel die Vorlage hinterher im Reichstage. Hernach aber zeigte ſich, daß die ganz überwiegende Mehrheit der nationalliberalen Wählerſchaft damit durchaus einverſtanden war. Harren wir des erſten Tages nach dem Frieden. Auch die nationalliberale Partei wird dann ein anderes Geſicht tragen ...

Doſtojewſki

Von Rudolf Kayſer

Von allen Köpfen, die der ruſſiſche Geiſt dem Weſten beſcherte, hat keiner tiefer und ſonderbarer gewirkt als Doſtojewſki. Sein epiſches Werk iſt national beſtimmt und doch umſchließt es die brennendſten europäiſchen Fragen und eine Fülle übernationaler Menſchlichkeit; Darſtellung und Verwandlung der ruſſiſchen Wirklichkeit vollziehen ſich ſo, daß die Seelenkraft des fremden Volkes uns im Innerſten trifft, trotz der verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Vorausſetzungen im Hiſtoriſch-Kulturellen. Das Geheimnis dieſer Wirkung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſind Methode und Kunſtwille des Dichters. Das Wort „Realismus“ bezeichnet bei ihm ein Doppeltes: den Stil und das Ziel, das ein ethiſch-ſoziales iſt und die bloße Beſchreibung des Zuſtändlichen nicht duldet.

Durch dieſe Methode rückt ſich Doſtojewſki in jene gefährliche, doch einzig lebenswerte Zone, wo Kunſt mit Politik ſich durchdringt, wo das Abenteuern der Perſönlichkeit auf die Aufgaben der Allgemeinheit ſtößt. Erſt das Zuſammentreffen des dichteriſchen und denkeriſchen Stroms in Doſtojewſki erzeugte jene heiße Flamme, die alle ſeine Schriften durchglüht. Der Ort dieſer Begegnung birgt das Mittelpunktsgeheimnis ſeines Schaffens; deshalb muß auch in ihm jede Erkenntnisarbeit einſetzen.

Nach dieſer Überzeugung verfährt der jüngſte Doſtojewſkimonograph Otto Kaus.*) Sein Buch iſt der gelungene Verſuch, den ſo ſchwer überſchaubaren, widerſpruchsvollen Komplex des Doſtojewſkiſchen Werks zu analyſieren und damit auch den Umriß der Perſönlichkeit aufleuchten zu laſſen. Mit unbeirrbarer Schärfe werden die ſachlichen Elemente im Dichten und Denken Doſtojewſkis aufgedeckt, ſehr im Unterſchied zu jener landläufigen Literaturbetrachtung, die aus ſeiner biologiſchen oder pſychiſchen Herkunft (dem „Erlebnis“) ein Werk erkennen will. —

Die Wichtigkeit des politiſchen Elements in Doſtojewſki wird ſchon deutlich, wenn man an den Zeitpunkt ſeines Auftretens denkt. Die beherrſchenden Richtungen des ruſſiſchen 19. Jahrhunderts ſtehen ſich im Entſcheidungskampf gegenüber: das Slawophilen- und das Weſtlertum. Beide haben ihre letzte begriffliche Formulierung geprägt: die Slawophilen im Uvarovſchen Programm, das die dreieinige Herrſchaft von Autokratie, Orthodoxie und Nationalität verkündet, die Weſtler im (von Turgenjew zuerſt dargeſtellten, von Nietzſche im „Willen zur Macht“ auch bei uns beſchriebenen) Typus des Nihiliſten, der der europäiſchen Leidenſchaft des Skeptizismus alle traditionellen Werte Rußlands ausliefert.

In dieſem Kampf ergreift Doſtojewſki die Partei der Slawophilen. Mit faſt kindlicher Naivität übernimmt er eine fremde Ideologie, in der er ſein tiefſtes Weſen verwirklicht glaubt. Leitend iſt bei dieſer Entſcheidung ſeine Religioſität. Die kritiſchen Fragen aber, ob die ſlawophile Wirklichkeit, d. i. das Regime des Zaren, auch in der Tat die iſt, die ſein Chriſtentum meint, und ob auch die anderen ſlawophilen Prinzipien ſeiner Geſinnung entſprechen — dieſe Fragen ſtellt er nicht. So kommt er zu dem tragiſchen, doch unverzeihlichen Mißgeſchick, eine politiſche Wirklichkeit glühend zu bejahen und zu propagieren, die dieſen Prinzipien wohl folgt, aber die ruſſiſche

*) Otto Kaus: Doſtojewſki. Zur Kritik der Perſönlichkeit. München 1916, R. Piper & Co. Verlag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reaktion ist und in ihrer brutalen Gewaltherrschaft dem feinen Seelentum Dostojewskis der geborene Feind.

Dostojewski war mit gleicher Intensität Dichter und Politiker. Wollen wir seinen Mittelpunkt erkennen, so müssen wir fragen: welches ist die Beziehung zwischen seinen Romanen und den slawophilen Überzeugungen seiner politischen Schriften? Daß zwischen beiden ein großer sachlicher Unterschied besteht, ist sicher, sonst müßten wir, die wir seine politische Weltanschauung (nicht nur als Europäer, sondern als freie Geister) bekämpfen, auch seine Dichtungen ablehnen, die wir doch als wertvollen Besitz der Weltliteratur empfinden.

Das Slawophilentum (von Kaus zu Unrecht dem Panslawismus gleichgesetzt) ist weit mehr als blinder Nationalismus; es ist eine metaphysisch-religiöse Weltanschauung, die in der Vorstellung der russischen Theokratie gipfelt. Diese Weltanschauung ist nicht nur sachlich nicht aufrechtzuerhalten, sondern sie ist (durch ihre Erstarrung) Fälschung aller aktuellen Probleme und Verzögerung jedes Fortschritts. Dostojewski gibt sich ihr mit seiner ganzen reichen Leidenschaft hin; dem Westler und Nihilisten aber gilt sein Haß.

Westler und Slawophilen sind auch die polaren Typen seiner Dichtung. Die Verteilung von Licht und Schatten steht von vornherein fest: „Dostojewski läßt uns in seinen Romanen und in seinen politischen Ausführungen keinen Zweifel darüber, daß er alle Tendenzen, die den Nihilismus nähren, die Menschen, die ihm folgen, für unfruchtbar hält, für ein Elend und einen Fluch, daß ihre Weisheit mit dem Geheimnis des Lebens nichts zu tun hat und einen unerträglichen Zwang über die Welt bringt, Seele und Geist in ein Prokustesbett zwängend." Da für Dostojewski das Slawophilentum nicht vorübergehende Meinung, sondern letzter, schwer erkämpfter Standpunkt ist, bleiben für eine Erklärung nur drei Möglichkeiten: daß diese Ansichten der wirkliche Zweck seiner Dichtungen sind (deren Wert für uns dann in Frage gestellt wäre), daß die Beziehung zwischen Kunst und Politik nur eine äußerliche ist oder aber, daß die slawophile Programmatik gar nicht den reinsten Ausdruck der Dostojewskischen Weltanschauung darstellt.

Zu der letzten Entscheidung zwingt uns die Beweisführung Kaus'. Die hinreißende Menschlichkeit des Dichters läßt schon allein die Vermutung aufkommen, daß sein Weltbild weitere als die russischen Grenzen hat und andre Hauptstädte als Moskau und das zweite Rom: Konstantinopel. Triumphieren denn in den Romanen jene Werte, die der slawophile Politiker als Zukunft verkündet? Diese Frage beantwortet Kaus mit einem entschiedenen Nein. Keine der orthodox-nationalen Gestalten bleibt Sieger im Streit, keine beweist ihre Lebensfähigkeit. Dostojewski schildert Westler

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Nihilisten als die größte Gefahr für Rußland, muß aber darauf verzichten, ein wirksames Gegenmittel zu nennen. Wir sehen auch, daß die Hoffnungen auf Konstantinopel und den „russischen Christus" bei weitem nicht das unendliche Mitleid Dostojewskis stillen, seine reine Menschenliebe, sein Gequältsein durch allgemeine Not. Die slawophil regierte Wirklichkeit, zu der der Dichter und Politiker sich bekennt, steht ja im schärfsten Gegensatz zu seinem (inneren) Idealbild. So kommen wir zu einer neuen Frage: „Hat es Dostojewski mit der Verteidigung jener gesellschaftlichen Kultur, für die wir den Zaren und seine Diener verantwortlich machen, ernst gemeint oder war die Interessengemeinschaft nur scheinbar? und welche Umstände können es verschuldet haben, daß auch nur der Schein der Verständigung entstehen konnte?" Was hat der Christus des Dostojewski mit der russischen Kirche, die Theokratie mit dem Zaren, die Nation mit den — Kosaken zu tun?

Denn tatsächlich kam es ja Dostojewski nicht auf eine unverwirklichte Utopie an, sondern auf eine lebendige Gegenwart und ihre sozialen Ereignisse. Daraus ergibt sich auch, daß der russische Christus nicht nur nicht da ist, sondern daß er in jener russischen Wirklichkeit sein Ideal nicht einmal geltend machen kann. Der Starez Sossima und der Knabe Aljoscha sind ja Revolutionäre gegenüber jener Kirche, die die regierende Gesinnung meint. Schon dieser religiös-kirchliche Gesichtspunkt zeigt, wie wenig die slawophilen Begriffe den Dostojewskischen Willen verdeutlichen. Sie sind positiv ebenso unzureichend, wie es im Negativen das Westlertum ist.

Welches sind aber in Wirklichkeit die politischen Ideale Dostojewskis, wenn die slawophilen nur Schein sind? Kaus formuliert sie als Kommunismus und als den Kampf gegen die emporkommende kapitalistische Bourgeoisie.

So ungeheuer gewagt dieser Versuch auch scheint, im Dostojewskischen Weltbild die traditionellen nationalen und metaphysischen Werte durch zwei derartige praktische sozialpolitische Begriffe zu ersetzen, so sehr verdeutlicht er die wahre Situation. Besser als das Wort „Kommunismus" scheint mir das Wort „Sozialismus" zu sein, womit natürlich nicht die Zugehörigkeit zu irgendeiner Partei bezeichnet werden soll, sondern die große Sorge um die Menschheit, der Wille auf ihre Befreiung und auf die Besserung ihrer Lage. So ist Rußland Dostojewskis Thema aus der Suggestion der Nähe; sein Ziel aber: die Menschheit; seine Mission: eine europäische. Als direkten Beweis für diesen Sozialismus (oder Kommunismus) führt Kaus die Puschkinrede an. Sie enthüllt als letzten Grund und Sinn der Dostojewskischen Ethik die einfache Tatsache des Zusammenlebens der Menschen.

Daher ist auch sein Christus viel mehr als ein national-kirchliches Prinzip, nämlich das Symbol des Antiegoismus. Dessen heftigste Bedrohung sieht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doſtojewſki in der Gewaltherrſchaft des Beſitzes, in der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung. Aus dieſer Gegnerſchaft heraus ſchloß er das ungeſunde Bündnis mit den Slawophilen, das ſo viel Irrtümer um ſeinen Namen wob und ihn zur allgemeinen Verwerfung Europas und der ruſſiſchen Weſtler verführte.

Nur dieſe gemeinſame Gegnerſchaft verbindet Doſtojewſki mit der Autokratie. Beide befürchten das Anbrechen des kapitaliſtiſchen Zeitalters in Rußland; dieſe aus machtpolitiſchen, jener aus ethiſchen Gründen; dieſe als Verzögerer, jener als Weltverbeſſerer. Der ganzen ſlawophilen Terminologie zum Trotz iſt Doſtojewſkis letztes Ziel die Befreiung der leidenden Menſchheit, die Abſchaffung des öffentlichen Unglücks, das er ja ſelbſt in ſeinen furchtbarſten Formen als ſibiriſcher Sträfling kennen gelernt hatte. Dem Nihiliſten und ſeiner Intellektualität mißtraut er; denn er ſieht in ihm (in Analogie zur europäiſchen Entwicklung) nur den künftigen bourgeoiſen Kapitaliſten; ſeine letzte Hoffnung aber iſt, daß Rußland die Herrſchaft des Kapitalismus erſpart bliebe.

Dieſe Hoffnung nennt O. Kaus den Grundirrtum Doſtojewſkis. Allerdings: jene Vereinfachung der Geſchichte, nach welcher der Schauplatz der großen ſozialen Kämpfe Europa iſt, während Rußland die ideale Welt ganz von innen her realiſiere, ſie iſt ein fundamentaler Irrtum. Aber der Traum, daß das neue Rußland ohne ein kapitaliſtiſches Regime auskäme, beſitzt doch mehr Ausſicht auf Verwirklichung, als Kaus glauben läßt.

Die Erfahrung, auf die Doſtojewſki alle ſeine Hoffnung ſtützt, iſt das ruſſiſche Volk, in ſeiner Unterdrückung und Rebellion, in ſeiner Innerlichkeit und Leidenſchaft. Dies Volk machte (lange nach Doſtojewſkis Tod) die Aufſtände von 1905 und 1917. Der von 1905 (der ſich im großen Ganzen auf Bauern und Intellektuelle beſchränkte) ſchien allerdings allen heimlichen Befürchtungen Doſtojewſkis recht zu geben; die Macht ſchien der kapitaliſtiſchen Bourgeoiſie zuzufallen. Doch die Revolution von 1917 beweiſt das Gegenteil: ſchon in ihrem erſten Stadium verwies ſie dem kapitaliſtiſchen Imperialismus die Führung.

Sie wird innerhalb der neuen Kämpfe die ruſſiſche Staatsidee gebären und Doſtojewſkis Wünſche auf die Bahn der Verwirklichung führen. Wir können vom heutigen Standpunkt aus die Worte Dmitri Mereſchkowſkis beſtätigen: „Doſtojewſki war der Prophet der ruſſiſchen Revolution. Doch war ihm, wie das häufig mit dem Propheten geſchieht, der wahre Sinn ſeiner eigenen Prophezeiungen verborgen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwei Gedichte

Von Iwan Goll

Vögel

Unsicher noch und schläfrig fiel der erste Vogel aus dem Baum der Nacht;
Blaß keimte seine Stimme aus dem dunklen Blätterschacht,
Ein fröstelndes Schneeglöckchen in der Landschaft, die noch schlafverschneit,
Aber von seinem Glanz zerbrach und splitterte das stumpfe Gewölbe der Dunkelheit.
Und bald erwachten andre Vögel rings in den brodelnden Bäumen,
Wie von ersten Nebeln über den Wiesen war es ein Schimmern und Schäumen,
Sie waren schon hunderttausend und spielten zusammen wie Webestühle,
Als wöben sie einen Mantel für die Blumen in der Morgenkühle.
Mitten ins graue feine Linnen stickte die sinnvolle Nachtigall
Eine goldene Zeichnung von schön geschwungenem Schall.
Da plötzlich kam es zum Vogelstreit, um zuerst in der Sonne zu sein:
Die spitzen Speere der Stimmen blitzten im sickernden Morgenschein.
Es fielen erstochene Drosseln blutrot aus den fahlen Zweigen,
Die Amseln flatterten aus, die Lerchen stiegen wie befreite Geigen.
Die waren die erste Botschaft der Erde zu der Sonne frühem Empfang:
Es gaukelte das Schiff des Tags auf einem Meer von wogendem Gesang.

Schnee

So ist ein innig süßes Leid,
Das auf die Seele niederschneit,
Wenn Menschen einsam, einsam sind.
So leichte Ungebundenheit,
So eine Weile Ewigkeit,
Die auf die Tage niederrinnt.
Das ist der Geist, der sich befreit
Aus seinem schweren Wolkenkleid
Zu Wort und Wind und Lied gelind.
Das ist der Tod, der um mich freit
Und meine schwarze Erdenheit
In einen hellen Himmel spinnt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mommsen und die römische Geschichte

Am 30. November 1917 ist Mommsens 100. Geburtstag. Der große Gelehrte hat der Wissenschaft eine Reihe von philologischen und juristischen Meisterwerken geschenkt, den Gebildeten der Nation, ja der Welt ist er teuer als Verfasser der römischen Geschichte. Sie ist ein Werk der Wissenschaft und der Kunst zugleich, ein Werk, in dem der Meister seinen Stoff und der Stoff seinen Meister gefunden hat, den Meister, der durch Wissenschaft, Kunst, Persönlichkeit berufen war, gerade diesen Stoff zu gestalten.

Wer die römische Geschichte schreiben wollte, mußte nicht nur Historiker, sondern auch zugleich Philologe und Jurist sein: Philologe, weil er die Schrift alter Pergamente und Steine zu lesen und zu deuten hat, Jurist, weil nirgends wie in Rom Gegenstand des politischen Kampfes fest formulierte Verfassungsformen waren und weil nirgends wie in Rom in allem Wechsel des Inhalts die Form des Rechtes dieselbe blieb und Schlüsse auf alte Zustände gewährte. Mommsen hat als Jurist und Philologe Großes geleistet, schon bevor er zur Geschichte kam. War er groß als Philologe und Jurist, so war er als Historiker am größten. Er hatte aufs höchste gesteigert die entgegengesetzten Fähigkeiten, die den Historiker machen, die einzelnen, noch so kleinen Tatsachen aufzuspüren und ins Licht zu setzen und die Einzelheiten zusammenzufügen und den großen Zusammenhang herzustellen, in dem die Einzelheiten verschwinden.

Von allen Wissenschaften steht die Geschichte der Kunst am nächsten als die Wissenschaft, die unter ihren höchsten Gegenständen den höchsten Gegenstand der Kunst, den Menschen und sein Schicksal, hat. So vermag sie mehr als alle Wissenschaften nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf Willen und Gemüt zu wirken.

Ein Kunstwerk muß eine Einheit sein. Die römische Geschichte ist vor der aller andern Völker zu künstlerischer Darstellung geeignet, weil sie in sich einheitlich ist wie keine andere. Das römische Volk zieht von Rom aus um Rom, als sein Zentrum, immer weitere konzentrische Kreise und füllt sie mit seiner Macht und bis zur Einigung Italiens mit römischer Nationalität, dann mit römisch-hellenischer Kultur. Wie ist alles zersplittert in der deutschen und griechischen Geschichte! Nur England könnte verglichen werden. Aber auch das englische Weltreich ist wie ein Bund von Spänen neben dem römischen Weltreich, das sich wie ein Baum in Jahresringen erweitert.

Ist die römische Geschichte der geeignete Stoff für ein Kunstwerk, so hat sie in Mommsen ihren Künstler gefunden. Er hat mit höchster Kunst ihre Kreise nachgezogen und jeden mit seinem mannigfaltigen Inhalt übersichtlich und straff erfüllt. Er hat die Staatsmänner und Feldherrn mit scharfem Licht beleuchtet, mit sicherm Strich gezeichnet. Seine Sprache findet für alles, was er meint und fühlt, das rechte Wort und den rechten Satz. Die Worte sind klar und bestimmt, mannigfaltig und prägnant, die Sätze bald knapp und kurz, bald zu kunstvollen, wohlgegliederten Perioden geordnet. Hie und da führt das Bedürfnis nach Genauigkeit und Wechsel im Ausdruck zum übermäßigen Gebrauch von Fremdwörtern, ist das Hauptwort mit Partizipien zu sehr beschwert, der Satz zu lang und zu kompliziert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber das bleibt bestehen, daß in Mannigfaltigkeit und Prägnanz unter allen deutschen Schriftstellern Mommsen keiner gleichkommt.

Er hatte ein leidenschaftliches Verhältnis zu seinem Stoff. Mommsens Persönlichkeit ist im wesentlichen Verstand und Energie. So hat er eine innerliche Verwandtschaft mit der scharfen Logik und der zähen Kraft der Römer, und seine Sprache, scharf und spitz, knapp und trächtig, ist wie geschaffen, das geschlossene und gedrängte, hart zustoßende römische Wesen zu schildern. Aber zu jenem Grundzug seines Wesens fügen sich andere: künstlerische Empfänglichkeit und geistig-psychische Weite. Er ist nicht nur Acker und Hof, sondern auch Garten, Berg und Tal.

So schildert er die geschlossene Aristokratie der alten Zeit, in der ein schlechter Bürger hieß, wer anders sein wollte als die andern, und läßt dann mit nicht geringer Meisterschaft, als sich die Geister scheiden und zu Individuen werden, sie entstehen und wandeln in sicherer Leiblichkeit: den derben Bauer Cato und den schlichten Edelmann Scipio, den groben Landsknecht Marius und den Don Juan der Politik, Sulla, den Ideologen Cato Minor und den eleganten, rationalistischen, universalen, genialen Cäsar.

So umfaßt er die griechische Art, so ganz Kunst und Geist, ihren Reichtum, ihre Mannigfaltigkeit. Im griechischen Individualismus hat er den Gegensatz der römischen Gebundenheit, und durch diesen Gegensatz gibt er die rechte Anschauung von der römischen Art. So kann er den Hellenismus schildern, als die Römer sich mit ihm berühren, jene Ausweitung und Erstarrung des Hellenentums. Und er kann schildern, wie Römertum und Hellenentum sich vereinigen, in der ganzen Breite dieses Kulturvorganges, mit Sarkasmus über selbstgefälligen Verfall und mit Wehmut über verlorene Schönheit und vergeblich erstrebten Wert.

So fügt er die römische Geschichte in den Zusammenhang der Weltgeschichte, wie sie ein Teil ist in dem ungeheuern Geschehen, wie sie auf künftiges Geschehen wirkt und wie sie andern verwandte Konjunkturen und Persönlichkeiten zeigt.

So macht er sein Werk heimisch in Deutschland, in dem er am rechten Ort biblische und goethische Töne anklingen läßt. Hugo Canditt

Rodin und wir

So um 1898 ging in Paris noch ernsthaft der Kampf um Rodin. Staatlich war er bereits gewissermaßen anerkannt, aber die offiziell geltende Kunst sträubte sich heftig gegen ihn. Es ging ihm, wie es Carpeaux, Barye und Rude ging. Man erkannte ihn nach außen hin an, aber man bekämpfte ihn im Innern. Das führende französische Kunstorgan, die „Gazette des Beaux-Arts", begann schon damals jenen Verleumdungsfeldzug gegen ihn, der bis zu seinem Tode nicht schwieg und ihm das Leben verbitterte. Beinahe jedes Jahr einmal fragte diese große Zeitschrift unter Aufstellung der Summen, die Rodin schon vom französischen Staate erhalten hatte, an, was Rodin denn, der „angeblich größte Bildhauer Frankreichs", für diese Summen geliefert hätte und wann er die andere abzuliefern gedenke. Die französische Presse hat eine eigentümliche Art, mißliebigen Künstlern das Leben schwer zu machen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er begann damals bereits mit seiner größten Arbeit, der „Höllenpforte", im Auftrage des französischen Staates, die ebenso wie der „Turm der Arbeit", dem er eine Stätte in Amerika noch 1914 erhoffte, als Fragmente zurückbleiben sollte. Er war wie Menzel ganz Liebe zu jedem lebenden Dinge, bloß daß er beredter als Menzel war. Das Zusammensein mit ihm war eine einseitige Unterhaltung, in der stundenlang ausschließlich er sprach, wunderschön sprach. Er hatte Zutrauen zu allem Deutschen. Nicht nur darum, weil unsere Sezessionen ihn sofort auf den Schild hoben, sondern weil seiner Ansicht nach Frankreich die Gotik, die für ihn, den Steinmetzen, das Höchste aller westeuropäischen Kunst war, verraten hatte und weil er in Deutschland das Land der künstlerischen Zukunft Europas sah. Frankreich steckte für ihn in tiefster Dekadenze, er konnte sich lange ironisch darüber auslassen, daß die französische Kunst der Gegenwart keinen Stil habe und keinen Stil schaffen würde. Sie war für ihn eklektisch, und der moderne französische Atheismus, der die alten Kathedralen verwüstete, erbitterte ihn. Rodin war fromm, er sah in Deutschland ein religiöses Land, Glaube war ihm identisch mit Stärke. Er schätzte die deutsche Naturliebe, Frankreichs geringe Naturliebe war ihm ein sichtbares Zeichen des Niedergangs. Wenn er mit lebhaften Gebärden neben einem dahinging, fiel ihm alles auf, der Glanz einer Blume wie ein merkwürdiges Gebäude. Alles, was in der Natur war, war nach seinem Wahlspruch im ganzen schön an sich, er wetterte gegen die Neigung zum Detaillismus in der französischen Bildhauerei, der über die Sauberkeit der Einzelheit den großen natürlichen Gedanken einer Sache vollkommen fallen lasse. Seine Ausführungen strotzten, wie seine Arbeiten, von körperlicher und geistiger Gesundheit. Man hatte sein Balzac-Denkmal zurückgewiesen, man verhöhnte seine Bürger von Calais, das irritierte ihn nicht. Aber es schuf eine Entfremdung zwischen ihm und seinem Land, die schließlich bis zu seinem Ende anhielt und auch von einem so verständigen Anhänger wie Mauclair nie überbrückt werden konnte. Seine ersten unbedingten Anhänger waren Deutsche, Rilke, der längere Zeit seine Korrespondenz besorgte, auch ich, der ich 1903 das erste deutsche Büchlein über ihn veröffentlichte. Langsam fanden sich die ersten Amerikaner ein. Von den eigenen Landsleuten waren es zunächst Frauen. Sie belagerten ihn schon damals, und man konnte gar nicht zu ihm kommen, ohne daß ihrer ein Vierteldutzend, genau so reformträchtlerisch wie bei uns, ihn umlagerten und seinen Reden lauschten, die allerdings zu den bedeutendsten Gesprächen gehörten, die überhaupt je ein Künstler über seine Kunst führte.

*

Zehn Jahre später war es ganz anders. Ich erfuhr es zuerst von einem Freunde, der mit einer Empfehlung von mir zu Rodin gefahren war. Die Equipage holte ihn vom Bahnhof Meudon ab, Diener empfingen ihn. Im schloßartigen Gebäude in Meudon, Haus, Atelier, Museum, watete Rodin buchstäblich in Amerikanern. Es gab 100000 Franken für eine Bildnisbüste. Die Amerikanerinnen drängten sich zum Handkusse wie zu einem Fürsten. Und Rodin, im Grunde bon enfant wie stets, hatte mit aller französischen Neigung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Grandezza auch ein wenig vom Fürsten angenommen.

Aber hinter dieser Souveränetät in der französischen Plastik herrschte doch der innerliche alte Zwiespalt. Wie stets fragt die „Gazette des Beaux-Arts“ alljährlich, was der sogenannte größte Bildhauer Frankreichs mit den ihm anvertrauten Staatsgeldern mache, und bis auf die ganz modernen französischen Zeitschriften wie „L'Art Décoratif“ war eitel Kampf gegen ihn. So kam denn noch immer die ernsteste Schwärmerei von Deutschland, wohin er gern, lang und häufig korrespondierte, und als der alte Löwe, der er war, hat er hierin nie eine Konzession gemacht.

Er gehört zu den ganz Wenigen, die uns nie verleugnet haben. Als der Krieg ausbrach, ging er aus Frankreich fort, er wollte davon nichts wissen. Als ihn das neutrale „American Magazine“ zu Worte rief, in der Hoffnung, Übles über Deutschland zu hören, ließ sich Rodin lange darüber aus, daß Frankreich seit dem Empire in tiefstem Verfall und Würdelosigkeit stecke und daß vielleicht die Bitterkeit des Kriegs es läutern und bessern könne. Im November 1914 versuchte ihn ein Italiener gegen die Beschießung der Kathedralen mobil zu machen, aber er sagte, daß er nicht den Bannfluch gegen die Deutschen begreife, die nur aus militärischer Notwendigkeit zerstörten, was Frankreich und Italien seit langem aus Unverständnis zerstörten.

Er war gewiß kein schlechter Franzose, im Gegenteil, aber er war ein noch besserer Weltbürger. Und sein Gedächtnis als das eines solchen wollen wir in eine in Kulturfragen gescheitere Zeit mit hinübernehmen.

Lothar Brieger

Fritz Burgers Vermächtnis

Der Münchener Kunsthistoriker Fritz Burger, der vierzigjährig vor Verdun fiel, muß eine außerordentlich suggestive Persönlichkeit gewesen sein. Seine Schüler sprachen von ihm, seiner edlen und beherrschten Leidenschaft und der anregenden Vielseitigkeit seines Geistes in Worten starker Liebe und Verehrung. Er gehörte zu jenen Hochschullehrern, die aus der Betrachtung der Geschichte heraus zur Erkenntnis der unmittelbaren Gegenwart strebten, die in die Geschichte selber die unsere Tage bewegenden Probleme mit frischem Wagemut hineintrugen.

Im Jahr 1912 begann er mit der Herausgabe des groß angelegten „Handbuchs der Kunstwissenschaft“ (in der Akademischen Verlagsanstalt Athenaion, Neubabelsberg); er hat dafür die Geschichte der deutschen Renaissancemalerei geschrieben, fesselnd, stark persönlich im Urteil, mit einer lebhaften Zeichnung des geistigen Hintergrundes. Von hier aus wandte er sich zu einer Analyse von Cézanne und Hodler, die ihm zu den beiden repräsentativen Männern der neuen Kunst wurden. Sein letztes Werk, das in der Garnison, im Lazarett, im Felde geschrieben wurde, ist der breit gehaltene Auftakt zum Werk dieser beiden Künstler: „Einführung in die moderne Kunst“. In dem von ihm herausgegebenen Sammelwerk sollte es die Darstellung der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts einleiten. Wie weit es diesen Darstellungen als Zugangsweg dienen kann, vermag man nicht zu beurteilen, denn die Arbeiten von Swarzenski und Grisebach liegen noch nicht vor. Doch mag es nicht ganz bequem sein, ein solches Buch sozusagen als Vorwort zu besitzen. Denn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es ist mit höchstem Subjektivismus gefüllt und entlädt sich in starken, persönlichen, abschließenden Formulierungen.

So wird man es werten und genießen müssen: als ein Zeugnis des mächtigen Willens, der aus ihm redet. Nicht in der geschichtlichen oder psychologischen Verkettung der Tatsachenreihen liegt sein Charakter und seine Bedeutung, sondern in der leidenschaftlichen Stellungnahme, die den künstlerischen Ausdruck mit dem geistig-philosophischen Hintergrund verknüpft. Das scheidet die Arbeit zu Hausensteins Werk über die moderne Kunst. Dieser wandelt die soziologischen Zusammenhänge ab, Burger die philosophischen. Beides ist natürlich so einseitig als fruchtbar, mehr Publizistik als Wissenschaft, wertvoll, indem es den nachspürenden Gedanken immer zur Überprüfung und zu eigener Klärung lockt.

Eine große Gelehrsamkeit, ein starkes Wissen, Sammeln, Aufspüren, ein ruheloser Fleiß der stofflichen Bewältigung ist auf wenigen Seiten zu aphoristischer Knappheit gedrängt. Vieles blieb nur Skizze. Die literarischen Bänder sind gelegentlich zerrissen; der Schritt der Gedanken ist voll Unruhe, Gegensätze stoßen sich, aber durch das Ganze geht ein Rhythmus starker Geistigkeit, die Wucht eines Willens, der sich persönlich beruhigen will, aber vielleicht über seine eigenen Lösungen morgen hinwegschreiten wird. Weder Feuilleton noch Pedanterie.

Man muß den Freund der Kunst auf dieses Vermächtnis hinweisen, man kann es nicht „kritisieren". An dem Unfertigen zu mäkeln wäre Torheit, denn es trägt auch die Frische und die Selbständigkeit der Arbeit. Die Hauptsache bleibt, daß die literarische Stoßkraft des Vortrags die eigene Empfindung vorwärts treibt. Theodor Heuss

Kitsch

In dem Wind, der sich zwischen den Steinblöcken der Stadt hindurchzwängt, liegt etwas Metallenes — das ist aber auch das einzige. Denn der Schnee und die melancholischen Gaslichter und hellen Fenster, hinter denen irgendwelche Menschen irgendein Fest feiern, ist genau so kitschig wie der Umstand, daß ich ziellos, nur um die entsetzlich leere Zeit totzuschlagen, durch die Straßen stapfe, von welchem Durch-die-Straßen-Stapfen ich nebenbei erwarten darf, daß die aus ihm kommende Müdigkeit mein läppisches Vereinsamungsgefühl in eine stupide Resignation verwandeln wird, in der ich meine Wohnung aufzusuchen pflege. Aber das ist eben Kitsch im Vergleich zu dem etwas von Metallenem in dem Winde, der unruhig durch die Straßen stößt.

Man hat mir die Worte Schnee und Einsamkeit zu oft in den Mund genommen, und in einer verlogenen Gemachtheit die anscheinend unerschöpfliche Fülle von Poesie und Wahrheit, die in ihnen lag, zerstört — und nicht nur diese Worte! Ich kann kein Wort mehr sprechen und keinem Gefühle mich hingeben, das ihr nicht zu einer Lüge verhunzt und zum Kitsch gemacht habt. Ich mag mir auch nicht die Mühe geben, in diese einst so ehrwürdigen Worte so etwas wie einen neuen Inhalt zu gießen, denn die Form und Hülle ist die Essenz der Dinge, und mit diesem klingenden Ich-weiß-nicht-was? habt ihr eben Schindluder getrieben.

Vielleicht eine der Wurzeln unseres verfahrenen Suchens nach neuen Ausdrucksmitteln. Die Form ist un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rettbar verhunzt: geben wir dem ewig gleichen und unzerstörbaren, weil ewig menschlichen, Inhalt eine neue Form! (Denn was wir durch sie auszudrücken haben, ist eben nichts Neues —: was ist letzten Grundes Neues in der sogenannten naturwissenschaftlichen Erkenntnis und dem Fortschritt der Technik?)

Aber ob wir die neue Form finden werden? Ich fürchte, diese neuen Ausdrucksmittel der niemals alternden Inhalte sind zu gewollt und zu bewußt gemacht, und zwischen dem Ursprünglichen und dem Absichtlichen bleibt eine ewige Disharmonie.

Und wie mit der Kunst, so geht es mit unserem persönlichen Leben: wir mögen unsere Gefühle und Stimmungen, mit denen jeder Skribifax Mondkälber zeugt, nicht mehr und suchen unsere Überempfindlichkeit in eine melancholische Blasiertheit und in eine ironische Kühle zu retten. — Eine traurige Geschichte.

Gustav Sack †

Unsere kriegsfinanziellen Unterlassungssünden

Wenn Herr Bonar Law, der englische Schatzkanzler, im Unterhause seine Finanzpolitik gegen scharfe Kritik verteidigt, wenn englische Blätter wie der „Economist" oder die „Morning Post" mit bewundernswerter Offenheit über die englische Schuldenwirtschaft tadelnd berichten, so kommt immer ein Trost für England: in Deutschland ist es noch viel schlechter. Obwohl nun das Bild, welches dann von unserer Kriegsfinanzierung entworfen wird, gewöhnlich zu ungünstig ist, so ist doch eines sicher: die Art unserer Kriegsfinanzierung ist ganz außerordentlich schadhaft, und sie bleibt in wesentlichen Punkten erheblich hinter England und neuerdings auch hinter den Vereinigten Staaten zurück. Gut, sehr gut ist bei uns die Art der Kriegsfinanzierung, also die Art des Borgens, organisiert worden. In dieser Beziehung sind die Dinge bei uns unvergleichlich besser als in England, wo ein ständiges Experimentieren Trumpf war, wo man in schneller Folge von einer $3^1/_2$prozentigen zu einer fünfprozentigen Kriegsanleihe hat übergehen müssen, wo ein sehr ansehnlicher Teil der Kriegsschulden überhaupt nicht langfristig fundiert werden konnte und wo man sich auch dem Ausland gegenüber recht bedenkliche Blößen hat geben müssen. Dagegen gebührt den beiden angelsächsischen Reichen alle Anerkennung für den aufrichtigen Versuch, einen möglichst großen Teil der Kriegslasten und vor allem der Zinsen schon während des Krieges aus der Bevölkerung herauszuholen. So ist es den Engländern gelungen, von den rund 6 Milliarden Pfund Sterling, die vom 1. August 1914 bis heute verausgabt wurden, immerhin reichlich 1400 Millionen zu decken. Zu borgen hatte das Land in derselben Zeit etwa 4500 Millionen. (Davon gingen etwa 13—1400 Millionen an die Kolonien und die Verbündeten.) Nun ist selbstverständlich auch dieses Ergebnis kein glänzendes. Es ist vor allem durchaus irrig, anzunehmen, wie man das oft liest, England habe bereits mit seinem jetzigen Steuersystem die Möglichkeit, die Verzinsung seiner Kriegsschulden, die Tilgung usw. vorzunehmen. Das ist vor allem darum falsch, weil ja in jenen Einnahmeposten vor allem die sehr ansehnlichen Kriegsgewinnsteuern enthalten sind, die selbstverständlich nach Friedensschluß bald

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einschrumpfen werden. Umgekehrt lassen die Engländer bei der Beurteilung der deutschen Finanzierung unsere Kriegsgewinnsteuer außer acht, weil deren, wie man hört, sehr gutes Ergebnis bisher nicht bekanntgemacht worden ist. Auch die regelmäßigen Steuern sind in England ganz gewaltig erhöht worden. In Amerika geschieht das offenbar in noch weitergehendem Maße, denn dort ist jetzt ein Gesetz angenommen worden, wonach nicht nur die Einkommensteuer, eine für Amerika noch sehr junge Steuerquelle, stark erhöht worden ist, ferner nicht nur eine scharfe progressive Kriegsgewinnsteuer eingeführt wird, sondern darüber hinaus noch gewissermaßen ein Höchstpreis für normale Gewinne festgelegt wird. Das heißt, man erklärte, ein Verdienst von 6 bis 8 Prozent auf das tatsächlich angelegte Kapital sei normal. Wer darüber verdiene, müsse Sondersteuern zahlen. Das ist aber nicht das einzige, was die Amerikaner gemacht haben. Sie sind in bewunderungswerter Weise dazu übergegangen, die Preise der Kriegslieferanten scharf einzuschränken. Amerika ist wohl das einzige kriegführende Land, das seit seiner Kriegserklärung auf vielen Gebieten billigere Preise als früher hat. Metalle sowohl wie auch gewisse Lebensmittel sind heute drüben zum Teil erheblich billiger als früher.

Hier kommen wir zu einem der schlimmsten Fehler in unserer eigenen Kriegswirtschaft. Mit dem hübschen Schlagwort, daß man die Produktionsfreudigkeit nicht gefährden dürfe, werden heute die unsinnigsten Gewinne glatt bewilligt. Nun könnte man ja sagen, die so erzielten Gewinne werden vom Reich bei der Kriegsgewinnsteuer wieder erfaßt. Leider ist das ein Trugschluß. Abgesehen davon, daß ja einstweilen selbst im günstigsten Falle nur 60 Prozent an den Fiskus abgeführt werden müssen, ist es für den Fabrikanten ein Leichtes, auf dem Weg der Kalkulation einen sehr erheblichen Teil davon zu verstecken. Zum Beweise dient vielleicht folgendes Gespräch zwischen zwei Kriegslieferanten, das ich kürzlich mit anhörte:

Kriegslieferant A.: Haben Sie gelesen, daß in München der Hersteller eines chemischen Produkts, auf das er 340 Prozent Nutzen geschlagen hat, wegen Wuchers verurteilt wurde, obwohl er nachweisbar denselben Aufschlag bereits im Frieden gemacht hatte, und obwohl es sich bei ihm um einen Umsatz von nur wenigen tausend Mark handelte, von dem er lebte?

Kriegslieferant B.: Ja, die Großen läßt man laufen, die Kleinen hängt man.

Kriegslieferant A.: Also man muß sich in Zukunft in acht nehmen.

Kriegslieferant B.: Nein, man muß nur richtig kalkulieren. Dieser verurteilte Esel hat den Beamten nicht die richtige Kalkulation aufgemacht, sonst hätte ihm nie was passieren können, wiewohl das kunstvolle Kalkulieren im Kleinbetrieb nicht ganz leicht ist.

Kriegslieferant A.: Ja die Großen, die treiben's ganz toll. Sehen Sie, ich habe bei der größten deutschen Maschinenfabrik vor ein paar Tagen eine Maschine gekauft (er nannte sie), für die ich früher 3000 Mark zahlte und für die man jetzt 20 000 Mark verlangt. Ist das nicht schrecklich?

Kriegslieferant B.: Wie man's nimmt. Es hat auch Vorteile. Sehen Sie, in früheren Jahren, da mußten Sie die 3000 Mark in zehn Jahres-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

raten langsam amortisieren. Aber die 20000 Mark, die können Sie kaltlächelnd auf einen Schlag unter Unkosten buchen mit der Begründung des enormen Preises. Auf diese Weise können Sie einen ganz schönen Kriegsgewinn verstecken.

Mit diesem Beispiel ist aber natürlich nicht alles erschöpft. Die hohen Preise haben noch weitere äußerst bedenkliche Folgen, denn sie revolutionieren die ganze Lebenshaltung und bringen damit unsere Volkswirtschaft ganz aus dem Gleichgewicht.

Wäre somit dringend und schnellstens eine Herunterrevidierung unserer Preise notwendig, so müßten darüber hinaus auch so schnell wie möglich wirksame und recht fühlbare Kriegssteuern aller Art erhoben werden, damit namentlich jene Kreise, denen der Krieg so gut gefällt, auch einigermaßen den Geschmack an einer unnötigen Verlängerung verlieren. Selbstverständlich ist es bei uns darum unvergleichlich schwerer als in England, weil wir durch unsere bundesstaatliche Verfassung immer die Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Reich und seinen Gliedern haben. Immerhin ließe sich sehr viel auch jetzt schon machen. Abgesehen von einer Erhöhung der Kriegsgewinnsteuer denken wir dabei vor allem an Luxussteuern jeglicher Art, namentlich an die Bestrafung des übermäßigen Verbrauchs. Wie die Dinge heute liegen, hat ja der Kriegsgewinner allen Anlaß dazu, soviel Geld wie nur möglich auszugeben; denn was er ausgibt, das muß er später nicht versteuern. Es müßte aber gerade umgekehrt sein, denn abgesehen davon, daß durch diesen Grundsatz dem Reich ungezählte Millionen verloren gehen, bewirkt diese Ausgabefreudigkeit eine Preisverteuerung der schlimmsten Art. Gerade diese Kreise sind es, die, ohne mit der Wimper zu zucken, für Butter, Eier und was immer sie zu essen wünschen, die unsinnigsten Preise zahlen und damit dem großen Heere der Festbesoldeten die unerträglichste Konkurrenz machen. Und wie auf dem Gebiete der Lebensmittel, so liegen die Dinge auch auf dem Gebiete der Kunst usw. Wie denn überhaupt die Entwicklung der Luxussteuern in Form der Bestrafung übermäßiger Ausgaben nicht dringend genug empfohlen werden kann. Wir haben volkswirtschaftlich alle Veranlassung dazu, den Gewinntrieb der Erwerbsschicht nicht auszuschalten, denn er ist unbestreitbar bei allen seinen schlechten Eigenschaften auch ein Antrieb für den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes. Wenn man aber das Einkommen zu sehr besteuert, so fällt dieser Anreiz weg. Deshalb möge man lieber zunächst die unnötigen Ausgaben besteuern und das Einkommen erst erfassen, wenn es in Form großer Vermögen vererbt werden soll. Dann aber möge man nicht zu bescheiden sein. Auch damit sollte man nicht zu lange warten: die Einführung einer außerordentlich hohen Erbschaftssteuer wäre unverzüglich zu wünschen. Hoffentlich erfüllt Graf Rödern, was sein Vorgänger Helfferich versäumt hat. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elsaß-Lothringen und die Franzosen

Von Eugen Lerch

Nach Herrn von Kühlmanns Wort ist das einzige Friedenshindernis Elsaß-Lothringen, das heißt der französische Schrei nach seiner Annexion oder wie sie so schön sagen, nach seiner „Desannexion". Waren sie immer so verrückt nach „les deux provinces"?

Mitnichten. Nach August Schneegans, dem bekannten Führer der elsässischen Autonomisten, einem gewiß unverdächtigen Zeugen, der 1871 in der Nationalversammlung zu Bordeaux saß, hat diese den Verlust der beiden Provinzen mit vollkommener Gleichgültigkeit aufgenommen: „Diese Elsässer," sagte man, „sind immer Deutsche gewesen, und schließlich nimmt Preußen sein Eigentum wieder zurück," und die elsässischen Abgeordneten waren gekränkt und entrüstet, daß man ihnen nicht einmal ein Wort des Abschieds gönnte, ihnen sozusagen keine Träne nachweinte. O quae mutatio rerum: damals wollten die verhetzten Elsässer, die von Deutschland nichts weiter wußten, als was die französische Presse ihnen erzählt hatte: daß es ein finsteres, barbarisches, brutales Reich sei, lieber bei Frankreich bleiben — die berufenen Vertreter des französischen Volkes aber legten durchaus keinen Wert auf diesen Wunsch. Und heute, da die überwiegende Mehrzahl der Elsässer bei Deutschland bleiben möchte, nimmt man wiederum keinerlei Rücksicht auf diesen Willen der Betroffenen und setzt das grauenhafte Morden fort — aus reiner Eroberungswut. Angeblich vollführt die Entente das Gemetzel bekanntlich für das Selbstbestimmungsrecht der Völker — doch nur die allerwenigsten Franzosen sind naiv genug, zu meinen, die Elsaß-Lothringer würden sich im Ernstfall für Frankreich entscheiden, oder einen baldigen Friedensschluß auf der Grundlage des Status quo der endlosen Verlängerung eines Krieges, unter dem sie ja mit am meisten leiden, nicht tausendmal vorziehen. Die Franzosen wissen sehr gut, daß sich bei einer Abstimmung mindestens 80 Prozent für Deutschland und nur allerhöchstens 20 Prozent für Frankreich erklären würden (wenn man nämlich den für Frankreich günstigsten Fall annimmt, daß alle Französischsprechenden sich auch wirklich zu Frankreich bekennen). Trotzdem wird, im Interesse der Kriegsbegeisterung, noch immer so getan, als sei es der Wille der Elsässer, der Frankreich bewege, den Kampf fortzusetzen.

Das ist die offizielle Legende. Einigen aber geht diese Heuchelei denn doch über die Hutschnur. Sie verhehlen sich nicht, daß Frankreich nichts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fataleres passieren könnte, als eben diese Abstimmung, daß das Kartenhaus der französischen Kriegsideologie dabei einfach zusammenbräche. Jetzt freilich hätte es wenig Zweck, wenn wir uns entschlössen, sie vorzunehmen: drüben würde man sofort erklären, das Resultat, das sie ergeben müßte, wäre nur von der Angst diktiert. Immerhin gibt es doch auch drüben nicht wenige, die klar erkennen, daß auch bei einer Abstimmung von neutraler Seite, mit allen Vorsichtsmaßregeln, sogar wenn wir die geforderte Stimmenthaltung der deutschen Beamten, der Eingewanderten usw. usw. zubilligten, für Frankreich nichts zu hoffen wäre. Diese Leute stehen denn auch nicht an, rund heraus zu erklären, daß es in diesem Falle gar nicht auf den Willen der Bevölkerung ankomme, sondern nur auf die „Wiedergutmachung alten Unrechts". Ganz abgesehen davon, daß wir dann ja doch mit demselben Recht die Wiedergutmachung noch älteren Unrechts fordern könnten — was heißt das, aus dem Sophistischen ins Deutsche übersetzt, anders als: wir nehmen auf den Willen der Bevölkerung Rücksicht, wenn wir dabei profitieren; wir pfeifen darauf, wenn es uns nicht in den Kram paßt? Wenn man noch ehrlicher wäre, so würde man einfach eingestehen, daß es rein militärische oder „militaristische" Gründe sind, weshalb man auf die Provinzen nicht verzichten zu können glaubt oder wenigstens nicht verzichten will. Doch wir müssen auch mit dieser relativen Ehrlichkeit schon zufrieden sein ... Hoffnungslos ist nur, daß selbst in Frankreich Leute, die sich für Demokraten, Sozialisten oder Pazifisten ausgeben und sich sogar selbst dafür halten, für diese „Desannexion" aus Gründen der „Gerechtigkeit", ohne Rücksicht auf den Willen der Bevölkerung, den Krieg fortsetzen wollen. Sonderbarer Demokratismus!

Die Wandlungen in der Stimmung bei den Franzosen und bei den Elsaß-Lothringern hier im einzelnen zu verfolgen, würde zu weit führen. Es sind sozusagen zwei Halbkreise, die aufeinander zustreben, um sich in einem Punkte zu berühren — und sich dann wieder voneinander entfernen: solange die Elsässer bei Frankreich waren und sich bemühten, in die französische Kultur hineinzukommen, waren sie den Franzosen gleichgültig oder verächtlich: da waren sie plumpe, stumpfsinnige Boches — seitdem sie bei uns sind und je mehr sie sich wieder auf ihr Deutschtum besinnen, je mehr sie sich von Frankreich abwenden, desto heftiger wollen die Franzosen sie zurückerobern, und auf einmal sind sie lauter echte Franzosen geworden. Ganz wie in mancher Ehe: solange sie ihn liebt, pfeift er auf diese Liebe; sobald sie sich einem anderen zuwendet, erwacht seine Eifersucht ...

Nun läßt man Landkarten erscheinen, auf denen Elsaß-Lothringen nicht als deutsches Gebiet eingezeichnet ist, sondern mit einer Umrahmung in der Farbe Frankreichs, als wäre es eine Art französisches Schutzgebiet —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder Adreßbücher, in denen es nicht etwa bei Deutschland zu finden ist, sondern als selbständiger Staat (ich habe sie selbst gesehen). Die Chauvinisten bemächtigen sich dieses „Problems", um den Sozialisten die Stimmen abzujagen, und da auch Kreise, die einen Krieg eigentlich nicht wollten, Interesse daran hatten, irgendeine Fahne zu schwenken, mit der man Stimmen fangen konnte, so begannen auch sie im Chor der Rache mitzubrüllen — und schließlich hatte man die Stimmung dermaßen bearbeitet, daß selbst die Sozialisten, wollten sie nicht als Vaterlandsverräter gebrandmarkt werden, nicht mehr offen sagen durften, daß ihnen der Verbleib der Provinzen bei Deutschland lieber sei als ein Krieg. In der Tat läßt sich verfolgen, wie der Revanchegedanke von einer Partei nach der anderen auf den Schild erhoben wird. Und daher ist die ganze Erhitzung ursprünglich doch bloß eine parteipolitische Mache zu ziemlich durchsichtigen Zwecken! Doch das war die notwendige Folge: was man zunächst bloß den anderen vorgemacht hatte: Frankreich müsse Elsaß-Lothringen zurückhaben, und die Elsaß-Lothringer verlangten es, daran glaubte man allmählich selber ... Die Hetzer wurden mit der Zeit zu Opfern ihrer eigenen Verhetzung. Hatte man zuerst mit Gambetta gesagt: N'en parler jamais, y penser toujours, so redete man davon bald ziemlich laut und heftig ... 1888 erreichte der Boulangismus seinen Höhepunkt, 1891 mußte der Pariser Besuch der Kaiserin Friedrich wegen der feindseligen Haltung dieser ritterlichen Nation jäh abgebrochen werden. Nur wenige hatten noch den Mut, die klare Frage zu stellen: Ja, was wollt ihr denn eigentlich? Ist euch die Sache wichtig genug, so macht Krieg. Zieht ihr den Frieden vor, so hört auf mit einer Hetze, die zum Kriege führen muß, ob ihr wollt oder nicht. Zu diesen Wenigen aber gehörten die feinsten und unabhängigsten Köpfe. So Rémy de Gourmont, der auch in Deutschland wohlbekannte Kunst- und Kulturkritiker, ständiger Mitarbeiter des „Mercure de France". Der schrieb unter dem Titel „Das Spielzeug Patriotismus":

„Einer jener Kartonbände, dämlich-gemein, wie professorale oder geistliche Stabstrompeter sie ohne Unterlaß zur Verfälschung der jugendlichen Gehirne produzieren; man öffnet ihn und fällt auf dieses Bild: Ein alter Militär wimmert in seinem Lehnstuhl, und ein Hosenmatz weist mit verständiger Miene mit dem Stock seines Trudelreifens auf das Bild einer elsässischen Amme hin: Weine nicht, Großpapa, wir werden sie uns wieder holen!"

Sofort denkt man an jenes andere Kind: an Herrn Paul Déroulède. Auch er läßt — indem er geräuschvoll mit einem alten schartigen Säbel daraufschlägt — den lädierten Reifen des Patriotismus rollen, und heult der Marianne, die nicht taub ist, ins Trommelfell hinein: „Weine nicht, Großmama, man wird sie dir wiedergeben, deine symbolische Amme!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weniger gallsüchtig als der klapprige und weinerliche Pensionist, antwortet die Matrone ungeduldig: „Habt ihr mir nichts Gescheiteres anzuvertrauen?“

So auch wir: Der Wunsch, in die Kette unserer Departements die beiden verrosteten Ringe, die ein etwas heftiger Stoß daraus entfernt hat, wieder einzufügen, verfolgt uns nicht bei Tag und Nacht. Wir haben andere, dringendere Sorgen; wir haben etwas anderes zu tun. Ich persönlich möchte für diese vergessenen Länder weder den kleinen Finger meiner Rechten geben: denn darauf stütze ich die Hand, wenn ich schreibe — noch auch den kleinen Finger meiner Linken, denn damit stoße ich die Asche meiner Zigarette ab.

Es ist sinnlos, mich deswegen als schlechten Franzosen oder gar als „Preußen“ zu behandeln: Kant war Preuße und Heine auch; dagegen möchte ich euch fragen, aus reiner Neugierde, wieviel von euern kostbaren Fellen ihr zu Markte tragen würdet, um die belgische Wallonei oder das Tal von Lausanne mit Frankreich zu vereinigen — Länder, die, wie mir scheint, ein bißchen französischer sind an Sprache und Rasse als die Ufer des Rheins. Niemand bellt die Engländer an, die doch die normannischen Inseln besetzt halten, und das ferne aber auch ausgesprochen französische Kanada: eine überseeische Provinz, aber ebenso bestimmt eine französische Provinz wie die Picardie.

Übrigens, sind diese Winkel jenseits der Vogesen wirklich so unglücklich geworden? Hat man sie vielleicht gezwungen, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Vergnügungen zu ändern? Mußten sie einen längeren oder härteren Militärdienst ertragen, eine spitzfindigere Verwaltung, hochfahrendere Beamte, pedantischere und eingebildetere Schulmeister, offenkundigeren Gewissenszwang, drückendere Steuern, eine weniger würdige, weniger sympathische, weniger ehrliche Regierung?

Mich will bedünken, daß wir ihn nun oft genug gehört haben, diesen Singsang von den beiden geknechteten Schwesterchen, die in Trauerschleiern an einem Grenzpfahle liegen und heulen wie die Kälber, statt daß sie ihre Kühe melken. Verlaßt euch darauf: nach wie vor essen sie ihren Kalbsbraten mit Johannisbeerkompott, knabbern ihre Salzbretzeln und vertilgen ihre Maß ... Verlaßt euch darauf, sie machen in Liebe und machen Kinder. Diese neue babylonische Gefangenschaft läßt mich kalt.

Die Frage ist übrigens ziemlich einfach: Deutschland hat Frankreich zwei Provinzen weggenommen, die Frankreich selber zuvor stibitzt hatte. Wollt ihr sie wieder haben? Schön. Dann auf an die Grenze! Ihr bleibt sitzen? Dann rutscht uns den Buckel hinunter ...“

Und weiter sagt er Dinge, die auch jetzt wieder zeitgemäß sind, weil seine Landsleute sie seither immer noch nicht kapiert haben und unentwegt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur vom Militarismus — der andern reden: er könnte ohne alle Empörung französische Offiziere mit deutschen Offizieren anstoßen sehen; „tun sie nicht denselben Beruf, und warum sollte dieser Beruf, der bei uns adelt, dort schimpflich sein?“ Oder wenn er sie auffordert, sich von dem neuen Giftstoff zu reinigen, den sie Patriotismus benamsen. „Neu ist er allerdings nur in der plumpen Form, in die er sich seit zwanzig Jahren breit macht, denn sein wahrer Name ist Eitelkeit: wir sind die Zivilisation, die Deutschen sind die Barbaren.“ Und dann folgt eine lange Hymne auf unsere Kultur, unsere Kunst, unsere Wissenschaft, die in den Worten gipfelt: „Sie sind ruhig und wir sind Schießpulver; sie langsam und etwas schwerfällig, wir lebhaft und beweglich; sie sind stumm, wir Schreihälse; sie sind friedliebend, wir schauen kriegerisch aus ... Nein, wir haben keinen Haß gegen dieses Volk, wir sind zu gut erzogen, um eine kindische Ranküne zur Schau zu tragen, wir stehen zu hoch über der Dummheit des Pöbels, um sie auch nur zu empfinden: was mich betrifft, vor der Wahl zwischen den betäubenden Kläffern, die sich gegen unsere Seelenruhe verschworen haben, und den friedlichen Deutschen, zögere ich nicht: ich ziehe die Deutschen vor ...“

Man kann sich denken, mit welchem Wutgeheul die Pariser Presse über den Verfasser herfiel, dem die Regierung seine Stelle an der Nationalbibliothek sofort entzog. Ein Menschenalter ist seitdem verflossen, doch noch zwischen 1911 und 1914 kommen neu erscheinende Schriften auf den „seitdem berühmten“ Aufsatz zurück.

Gefruchtet hat er leider nichts. Noch wenige Monate vor dem Kriege, am 2. Februar 1914, erschien in Paris (bei Figuière & Cie.) ein Buch, „La paix armée et le problème d'Alsace dans l'opinion des nouvelles générations françaises“, das eigentlich genau dasselbe sagt. Hier wird von französischer Seite überzeugend nachgewiesen, daß das Revanchegeschrei Anfang 1914 einen Grad erreicht hatte, der einen Krieg einfach unvermeidlich machte. Als Verfasser zeichnen Marcel Laurent, Philippe Norard und Alexandre Mercereau, ein Jurist, ein Universitätslehrer und ein auch in Deutschland bekannter Schriftsteller — doch betonen sie wiederholt, daß sie nicht ihre persönliche Auffassung zum Ausdruck bringen, sondern die Meinung einer ganzen Generation, und an der Spitze steht ein Manifest, das die Ergebnisse des Buches kurz zusammenfaßt und siebzig Unterschriften trägt. Gewiß nicht viel — doch auch nicht so wenig, daß man es in Frankreich als unmaßgeblich verleugnen könnte.

Die Manifestanten, sämtlich zu den Generationen gehörig, die nach 1870 geboren sind, erklären einerseits von den Älteren abrücken zu wollen, die 1870 noch erlebt haben und heute in der Regierung sitzen (man denke an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ribot!), andererseits von „der chauvinistischen Propaganda und den chauvinistischen Ideen der unruhigen und unbesonnenen Jugend der Hoch- und Mittelschulen". Sie halten dafür, daß ihr Vaterland auf Elsaß-Lothringen durchaus verzichten *könne*, weil sein „herrliches Kolonialreich", das noch gar nicht recht genutzte, ihm Ausbreitungsmöglichkeit genug biete. Und daß es auf Elsaß-Lothringen auch verzichten *müsse*: „wenn Frankreich das Wort, das es den Elsaß-Lothringern nach dem Kriege gegeben hat, nicht verletzen will, so darf es keinen anderen Wunsch haben, als *die* Politik zu unterstützen, die die Elsässer selber gewählt haben" (durch Kursivdruck hervorgehoben). Sie erklären die französische Politik, „die Politik des Eigensinns, die Frankreich seit 15 Jahren dazu treibt, auf allen Punkten des Globus der deutschen Politik in die Quere zu kommen, selbst wenn ihre Bestrebungen berechtigt sind und uns keinen Schaden zufügen" — für „unfruchtbar und gefährlich". Und die Gedanken, die sie zur Erläuterung anführen, sind fast genau dieselben, die einst Rémy de Gourmont angeführt hatte — nur etwas mehr juristisch und weniger literarisch ausgedrückt.

Mit dem Schrei nach Elsaß-Lothringen habe sich die französische Politik in einer Sackgasse verlaufen: man wisse selber nicht, was man eigentlich wolle. Wolle man Elsaß-Lothringen zurückhaben, so müsse man mit Deutschland Krieg anfangen (denn man könne sich doch nicht einbilden, Deutschland werde es freiwillig abtreten!). Wolle man aber keinen Krieg, so müsse man logischerweise auch auf Elsaß-Lothringen verzichten! Der dritte Standpunkt jedoch, „Elsaß ohne Krieg", sei „ein Nichts, weniger als ein Nichts, die Frucht unserer Illusionsfähigkeit. Sehen zu müssen, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen noch immer diesem Trugschluß anhängt — wie soll man da nicht eine tiefe Entmutigung, eine ehrliche Trauer empfinden?" Um so mehr, als die französische Regierung sich einstweilen für eine Politik des Schmollens und Grollens entschlossen habe, der fortgesetzten Kränkung Deutschlands ohne jeden Sinn und Verstand. Dabei übersehe man aber eine kapitale Tatsache, oder *wolle* sie übersehen: Die Wandlung der öffentlichen Meinung im Elsaß selbst. Durch die verschiedensten Dokumente wird nun gezeigt, wie die Elsaß-Lothringer aller Parteien gar nicht mehr daran denken, wieder französisch werden zu wollen — schon darum nicht, weil der elsässische Handel seine Wurzeln in Deutschland habe und weil ein überwiegend katholisches Land nicht von einer antiklerikal gewordenen Republik regiert sein wolle; wie selbst die fanatischsten Franzosenfreunde lieber das fait accompli hinnehmen, als einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland erleben wollten, unter dem gerade das Elsaß am meisten leiden würde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Natürlich hat auch diese Kundgebung nichts geholfen. Die Ereignisse haben gezeigt, wie recht die Manifestanten hatten, wenn sie meinten, so könne es nicht weitergehen, eine Entscheidung sei unumgänglich. Nur daß ihr Volk, das „intelligenteste von allen", sich nicht für die Vernunft entschied, sondern für den Krieg . . .

Stegemanns Geschichte des Kriegs

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Dem ersten Band, der im Februar 1917 erschien und den ich im März besprochen habe, folgte im November der zweite Band des vierbändig gedachten Werkes.*)

Er umfaßt die Kriegsgeschichte vom 14. September 1914 bis Frühjahr 1915, die Zeit, in der die Westfront nach schlachtenreichen Umfassungsversuchen anfing, unbeweglich zu werden, während an der Ostfront die stürmischen Linien des Bewegungskrieges sich ausdehnten, vorschoben und kreuzten. Der erste Band hatte schon die außerordentliche Befähigung des Militärgeschichtschreibers dargetan und das Kennerurteil des Generalleutnants Freiherrn von Freytag-Loringhoven bestätigt, welcher von Stegemanns Buch schrieb: „Ich erblicke die Trefflichkeit der Leistung vor allem darin, daß es gelungen ist, noch während des Krieges selbst ein derartiges objektiv richtiges Bild der Begebenheiten zu bringen, soweit solche jetzt bereits bekannt sind, und gleichzeitig die großen Zusammenhänge des Weltkrieges in seinem Entstehen und Verlauf so klar hervortreten zu lassen."

Der zweite Band überrascht dadurch, daß er kriegswissenschaftlich noch fesselnder ist als der erste mit seinen glänzenden Schilderungen der Anfangsmonate und ihrer Höhepunkte, der Marnekrisis und des Siegs bei Tannenberg. Es ist, als ob Stegemann nach dem großen Erfolg des ersten Bandes noch sicherer und, im Nachschaffen der Ereignisse, literarisch noch schöpferischer geworden ist. Nicht bloß die Tatsachenfülle, die Urteilskraft und der Stil, sondern vor allem die Gliederung der überquellenden Stoffmasse machen Stegemanns Buch zu einem „Standwerk" des Weltkriegs, und zwar in der Literatur aller kriegführenden Länder. Man liest „Die Schlacht an der Aisne," „Die Belagerung von Antwerpen," „Die Schlachtenfolge in Flan-

*) Zweiter Band. Mit 4 farbigen Kriegskarten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1917.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern", und man erkennt, wie er aus der zeitlichen Reihe zahlloser Schlachttage die kriegsgeschichtliche Hauptgruppierung herausfindet, benennt und plastisch gestaltet.

Kriegsgeschichtlich mustergültig, wenigstens für den Laien, sind die hundert Seiten über den „Feldzug im Osten" vom 12. September bis 5. November 1914. Bei diesem Feldzug, der nicht mit einem Sieg, sondern mit einem Rückzug abschloß, wächst die Feldherrngröße des Siegers von Tannenberg und seines Generalstabschefs erst recht ins Monumentale. Was man unbestimmt fühlte, das weiß man bestimmt nach dieser Lektüre des ersten polnischen Feldzugs: Daß Hindenburg und Ludendorff Schlachtenlenker sind, die selbst gegen die Überzahl und selbst im Rückzug dem Gegner das Gesetz des Handelns auferlegen. Es ist von höchster Spannung, zu verfolgen, wie der gewaltige Zusammenstoß mit der Übermacht Nikolai Nikolajewitsch' an der Weichsel, am San und am Njemen, am Dnjestr und an der Rawka sich vollzogen und entladen hat. Die Feldherrnkunst, nicht erdrückt zu werden, zeigt sich groß und rettend gerade angesichts der gewaltigen Überlegenheit der Russen, besonders aber deshalb, weil auch der Großfürst ein Stratege war, der nach einem genialen Plan operierte. Man hat vor dem Kriege oft gefragt: Wird man diese Millionenheere dirigieren können? Nun, Nikolajewitsch verstand zu dirigieren. Davon überzeugt die Geschichte gerade dieses Feldzugs. Es ist sein größtes Unglück, daß er zum Gegenspieler Hindenburg gefunden hat.

Stegemann läßt uns Einblick tun in den Innenraum der Strategie, fast in das Hirn des Strategen. Die Kapitel „Hindenburgs strategischer Entschluß vom 8. Oktober" und „Hindenburgs strategischer Entschluß vom 17. Oktober" geben uns, dank des eigenen Eindringens Stegemanns in die plötzlichen Veränderungen der Lage und ihre Lösungsmöglichkeiten, ein lebendiges Bild von der Größe und dem Drang des strategischen Entschlusses wie von der Meisterhaftigkeit der Durchführung.

Auch die Geschichte dieses Kriegsabschnittes, der sich besonders wuchtig heraushebt, stellt uns gleichzeitig in den Zusammenhang der Geschehnisse auf den andern Kriegsschauplätzen. Wir wissen heute, wie dieser große Vorstoß auf Warschau trotz seines Mißerfolges im Krieg nachgewirkt hat. Denn Hindenburgs offensiver Entschluß vom 8. Oktober, trotz seiner Unterlegenheit an Truppen auf das Herz der russischen Stellung in Polen vorzustoßen, zwang die russische Heeresleitung, österreichische Fronten zu entlasten, riesige Armeen heranzuziehen, die sich an der Weichsel fast verkropften und die, als sie Hindenburg umfaßt zu haben glaubten, ihn nicht mehr vorfanden, weil er eine Rückzugslinie durch die Führung der Schlacht erobert und Polen weglos gemacht hatte. Eines seiner Reserve-Armeekorps,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das umfaßt war, leistete das Wunder, sich ohne ein Geschütz zu verlieren durchzuschlagen, und noch tausendweise Gefangene mitzuführen. Dieser auf die russische Armee ausgeübte Zwang, sich zuerst zusammenzuziehen und hinter einem weglosen Land vorzustoßen, hat eine mittelbare Wirkung auf die künftigen Feldzüge Rußlands gegen Österreich und Deutschland ausgeübt, war die Voraussetzung zum Sommerfeldzug 1915 und daher mitbestimmend auf den ganzen Feldzug im Osten. Die „Dampfwalze" war im Oktober 1915 gerade wieder am Ausfahren, als sie Hindenburgs Stoß ins Ventil traf. Noch blieb sie „Walze", aber nicht mehr „Dampf".

Die stille Frage, warum nach der Meisterleistung vom Oktober 1915 zwei Jahre vergingen, bis Hindenburg an die Spitze der gesamten Truppenmacht berufen wurde, wird von Hermann Stegemann nicht aufgeworfen.

Politisch ist im Unterschied zum ersten Band mit seiner klassischen Vorgeschichte der zweite Band schweigsam. Nur das „Schlußwort" von zwanzig Zeilen ist politisch und trotz aller Kürze gedankenreich. Es lautet:

> „Nur die begriffliche Bestimmung des Krieges als eines Ideenkampfes hat es England und Frankreich gestattet, den gegen Deutschland gerichteten Feldzug aus der Fülle der in ihren Völkern ruhenden Kräfte zu speisen und jahrelang fortzusetzen; während Rußland im Kriege verharrte, weil der Zarismus von den Karpathen den Weg nach Konstantinopel suchte und das liberale Bürgertum und die Arbeiterschaft diesem Kriege nicht widerstrebten, solange er ihnen nicht die innere Befreiung gebracht hatte, die früher oder später aus Siegen oder Niederlagen der Zarenarmeen und vor allem aus der fortgesetzten politischen Ideengemeinschaft und materiellen Interessenverflechtung mit den Westmächten erwachsen mußte.
>
> Deutschland und Österreich-Ungarn blieb gegenüber solchen Triebkräften zum Kriege zunächst nichts als das Bewußtsein, für ihren staatlichen Bestand und ihre Selbstbestimmung zu kämpfen. Aber es genügte fortan nicht mehr, sich gegen die Feinde von heute und morgen zu behaupten, sondern man mußte auch den Ideenkampf auskämpfen, der sich gebieterisch ankündigte, und mußte ihn deshalb zugleich im eigenen Schoße und nach außen führen, ohne sich durch die wachsenden Entbehrungen niederdrücken zu lassen und ohne die kriegerische Kraft zu schwächen, die im Westen einen lebenden Wall errichtet, im Osten den großen Angriffsfeldzug der russischen Übermacht zum Scheitern gebracht und die Küsten des bedrohten Vaterlandes mit eiserner Wehr umgürtet hatte."

Hier spricht der objektive kriegswissenschaftliche Geschichtschreiber andeutungsweise eine wichtige politische Beobachtung aus: Der Weltkrieg in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aller seiner furchtbaren Materialität ist ein „Ideenkampf", nicht bloß weil die Entente, bei ihrer Fabrikation der öffentlichen Meinung der Welt, ihn tendenziös auf dieses Geleise geschoben hat, sondern weil zwei Jahrtausende nach Christi Geburt ein Weltkrieg nicht ohne die Bundesgenossenschaft von Ideen durchgeführt werden kann.

Vielleicht sagt uns Hermann Stegemann nach seinen tiefen Einblicken in den Waffenkampf auch noch seine kundige Meinung über die Strategie des Ideenkampfes. Wir werden ihm auch hiefür dankbar sein.

Wie groß das Verlangen nach Stegemanns grundlegendem Kriegswerk an der Front und hinter der Front ist, beweist die Tatsache, daß gleich die erste Drucklegung die „1. bis 60. Auflage" umfaßt.

Die Leser werden bestätigt finden, was Generalleutnant von Leszczynski, der Führer von 1870, vom ersten Band gerühmt hat:

„Wer immer Stegemanns Buch liest, jetzt, während uns noch der Krieg umtobt, oder es später, wenn wieder Frieden ist, zur Hand nimmt, wird es in atemloser Spannung lesen und wiederlesen und hingerissen sein von dem, was der Verfasser berichtet und wie er berichtet. Ein reiner Genuß höchster Art ist es, den packenden Schilderungen der am straffsten gespannten kriegerischen Kraft zu folgen, ein gleicher, sich der prachtvollen, aufs feinste abgetönten Sprache zu erfreuen."

Ramsay Macdonald über den Verständigungsfrieden

Von Levin L. Schücking

Die folgenden Ausführungen bilden mit unwesentlichen Auslassungen das Schlußkapitel des jüngst von dem englischen Sozialistenführer Macdonald unter dem Titel: „Nationalverteidigung", eine Studie über den Militarismus, erschienenen Buches. Die Verdienste des Verfassers aus dem Gegenfeldzug gegen die belgische Lügenkampagne, seine Bestrebungen, die einseitige Betrachtung der Kriegsursachen in England zu beheben und seine Tätigkeit für die Stockholmer Konferenz sind in Deutschland wohlbekannt. Es heißt, daß seine zu Anfang des Krieges enorm zurückgegangene Volkstümlichkeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder stark im Zunehmen begriffen sei. Vielleicht ist das nicht nur darauf zurückzuführen, daß seine neuen Anhänger *seine* Auffassung angenommen haben, sondern auch darauf, daß er, vielleicht aus taktischen Gründen, sich in gewissen Punkten der ihrigen genähert hat. So würde der Macdonald aus den ersten Monaten des Krieges wohl schwerlich die Behauptung aufgestellt haben, daß England zur Bekämpfung des Militarismus in den Krieg eingetreten sei. Wenn er diese verlogene Plattheit jetzt nicht mehr ganz von der Hand weist, so geschieht es (nach dem englischen Grundsatz make the best of it), um der Vorstellung seiner Landsleute vom Militarismus einen anderen Sinn unterzulegen. Er bekämpft in dem Militarismus nicht das deutsche, sondern das europäische Verteidigungssystem überhaupt. Die praktische Folgerung für die gegenwärtige Krisis ergibt sich mit Notwendigkeit. Die Ausführungen darüber sind für den Deutschen gleichmäßig fesselnd, wenn wir auch die Auffassung, die diesen Krieg als die unmittelbare Folge und Fortsetzung von 1870 betrachtet, nur sehr bedingt zulassen können. Es ist ja in der Tat äußerst bequem für England, sich durch diese Konstruktion seiner Hauptschuldlast vor der Weltgeschichte zu entheben, die in der überlegten Wiederanfachung des erlöschenden französischen Revanchegedankens beruht. Immerhin bieten die folgenden Ausführungen, bei allen Rückfällen in eine parteiische Betrachtung der Gesamtlage, eine Fülle von Gesichtspunkten, auf die sich ohne Bedenken auch zahlreiche Angehörige der Mittelmächte stellen können.

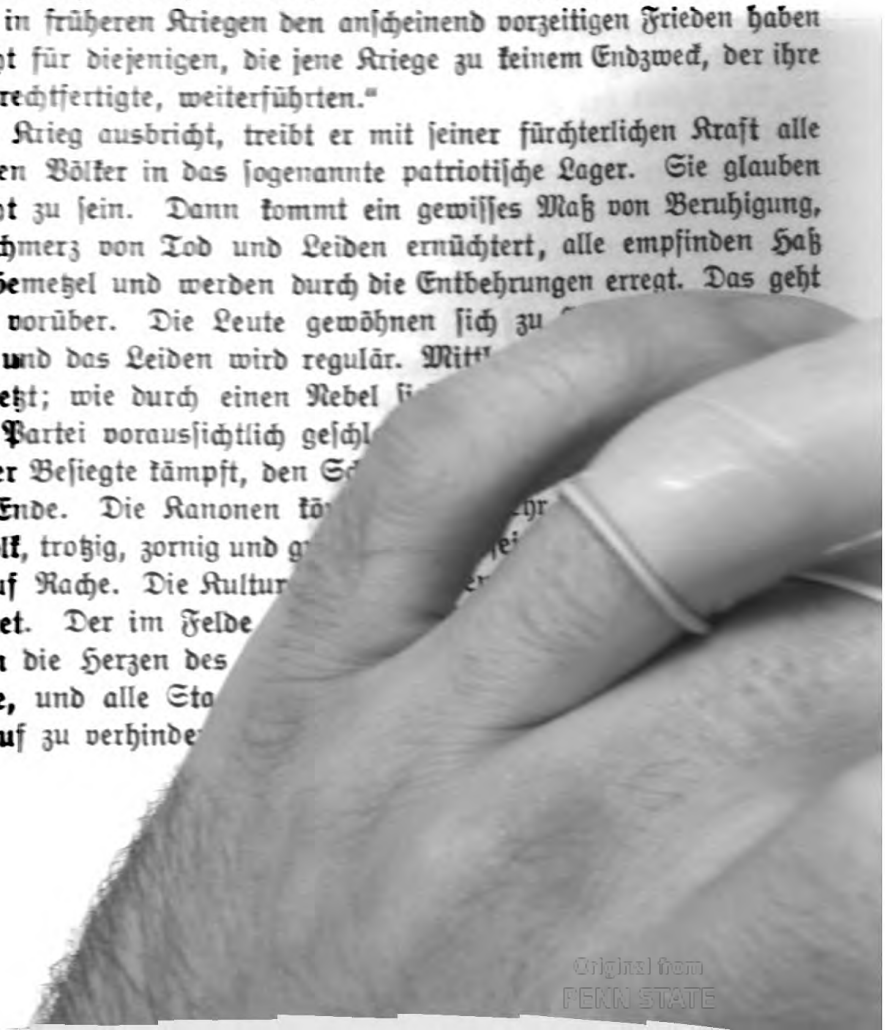
„Die Politik des Friedens gilt es zu überlegen, denn der Friede ist ein politisches und kein militärisches Problem. Was die Geschichte mit unbezweifelbarer Sicherheit lehrt, ist, daß ein Friede, der von militärischen Siegern im Geiste militärischen Sieges geschlossen wird, überhaupt kein Friede ist. Heute betrügt man uns mit billigen Schlagworten: „kein vorzeitiger Friede", „kein Friedensflickwerk" usw. Sie sind völlig sinnlos und sehr schädlich. Sie gehen von der Lehre aus, die die Geschichte, wie gesagt, als irreführend und verhängnisvoll erweist, daß Krieg Frieden herbeiführen kann. Man kann ein Volk durch Krieg züchtigen, sein Land verwüsten, sein Gebiet rauben, ihm eine Entschädigungszahlung aufzwingen, die es für die Zukunft verkrüppelt, aber man kann auf diese Weise keinen Frieden herbeiführen. Niemals hat ein Volk über ein anderes einen vollkommeneren Sieg davongetragen als Deutschland über Frankreich, und niemals war doch der Friede offensichtlicher Tünche und, was die Schlußrichtigkeit anging, deutlicher falsch als der Frankfurter Friede vom Mai 1871. Frankreich und Deutschland lebten von 1871 bis 1914 in einer Art Waffenstillstand, und ganz Europa wußte es. Der Schatten, die Befürchtungen, die Beunruhigung des drohenden Krieges regten Europa die ganze Generation hindurch auf,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie bestimmten die europäische Diplomatie, sie machten jeden Versuch, zu einer Vereinbarung zu kommen, zunichte, sie schufen das Bündnis der Mittelmächte und unter dem sie umgebenden Völkern die Entente. Sie verschmolzen sich schließlich mit den Ursachen dieses Krieges.

Noch in jedem Kriege kennzeichnete die Blindheit der kriegführenden Völker der Glaube, daß der absolute militärische Sieg der einzige Weg zum Frieden ist. Die Behauptung ist heute mehr als diskutabel, daß wir 1800 einen besseren Frieden hätten haben können als 15 Jahre später. Den Pariser Vertrag, der den Krimkrieg 1856 beendigte, betrachtete die Königin Viktoria als „recht vorzeitig", und Palmerston mißbilligte ihn. In Wirklichkeit hätte er 1855 abgeschlossen werden können. Der „Manchester Guardian" sagt nach einem Überblick über die sieben letzten Kriege der beiden Jahrhunderte, an denen unser Land beteiligt war: „Wenn man die zahllosen Millionenleben überdenkt, die in diesen früheren Kriegen geopfert sind um ihrer unnötigen Verlängerung für ein unbedeutendes Ziel oder einen derzeitigen Parteizweck willen, möchte man das Andenken an die verfluchen, die durch ihre Ablehnung vorzeitiger Friedensschlüsse verspätete zustande brachten, durch die man die Leiden der Welt so unnötig vermehrt hat. Nicht einen vorzeitigen Frieden haben wir zu fürchten, sondern einen verspäteten; denn das Urteil der Geschichte spricht für diejenigen, die in früheren Kriegen den anscheinend vorzeitigen Frieden haben wollten, nicht für diejenigen, die jene Kriege zu keinem Endzweck, der ihre Fortsetzung rechtfertigte, weiterführten."

Wenn ein Krieg ausbricht, treibt er mit seiner fürchterlichen Kraft alle kriegführenden Völker in das sogenannte patriotische Lager. Sie glauben alle im Recht zu sein. Dann kommt ein gewisses Maß von Beruhigung, der erste Schmerz von Tod und Leiden ernüchtert, alle empfinden Haß gegen das Gemetzel und werden durch die Entbehrungen erregt. Das geht freilich auch vorüber. Die Leute gewöhnen sich zu [illegible] an den Tod, und das Leiden wird regulär. Mit[illegible] Druck eingesetzt; wie durch einen Nebel [illegible] und welche Partei voraussichtlich geschl[illegible] einhalten, der Besiegte kämpft, den Sc[illegible] militärische Ende. Die Kanonen kö[illegible]hr schlagene Volk, trotzig, zornig und g[illegible]ei und sinnt auf Rache. Die Kultur [illegible] sind vernichtet. Der im Felde [illegible] Heiligtum in die Herzen des [illegible] nalen Kriege, und alle Sta[illegible] diesen Verlauf zu verhinde[illegible]



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es scheint absurd und ist trotzdem wahr, daß der zukünftige Friede nicht vom Sieger, sondern vom Besiegten abhängt. Wenn man annimmt, daß der Sieger die Neuordnung bestimmt, vergißt man, daß das Hauptproblem darin liegt, den Besiegten zu ihrer Annahme zu bewegen.

Eine einfache Wahrheit, die von allen militärischen Schriftstellern anerkannt, aber nur unzureichend berücksichtigt wird, geht im Denken der Leute während eines Krieges immer unter, nämlich, daß der Krieg in der politischen Staatskunst nur eine Zwischenhandlung ist. Der Wert des Krieges bestimmt sich danach, ob er die Staatskunst gefördert oder sie gehindert hat. Auf diese Wahrheit muß man immer wieder hinweisen. Wenn dieser Krieg dem Militarismus und der Bedrohung durch die Macht kein Ende bereitet, so ist das Ziel des britischen Volkes, als es ihn erklärte, vereitelt ... Ein Staatsmann, der etwas Fähigkeit und Urteil besäße, müßte wissen, wann der Krieg ihm sein politisches Ziel beschert hat, und dann unmittelbar zur Sicherung dieses Ziels seine politischen Kräfte in Tätigkeit setzen. Aber gerade das tun unsere Staatsmänner niemals, und diejenigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen, weigern sich, es zu tun. Ob konservativ oder liberal, militaristische Arbeiterpartei oder Sozialisten, sie gehören zu dem alten Schlag, der die Vorbedingung des Friedens im Triumph und in der Unterstützung der Macht sieht. Sie stehen noch da, wo der Wiener, der Pariser und der Frankfurter Kongreß standen, und doch hängt der zukünftige Friede Europas allein davon ab, daß dieser Krieg ein politisches Ende nimmt.

Nehmen wir an, daß das Problem heute Deutschland heißt und daß die Frage in seinem Mittelpu[illegible]t, ob der deutsche Militärgeist die Staatskunst jenes Landes beher[illegible] damit in Europa ein Gefühl der Unsicherheit bleiben soll, da[illegible]zu Zeit mit Rüstungen beruhigt werden muß. Wie kann Euro[illegible] Garantien schaffen? Kein verständiger Mensch [illegible] M[illegible]ern, daß die deutsc[illegible]ung durch irgend[illegible]erlin besetzte, behe[illegible] könnte. Früh[illegible]nd Europa uns do[illegible]n Willen und[illegible] eines Deutschland[illegible]ich selbst re[illegible]eß[illegible]chland es ja doc[illegible]ht haben, Fu[illegible] oder den Fri[illegible]en. Welche [illegible]nne Maßnahmen [illegible]llen und solche Ge[illegible]enn Deutsch[illegible]eistesverfassung ebe[illegible] dann ist[illegible]die Wirkung auf [illegible] Deutschl[illegible]eser Lage bliebe, [illegible]htlich u[illegible]zu seiner Fähigkeit, [illegible]k geb[illegible]n Zweck vereiteln.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dessentwegen wir in den Krieg zogen, wenn wir den deutschen Volkswillen dem Militarismus in die Arme trieben. Wenn dieser Krieg endete, ohne daß die Völker sich verständen, so bedeutete das das sinnlose Opfer von Tausenden der Unsern, die in Belgien und Frankreich ruhen, weil solch ein Ende nicht nur dem Militarismus neue Lebensfrist gäbe, sondern seinen erdrosselnden Griff am Halse der Kultur noch verstärken würde.

Ich glaube, daß heute das deutsche Volk, wenn die Anspannung des Krieges und die Notwendigkeit, dem Feinde eine einheitliche Front entgegenzusetzen, von ihm genommen würde, der Herrschaft des Militarismus ein Ende bereiten, seine Bedrohung Europas abstellen und in einen Staatenbund eintreten würde, der hergestellt werden muß, wenn Europa vor der Vernichtung gerettet werden soll, und ich bin weiter überzeugt, daß die Neigung dazu nach einem weiteren Jahre Krieg geringer sein wird. Ich bin kein Prodeutscher, wenn ich das schreibe, ich bin ein Proeuropäer. Für mich ist Deutschland ein Problem, wie der Kapitalismus ein Problem ist. Man kann es nur lösen von einem wissenschaftlichen, vernunftgemäßen Standpunkt ...

Was Programme angeht, so glaube ich nicht, daß sie große Schwierigkeiten darbieten, wenn nur die Völker selber sich mit ihnen beschäftigen. Die Wiederherstellung Belgiens, die Wiedereinsetzung Frankreichs in den früheren Stand (rehabilitation), die Ordnung auf dem Balkan, die Wiederaufrichtung der polnischen Autonomie, Entwicklungsmöglichkeiten (outlets) für Deutschland — über diese und verwandte Fragen herrscht in Wirklichkeit im Denken des Volkes solche Übereinstimmung, daß keine Konferenz, die das Volk verträte, verfehlen könnte, sie zu lösen, oder über die Grundsätze streiten könnte, nach denen sie gelöst werden müßten — die Anerkennung der Nationalität und Selbstregierung, die Unverletzbarkeit feierlich abgeschlossener Verträge, die Wünschenswertheit von Schiedsgerichten, die Angemessenheit eines Rates der Völker.

Das Unglück ist, daß zur gegebenen Zeit alle diese Fragen aber von Leuten behandelt werden, die mit der Möglichkeit zukünftiger Kriege rechnen, Leuten mit Feindseligkeit im Herzen, die in der Lage sind, mit Völkern wie mit Einsätzen zu spielen, Leuten, die sich selbst nicht freigemacht haben von der Abhängigkeit vom Militarismus, als der einzigen Garantie der nationalen Sicherheit.

Wenn nicht die alte Einrichtung der Diplomatie und internationalen Staatskunst durch die Furie dieses Krieges von der Szene gejagt wird, werden Demokratie und Militarismus darauf miteinander ringend zurückbleiben, und Europa wird zu dem Fluch eines Waffenstillstandes verurteilt sein."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das russische Angebot

Trotz der allgemeinen Friedenssehnsucht und unserer genügend oft unterstrichenen Friedenswilligkeit hat das Angebot der maximalistischen russischen Regierung keine rechte Freudenstimmung erregen können. Wohl zum großen Teil, weil der Vorteil, den die innerrussische Krisis unserer Kriegssache durch Verminderung der Kampffähigkeit Rußlands gebracht hat, schon unter Dach und auf unser Gewinnkonto gebucht war. Dann aber auch, weil dem Angebot noch recht viele „Wenn" und „Aber" anhängen.

Darunter ist der Einwand, daß die Regierung Lenin den Nachweis der Berechtigung, im Namen Rußlands zu sprechen, kaum leisten könne, das am wenigsten schwerwiegende Bedenken. Denn wie die Dinge stehen, muß jede russische Regierung, woher sie auch komme, aus zwingendsten Gründen auf der Plattform des äußeren Friedens stehen. Dieser Zwang kommt vom russischen Dorf, also von mehr als achtzig Prozent der russischen Bevölkerung. Nicht etwa, als ob die russische Bauernschaft aus politischer oder sozialer Einsicht, die bei ihrer restlosen Rückständigkeit ausgeschlossen ist, den Frieden forderte. Davon kann keine Rede sein. Aber sie verlangt ohne einen Aufschub, wie ihn selbst Kerenski anstrebte, die Lösung ihrer Landfrage. Zwar in ganz verständnisloser, brutaler, in dem tatsächlich zur Aufteilung vorhandenen Boden keine Rechnung tragender Weise. Immerhin, das russische Dorf marschiert, und keine Regierung kann sich dieser unlenksamen Masse erfolgreich entgegenstellen. Von Krieg, Politik will das russische Dorf nichts wissen, nur Boden will es. Und diese Frage, die im Bauernsinn gar nicht lösbar ist, weil es selbst bei drohender Vernichtung des ganzen Mittelstandes und des mittleren Landbesitzes nicht genug agrarische Fläche dafür in Rußland gibt, muß jede Regierung unfähig machen, den Krieg fortzusetzen, und treibt unaufhaltsam zum Frieden um jeden Preis.

Wichtiger als die Zuständigkeit der Augenblicksregierung sind noch andere Bedenken, die uns das Friedensangebot mit großer Vorsicht anzufassen zwingen.

Die russische Armee hat ihre Einheit gänzlich eingebüßt. Noch weiß man nicht, ob Teile der noch unter Waffen stehenden Wehrkraft Rußlands sich etwa dem Regierungsbeschluß widersetzen und andere mitreißen werden. Die russische Generalität und das höhere Offizierskorps sind von der Revolution überrumpelt worden und haben sich nur aus Selbsterhaltungstrieb und zum Schein gefügt. Andererseits dürfte auch die maximalistische Regierung es nicht wagen, die Mannschaften plötzlich nach Haus zu entlassen, was eine alles mit sich fortreißende Überzahl der landfordernden Bauernschaft bedeuten könnte.

Die Regierung Lenin hat sich für alle Fälle auch noch den Rückzug von der Friedenssache gesichert, indem sie sich auf das extremsozialistische Programm der Friedensbedingungen festgelegt hat, obwohl sie weiß, daß es unsererseits unannehmbar ist. Darüber würde sie mit sich reden lassen, aber einen Hinterweg aus Furcht vor den achtzig Prozent Bauern nur sehr ungern aufgeben.

Es gibt endlich auch noch andere Schwierigkeiten, auf die unsererseits

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedacht genommen werden muß. Das revolutionäre Rußland bietet einen Waffenstillstand zur Eröffnung von Friedensverhandlungen an, spricht es da auch für das Königreich Rumänien, dessen Truppen gänzlich in russischen Beständen eingesprengt stehen, oder nicht?

Schließlich ist Rußland mehr oder minder für uns verhandlungsunfähig, insolange es nicht die Ententefesseln restlos abgestreift hat.

Das ist vielleicht der allerwichtigste Punkt der Wenn- und Aber-Reihe. v. S.

Vom Grundstücks- und Häusermarkt

Von allen großen Geschäftszweigen haftet wohl kaum einem ein so zweifelhafter Ruf an wie dem sogenannten Immobiliengeschäft. Auf wenigen Gebieten unserer Wirtschaft ist so viel und so unsolid spekuliert worden wie hier. Die rasche Ausdehnung der Städte hat eine Unmenge teilweise recht zweifelhafter Elemente angelockt, hier auf mühelose Weise recht viel Geld zu verdienen. Das gilt vom Handel mit dem Grund und Boden und fast noch mehr von der Erbauung von Häusern ohne zureichende Mittel. Die Grundstücksspekulation brachte tatsächlich eine Zeitlang gewaltige Gewinne. Jeder erinnert sich noch an die Schöneberger Kartoffelbauern und ihre Glücksgenossen in andern Städten, die über Nacht zu Millionären wurden. Das ging so lange, bis durch Krisen und andere Umstände Rückschläge kamen. Da erfolgten dann die großen Baukrache, die an manchen Orten das gesamte Erwerbsleben auf viele Jahre zurückwarfen, so in München.

Am tollsten aber war die Spekulation in der Reichshauptstadt gewesen, und dementsprechend mußten auch hier die Rückschläge um so schlimmer wirken. Es wurden dort vielleicht weniger Existenzen vernichtet als etwa in München, weil die Besitzer des größten Teils der Grundstücke kapitalstarke Gebilde waren, nämlich die Großbanken. Fast alle Berliner Geldinstitute sind mit erstaunlich hohen Beträgen hier beteiligt gewesen, und fast alle haben sie eine sehr unglückliche Hand gehabt. Man machte aber auch hier die alte Erfahrung, daß große Kapitalisten Verluste leicht tragen können, weil sie auf den Objekten sitzen bleiben können, bis eine gewisse Besserung eintritt, und weil sie aus anderen Gewinnquellen die entsprechenden Abschreibungen machen. Was hat es der Deutschen Bank geschadet, daß sie durch ihre eigenen und befreundeter Institute Irrtümer Millionenverluste erlitt? Ein Federstrich beseitigte diesen unliebsamen Zwischenfall. Nur bei einer Großbank ist auch für den Fernerstehenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Verlust sehr schmerzlich geworden, das war die Nationalbank für Deutschland, die durch ihre übermäßigen Immobiliengeschäfte nicht nur einige Jahre dividendenlos blieb, sondern auch ihre gesamten Reserven opfern mußte. Aber sie scheint diese Zeit überwunden zu haben, und zwar mitten im Kriege.

Das lenkt uns auf die Frage hin: Wie hat denn dieser immer schon unsolide Immobilienmarkt sich im Kriege entwickelt? An und für sich hätte man glauben müssen, daß eine derartige Erschütterung, wie die Weltkatastrophe sie brachte, noch mehr als bisher diesen Geschäftszweig hätte unterhöhlen müssen. Das ist aber erstaunlicherweise doch nur in sehr bedingtem Maße der Fall, und das scheint um so merkwürdiger, als für unbebaute Objekte die Möglichkeit der Bebauung mit jedem Kriegsmonat geringer geworden ist, für Häuser aber mit jeder Einziehung die Zahl der Mieter geringer wird. So stellt es sich theoretisch dar. In der Praxis war es anders. Zunächst sei daran erinnert, daß doch im Kriege in mancher Hinsicht außerordentlich viel gebaut wurde. Man denke nur an die völlig neugeschaffene Ersatzindustrie, die in manchen Gegenden geradezu Industriestädte hervorgezaubert hat. Bei der nahen Beziehung zwischen Industrie und Bankwelt hat man dabei naturgemäß gerade den Besitz der großen Immobiliengesellschaften berücksichtigt, und das Wichtigste ist, daß man dabei bares Geld bekam, während früher der Absatz in derartigen Fällen nicht gerade ganz risikolos war. Im Gegenteil, es mußten andere Terrains eingetauscht werden usw. Schlimmer freilich steht es mit unbebauten Wohnungsterrains. Da ist man einstweilen noch sehr im Dunkeln. Es fehlt tatsächlich jede Möglichkeit zum Bauen, und es ist auch nicht recht ersichtlich, wo nach dem Kriege die nötigen Baumaterialien zu billigen Preisen und auch die nötigen Kapitalien herkommen sollen. Wenn nicht der Staat in irgendwelcher Form als Geldgeber eingreift, so ist die Aussicht auf eine Neubelebung noch nicht recht ersichtlich.

Sollten sich aber die Aussichten für die unbebauten Grundstücke als ungünstig erweisen, so müßte daraus folgern, daß die bebauten, also die Häusergesellschaften, eher günstig abschneiden. Denn es wird nach dem Kriege eine große Nachfrage nach Wohnungen eintreten, die nicht genügend berücksichtigt werden kann, und das erzeugt hohe Mieten. Diese werden aber auch ohnehin vermutlich teurer werden, weil man für die Häuser andere Kalkulationen als früher zugrunde legen wird. Man rechnet damit, daß noch auf absehbare Zeit hinaus das Bauen um reichlich 50 Prozent teurer sein wird als vor dem Kriege. So würden schon früher erbaute Häuser einen automatischen Wertzuwachs erfahren. Dazu kommt noch die Wahrscheinlichkeit erhöhter Hypothekensätze. Tatsache ist, daß schon jetzt im Kriege überall da, wo eine starke Industrie oder aber eine starke militärwirtschaftliche Entwicklung stattgefunden hat, die Mieten um 10 Prozent in die Höhe gegangen sind, wie ja überhaupt der Wohnungsmarkt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine ganz überraschende Entwicklung genommen hat. Auch hier hätte man eine schwere Krisis erwarten müssen: Weggang der arbeitsfähigen und zahlungsfähigen Männer, Unmöglichkeit der Zurückgebliebenen, ihre Mieten zu zahlen, infolgedessen Not der Hausbesitzer, Ausfall der Hypothekenzinsen usw. Tatsächlich ist in den ersten Kriegsmonaten die Entwicklung in dieser Richtung gewesen, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie man befürchtet hatte. Aber jetzt nach $3^1/_2$ Jahren Krieg ist die Tendenz geradezu umgekehrt geworden. Auch hier hat zunächst einmal der Mietsbedarf der Kriegswirtschaftsstellen, der Militärbehörden usw. in ungeahnter Weise eingesetzt, und nicht nur in Berlin, sondern auch in großen Provinzstädten sehen wir, wie ganze Viertel von Kriegsämtern usw. mit Beschlag belegt werden. In Berlin wird ein Hotel nach dem andern von derartigen Behörden für ihre Zwecke übernommen, nebenbei bemerkt, eine Beobachtung, die wir bei unseren Feinden ebenfalls machen können. Dann aber ist vor allem der Rüstungsarbeiter ein recht zahlungsfähiger Mieter geworden, und so sehen wir beispielsweise in Berlin einen ständigen Rückgang der leerstehenden Wohnungen. (Nicht so günstig steht es mit den Läden, von denen mit der wachsenden Warennot und den größeren Einberufungen immer mehr leer stehen.) Die Hypothekenbanken haben geradezu überraschend geringe Ausfälle im Kriege zu beklagen. So haben nach einer kürzlichen Artikelreihe der „Frankfurter Zeitung" die 36 führenden deutschen Hypothekenbanken im Jahre 1916 auf ihre 12,12 Milliarden Darlehen nur 24 Millionen Zollrückstände zu verzeichnen, das sind 4,82 Prozent des sogenannten Zinssolls gegenüber 6 Millionen, gleich $1^1/_4$ Prozent in normalen Jahren.

Also allerhand Überraschungen. Gerade deshalb ist es überaus schwierig, die Zukunft dieses verwickelten Marktgebietes vorherzusagen. Die Wahrscheinlichkeit aber spricht dafür, daß der Hausbesitz eine verhältnismäßig günstige Zukunft zu erwarten hat, während für unbebauten Boden die Entwicklung weniger günstig zu sein scheint. Daß das ganze Gebiet vom sozialen und wirtschaftlichen Standpunkt aus eine kräftige, rücksichtslose Reform verlangt, ist selbstverständlich, gehört aber nicht in diesen Zusammenhang. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Entzweireißen Rußlands

Von Dr. Dmytro Donzow

Wir leben in der Zeit der Wunder und Überraschungen. Die Ereignisse von welthistorischer Bedeutung, die nach dem Russisch-Japanischen Kriege in rascher Folge einander jagten, setzten die alten Diplomaten aus der Zeit des „europäischen Konzerts“ in Erstaunen. Die Politik schien alle ihre Vernunftgründe verloren zu haben und der alte Spruch: „Politik treiben heißt vorausſehen können“ ein altes Paradoxon geworden zu sein, welches das harte Leben auf jedem Schritt und Tritt Lügen strafte. Unbegreiflich schien die Niederlage des Russischen Kolosses im fernen Osten ebenso wie die Schnelligkeit, mit welcher er sich wieder auf die Beine stellte. Unvorhergesehen kam der italienische Angriff auf Tripolis. Überraschend wirkte der Zusammenbruch der europäischen Türkei unter den Schlägen ihrer vier kleinen Feinde. Noch einige Jahre vor dem Ausbruch des Weltbrandes, dessen Zeugen wir sind, schien dies ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, ebenso wie beim Beginn des Krieges seine mehr als einjährige Dauer als absurd bezeichnet wurde. Überraschend, und nicht nur für seine Bundesgenossen, kam die militärische Niederwerfung Rußlands, noch unerwarteter die Revolution im Zarenreiche. Die geheimnisvollen Triebkräfte all dieser unerwarteten Ereignisse, deren Schauplatz vorwiegend der Osten war, kamen einem besonders rätselhaft in Rußland vor. Unter diesen anscheinend unbegreiflichen Triebkräften, welche das mächtige Reich vor den Augen des erstaunten Europas erschüttern, verdienen spezielle Aufmerksamkeit die nationalen Leidenschaften, darunter aber jene Bewegung, an welcher man bisher in der Politik ahnungslos vorbeiging, welche aber die Entzweiung Rußlands als ihre unvermeidliche Konsequenz in sich birgt. Dies ist die ukrainische Bewegung. Mit dieser Bewegung geschah dasselbe, was mit jeder großen historischen Tatsache gewöhnlich geschieht. Man schwieg sie zuerst tot (besonders eifrig und konsequent war man dabei in Rußland selbst und in den Ententeländern überhaupt); als man jedoch bemerkte, daß das Rezept nicht mehr taugte, versuchte man es mit dem Lachen, bis auch dieses erprobte Mittel versagte; dann entschloß man sich zu einem rücksichtslosen Kampf. Seit der Vernichtung der selbständigen Ukraine, die am Tag von Poltawa (1709) ihren Anfang und während der Regierungszeit Katharinas II. ihr Ende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nahm, bis zu den allerletzten Tagen trat Südrußland als eine besondere nationalpolitische Individualität auf dem Schauplatz der Geschichte nicht auf. Die staatliche Gewalt des Landes wurde von zwei „großen" russischen Herrschern, Peter I. und Katharina II., vernichtet, das Territorium, die einstigen „Länder des Hetmanschen Regiments", in mehrere russische Gouvernements geteilt, und das Volk hat aufgehört als eine politische Nation zu existieren. In solchem Zustande befand sich die Ukraine, als der Krieg ausbrach. „Le princip de nationalité", „The rights of the smaller nationalities" und andere schöne Grundsätze, die, auf das Banner der Entente geschrieben, der Welt und allen unterdrückten Völkern eine neue Ära verkündeten — sie haben die Ukraine unter ihren Schutz nicht genommen. Der Grundsatz der Völkerbefreiung, der, auf Österreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei angewendet, zu einem konkreten Programm wuchs, verwandelte sich sofort in ein „principe nuageux", wenn es sich um seine Anwendung auf Rußland handelte. Eine kleine Ausnahme wurde für Polen (um seiner westlichen Aspirationen willen) gemacht, die Ukraine aber war, wie gesagt, in der ganzen Ententepresse totgeschwiegen, als ein Land, dessen jede selbständige politische Regung man für eine Herausforderung Rußlands hielt. Die bescheidenen Versuche der ukrainischen Führer, die aufgeklärte Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt auf ihre Sache zu lenken, wurden entweder (im Westen) mit Hohn oder (in Mitteleuropa) mit Gleichgültigkeit oder im besten Falle mit jenem passiven Wohlwollen empfangen, das all jenen Nationalbewegungen (wie der ägyptischen, irländischen) zuteil wurde, welche man für ihre guten Intentionen zwar lobte, in die politischen Berechnungen aber wegen ihrer „problematischen Bedeutung" für die Sache der Zentralmächte nicht einbezog. Da brach die Revolution aus. Alter Gewohnheit nach lauschte die Welt atemlos nur dem, was in Petersburg getan und gesprochen wurde, als sich plötzlich herausstellte, daß das republikanische Rußland nicht mehr wie das zaristische nur ein Zentrum des politischen Willens hatte; es gab ihrer nun zwei. Das eine wie früher in Petersburg, das andere — in Kiew. An der Newa gelangte die einstweilige Regierung zur Macht, Kiew bildete sich seine eigene. In Petersburg tagte der Arbeiter- und Soldatenrat, der zum Parlament des neuen Rußlands wurde, in Kiew hatte sich die Zentralrada versammelt, an deren Sitzungen die Vertreter Wolhyniens, Podoliens, Poltawas, Charkows und der ganzen Ukraine teilnahmen, in dem die Beratungen in einer Sprache geführt wurden, die schon durch den Mund Walujefs, eines Ministers Alexanders II., als nicht existierend bezeichnet wurde. Die größte Aufgabe der Revolution war — von Petersburg aus gesehen — die Einberufung der allrussischen konstituierenden Versammlung, in Kiew war man anderer Meinung: dort wollte man die Entscheidung über das zukünftige Schicksal der Ukraine nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der russischen, sondern einer ukrainischen Konstituante anvertrauen. Und wenn man im Norden mit der Revolutionisierung der Armee sich beschäftigte, so wurde im Süden „die Ukrainisierung des Bajonetts" eifrig betrieben; die Standarte der Romanows wurde durch rote Fahnen bei den russischen, durch blaugelbe bei den ukrainischen Truppen ersetzt. Man rieb sich in Rußland die Augen vor Erstaunen. Man wollte nicht glauben, daß die dem Herzen eines jeden Russen, sei es eines Reaktionärs, sei es eines Sozialisten, teure Idee des Zentralismus plötzlich sterben solle. Diese Idee mußte, koste es was es wolle, gerettet werden. So entschloß man sich in Petersburg, inmitten des furchtbaren Krieges und einer nicht minder furchtbaren inneren Zersetzung, zu den Verhandlungen mit den Ukrainern, mit den „Verrätern", wie sie von nun an an der Newa hießen. Die Verhandlungen, welche durch blutige Zusammenstöße zwischen dem ukrainischen und russischen Militär in Kiew, Odessa und anderen Orten unterbrochen wurden, haben endlich zu einem Waffenstillstand oder, wie man es in Rußland nennt, zu einem Ausgleich geführt. Die Ukrainer haben viele von ihren Forderungen preisgeben, viel dagegen auch die Russen zedieren müssen, was sie unter keinen Umständen zedieren wollten. Das Territorium der autonomen Ukraine wurde künstlich nur auf fünf Gouvernements (Kiew, Wolhynien, Podolien, Poltawa und Tschernigow) beschränkt.[1]) Doch stellten sie immerhin eine Provinz dar, die vor zwanzig Jahren (der letzten russischen Volkszählung) ungefähr 15 Millionen Menschen zählte. Die Beziehungen zwischen der neuen Provinz und dem Staate zu regeln wurde zwar der russischen Konstituante vorbehalten, die Ukraine hat aber als ihre oberste Behörde das durch die Zentralrada gewählte Generalsekretariat bekommen, in deren Händen außer den Heeres- und auswärtigen fast alle anderen Angelegenheiten des Landes ruhten. Der Ausgleich wurde am 16. Juli abgeschlossen und Mitte Oktober der Regierungsantritt der autonomen ukrainischen Regierung in Kiew gefeiert.

Daß damit die ukrainische Frage nun endgültig gelöst wäre, daran glaubt man wohl weder in Kiew noch in Petersburg. Die Forderungen der Ukrainer, ihre eigene Armee bilden und eigene Vertreter auf die Friedenskonferenz schicken zu dürfen, besonders aber ihre Entschlossenheit, eine eigene, von Petersburg unabhängige Konstituante einzuberufen, weisen auf solche Unterschiede (in der Auffassung des ukrainischen Problems) zwischen Petersburg und Kiew hin, daß an ihre friedliche Ausgleichung kaum zu denken ist. Wie dem aber auch sein mag, eines steht nun fest: der Prozeß der Ent-

[1]) Jetzt hat das Generalsekretariat seine Kompetenz auch auf die Gouvernements Charkow, Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien erstreckt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zweiung Rußlands, das Entstehen eines eigenen Zentrums politischen Willens und Tuns in Südrußland ist durch keine Mittel der Gewalt oder Staatskunst mehr aufzuhalten. Wohin sich dies neue Zentrum orientieren wird, wird sich erst zeigen müssen. Aber die Tatsache der Zersplitterung der russischen Staatsgewalt allein, die in der Schaffung einer autonomen Ukraine ihren Ausdruck fand, wird für Europa unabsehbare Folgen haben. Diese Folgen werden besonders groß für Rußlands Nachbarn, für die Mittelmächte und die Türkei, sein. Schon ein oberflächlicher Blick auf die Karte läßt uns die ganze Bedeutung des Entzweireißens Rußlands klar erkennen. Wodurch war Rußland für Österreich-Ungarn und Deutschland vor dem Kriege so gefährlich? Natürlich zunächst durch seine Größe, sein „unerschöpfliches Menschenmaterial" usw., aber dann auch durch seine geographische Lage. Nicht dieses oder jenes politische System, das in einem Staate herrscht, bestimmt seine auswärtige Politik, sondern eben seine geographische Lage. Die wichtigsten Flüsse des europäischen Rußland, der Pruth, der Dnjestr, der Dnjepr mit seinen Nebenflüssen, münden in das Schwarze Meer. 8 589 000 Tonnen exportierte Rußland durch die Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres, dagegen durch die der Ostsee nur 5 498 000. Der Export von Getreide — die Hauptstütze der russischen Handelsbilanz — ging hauptsächlich über das Schwarze Meer. Die Meerengen wurden dadurch „der Schlüssel zum Haustor Rußlands", wie sie Nikolaus I. nannte; deren Besitznahme eines der wichtigsten Ziele der russischen auswärtigen Politik. Warfen sich Frankreich und England in den Weg Rußlands nach Konstantinopel, so waren sie die Feinde des Zaren. Mit dem Moment aber, als diese Mächte Rußland Konzessionen in diesem Punkte machen zu können glaubten, waren sie aus der Liste der Gegner Rußlands sofort gestrichen. Umgekehrt, solange Österreich-Ungarn und Deutschland wenig Neigung fühlten, die Verwirklichung des Testamentes Peters I. tatkräftig zu bekämpfen, waren die Nachbarschaftsverhältnisse zwischen diesen Mächten trotz alledem gut. In dem Moment aber, als durch die Bildung des Balkanbunds und die Entfesselung der panslawistischen Agitation Rußlands Vorbereitungen zur „russischen" Lösung der türkischen Frage ans Licht kamen, in dem Augenblick, als es sich dabei herausstellte, daß nicht nur Österreich-Ungarn, sondern auch Deutschland fest entschlossen waren, den panslawistischen Träumereien von dem russischen Kreuz auf der Hagia Sophia ein Ziel zu setzen, war in Petersburger Kanzleien das Programm der Aufteilung einer und bedeutender Schwächung der anderen Macht entworfen. Der Weg Rußlands nach Konstantinopel ging jetzt nicht nur über Wien, sondern auch über — das Brandenburger Tor. Die geographische Lage Rußlands trieb es also in den Konflikt zuerst mit der Pforte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann mit den Zentralmächten. Dabei aber ist besonders zu erwähnen, daß alle (auch geographische) Voraussetzungen dieses Konfliktes nicht früher und nicht später als erst dann gegeben waren, als Rußland in den Besitz der Ukraine gelangte. Die russischen Flüsse münden nicht ins Schwarze Meer. Nur der eine davon — der Don — mündet ins Asowsche Meer, die anderen entweder ins Baltische, Weiße oder Kaspische, dadurch die nördliche, westliche oder östliche Richtung der russischen Expansion bestimmend. Und tatsächlich wurden die türkischen Pläne Rußlands erst dann akut, als das letztere Herr der östlichen (1709), dann auch der westlichen Ukraine (1795) wurde. Nur seit diesem Momente beginnt Rußland eine entschlossene und weitblickende Politik gegenüber der Türkei zu treiben, eine Politik, die es, wie erwähnt, zur Gegnerin der Zentralmächte machte. Die Niederwerfung der selbständigen Ukraine, deren politische Ohnmacht hat Rußland die Möglichkeit gegeben, daraus ein Sprungbrett gegen seinen südlichen wie auch gegen seine westliche Gegner zu machen. Wenn dem aber so ist, so wird auch die Schlußfolgerung aus dem obigen richtig sein, daß die Expansionspläne Rußlands gegen Süden und Westen ein schwer zu beseitigendes Hindernis gefunden hätten, wenn auf den Steppen der Ukraine ein selbständiges, wenn auch halb souveränes Staatengebilde entstehen würde. Schon die ersten Schritte der modernen national-ukrainischen Bewegung bereiteten der russischen Diplomatie und ihren Projekten manche Unannehmlichkeiten. Die Klagerufe der Ukrainer störten bereits längst vor dem Kriege die auf einen Ton gestimmte Musik der panslawistischen Konzerte. Jetzt, nachdem die erste autonome Regierung in der Ukraine sich konstituierte, hat sie sich sofort (noch als Miljukow Minister des Äußern war) von den Konstantinopler Plänen Petersburgs losgesagt und nach dem sofortigen Friedensschluß gedrängt. Daß die autonome Ukraine auch die auswärtige Politik Rußlands nach dem Kriege mitbestimmen wird, das kann jetzt niemand bestreiten. Wenn aber nicht Petersburg, sondern Kiew (oder auch Kiew) die Geschicke „Kleinrußlands" in seine Hände nimmt, so würde es nie mehr zu einem solchen Konflikt Rußlands mit seinen Nachbarn kommen, wie wir ihn jetzt beobachten. Die Störung des ukrainischen Handels durch die Schließung der Dardanellen ist gewiß unbequem, sie wirkt aber nur periodisch, aber die Störung, welche der Handel, die Industrie, das Verkehrswesen und das ganze wirtschaftliche Leben der Ukraine durch systematische Ausbeutung durch Petersburg und Moskau empfindet, bleibt dauernd. Der wirtschaftliche Gegensatz zwischen dem Süden und Norden des Russenreiches, der wird das politische Leben der autonomen Ukraine in Atem halten, nicht aber die phantastischen Projekte der Eroberung Konstantinopels oder Zerstückelung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Österreichs. An diesem Kampfe zwischen dem Norden und Süden wird sich auch die Macht Rußlands allmählich aufreiben; darunter wird auch seine Stoßkraft nach außen leiden. Die Kalkulationen (die jetzt sehr modisch sind), daß man einen solchen Damm gegen das kriegerische Moskowitertum, wie ihn die Ukraine bilden würde, nicht mehr brauche, da die russische Republik nicht nach Eroberungen ausgehe, sind nicht stichhaltig. Eine friedliche Demokratie kann auf keine Präzedenzfälle in der Geschichte hinweisen. Auch der offizielle Verzicht Rußlands auf Konstantinopel und Polen kann nicht anders als gute Miene zum bösen Spiel gedeutet werden. Außerdem werde Kerenski und der Arbeiter- und Soldatenrat nicht auf die Dauer das Schicksal Rußlands bestimmen können. Die Herren Rußlands von Morgen werden die Leute sein, die seine tatsächlichen Herren sind: das Bürgertum. Und dies Bürgertum wird nicht durch Zeretelli, sondern durch Miljukow, Gutschkow und Rodzianko repräsentiert. Die Gesinnung dieser Leute in der auswärtigen Politik ist aber bekannt.

Die Wege der äußeren Politik einer Macht sind durch ihre geographische Lage gegeben. Deshalb muß jeder, der Westeuropa vom russischen Cauchemar dauernd befreien will, den Prozeß des Entzweireißens Rußlands mit Freude begrüßen und denselben zu begünstigen trachten. Die von Rußland erzwungene Proklamierung einer autonomen Ukraine wird vielleicht in den Annalen der Weltgeschichte mit ebenso großen Buchstaben geschrieben werden wie der Tag von Tannenberg oder die Einnahme von Ösel.

Siebzehn Reiter*)

Von Walther Reinhardt

Abend im Freundeskreise. Einer von den Abenden, an denen man nicht viel spricht, an denen es wohl gar nötig wird, daß — lediglich zur Herausforderung von Widerspruch und Belebung der Unterhaltung — einer etwa die kühne Theorie erfindet, der Mensch sei eigentlich nur eine Kristallisationserscheinung von verwickeltem Gefüge. Auf einmal beginnt mitten in solchen Schnack hinein einer zu erzählen, langsam, stockend, wie aus innerem Zwange; aus seinen Worten ersteht das Bild eines Feldzugserlebnisses, freskenartig, und wir vergessen für eine halbe Stunde, daß solches Erzählen

*) Aus einem bei E. S. Mittler in Berlin erschienenen Buch: „In der Picardie".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sonst als geschmacklos verpönt ist. Manches, was er berichtet, entzieht sich der Wiedergabe an dieser Stelle; ich runde ab und ergänze aus eigenem Erlebnis. So mag die kleine Episode aus dem großen Kriege hier Aufnahme finden.

Der junge Leutnant der Feldartillerie, Ordonnanzoffizier bei einem Brigadestab, war mit zehn bayerischen Ulanen und sechs berittenen preußischen Artilleristen seines Regiments nach der nordfranzösischen Stadt vorgeschickt worden, um die Behörden von der Ankunft der deutschen Truppen zu benachrichtigen und für deren Unterkunft in Kasernen und Schulen Sorge zu tragen. Die Stadt war, wie Kavalleriepatrouillen gemeldet hatten, vom Feinde geräumt; kein Soldat verteidigte ihre grünen Wälle. Sie ritten in flotter Gangart, der junge Offizier und seine sechzehn Mann, trabten dröhnend durch das unbewachte Stadttor. Im Schritt ging's enge Straßen entlang, in denen sich viel Volk zeigte, gut gekleidet und vergnügt, als wisse man nichts von Krieg und Kriegesnot. „Donnerwetter, Kerls," sagte der Offizier, sich im Sattel wendend, „hier gibt's mal feines Quartier." „Schau, schau, da sind ja auch Mädels, und sehr hübsche sogar," fügte er im stillen hinzu.

Seine Leute, die mit den Augen auch nicht müßig waren, machten dieselbe Feststellung. Die preußischen Feldartilleristen grinsten vergnügt, ritten sehr stolz und aufrecht hinter ihrem Leutnant, den sie abgöttisch liebten, einher. Die Bayern scherzten ausgelassen. „Hier gibt's a Mordsg'spaß!" meinte einer. Sie wurden laut, und der Leutnant rief sie zur Ordnung. Dafür war er Preuße. Eigentlich eine vorzügliche Mischung, die Leute, die ich hier führe, dachte er: so korrekt pflichttreue Norddeutsche und vergnügt draufgängerische Gebirgler. Aber er kam mit dem Gedanken kaum zu Ende, als ein Zuruf aus einer Gruppe junger Müßiggänger seinem Sinnen eine andere Richtung gab: „Hourrah, les Anglais!"

Das wird ja immer sonderbarer, dachte er. Seltsam traumhaft kam ihm alles vor. Er grüßte nach den Leuten hin und ließ ein kurzes Lachen aufflattern. „Haben Sie das gehört, Poschlinger?" Der Vizewachtmeister der Reserve trieb seinen Braunen neben den des Offiziers. „Sie halten uns wahrhaftig für Engländer," sagte er ernst.

Ein wenig später hielten sie auf dem großen, quadratischen Hof des altertümlichen Rathauses, saßen ab und schnallten Trensen und Kandaren los, um ihre Pferde aus dem flachen Brunnen zu tränken, dessen leises Plätschern in der steinernen Kühle des Hofraumes widerhallte.

Ein alter Stadtdiener in schwarzer Uniform trat aus einer dunklen Stube im Erdgeschoß und fragte den Ankömmling nach seinem Begehr. „Ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möchte den Herrn Bürgermeister sprechen." Der Mann wurde plötzlich sehr dienstefrig: „Ah, ich verstehe, mon commandant, wir erwarten Sie schon." Der Offizier wußte sich das nicht zu deuten, beschloß aber auf alle Fälle, sich in dieser an Seltsamkeiten und Überraschungen anscheinend sehr reichen Stadt das Verwundern abzugewöhnen. Er folgte dem Alten die teppichbelegte breite Treppe hinauf, die zu den Arbeitszimmern des Bürgermeisters führte. Zwei Unteroffiziere, der eine Artillerist, der andere Ulan, gingen mit, um oben vor der Tür des Sprechzimmers Posten zu fassen.

Das Stadtoberhaupt erwies sich als ein alter Herr von schlankem, aristokratischem Äußeren und sehr gemessenem Benehmen. Der junge Deutsche saß ihm am Schreibtisch gegenüber, der voller Bücher und Papiere lag, und trug seine Wünsche vor. Der andere musterte ihn mit großen, aufmerksamen Augen, die seltsam glänzend aus dem kränklichen Gesicht schauten, hörte ihn ruhig an, ließ nur am Anfang eine erstaunte Bemerkung über das gute Französisch des Offiziers fallen. Als dieser geendet, saßen sie sich eine Weile stumm gegenüber. Der Maire schien über das Gehörte nachzudenken. Auf einmal sagte er, sich vorbeugend, leise, aber mit Betonung: „Mon lieutenant, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß französische und englische Truppen in der Stadt sind."

Der Leutnant mußte zweimal mit der Hand unter den Kragenrand greifen, der ihn plötzlich drückte. Aber ganz ruhig und beherrscht kam seine Frage heraus: „Franzosen und Engländer? Sie setzen mich in Erstaunen! Können Sie mir sagen, wieviel Truppen hier sind?"

Der Bürgermeister sah ihn groß an, etwas mitleidig, wie es schien. „Ich weiß es nicht, mon lieutenant, sie sind gerade erst angekommen. Aber ich habe Kanonen gesehen. Man hat sechzig Quartierzettel für Offiziere verlangt." Und dreimal wiederholte er, sich nervös die Knie reibend: „J'ai vu des canons."

Wieder saßen sie sich für einen Augenblick stumm gegenüber. So seltsam habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht geträumt, dachte der junge Offizier; er mußte sich erst über die Augen fahren, um sich von der Wirklichkeit des Geschehens zu überzeugen. Die lange blutleere Hand des alten Mannes ihm gegenüber spielte mit einem silbernen Papiermesser, und dicht daneben stand das Tischtelephon. Er sagte sich: „Wenn sich jetzt die Hand nach dem Apparat ausstreckt, mußt du ihn niederschießen." Es lief ihm kalt über den Rücken.

Dann raffte er sich zusammen. „Herr Bürgermeister, ich bin durch die Umstände gezwungen, Ihr Los an das meine zu ketten." — „Joindre votre sort au mien;" er sagte es ganz pathetisch, auf sehr französische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Manier, wie ihm schien. „Glauben Sie sich imstande, uns aus der Stadt herauszuhelfen?“

Der andere spielte mit seinem Papiermesser. „Je tâcherai,“ sagte er nach kurzem Besinnen, „ich will es versuchen.“

„Gut,“ schloß der Deutsche die Unterredung, „Sie werden mit niemand sprechen und uns im Notfall für Engländer ausgeben. Einstweilen muß ich Sie bitten, sich als meinen Gefangenen zu betrachten.“

Er bat um etwas Essen, bekam Brot und Schinken, dazu eine Flasche vorzüglichen weißen Bordeaux vorgesetzt. Durch das Fenster, das auf den Hof hinausging, konnte er sich überzeugen, daß auch seine Leute zu essen erhielten. Er kam zu ihnen hinunter, als sie gerade den Pferden die leeren Freßbeutel abschnallten, ließ sie antreten, sagte in kurzen Worten, wie es stand. Den braven Kerls blitzte die Kampf- und Abenteuerlust aus den Augen. „Herr Leitnant, jetzt fangt dös G'spoaß erst richtig an!“ meinte einer der Bayern. Der Offizier nickte ihm zu.

Dann erschien der Bürgermeister in Seidenhut und schwarzem Mantel, einen Stock mit elfenbeinernem Knauf in der Hand. Sie nahmen ihn in die Mitte, der Leutnant hielt sich neben ihm. Helme und Tschapkas wurden auf die Packtaschen gebunden und die zerknitterten Feldmützen aufgestülpt. „Also wir sind jetzt Engländer, merkt's euch!“ So verließen sie den Rathaushof.

Der an der Spitze reitende Vizewachtmeister wollte in eine breite, belebte Straße einbiegen. „Il y a du danger, monsieur,“ sagte der Bürgermeister, stehenbleibend. „Dort liegen am jenseitigen Ende Kasernen. Wählen wir einen anderen Weg.“ Sie bogen in eine enge Nebenstraße ein, die jener großen Verkehrsader parallel lief. „Hier kommen wir ungefährdet nach der Porte de D.“

Man hörte Musik näherkommen und vorüberziehen: die raschen, bewegten Rhythmen des „Sambre-et-Meuse“-Marsches brachen sich an den langen Häuserfronten einer ihren Weg rechtwinklig schneidenden Querstraße. Man sah, daß Militär vorüberzog. „Sie marschieren auf dem Boulevard,“ sagte der Bürgermeister. Das war die Straße, vor der er sie gewarnt hatte ...

Sie kamen um eine Straßenbiegung und sahen in der Ferne die zwei dunklen Torbogen der Porte de D. vor sich liegen. Frage, ob das Tor etwa geschlossen sei. Der alte Herr verneinte: der Durchlaß mache im Wall eine Krümmung, deshalb erschienen die beiden Torbogen schwarz. Aber alsbald tauchte eine neue Sorge auf: in der linken Durchfahrt stand etwas helles, noch nicht näher zu erkennen. „Wenn das man bloß keene Kanone ist,“ berlinerte der Offizier zu seinen Leuten, die pflichtschuldigst lachten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie kamen näher und erkannten sogleich alle: es war natürlich eine Kanone. Für einen Augenblick verging ihnen das Lachen. Unterm Torbogen hielt ein Geschütz mit Bespannung, die Pferdeköpfe ihnen zugewandt; Leute waren nicht zu sehen. Die mählich zunehmende Dämmerung vereitelte eine genauere Feststellung.

Der Leutnant kommandierte ein leises „Halt". Ein Verdacht stieg in ihm auf; er sah den Bürgermeister an, tastete nach der Pistolentasche am Gurt. „Sehen Sie das Geschütz dort?" fragte er scharf. Der Bürgermeister nickte. Er sah in der Dämmerung noch blasser und kranker aus als vorher. Es gab ein kurzes Verhandeln. Der Franzose beteuerte seinen ehrlichen Willen, den deutschen Reitern aus der Stadt hinauszuhelfen, und man konnte nicht anders, als ihm Glauben schenken: der Mann hatte sich bisher als so anständig und zuverlässig bewährt, daß man ihm nicht bei der ersten Schwierigkeit mißtrauen durfte. Wie weit es bei Vermeidung der Porte de D. bis zum nächsten Tor sei? — Eine halbe Stunde und belebte Straßen zu passieren. — Dann lieber nicht!

Einen Augenblick noch blieb der Leutnant unschlüssig, dann hielt er auf einmal dem alten Herrn mit einer freimütigen Bewegung die Hand hin: „Ich danke Ihnen für Ihre gütige Hilfe, Herr Bürgermeister, danke Ihnen auch im Namen meiner Kameraden. Wir werden Ihnen das nicht vergessen. Ich brauche Sie nicht mehr, wir wollen Sie nicht zwecklos in Gefahr bringen. Ich versuche mit meinen Soldaten hier herauszukommen." Und dann zu seinen Leuten gewandt: „Kerls, wir sitzen in einer verteufelten Patsche! Ihr seht alle dort das Geschütz; wo eines ist, werden noch mehr sein. Aber wir müssen durch. Die Dunkelheit wird uns helfen. Kein Wort gesprochen und ruhig im Schritt hinter mir her. Na, denn los!"

Sie ritten wieder an, der junge Offizier jetzt an der Spitze des Häufleins, näherten sich langsam dem Tor. Er hätte am liebsten laut gelacht, so seltsam und unwahrscheinlich mutete ihn die Begebenheit an. Dann ertappte er sich dabei, wie er allerlei Unsinn vor sich hinmurmelte: „Junge, Junge, wenn das man bloß gut ausgeht! Dolle Sache, dolle Sache, würde mein alter Chef sagen. Zu schade, daß er nicht hier ist!" — Auf einmal überlegte er wieder ganz kühl und sachlich: gesetzt, es stehen dort Offiziere oder Kerls — ich werde gut tun, ihnen „Good bye" zu sagen. Das wird jeden etwaigen Verdacht zerstreuen. Unsere Mützen sehen schließlich doch nicht so ganz englisch aus. Wenn sie aber dann etwa Fragen stellen, eine längere Unterhaltung beginnen sollten . . .

Die Konturen des Geschützes und seiner Bespannung traten schärfer hervor. Und plötzlich löste sich aus der grauen Masse die Form einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

menschlichen Gestalt, lang und hager, flache Mütze auf dem Kopf, Pfeife im Mund. Ein Engländer, unverkennbar. Der sah sich die siebzehn Reiter an ... Die Deutschen blickten geradeaus in das Dunkel des Torbogens, ihr Führer legte grüßend die Hand an die Mütze. Im letzten Augenblick entschloß er sich, doch noch „Good bye" zu sagen. Aber das Wort blieb ihm im Halse stecken.

Sie ritten vorüber, langsam, zu zweien nebeneinander. Der Engländer hatte den Gruß erwidert, lässig, aber nicht unhöflich; jetzt wandte er sich langsam ab. Sie müssen unsere Herzen klopfen und dröhnen hören unter dem Torbogen, dachte der Deutsche. Im Vorbeireiten hatte er einen Blick in die längs des Walles sich hinziehende Seitenstraße werfen können. Und was er gesehen, war dies: eine englische Batterie kleinen Kalibers hielt, die Spitze ihnen abgekehrt, in der Seitenstraße, mit dem letzten Geschütz gerade noch unter dem Torbogen; an dem hatten sie vorbeigemußt; die Mannschaft war um einen Offizier versammelt, einige Gespannfahrer standen müßig bei ihren Gäulen; und der lange Mensch mit der Pfeife im Mund war wohl ein Unteroffizier, vielleicht der Führer des letzten Geschützes, gewesen.

An die dreißig Meter maß der Wall, den das Tor im Bogen durchschnitt. Laut klapperten die Eisen der Pferde auf dem groben Pflaster. Der Weg war frei. Dem Leutnant war es beim Verlassen des dunklen Torbogens, als ritten sie in eitel Sonnenschein hinaus.

„Galopp, marsch marsch!" Wie eine Jubelfanfare klang sein Kommando. Funken stoben unter ihnen auf, ein paar Helme, schlecht am Sattel befestigt, fielen rasselnd aufs Pflaster. Bei der Batterie hinter ihnen gab's ein Zusammenlaufen; man hörte laute Rufe, Kommandos; ein Geschütz wurde durch den Torbogen in Stellung gebracht, dann ein Schuß gelöst, der hoch über ihre Köpfe wegfuhr. Doch sie hatten schon den äußeren Wall passiert; die offene Straße lag vor ihnen. Zwar gab's draußen noch eine Überraschung: links und rechts der Straße lagerten feindliche Infanteristen, Engländer und Franzosen, mehrere Kompagnien stark, die, durch den Kanonenschuß alarmiert, den Davonsprengenden einige Flintenkugeln nachsandten und zwei Mann, den Ulanenwachtmeister und einen Gefreiten, schwer verwundeten. Aber die beiden konnten sich noch im Sattel und mit den anderen bei der Flucht gleiches Tempo halten. Und so blieb nach allen Fährlichkeiten dieses Ritts eines doch bestehen: siebzehn deutsche Reiter galoppierten in die Freiheit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phönix

Von Karl Bröger

Durch die Leichengebirge der Zeit
keucht der letzte tote Soldat zum Gipfel der Ewigkeit.
Vom Schädelberg, höher als alle Berge der Welt,
späht er, die Hand vor den Augen, und seine Stimme gellt.

„Hier auf höchstem Gipfel des Grauens will ich stehn,
einen Menschen nur, einen einzigen Menschen zu sehn.
Doch nur tote Soldaten erspäh' ich fern und nah.
Ist denn kein Mensch, kein lebendiger Mensch mehr da?
Künde dich, Bruder, ob weiß oder schwarz von Haut,
daß mein Blick dein belebtes Antlitz schaut!..."

Durch die Klüfte des Himmels brechen sich Flammen den Lauf,
aus den Schluchten von Leichen züngeln Feuer herauf,
und der Rufer, von Sehnsucht nach seinem Menschen erfüllt,
steht ganz in Brand und heilige Lohe gehüllt.

Seine Uniform mit allem bunten Ballast
wird von den Flammen ergriffen, wird von der Glut erfaßt.
Als sie knisternd verkohlt von seinem Leibe sinkt,
sieht er in Asche den toten Soldaten, der Abschied winkt.

Auf dem Schädelberge, in lauterer Feuer Schein,
steht ein nackter Mensch, schuldlos und sündenrein,
ohne Geschütz und Granaten, ohne Dolch und Gewehr...
Wie am Schöpfungstage blickt er um sich her.
Faßt mit sinnender Liebe im großen Kinderblick
die zerstörte Welt und ihr blutiges Geschick
und durch Tod und Grauen, durch Trümmer und schwelenden Brand
schreitet er federnden Fußes in neues Menschenland.

Eduard Bernsteins Erinnerungen

Es war seinerzeit nicht unklug von der damaligen deutschen Regierung, daß sie den Steckbrief gegen Eduard Bernstein aufhob und dem lang Verfemten die Tore der Heimat öffnete. Der hatte 1899 in London sein Buch über die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie geschrieben, das in und außerhalb der Partei Aufsehen erregte; debattierte doch der Parteitag in Hannover mehrere Tage über die Bernsteinschen Gedanken. Die deutsche sozialistische Bewegung wurde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Folgezeit stark mit den sehr aufs Reale gerichteten Bernsteinschen Ideen durchtränkt. Und nicht zum wenigsten sein Verdienst ist es mit, daß in der sich zur Sozialdemokratie bekennenden deutschen Arbeiterschaft jene Staatsauffassung Wurzel faßte, die in dem Bekenntnis zur Politik des 4. August 1914 gipfelte.

Doch die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß der geistige Vater dieser Dinge in seiner politischen Auffassung heute abseits von seinen einstigen Freunden steht. Er ist zu denen gegangen, die ihn seinerzeit am heftigsten befehdeten. Noch heute erinnere ich mich einer Berliner Versammlung, in der sein Parteigenosse Ströbel ihn wegen eines Artikels im Berliner Tageblatt arg zerzauste. Wie die Bauern zur Abschreckung des Raubzeugs häufig eine Eule ans Scheunentor nageln, so, meinte Ströbel, müßte man es moralisch mit Eduard Bernstein tun, zum Schrecken aller Revisionisten.

Weil nun die Mehrheit der sozialdemokratischen Partei in der Frage der Kreditbewilligung einen anderen Standpunkt einnimmt, gibt es in seinen soeben erschienenen Erinnerungen*) ab und zu einen kleinen Hieb gegen die „Umlerner". Dabei ist Bernstein meines Erachtens wenig glücklich. Was will es beispielsweise besagen, wenn er schreibt, daß die englische Arbeiterbewegung die Geister weniger uniformiere als die deutsche, und er dann, drei Seiten weiter, die bekannte Knausrigkeit der englischen Arbeiter bei Sammlungen für im Lohnkampf befindliche Klassengenossen eines anderen Landes mit dem bürokratischen Geist ihrer Gewerkschaftsstatuten zu entschuldigen sucht?! Oder wenn er in seiner Vorliebe für England davon schwärmt, daß Macdonald auf der Stockholmer Konferenz sicher gute Friedensarbeit verrichten wird und er dann sehen mußte, daß just die englische Regierung diese Konferenz unmöglich machte. Wie auch will Bernstein beweisen, daß der alte Theodor Curti, der ehemalige Direktor der Frankfurter Zeitung, wenn er heute noch lebte, „niemals über die Dinge hinweggekonnt hätte, die Belgien geschehen sind" (Seite 95)?

Für den Politiker bringt das Buch nicht viel Neues. Bebel (Aus meinem Leben), Mehring (Parteigeschichte) und Belli (Rote Feldpost) haben da schon vieles vorweggenommen. Es sei denn, daß man erfährt, daß der spätere englische Minister John Burns vor achtzehn Jahren am Fuße der Nelsonsäule während einer politischen Versammlung eine fürchterliche Schlägerei mit Polizisten hatte und daraufhin in der Gerichtsverhandlung von dem damaligen Advokaten und gleichfalls späteren Minister Asquith verteidigt wurde. Oder daß der Dubedat in Shaws Arzt am Scheidewege kein andrer als Marx' Schwiegersohn Aveling ist. Oder schließlich, daß man im Züricher Mohrenklub seligen Gedenkens Vollmar als Zitherspieler und Kautsky als Akrobat und Phantasietänzer lustig vorgeführt bekommt.

Nichtsdestoweniger liegt in den Bernsteinschen Erinnerungen ein Buch vor, das man mit Interesse liest. In den zwei Jahrzehnten seines Exils ist der Verfasser in der Schweiz wie in London mit vielen interessanten und geschichtlichen Persönlichkeiten zusammengekommen, von denen er mancherlei zu erzählen weiß. Das Buch beginnt mit dem Jahre 1878, in dem Bernstein eine Stelle als Sekretär Karl Höchbergs in Lugano innehatte. Er übernahm dann den

*) E. Bernstein, Aus den Jahren meines Exils. Gebunden M 7.—, bei Erich Reiß, Berlin.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis dahin von Vollmar geleiteten Züricher Sozialdemokrat, den er nach erfolgter Ausweisung aus der Schweiz in London weiterführte, und kehrte 1901 nach Aufhebung des gegen ihn während des Sozialistengesetzes erlassenen Haftbefehls nach Deutschland zurück. Aus dieser Zeit sind die (zuweilen etwas breit vorgetragenen) Erinnerungen.

An einer Stelle des Buches heißt es einmal: „Es ist gut, daß der Mensch dahinstirbt. Wird er über die Fünfziger, so wird fast jeder Romantiker. Mag der Verstand noch so sehr mit der Zeit Schritt halten, das Gefühl empfindet immer stärker mit der Vergangenheit."

Ganz Eduard Bernstein!

J. Kliche.

Der russische Waffenstillstand und die Wirtschaft

Wie wird ein Waffenstillstand oder aber ein Sonderfriede zwischen Deutschland und Rußland auf die wirtschaftlichen Verhältnisse wirken? Die Frage ist leichter gestellt als beantwortet. Das Naheliegende wäre die Hoffnung auf einen außerordentlich innigen Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen. Sind schon an und für sich die denkbar günstigsten Voraussetzungen für den Austausch deutscher und russischer Waren gegeben, so ist das doppelt stark der Fall heute, wo beide Länder von der übrigen Welt abgeschnitten sind. Rußland ist ein Agrarland größten Umfanges mit ungeahnten Ausdehnungsmöglichkeiten: schon vor dem Kriege war es als Verkäufer von Gerste, Weizen, Flachs, Eiern, Butter, Leder usw. ein ausschlaggebender Faktor auf dem Weltmarkt. Die Ausfuhrmengen zeigten eine unverkennbare Tendenz zur raschen Steigerung. Umgekehrt war das Land Käufer von Industrieprodukten aller Art. Und trotz des für alle jungen Länder einheitlichen Ehrgeizes, eine eigene Industrie aufzubauen, stieg jener Bedarf nach ausländischen Fabrikaten rasch weiter, wie denn überhaupt die Industrialisierung eines reichen Landes keineswegs den Einfuhrbedarf verringert, sondern ihn sogar noch erhöht. Deutschland hatte in dieser Entwicklung sowohl als Verkäufer, namentlich aber als Käufer eine ausschlaggebende Stellung. Der Umstand, daß die russische Außenhandelsstatistik durch und durch falsch war, daß vieles, was aus andern Ländern bezogen wurde, aber über die deutschen Grenzen kam, als deutsche Einfuhr gebucht wurde, hatte in Petersburg und namentlich in Moskau eine recht ungünstige Stimmung gegen Deutschland ausgelöst. Das Schlagwort, Rußland sei eine deutsche Kolonie, wirkte vergiftend. Dazu kam noch die Überzeugung, man sei bei dem letzten Handelsvertragsabschluß zu ungünstigen Bedingungen gepreßt worden. Das wußte namentlich England auszunutzen, politisch wie wirtschaftlich, und darum war das Schlagwort „Los von Deutschland" wenigstens im ersten Kriegsjahr in Rußland recht populär. Allmählich aber hat man in Rußland eingesehen, daß die Deutschen doch bessere Menschen sind. Denn die neuen Freunde aus London und Neuyork sind doch etwas zu unverschämt vorgegangen. Abgesehen davon, daß der deutsche Kaufmann sich vermutlich den russischen Bedürfnissen im Geschmack und namentlich auch im Kreditwesen anzupassen verstanden hat, haben die Engländer und Amerikaner ganz unverhüllt wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Herren im Lande geschaltet, die russische Not gleich Wucherern ausgenutzt und sich Konzessionen über Konzessionen in kaum glaublichem Umfange machen lassen. Man nimmt an, daß die beiden angelsächsischen Reiche Rechte über Ländereien erworben haben, die etwa der Größe Europäisch-Rußlands entsprechen. Das erklärt den Rückschlag der Gefühle.

Ob aber heute schon ein sehr ausgedehnter Güteraustausch beginnen kann, ist aus zwei Gründen zweifelhaft: die Russen können wenig nach Deutschland einführen und wir sehr wenig dorthin ausführen. Nicht als ob Rußland nicht auch heute in allen möglichen Waren einen Überfluß zu verzeichnen hätte. Aber die Schwierigkeit besteht darin, diese Waren zu befördern. Der Zustand der russischen Verkehrsverhältnisse muß geradezu trostlos sein. Nur so erklärt es sich, daß weite Strecken des Landes unverkennbar Hunger leiden. Das mag nun allerdings in dem Augenblick ganz erheblich besser werden, in dem die Militärtransporte aufhören, die auch in Rußland den größten Teil von Wagen und Lokomotiven mit Beschlag belegen. Immerhin genügt auch das nicht, und so wäre an und für sich der erste Ausfuhrartikel, den Rußland von uns erwarten könnte, Wagenmaterial. Ob wir dieses aber liefern können? Bekanntlich ist unser eigener Überfluß daran nicht gerade sehr groß. Freilich mögen auch für uns die Bahnverhältnisse in dem Augenblick erheblich leichter werden, in dem wir nicht mehr Truppen von einer Front an die andere zu werfen haben. Andere Waren dagegen könnten wir vielleicht schon sehr schnell ausführen, wie etwa Kali, für das Rußland neuerdings auch Verwendung hat, und Chemikalien, unter deren Mangel das Land schwer leidet.

Vielleicht werden die wirtschaftlichen Folgen eines russischen Sonderfriedens nirgends unmittelbarer gespürt als bei unseren Feinden und namentlich in Frankreich: Frankreich ist, wie jedermann weiß, der große Geldgeber des Zaren gewesen in der stillen Hoffnung auf die Unterstützung seines Revanchegedankens. Man schätzt den Besitz an russischen Wertpapieren bei unseren westlichen Nachbarn auf annähernd 20 Milliarden Franken. Die Besitzer sind nicht etwa die Großen, sondern diese Summe ist in den kleinsten Abschnitten bis herunter zum bescheidensten Rentner verteilt. Nun hat Rußland vom ersten Kriegstage an nicht mehr die Zinsen für diese Kapitalien bezahlen können. Schon aus Stimmungsmache beeilten sich die leitenden Kreise in Frankreich, diese Unmöglichkeit zu verdecken: die Bank von Frankreich übernahm die Zahlung der Zinsen. Auf diese Weise muß automatisch, nebenbei bemerkt, die Schuld Rußlands an Frankreich um weitere 3 Milliarden gestiegen sein. Was wird nun geschehen, wenn am 1. Januar die neuen Kupons fällig werden und dann Rußland nicht mehr zur Entente gehört? Wird die Bank von Frankreich trotzdem weiter bezahlen? Ein großes Wagnis für das Institut!

Unterläßt es aber die Einlösung, so wird ein Katzenjammer schlimmster Art in Frankreich unvermeidlich sein, wie denn überhaupt die Frage des russischen Staatsbankrotts immer näher rückt. Rußland hat heute eine Schuldenlast von 50 bis 55 Milliarden Rubel. Wie diese heute bei den chaotischen Verhältnissen im Lande verzinst werden soll, wo die Eintreibung jeglicher Art von Steuern auf die größten Hindernisse stößt, ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmöglich zu erkennen. Es fällt aber rund ein Drittel dieser Schuld auf das Ausland: Frankreich marschiert von früher her an der Spitze mit annähernd 10 bis 12 Milliarden Rubel, dann kommt England mit etwa 7 Milliarden, Amerika und Deutschland mit rund einer Milliarde und Japan mit einer halben Milliarde. Die Verzinsung dieser Summe würde selbst bei einem normalen Valutastand des Rubels annähernd eine Milliarde Rubel im Jahr erfordern. Da aber heute der Rubel auf etwa den fünften Teil seines Normalkurses gesunken ist und die Verbindlichkeiten in ausländischer Währung zu zahlen sind, so steigt die Last Rußlands dementsprechend. Aus welchen Mitteln nun soll Rußland zahlen? Diese Frage ist nicht zu beantworten. Wären normale Zeiten, so könnte man ja daran denken, durch eine riesenhafte Anleihe im Ausland Mittel zu finden. Wer aber wird heute Rußland eine neue Anleihe geben? Die zweite Möglichkeit wäre die Ausgabe eines sogenannten funding loan, das ist die Bezahlung der Zinsen mit Schuldscheinen. Wird Rußland selbst diesen Ausweg als annehmbar betrachten? Werden vor allen Dingen die neuen Machthaber es für richtig halten, das Land für die Sünden ihrer Vorgänger büßen zu lassen? Das ist recht zweifelhaft, und so ist der Staatsbankrott in irgendwelcher Form durchaus wahrscheinlich. Ob sich nun Rußland darauf beschränken wird, die Zinsen zu ermäßigen, etwa statt 5 Prozent für eine Reihe von Jahren nur 3 oder 2 Prozent auszahlt, oder ob man einen Teil der Schuld, wie die im Krieg zu Wucherpreisen aufgenommenen Darlehen in England und Amerika überhaupt bestreiten wird, das bleibt abzuwarten. Daß natürlich ein Staatsbankrott auch für den Schuldner nur für den Augenblick eine unbedingte Erleichterung, für später aber eine recht zweifelhafte Sache ist, sei nur nebenbei angedeutet.

Wenn nun auch für Deutschland im Augenblick die wirtschaftlichen Beziehungen nicht so gewaltig sich entwickeln werden, wie man in normalen Zeiten erwarten sollte, so wird bei einigermaßen Geschick auf unserer Seite im Laufe der Zeit eine sehr innige Annäherung zwischen Rußland und Deutschland erfolgen. Wir brauchen, wie schon erwähnt, Agrarprodukte in großen Mengen, und die Russen bedürfen zu ihrem Wiederaufbau Industrieprodukte aller Art. Hier wird nun der große Mangel an Schiffsraum den beiden Nachbarn helfen. Wir werden lieber und billiger aus Rußland kaufen, besonders da die dortige Valuta für uns recht angenehm ist und weil dazu keine große Seefahrt nötig ist, es sei denn die kurze Strecke über das Schwarze Meer und von da die Donau aufwärts. Andererseits werden die Russen auf dem Bahnweg deutsche Maschinen viel billiger kaufen können als von England und Amerika. Auch für Rußland ist der Stand der deutschen Valuta viel angenehmer als der der Westmächte. Das eine aber ist sicher: Je länger diese den wahnsinnigen Krieg fortsetzen, um so inniger schweißen sich die Interessen der beiden Reiche zusammen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An die Leser des „März"

Von Conrad Haußmann

er 1. Januar 1918 bringt dem „März" den Abschluß seiner elfjährigen publizistischen Tätigkeit. Der Redakteur und ein wesentlicher Teil seiner Mitarbeiter tritt an diesem Tag über in die Redaktion und den publizistischen Kreis der „Deutschen Politik", Wochenschrift für Welt und Kulturpolitik, Verlag Kiepenheuer, Berlin-Weimar. Gleichzeitig stellt der „März" sein Erscheinen ein.

Der Grund ist ein äußerer und ein innerer. Die fortschreitende Beschränkung des Druckpapiers durch behördliche Anordnung macht es unmöglich, der Wochenschrift den Stoff und Inhalt zu geben, auf den die Leser einer Zeitschrift Anspruch erheben können. Zugleich zeigte sich in dem letzten hochpolitischen Halbjahr aber auch, daß die politischen und kulturellen Ziele des „März" von der Zeitschrift „Deutsche Politik" in gleicher Weise vertreten sind und in Zukunft einheitlich vertreten werden wollen. Die Zeit drängt auf allen Gebieten zur Leistungssteigerung durch Zusammenlegung der Kräfte — auch in der deutschen Demokratie. Indem die „Deutsche Politik" in ihren ausgezeichneten Redaktionsstab den bisherigen Leiter des „März", Herrn Dr. Theodor Heuß, beruft und auch die für die Richtung des „März" bestimmenden Mitarbeiter zu einer politischen Schaffensgemeinschaft eingeladen hat, ist eine Voraussetzung und eine Sicherheit dafür gegeben, daß die Lücke sich sofort schließt und neben dem bisherigen Stoff durch die Kräfte der „Deutschen Politik" ein noch reicherer Inhalt geboten wird.

Diejenigen treuen Leser des „März", die den „März" als Erscheinung vermissen werden, bitte ich, mir zu glauben, daß ich ihre Gefühle verstehe und für sie dankbar bin. Als ich mit Albert Langen, Ludwig Thoma und Hermann Hesse am 1. Januar 1906 in München den „März" gründen half, war es unsere Idee, einen Sammelpunkt für freiheitliche und für friedliche Bestrebungen in Süddeutschland zu schaffen. Die vierundvierzig Vierteljahrbände legen urkundliche Zeugenschaft ab für den Ernst und die Ausdauer dieser Anstrengungen. Albert Langen mit seinen wertvollen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

persönlichen Verbindungen nach Skandinavien, nach Wien, Rom, Paris und London, mit seinem großen Verlag und mit seinem begeisterungsfähigen und elastischen Idealismus war ein unvergleichlicher Verleger; er war auch der liebenswürdige Mittelpunkt eines persönlichen Freundeskreises, der den Plan schuf und trug. Albert Langen selbst war der Schöpfer des Namens „März“. Die erste Titelvignette, ein junger Strauch im Märzwind, stammt von Olaf Gulbranssson, dem genialen Zeichner, die zweite, die Feldbestellung darstellend, war von Ignaz Taschner, dem unvergeßlichen Künstler. Der nach kurzen Jahren frohen Arbeitens eingetretene Tod Albert Langens war für den „März“ ein außerordentlicher Verlust. Ohne seine Pflege war das politische Erdreich Münchens auf die Dauer dem „März“ und seiner tieferen Einwurzelung weniger zusagend als dem radikaleren und künstlerisch übermütigen „Simplizissimus“. Der „März“ wanderte an den Neckar, wo er festen Boden faßte und seine durch Albert Langen hochgebrachte Stellung in der deutschen Publizistik befestigt hat.

Der Ausbruch des Krieges löste den Inseratenvertrag des „März“verlags und machte dadurch Einschränkungen nötig, die sich durch die Papierknappheit im Laufe der Jahre noch steigerten. Doppelt dankenswert war das treue Ausharren des Leserkreises.

Der Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse hat die Berechtigung und Notwendigkeit der Volks- und Menschheitsziele erhärtet, für die der „März“ in demokratischem Geist gegründet und geführt wurde.

Deshalb ist es willkommen und wichtig, daß diese politische und geistige Arbeit, die der Presse und, soweit die Tageszeitungen sie nicht erfüllen können, der Zeitschrift obliegen, von der „Deutschen Politik“ in Berlin mutig und kraftvoll aufgenommen worden ist. Dabei ist von Bedeutung, daß die Wochenschrift nicht nur zum Organ eines großen Leserkreises, sondern auch von Persönlichkeiten geworden ist, die sich im jetzigen geschichtlichen Zeitpunkt von der Notwendigkeit und Fruchtbarkeit gleichgerichteter, gemeinsamer und planvoller Arbeit überzeugt haben. Es gilt: in voller Selbständigkeit von einem nationalen, politisch und sozial freien Standpunkt aus am geistigen Sieg unseres Vaterlandes, der die Taten des Heeres und des Volks fruchtbar macht, treulich mitzuarbeiten; die Lehren des Weltkriegs national und international zu ziehen; die reellen und ideellen Voraussetzungen des Weltfriedens weitblickend schaffen zu helfen; in der inneren Entwicklung ein belebendes und wirksames Heilmittel zu schaffen; eine verständnisvolle Mehrheitsregierung zu sekundieren oder vor Unentschlossenheit zu warnen und unter den wirtschaftlichen Umwälzungen eine neue Blüte der Gesamtheit und der Einzelexistenzen nicht notleiden zu lassen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Groß ſind die Aufgaben der Regierung, des Parlaments, der öffentlichen und privaten Körperſchaften, der Parteien und der Vereinigungen. Unendlich groß iſt aber auch die Aufgabe der Preſſe und Publiziſtik. Dieſes Bewußtſein der Pflicht und Verantwortung ſoll die Arbeit der „Deutſchen Politik“ leiten und ihr die Unterſtützung eines an Zahl und Verſtändnis wachſenden Leſerkreiſes ſichern.

Auch die Leſer des „März“ ſollen, ſo möchte ich vorſchlagen, durch Abonnement ſich perſönlich überzeugen, daß nicht bloß der Vogel Phönix, ſondern auch der „März“ die Fähigkeit hat, aus Aſche und Schnee aufzuerſtehen.

Waldemar Bonſels: Ziviliſation und Natur

Von Dr. Werner Mahrholz

Auf einer beſtimmten Entwicklungsſtufe der Ziviliſation wird von dichteriſchen Naturen die Naivität um ihrer ſelbſt willen geſchätzt, weil dann die Äußerungen des naiven Lebensgefühls in Tier und Abenteurer, in der Natur und im Wanderer als ſchätzbarer Stoff für Dichtung erſcheinen. Ziviliſation iſt ja im Grunde nichts anderes als Beherrſchung der äußeren Natur, was denn, wenn die Verwechſlung von Ziviliſation und Kultur bei einer hohen Steigerung der erſteren einſetzt, zu einer Herrſchaft der Mittel über die Zwecke, ſchärfer noch: zu einer Verdrehung und Umdeutung der Mittel in Zwecke führt. Die Verzweiflung am Leben lauert auf dem Grunde jeder bloßen Ziviliſation — und eine zu weit getriebene Mechaniſierung des Lebens erzeugt als Gegengefühl die Freude und Liebe an dem Naiven, die Sehnſucht nach reſtloſer Hingabe an die Natur.

Rouſſeaus Werk iſt der Ausdruck einer ſolchen Ziviliſationsverzweiflung, aber ſeine Natur war zu ſentimental gefärbt, was an der Weichheit ſeiner inneren Natur liegen mag. So ſind menſchliche Idyllen mit einer ſentimental aufgefaßten Natur als Hintergrund das Schönſte, was er zu bieten hat. Zwiſchen ſeinem Lebensgefühl und dem unſeren liegen zwei wichtige Erlebniſſe im deutſchen Geiſt: die romantiſche Ironie und die genaue, vorausſetzungsloſe und deutungsfreie Hingabe an die Natur, welche zu den Vorausſetzungen der Naturwiſſenſchaften gehört. Die Ironie der Romantik gibt den heutigen Menſchen eine geiſtige Freiheit, ein Schweben und Tanzen über den Dingen, wodurch die Sentimentalität Rouſſeaus ironiſch aufgehoben und Humor als freies Spiel des Geiſtes möglich wird. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erlebnis der Naturwiſſenſchaften aber befreit uns auf andere Weiſe von der Sentimentalität: durch Kenntnis und Erkenntnis, durch Gefühl für die Notwendigkeit des Schönen wie des Grauſamen, des Guten wie des Böſen in der Natur.

In dieſen einleitenden Betrachtungen haben wir die Vorausſetzungen des Dichters Waldemar Bonſels umſchrieben: ihm ſind die Tiere lieb um ihrer Naivität willen, und die Menſchen, mit Ausnahme der Abenteurer und Reiſenden, langweilig um ihres mechaniſierten Lebensbetriebes willen; ihm iſt das Leben der Tiere ein Spiegel alles Lebens mit ſeinen Seligkeiten und ſeinen Schauern. Er iſt Idylliker und Satiriker, Humoriſt und Lebensliebhaber, Kenner des Lebens und Bekenner Gottes in der Natur — und das alles wurzelt in einer tiefen, ehrfürchtigen Liebe und Hingabe an das Walten der Natur, welches jenſeits aller menſchlichen Moralbegriffe von erhabener Furchtbarkeit und Schönheit iſt.

Bei ſeinen Tierbüchern „Himmelsvolk“ und „Die Abenteuer der Biene Maja“*) erinnert man ſich, daß die Romantiker aller Zeiten, Cervantes in den „Geſprächen der Hunde Scipio und Berganza“ und E. T. A. Hoffmann im „Kater Murr“, am Tiere, als dem naiven Weſen, dem außermenſchlichen Leben das Daſein der Menſchen maßen. Ganz das nämliche tut, aber mit weniger Galle und mehr idylliſchem Humor, der moderne Romantiker, wenn er im „Himmelsvolk“ die Abenteuer und die Erlöſung eines zarten Elfen ſchildert und dabei eine Waldwieſe mit all dem Getier auf ihr lebendig werden läßt. Wunderſchön treten die Charaktere der Tiere in Taten und Leidenſchaften, in Kampf und Liebe heraus und über der Schilderung ſchwebt eine franziskaniſche Güte und Weltandacht und ein feiner Spott gegen das ach ſo ähnliche Treiben der Menſchen. In den „Abenteuern der Biene Maja“ werden wir in das Leben der Inſekten verſetzt; wir begleiten die Biene Maja, welche in tollem Abenteuerdrang dem Stock entflieht, auf ihrem Lebenswege; Abenteuer hat ſie mit der Heuſchrecke und dem Miſtkäfer, mit der Libelle und der Fliege, mit der Spinne und der Wanze und am Ende mit den erbitterten Feinden der Bienen, mit den Horniſſen. Mit großer Gefahr entrinnt ſie aus der Horniſſenburg und errettet ihren Stock vor drohendem Überfall, wofür ſie dann am Ende Verzeihung für ihre leichtſinnige Flucht findet. Dieſe Abenteuer ſind das äußere Gerüſt, an dem ſich eine Fülle von tiefer Empfindung, von Welt- und Tierkenntnis aufrankt: wie hier in den Charakteren der Tiere die menſchlichen Schwächen und Tugenden geſpiegelt erſcheinen und doch alles dadurch, daß es in der unter- und außermenſchlichen Natur

*) Im Verlag Rütten und Löning, Frankfurt a. M.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſich vollzieht, heiter und leicht wird — das läßt wirklich an Berganzas Geſpräche und Kater Murrs Betrachtungen denken, nur daß die idylliſche Harmonie von Bonſels' Natur und ſeine tiefe Liebe zu allem Lebendigen alle Bitterkeit in Güte löſt und dem Werk ſo an Liebe gibt, was es an Größe der ironiſchen Weltbetrachtung und an Wucht des Angriffs verliert.

In der mechaniſierten Welt iſt der Abenteurer, der Menſch auf Reiſen und Wanderſchaft der eigentlich lebendige Menſch: ſo liegt es ganz im Zuge der Entwicklung des Dichters, aus dem Erlebnis einer Indienreiſe eine wundervolle Dichtung zu geſtalten. Wieder iſt es die Natur, die den Dichter auf ſeiner „Indienfahrt"*) anzieht: die Natur ſpricht zu ihm von ihren Wundern und Schrecken, von ihren Geheimniſſen und Abenteuern, von ihrer tiefen Weisheit, Güte und Furchtbarkeit. Es iſt unmöglich, die Glut dieſes Buches aus Rauſch, Fieber, Weisheit und Liebe zu zergliedern. Eine künſtleriſche Möglichkeit der Geſtaltung von Reiſeeindrücken in Form von Novellen aus dem Naturleben und aus dem Menſchenleben, ſoweit es Natur eines Landes iſt, taucht hier auf. Das Erlebnis „Indien" iſt für Bonſels das Erlebnis einer Natur ohne Konventionen, ohne Ziviliſation, ohne Mechaniſierung des Lebens. So handelt der Hauptteil des Buches von den Tieren und von den Dſchungeln, die der abenteuernde Dichter durchſtreift nach Laune und ohne Plan, immer auf der Suche nach reiner, ungetrübter Natur voll Qual und Luſt, voll Größe und Grauſamkeit. Schilderungen von Tierſchickſalen und Betrachtungen, die ſich an Erlebniſſe mit Tieren anknüpfen, Entdeckungen in der eigenen Seele, veranlaßt durch den ſcheuen Blick oder durch die Grimaſſe eines Tieres, — das iſt die Subſtanz des Werkes und auf dieſer empfindungsreichen Betrachtſamkeit ruht ſein größter Wert. Die Menſchen aber, Frauen und Brahmanen, ſpielen nur inſoferne in das Erlebnis Indien hinein, als in ihnen die Natur des Landes Geiſt und Seele, Sprache und Philoſophie geworden iſt. Alles einzelne, aller Eindruck, aller Bericht gewinnt in dieſem Reiſebuch Leben durch die zarte und ſchöne Seele des Dichters, dem Indien und ſeine Wunder Ausdruck des einen großen Wunders, Gottes, iſt. So wird der Leſer vom ſtofflichen Reiz, vom Intereſſanten zur Philoſophie, zur Betrachtung, zum Miterleben einer Dichtung, deren Gegenſtand ein wirkliches Land iſt, geleitet und aus einer Summe von Reiſeeindrücken wird ein phantaſtiſches, großartiges und kühnes Gemälde des Lebens, wie es überall aus Gott fließt und zu ſeinem Urgrund zurückflutet.

Bonſels iſt ein Liebhaber des Lebens überall da, wo es nackt und ungebrochen waltet: im Abenteurer und im Tier, in der Natur und im

*) Rütten und Löning, Frankfurt a. M., 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phantasten. So ist es begreiflich, daß der Freimacher der tiefsten Lebensgründe, der Krieg, für Bonsels eine Erschütterung sondergleichen war. Er hat als Kriegsberichterstatter in Ost und West „Empfindsame Kriegsberichte“*) geschrieben, die durch die Tiefe der dichterischen Empfindung und durch die Formkraft des Künstlers zu dem wenigen Bleibenden der Kriegsliteratur gehören werden. Es sind kleine Skizzen, manchmal novellenartig zugespitzt, in denen Episoden aus dem Völkerringen in der Empfindung eines Dichters Form und Deutung gefunden haben. Immer steht eine Lebensäußerung, das Wort eines Kriegers, die Empfindung eines Verwundeten, eine Deutung von Geschehnissen, wie sie aus der Einfalt und Größe freier und einfacher Menschen fließt, im Brennpunkt eines solchen Berichtes. Von wahrhaft antiker Größe sind solche Erzählungen wie die vom „Huhn von Myta“, das durch sein tägliches Ei einen Verwundeten am Leben erhält, oder wie die vom „Vater“, der das Grab seines Sohnes hinter der Front in Galizien besucht, oder wie die vom Erlebnis der kleinen Jeanette mit den Preußen, die von einem Ulanen Böses erwartet und Güte findet. Wie das Menschenherz in den ungewöhnlichen Zuständen des Krieges frei wird vom Konventionellen, im Lauschen auf sich selber Güte, Weisheit, Menschlichkeit laut werden läßt — das ist das Thema dieser empfindsamen Kriegsberichte, in denen der Mensch als das Maß aller Dinge mitten im Grauen einer entmenschten Welt, mitten im Tosen der Zerstörungsmaschinen seine Wiedergeburt und Auferstehung feiert.

Der ganze Zustand unserer zivilisierten Welt drängt zu einer Erneuerung des Lebens von Grund aus. Klagend und anklagend schwillt ein Weheruf aus Menschenherzen gen Himmel; die Verzweiflung wächst in allen, die sehen können und fühlen wollen. Da bedeutet es eine wahre Erlösung, gelegentlich auf einen Menschen zu stoßen, der ohne Blindheit und Lebensscheu, ohne falsche Romantik und Weltflucht, als Dichter doch ein Reich der Schönheit und Reinheit über dem Reich der Lebensnot aufbaut, dem Dichtung Deutung und Gestaltung ganz gegenwärtigen Lebensstoffes ist und dem aus der Not der Zeit das Erlebnis der Natur als Stoff seines Dichtens zuwächst. Weil in ihm die Sehnsucht nach Erneuerung des Lebens Stimme wird und weil er zugleich als wirklicher Dichter seine Sehnsucht zu Gestalten zu zwingen vermag — deshalb grüßen wir Bonsels als einen Pfadfinder zu neuen Zielen, zu Menschlichkeit und Natur, dem aus der Verzweiflung an der Zivilisation durch die Größe seiner Empfindung ein Hymnus auf die Allmacht der Natur und des menschlichen Herzens erwächst.

*) Die Heimat des Todes, Verlag Schmidkunz in München, 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sealsfield-Postl, der österreichische Amerikaner und deutsche Dichter

Von Walter von Molo

Es ist das Schicksal vieler Pioniere auf geistigem Gebiet, daß ihre Nachahmer und Ausbeuter eine Zeitlang höher als sie geschätzt werden, obgleich ihnen die Konjunkturtruppe alles verdankt. Die Gerechtigkeit herrscht aber im Kreislauf der Dinge: die Nachtreter erzeugen früh oder später — Jahrzehnte gelten nichts in der ewig fließenden Zeit — durch ihr lautes Eigennutzwirken eine Entspannung des Interesses, die sie erledigt; die Öffentlichkeit wendet sich von der „Gattung" ab. Die Aufnahmefähigkeit ist gewitzigt; sie ist urteilsschärfer geworden. Trifft nun die Öffentlichkeit, was nach dem ewig gültigen Gesetz, daß nichts im Dasein verloren geht, stets geschieht, auf den Urheber der verschütteten „Bewegung", dann lebt dieser neu auf, stärker denn je, und sein Nachtrab ist jetzt durch ihn, im Ausgleich der Gerechtigkeit, geschlagen. Sealsfield ist ein Beweis hierfür: Jahrzehnte hindurch hatte die deutsche Öffentlichkeit den Schilderern amerikanischer Verhältnisse und den dadurch gegebenen abenteuerlichen Geschichten des „wildesten Westens" gierig und andächtig gelauscht, bis die Gattung „veraltete", bis sie zum Schundroman und zum Hintertreppenkitsch siechte. Die „Literatur" hatte sich mit Grausen abgewendet, und plötzlich stand aus vergessenen Leihbibliotheksfächern und skandalös oder „pädagogisch" zugestutzten Jugenderzählungen in unserer Zeit der Name Charles Sealsfield von den literarisch Toten auf, trat vollwertig mit einer Ausgabe exotischer Abenteuergeschichten und mit dem Abdruck (in neuer Auswahl und Anordnung) seiner im Jahre 1845 bis 1846 erschienenen Gesamtausgabe in die hohe Literatur ein. Man erkannte: Charles Sealsfield ist der Schöpfer des amerikanischen Sittenromans; einer der ersten Prosaisten, der an Tiefe und künstlerischer Kraft der Menschenschilderung und der historischen Einblicke Walter Scott und Cooper beträchtlich überragt, der durch seine Unerschöpflichkeit und seinen Darstellungsrausch der menschlichen Leidenschaften wie ein zweiter Balzac anmutet. Sealsfields „Stoffe" sind nie zum Selbstzweck der aufpeitschenden Unterhaltung gehoben. Nie sind das Abenteuer oder die Liebesszenen der Bewohner des amerikanischen Rohstofflandes der Anlaß der Sealsfieldschen Hervorbringungen; das Kulturbild des Landes, im Gegensatz zu Europa, dessen Demokratie damals den zweiten Aufschwung nach der Französischen Revolution gegen die Reaktion begann, ist der Keim ihres Werdens. Sealsfield schuf,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie er selbst sein Wollen charakterisierte, „eine neue Romanart", die er den „nationalen oder höheren Volksroman" nannte, der sich als „wichtige Seitenquelle der Geschichte" anreihen sollte. Sealsfields Helden sind keine sentimental frömmelnden Indianerhäuptlinge, keine kraftprotzigen Großsprecher, die stündlich die blödsinnigsten Mordgeschichten unentwegt bluttriefend tun oder erleben, sein Held ist das ganze Volk, dessen materielle, politische und religiöse Beziehungen, dessen Zivilisation und werdende Kultur, dessen Vergangenheit und Zukunft, dessen genaueste historische Kenntnis, aus der breiten Grundlage des Völkerlebens und der Weltpolitik aufwachsend, Sealsfield zur Abfassung von Dokumenten bleibenden Wertes von allgemeiner, für jede werdende und absterbende Volkskultur dauernd gültiger Bedeutung volkstümlich verdichtete. Sealsfield gibt die Soziologie des amerikanischen Urvolkes, dessen Streben ihm als das Sinnbild des sieghaften Dranges nach Freiheit erschien, dessen Staatsbildungskrisen, wie bei jedem beginnenden Volke, Kämpfe ursprünglicher, tierisch-göttlicher Kraft, um hoch zu kommen, mit der Natur und Überlieferung zeitigten, bis es gesegnet wurde, bis wieder ein Sonnenplatz in der Geschichte erstritten war. Um solches darzustellen, gehören Hirn, philosophisch geschulter Überblick, Fähigkeit, das einzelne im Erdganzen zu sehen! Dazu gehören Maßstäbe und geistige Muskeln von hoher Seltenheit. Sealsfield hat sie: er ist im Wigwam des Indianers ebenso zu Hause wie im Palast des Fürsten, im Kontor des Geldspekulanten, politischen Fechters und des Verbrechers, wie in der Stube des puritanischen Hinterwäldlers; er ist der einwandfreieste, genialste Schilderer des amerikanischen Blutdurcheinanders, aus dem die „neue Welt" wurde, deren Kentuckier, Kreolen, Mestizen, Briten, Nordamerikaner, Spanier, Franzosen, Schwarze und Rote er in die letzte Falte ihres Wesens und Werdens kannte, wie er überhaupt die politischen Verhältnisse seiner Zeit und der Zukunft, in Amerika und Europa, fast durchwegs aus persönlicher Anschauung zur Gänze beherrschte. Die erlebten, erfundenen oder aus Quellen geschöpften Handlungen seiner Werke sind Sealsfield, nach eigenen Worten, nur „Folie", um zu beleben und hervorzuheben. Sealsfield versuchte das Gewagteste; bewußt wollte er alle Kulturfragen des amerikanischen Volkes derart für jeden sichtbar gestalten, daß dadurch auf alle seienden und kommenden Völker aufklärend und erzieherisch eingewirkt würde. Er konzentrierte und symbolisierte, um diesen Riesenplan zu bewältigen, das öffentliche und häusliche Leben, die Seele eines, des sich eben entfaltenden amerikanischen Volkes in repräsentative Einzelgestalten, und es gelang! Gelang, weil er neben dem Völkerkenner, Soziologen und Völkererzieher, zu dem er sich berufen fühlte, ein Dichter voll Kraft war, einer, der tatsächlich Historie als Gegenwartserleben zu geben fähig ist, weil er die Zusammenhänge alles Geschehens im Willen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Seele fühlte, der ihm der Schlüssel zu jeder Tür war, die er im großen Gasthof des Kommens und Gehens der Völker und Einzelmenschen öffnen wollte und mußte, um die Förderung und Formulierung dessen, was das gottgewollt Wichtigste im Chaos ist, für sich und die anderen zur kräftigenden Erleuchtung und zum Spiegel der läuternden Selbstbeschauung, zu finden. Sealsfields Ethos stammte aus seiner sittlichen Weltbetrachtung, die sich segensvoll fürs Ganze glücklich mit der Stoffwahl einte, weil sich Sealsfields Erzieherabsicht an Motiven entzündete, die die ertragreichsten für sein künstlerisches Vermögen voll Unbekümmertheit waren: an der unberührten Wildnis einer noch unerschlossenen Natur und deren Urbesiedlern, über welchen beiden die unerbittlich logischen Gesetze der harten Notwendigkeit des Alls ohne Verschleierung walten. Roheit und Güte, Edles und Schurkisches, Schönes und Häßlichstes sind Sealsfields Domäne, wie eben der Mensch Gott und den Teufel als seine zwei Seelen stets in sich trägt und tragen kann, wenn der Kern der vom All in ihn gelegten Orientierung auf das, worauf es am letzten Ende ankommt, triebkräftig bleibt, um schließlich alles zum siegreichen Ausgleich der Demut zu bringen. Frei, kühn, sicher, selbst ein unverfälschter Sohn der Natur wie seine Helden, sind Sealsfield und sein zielsicherer Griff. „Klassisch" fundamentiert und „modern" bis heute ist seine Art, „realistisch" bis ins letzte, „naturalistisch" bis ins letzte, lange, ehe das Wort wieder einmal Mode wurde. „Romantisch-phantastisch", wie es die tropische Natur war, die seine Werke in einzigartiger, fast religiöser Schönheit als Gotteswerk festhalten. Sealsfield stieg die Gestaltenwelt in innersten Gesichten, voll der aufbegehrenden Unabhängigkeit seines Menschentums hervor, geboren vom Rätsel der menschlichen Begnadung, geschult durch ins Blut übergegangenes vielfältiges Wissen und Erfahren, deren Herausstellung seinem Wollen vor allem galt. Sein dichterisches Müssen wurde ihm erst klar, als seine Bücher, die anfangs anonym, dann unter dem Pseudonym Charles Sealsfield erschienen, als bedeutende Dichtungen in der ganzen damaligen Erdenwelt gefeiert wurden, als er, als „der große Unbekannte", mit einem Schlage zu den „erfolgreichsten" erzählenden Schriftstellern seiner Zeit gehörte. Das Pseudonym seiner Begabung lüftete sich aber noch immer früher als das Pseudonym seines vergänglichen Lebens: Charles Sealsfield ist die literarische Tarnkappe für den deutsch-österreichischen Ordensgeistlichen Karl Postl, der seinem Vaterlande und seinem Priestergelöbnis aus der Metternich-Welt in die Welt der damaligen Freiheit entlief, um dort als anderer Priester, als dichtender Tatenmensch, zu wirken. Sealsfields Abstammung und Bildungsgang erklären das deutsche Skelett in Sealsfields Schöpfungen; nun sind der frenetische Zuruf der Deutschen an den vermeintlichen Amerikaner, das Auftauchen seiner Nach-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ahmer in Deutschland zur Zeit der beginnenden deutschen Einigung, vor der Sealsfield starb, in seinem Testamente sein Geheimnis zögernd bekennend, verständlich; nun ist das hoffentlich dauernde, starke Emportauchen zur Zeit des „Weltkriegs" gegen alles Deutsche mit doppelter Genugtuung zu konstatieren. Es spricht nicht gerade für einen Tiefblick der Literaturbeschauer in Sealsfields Lebenszeit, daß sie nicht enthüllend aus den Werken auf die Persönlichkeit des Autors zu schließen vermochten: wohl kannte Sealsfield sein Wahlvaterland genauer als vielleicht sonst ein Amerikaner der damaligen Zeit, aber das völlige Hingeben, das fanatische Hineinbeißen in die amerikanischen Verhältnisse hätten wohl daran erinnern können, daß fast stets Völker-Kulturen am schärfsten von objektiven, das heißt hier von Sympathiemitbürgern erkannt werden, jedenfalls leichter als von den eingeborenen Schriftstellern, wie z. B. der Schotte Carlyle Deutschlands Sendung und Preußens Geist am frühesten hellsichtig durchdrang, wie Shakespeare, Byron und die französische Literatur am fruchtbarsten durch Deutschland gewürdigt sind. Sealsfield-Postl widmete eines seiner „amerikanischen" Werke „hochachtungsvoll" „der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation"; er zeigt in seiner Formgebung unglaublich deutlich sein Österreichertum! Seine innige Naturbetrachtung ist innerstes Wesen des Österreichers, den sein Schicksal äußerlich und innerlich von den großen Zeitfragen abhält, der sich dadurch still in das ihm Erlaubte, in Gottes Umwelt vergräbt, wofür Stifter einer der Hauptbeweise ist, die sich bis heute stetig wiederholen. Sealsfields kaustischer, grotesk-komischer Witz, seine Phantastik sind unverfälschte Mährerart; Sealsfields selbstwilliger Stil ist ein Gnadengeschenk seines freibildenden, dramatisch formenden süddeutschen Mischdialektes, dessen aus der Tiefe seiner Bodenständigkeit aufquellende Kraft der ursprünglichen, gefühlsmäßigen Anschauung ihm temperamentvolle Wortbilder, Situationen und feinnervigste Charakterisierungsmöglichkeiten, vor allem die meisterhafte Beherrschung und Führung des Dialogs, der schildernd beleuchtet und seelenanalysierend weiterführt, spendet. Manchmal versucht Sealsfield sogenanntes absolutes Hochdeutsch; das verrät ihn erst recht, wie er überhaupt zu echt ist, um sich dem Scharfblickigen gegenüber irgendwie verstellen zu können. Sealsfields Priesterbildung ist außer der Tatsache, daß er stets Gott zugewendet ist, in seinem Werk auch noch anders verankert: er kennt die Bibel in- und auswendig, ihm fließt stets das richtige Bibelwort ins Werk, öfter als es ihm sicherlich bei anderem Bildungsgang geschehen wäre, sein Ausdruck gewinnt stets biblische Feierlichkeit und Wucht, wenn er im Höhepunkt seiner Auswirkung ist; er schreibt biblische Wortfiguren, Vergleiche und katholisch-österreichische Ausdrucksformen des alten Sakristeistils; er sieht die Größe der Landschaft fast durchaus mit den an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dächtigen Augen eines hingegebenen Kirchenbesuchers, der in einem Verehrung erzwingenden Dome steht: Sealsfield, der Mönch, versagt, wo es sich darum handelt, Frauen tiefer zu gestalten; diese geraten ihm zumeist pauschal-traditionell, mit einem rührenden Anhauch asketischer Mönchsanschauung, wie ihn auch Prüderie und romantische Marienverzückung nie ganz verließen, was seine Vielheit an Verwandlungsvermögen vermehrt. Sealsfield ist spannend in edelstem Sinn. Phantasie, Poesie, unerbittliche Gradlinigkeit, hetzendes Versteckenspielen, eingeborene Psychologie der Selbstverständlichkeit und geistvolle Reflexion sind seine Art. Er ist in seinen besten Schöpfungen der bedeutendste deutsch-österreichische Romancier, einer der größten deutschen Prosaisten, ein Faktor der Weltliteratur.

Hölderlin

Von Ulrich Rauscher (im Felde)

Wie ich voreinst des Heilands Antlitz sah,
Bleich auf dem Schweißtuch der Veronika,

Schwebt jetzt dein früh verwüstetes Gesicht,
Aus dem nichts mehr als sanfte Blödheit spricht,

Seit leuchtend über deine Kuppelstirn
Die Götter flohn mit jagenden Geschirrn,

Erschaudernd vor den namenlosen Schatten,
Die deine Schläfen schon umfittich hatten.

So lieb' ich dich, o Stern erstorbnen Lichts —
Ich wache auf und Krieg ist und sonst nichts.

Ich schlafe ein und tief in meinem Traum
Zersplittern dröhnend Erd- und Himmelsraum.

Ich rege mich und gottverlassen ruht
Im scheinlebend'gen Leib mein armes Blut.

Was dunkelhell aus deinem Wahnsinn schlug,
Ist mir Verlaßnem Klang und Glanz genug.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der in den Irrsinn seiner Zeit verdammt,
Dankt dir ein martervolles Bruderamt

Und spricht dir nach wie Sakrament und Eid
Dein letztes Wort aus der Trostlosigkeit:

„April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne."

Der Kritiker Kerr

Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt ... „Diese Mache! Diese Manier! Diese Mätzchen!" zetern die einen — und die andern zitieren triumphierend: „Was ist Manier? Der Defekt im Leser!"

Manier ist nur die Fassade; wichtiger ist die Frage nach dem Gehalt. Doch da Kerrs Manier offenbar vielen den Zugang zu seinem Werk versperrt, ist vor allem dieser Vorwurf zu beleuchten.

Vollkommen zugegeben, daß er einen allzu persönlichen, meinethalb sogar aufdringlichen Stil schreibt. Das ist nicht der ruhige Fluß einer wissenschaftlichen Abhandlung. Er gestikuliert. Er schreit. Doch ist der große Lessing etwa frei von Manier? Zeigt sich in der Art, wie er seine Duelle ausficht, wie er den Gegner mit überlegener Ironie langsam zu Tode hetzt, nicht eine gewisse Selbstgefälligkeit? Lassen wir uns dadurch etwa abschrecken?

Fragen wir uns lieber, *warum* er schreit. — Weil es ihm anders schwerlich möglich wäre, sich Gehör zu verschaffen. Man hört ihm so zu wenig zu — würde man ihm zuhören, wenn er langweiliger spräche?

Den tiefsten Grund für seine Manier, für sein Schreien, sehe ich in der Tatsache, daß kritische Schriften in Deutschland nicht die gehörige Wertschätzung finden. Das typische Beispiel ist das Schicksal Nietzsches (es fällt mir nicht ein, Kerr mit ihm zu vergleichen — obzwar auch Kerr von sich sagen könnte: „Mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder andere in einem Buche sagt — was jeder andere in einem Buche *nicht* sagt ..."). Ein wohlbestallter Universitätsprofessor fühlt sich eines Tages gedrungen, den solid argumentierenden, den professoralen Stil aufzugeben, konzentriert und kurzweilig zu schreiben, von der gründlichen Behandlung von Einzelfragen zur Beleuchtung ganzer Kulturen überzugehen; er zielt nicht mehr nach objektiver Erfassung vergangener Tatbestände, sondern nach lebendiger Einwirkung auf die zeitgenössische Kultur, er verläßt das enge Auditorium der Fachkreise und wendet sich an die breite Öffentlichkeit der Gebildeten. Was ist die Folge? Daß ihn niemand mehr liest. Die Gunst der Fachgenossen hat er sich verscherzt — die Gunst des gebildeten Publikums erringt er nicht — weil dieses gebildete Publikum offenbar nicht da ist. „Ich habe meine Leser überall in Europa — ausgenommen in Europas Flachland, in Deutschland." „Europas Flachland" ist vielleicht ein bißchen zu drastisch, zu sehr von der Verbitterung diktiert — als wahrer Kern bleibt die geringe Neigung der Deutschen für den Essay. Ist es seither anders geworden? Ist dieses Wort bei uns nicht auch heute noch ein Fremdwort?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Essays von Hermann Bahr, von Franz Blei (die mir gerade einfallen) kriechen kümmerlich in den ersten Auflagen herum; ein glänzender Versuch Thomas Manns über das Theater liegt in einem alten Jahrgang von „Nord und Süd" begraben; Sammlungen wie „Die Literatur" oder „Die Dichtung" mußten, um erscheinen zu können, erst in Bilderbücher für große Kinder verwandelt werden und endeten trotz alledem mit dem Schicksal des Verramschtwerdens in Warenhäusern ... Wie anders etwa in England oder Frankreich! Macaulay wurde durch einen Essay berühmt; die Sammlungen der Sainte-Beuve, der Brunetière, der Faguet erreichten höhere Auflagen als mittelmäßige Romane. Und das ist ja auch sozusagen das Normale ...

Bei uns aber — — —. Auch Kerr wurde siebenunddreißig, ehe eine größere Schrift von ihm herauskam: „Das neue Drama", Erste Reihe der Davidsbündlerschriften — sie brachte es bis zur vierten oder fünften Auflage und blieb die einzige der Reihe; es bedurfte eines äußeren Anlasses (seines fünfzigsten Geburtstages am 25. Dezember), damit nunmehr die ersten fünf Bände der „Gesammelten Schriften" erscheinen können (bei S. Fischer, Berlin; außerdem, ebendort, 24 Gedichte unter dem Titel „Die Harfe").

Es ist nicht zu leugnen: uns Deutschen liegt eine Überschätzung des „Schöpferischen" im Blute, und wir verstehen darunter einseitig das Schaffen des Künstlers. Die Kritik bedenken wir gerne mit dem Epitheton des „bloß Negativen". Aber erstens: was ist eigentlich an den Romanen eines Stratz oder Zobeltitz (oder auch Begabterer und darum minder Verbreiteter) das Schöpferische? Auch Erzeuger von besseren Romanen und Dramen langweilen uns oft mit Dagewesenheiten, die der gescheite Kritiker sich niemals erlauben würde. Und zweitens: ist nicht auch die gute Kritik schöpferisch? Es gab eine Zeit, wo man Virgil weit über Homer stellte; es gab eine Zeit, die mit Voltaire und dem Großen Friedrich in Shakespeare einen „albernen Hanswurst für den Pöbel" sah (und im Verfasser des „Götz" seinen abscheulichen Nachahmer) und die so viel vornehmeren und geschmackvolleren Dramen der Corneille, Racine und Voltaire bei weitem vorzog — wodurch ist es anders geworden als durch die Kritik der Lessing, der Herder, der Schlegel? Sind diese Männer als Kritiker nicht mindestens so wichtig wie ein liebenswürdiger „Schöpfer" in der Art von, sagen wir beispielsweise Hauff? Wer aber liest die Hamburgische Dramaturgie anders als auf dem Pennal, wer liest Herder und A. W. Schlegel überhaupt noch?

Bei dieser deutschen Abneigung gegen die Gattung erhebt sich einer Erscheinung wie Kerr gegenüber die Pflicht, zunächst auf die Leistung hinzuweisen, die hier vorliegt, und die Abstriche, die zu machen wären, einstweilen zu vertagen.

Der letzte Maßstab für den Kritiker bleibt immer die Frage: was hat er gepriesen, was hat er bekämpft? — Kerr besteht das Examen nicht schlecht. Er ist für Ibsen und Hauptmann eingetreten, als sie noch umstritten waren; er hat Sudermann, Ludwig Fulda, Max Dreyer befehdet, als man sie noch für Größen hielt. (Daß er zuweilen daneben haut, daß er z. B. kein Organ für Tolstoi hat, muß man mit in den Kauf nehmen.) Nicht jeder kann heute drucken lassen, was er um 1900 geschrieben hat ... Impressionismus hin — Impressio-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nismus her — es kommt darauf an, ob die Impressionen „richtig" waren. Bei Kerr waren sie's. Ich wüßte kaum einen unter seinesgleichen, der ihm gleich käme in der Kunst, den Angelpunkt eines Dramas auf den ersten Blick zu erfassen, oder das Erkannte so klar, so leicht, so beschwingt, so plastisch, so stählern und so geschmeidig herauszustellen. Oft findet er für einen Tatbestand die letzte Formulierung. Sein Anspruch, unserer Sprache einen hübschen Ruck vorwärts gegeben zu haben, ist so unbegründet nicht. Er kann Dichter schaffen und Dichter vernichten (letzteres noch besser). Und das ist eine Arbeit, die unbedingt getan werden muß. Kerr mit seiner Gabe, das Gute zu finden und das Gefundene gut auszudrücken, hat zum mindesten wacker mitgeholfen, unser Theater auf das Niveau zu heben, das es heute einnimmt. Er hat das synthetische Auge, das jedem Kunstwerk seinen Platz zuweist und der Kunst ihren Platz unter den menschlichen Angelegenheiten.

Was verschlägt es da, wenn er, bei all seiner erstaunlichen Jugend und Elastizität, uns heute doch mehr als der Kritiker der jüngsten Vergangenheit denn der jüngsten Gegenwart erscheint? Er weiß es ja selber, daß bei einem, der sein Leben auf lebendiges Wirken gestellt hat, der 50. Geburtstag eher ein Anlaß zum Kondolieren ist als zum Gratulieren. Und so wird er sich wenigstens bemühen, jung zu bleiben... Darum sei unser Geburtstagswunsch: Gut Glück dazu! Eugen Lerch (München)

Die Kathedralen Frankreichs

Ein Zufall fügt es, daß ein gewiß schon lange vorbereitetes Buch gerade zu einer Zeit bei uns erscheint, die es in doppeltem Sinne aktuell macht. Das Buch Auguste Rodins über die „Kathedralen Frankreichs" erscheint deutsch im Augenblick, wo Rodin eben gestorben ist, während über so vielen Kathedralen des Westens noch immer das Verhängnis schwebt.

Dies köstliche Buch (deutsch von Max Brod, Verlag Kurt Wolff, Preis 8 Mark) mit vielen Handzeichnungen Rodins erinnert uns noch einmal mächtig an den Verstorbenen. Ist da nicht etwas gestorben, was, jenen Kathedralen gleich aus grauer Zeit heraufgekommen, in unsere Welt kaum mehr paßte? Nicht weil es zu alt, zu seltsam, zu eigenwillig war, sondern weil unsere Zeit zu verkommen, zu nivelliert, zu blasiert war. Nun tönt Rodins Stimme aus diesem Buch noch einmal ehrwürdig und geheimnisvoll zu uns herüber. Er spricht von Kunst, von den Bauten der Gotik, von französischen Landschaften, von Gesims und Kapitell, und seine raschen, beseelten Architekturskizzen klingen redend mit. Was dieser greise Meister da über Kunst redet, ist anders als das, was wir gewohnt sind, von unseren Professoren über Kunst reden zu hören. Es ist kein Geschwätz, es ist kein Getue. Aber es ist noch viel weniger eine rezepthafte, robuste, sichere Weisheit, die man aufschreiben und getrost nach Hause tragen kann! Man kann über Reims und Etampes und die Bauten der Gotik geradesogut das Gegenteil sagen. Denn es kommt nicht auf die Worte an. Jedes Wort kann ebensogut sein Gegenteil bedeuten. Wenn Professoren reden, merkt man das nie, ihre Worte sind immer so beruhigend eindeutig, sie wecken immer die Täuschung, es gebe ein sicheres Wissen, das in Worten mitteilbar sei. Rodins liebes Buch gibt das Gegenteil. Die Worte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind nicht wichtig ihres determinierten Inhaltes wegen, sondern ihrer undeterminierten Musik, ihrer wunderbaren Schwingung wegen. Wer sie liest, um seine Bildung zu fördern, wird nichts nach Hause bringen. Wer einen alten weisen Mann reden hören kann, so wie man nachts im Wandern auf den Wind und auf das Rauschen des Stromes hört, der wird diesen Seiten für immer Dank und Liebe schenken.

Die Kathedralen, die zum Teil heute zerstört werden, soll man nicht wieder aufbauen. Sie sind nur Steine. Ihr Geist aber, derselbe Geist, der auch in Rodin war, soll wieder Macht gewinnen. Dann ist es um die Steine nicht schade. Nicht daß wir Gotiker oder Mystiker werden sollten! Gotik und Mystik und all das sind auch nur Gewänder. Sie sind Ausdruck eines Wertes, den Europa im Begriff war zu verlieren, von dem nur noch alte gnomenhafte Magier wie Rodin wußten. Man hat diesen europäischen Niedergang bald „Mechanisierung", bald „Intellektualismus" genannt. Einerlei, wie wir ihn nennen! Einerlei auch, wie wir den Geist nennen wollen, der an seine Stelle treten wird. Es wird der Geist des Menschentums sein — derselbe, den Rodin besaß und predigte — derselbe, aus dem die Kathedralen der Gotik erstanden sind — derselbe, dessen allein wir bedürfen, um auch die furchtbare Abrechnung dieser Zeit zu überdauern.

Hermann Hesse

Das neue Karthago

„Literarisches Neuland", dies ist die Marke, unter der vielfach für die französische so gut wie für die flämische Literatur Belgiens die Teilnahme der deutschen Leser geworben wird. Die Losung ist allzu kühn. Höchstens nämlich auf den ersten Blick mag Entdeckerfreude sich verblenden lassen und die belgischen Schrifterzeugnisse so hoch heben und sie als so andersartig bezeichnen wollen, daß etwa eine künftige Stilbeeinflussung auf deutsche Künstler vorhergesagt werden könnte. Literarisches Neuland: das war in jedem Sinne in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Skandinavien, war eine Weile später Rußland, war kurz vor dem Kriege China mit seiner alten Mystik. Die „belgische" Literatur indessen wächst samt und sonders aus einem allzuwenig einsamen, abseitigen, urtümlichen Kulturboden, als daß sie sich freihalten könnte von fremdem Zustrom, fremder Geistesbefruchtung. Wie mit allen anderen Dingen, so ist es auch hier: der belgische Sozialismus, die belgische Börse, die belgische Wissenschaft, Malerei, Industrie, Schiffahrt — sie entlehnen alle ihre Methoden, ihr Tempo, ihren Interessenkreis den drei großen Bildungsstaaten, zwischen die Belgien als die neutrale, vermittelnde Plattform eingeschlossen ist; auch die Literatur dieses Landes besorgt Durchfuhrdienste.

Obzwar nicht dem schriftstellerischen Charakter und der Seele der Bücher, so kann man eine gewisse „Neuartigkeit" jedoch den Stoffen der belgischen Dichter nachsagen. Eine bisher wenig gekannte Welt von Erdenkindern, Tätigkeiten, Landschaft und Tierschicksal eröffnet sich dem, der die sozialen Romane eines Stijn Streuvels, die buntschillernden Skizzen eines H. Teirlinck, die schwerblütigen Epen eines Gustaaf Vermeersch liest. Und auch die Romane der französisch schreibenden Belgier, eines Lemonnier, Demolder, G. Eeckhoud, sind gerüttelt voll vom Reize nicht deutscher, son-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern ausländischer Sitten und Gebräuche. Ein durch solchen fremden Inhalt sehr merkwürdiges, ja überraschendes Buch ist der Roman der Stadt Antwerpen, den G. Eeckhoud geschrieben hat und der soeben im Inselverlag deutsch erschien. (Bibliothek der Romane, Preis 1 M.). An der künstlerischen Bauart des Werkes wird man so viele Beziehungen und Ähnlichkeiten teils zur französischen, teils zur englischen und deutschen Schilderungskunst finden, daß hinsichtlich seines Stils dem Buche viel Bodenständiges nicht anhaftet. Aber höchst eigenartig, wie gesagt, ist sein Inhalt: hier läßt sich auf einen typisch belgischen Erdenfleck, auf die Stadt, die Bürgerschaft, die Gebäude, die Familienfeste, die Gemeindegesetze Antwerpens ein unvergeßlicher, tief einprägsamer Blick werfen.

G. Eeckhoud nennt sein Werk „Das neue Karthago" und gibt damit, durchsichtig genug, den Betrieb und die Gesinnung an, welche für diese riesige Hafenstadt kennzeichnend sind. Alle Welt lebt dort vom Hafen, von den fremden Gütern, von den Gewinnsten, der Gewinnstvermittlung, keiner von seinem ursprünglich eigenen Schaffensvermögen. Die Talente stellen sich gänzlich auf den Transit: der Kaufherr mit zwanzig Buchhaltern, der in seinem Privatkontor Abschlüsse über eine südamerikanische Weizenernte macht, er tut, ethisch gesprochen, dasselbe wie die Auslader am Hafen, die auf ihren Herkulesschultern zwischen dem Ozeandampfer und den Kailagerplätzen die Waren aus- oder einladen. Man gibt weiter. Man tauscht ein und wechselt um. Man hat zu den Produkten der ganzen Erde keine nähere Beziehung als die des Börsentarifs.

Mit der Strenge eines geradsinnigen Moralisten deckt Eeckhoud den ganzen Frevel eines derartigen Daseins auf. Das einzige, so sagt er, was diese Menschen aus erster Hand zu beziehen suchen, ist der Genuß in allen Formen. Die gesunkene Natur wirft sich, nach den gierigen Stunden der Geldjagd am Tage, auf die gierige Genußjagd bei Nacht. Sie sind, diese Antwerpener, aber um den wahren Rausch ebenso geprellt, wie sie am Tage ihre Kunden, ihre Angestellten, ihre Parlamentswähler prellten. Die „Masse" der Freuden, des Bieres, der Schmausereien, der Liebesabenteuer muß es machen, mangels eines wirklichen verfeinerten Sinnes für Auswahl in der Freude. Im Karneval beschießt man sich nicht mit harmlosem Konfetti, sondern mit „Pepernots", Würfeln aus Mehl und Gewürz, hart wie Kieselsteine; die elegante Frau Gina Béjard zieht sich von ihrem Balkon nicht eher zurück, als bis sie, eifrig Pepernots hinabschleudernd, von unten her getroffen wird, daß sie blutet. Das Proletariat der Stadt, die namenlose Herde der Hafenarbeiter, Zuhälter, Faulenzer, vor deren Kopfzahl die reichen Bürger zittern, gibt der rücksichtslosen Genußsucht der oberen Schichten nichts nach; sie wirkt wild, wie Tiere dumpf hinlebend, in ihren prächtigen, starken Körpern, ein nicht zu sagen trauriger Verfallschutt des Menschentums. Eeckhoud liebt sie; und gewiß: ihre Schuld ist geringer; sie sind die Ausgebeuteten, die Entrechteten, die, welche man als Auswandererſklaven auf lecken Schiffen über den Ozean verfrachtet. Bei ihnen ist die Entwurzelung noch grauenhafter; nichts gehört ihnen, sie selber gehören niemand; welchen Sinn hat ihr Leben?

So ist der Gesamteindruck des Werkes, dem niemand nachsagen wird, daß es aus Sensationssucht hervorgegangen wäre, ein erschütternder.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nirgends taucht ein Mensch auf, der, in sich selber wurzelnd, eine segnende, stille Kraft an andere verschenkte, nirgends geschieht etwas, dahinein ein kleiner holder Blick des Himmels leuchtet. Die Menschen stellen einander nach wie Raubtiere. „Furchtbare Stadt! Mit deiner heuchlerischen Verderbnis, deinen Blutflecken am Auge, deiner Ausschweifung, deinem schreienden Luxus, deinem gierigen Instinkte, deinem Haß gegen die Armen, deiner Furcht vor den Söldnern erinnerst du mich an Karthago..." So klagt ein Gescheiterter mit weichem Gefühle und zu geringem Widerstandsvermögen seine Heimatstadt Antwerpen an, Lorenz Paridael, der Held des Romans, ein Mensch übrigens von einem sehr besonderen rätselhaften Europäerformate. Ein anderer aber hofft: „Antwerpen wird sich moralisch wieder erheben. Es wird das Joch abschütteln, das es erniedrigt. Es wird seinen wahren Kindern wiedergegeben werden... Ein Hauch der Emanzipation und der Jugend ist durch die Menge gezogen; hier gibt es mehr als eine schöne stolze Stadt: es gibt ein nicht wenig interessantes Volk, das anfängt, sich aufzulehnen gegen Mandatare, die ihnen schlechte Dienste leisten und es kompromittieren."

Auch diese Aufgabe, die erdrückende, nicht nur nationaler, sondern auch individueller Gesundung, ist in die Hände der flämischen Aktivisten gelegt. Möge es sich bewahrheiten, möge diese Heilung bald kommen: „Ein Hauch der Emanzipation und der Jugend ist durch die Menge gezogen!" Friedrich M. Huebner

Aus der Zeit der Romantik

Welche Entwicklungen die Literatur immer nehmen mag — wir werden wieder und wieder von dem eigentümlichen Reiz der Romantik angezogen, die in allen europäischen Literaturen merkwürdige Blüten hervorgerufen hat. Bei uns in Deutschland gesellt sich zu dem dichterischen Interesse, das sie immer haben wird, noch ein aller Kunst an sich fremdes Interesse wissenschaftlicher, geschichtlicher und nationaler Art bei. Sie ist bei uns verknüpft mit dem Entstehen der modernen Sprachwissenschaft, mit der modernen Rechtswissenschaft, mit der Erinnerung an vergangene geschichtliche Größe, mit dem Erwachen eines starken Nationalbewußtseins. Aber sie ist weit entfernt von der Pflege nationaler Beschränktheit. Die so entschieden deutschen Romantiker gehen mit Vorliebe zu den anderen Völkern, studieren ihre Dichtung, übersetzen sie und bemühen sich, fremde Dichtformen bei uns einheimisch zu machen. Daher wird die Periode der Romantik uns immer von diesem oder jenem Gesichtspunkte aus anziehen. Wobei ich noch gar nicht von dem künstlerischen und zum Teil philosophischen Gehalt (man denke an Novalis) der romantischen Dichtungen gesprochen habe. Aber einen Punkt gibt es in der Romantik, der gerade heute, in der Zeit der Frauenfrage, die Augen auf sich lenkt. Das ist die eigentümliche Stellung der Frau in der Romantik. Nicht als ob nicht im klassischen Weimar die Frau auch eine große Rolle gespielt hätte. Im Gegenteil. Das weiß jeder, der die Geschichte des geistigen Weimars um die Wende des vorvorigen Jahrhunderts kennt. Der Unterschied der Frau der klassischen und der romantischen Zeit ist unverkennbar. In jener steht sie immer, auch wo sie herrscht, ja zu beherrschen scheint, in zweiter Linie. In dieser tritt sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

häufig bestimmend auf, in gutem und schlechtem Sinne. In jener werden die Schicksale der Frauen von den Männern gemacht, in dieser greifen nicht selten die Frauen in die Entwicklungen und Geschicke der Männer entscheidend ein, bald fördernd, bald hemmend, bald geradezu vernichtend. Und es sind meist Frauen von bestrickendem Reize, häufig schön oder wenigstens körperlich anziehend, fast immer geistreich, sprühend, gebildet. Sie sind nicht sehr treu (das waren ja auch die Weimarer Frauen nur ausnahmsweise), sie wandten sich offen von dem einen zum andern, sie verteidigten ihre Geschlechtsfreiheit, die ja kaum recht angegriffen wurde. Sie verwirklichten die Frauenemanzipation oder wenigstens einen Teil von ihr vor aller Frauenbewegung. Das muß in einer Zeit, in der die Frauenfrage so lebhaft, ja leidenschaftlich für und wider erörtert wird, die Aufmerksamkeit wieder in größerem Maße auf jene seltsame Zeit lenken. Und Fragen der Liebe der Geschlechter haben ihren nie versiegenden Reiz, ja er wächst mit der Verfeinerung unseres Nervenlebens beständig. Man muß sich daher eher darüber wundern, daß nicht mehr Bücher über jene Zeit und die Rolle der Liebe in ihr erschienen. Bücher von der Art wie Alfred Wiens „Liebeszauber der Romantik".*) Der Verfasser behandelt im ersten Kapitel das „Wesen des Romantischen". Vielleicht läßt es sich am kürzesten und deutlichsten so darstellen, daß die Romantik im Gegensatz zur Klassik, die die Poesie in der Welt der Wirklichkeit sucht, die Wirklichkeit als die Welt der Poesie findet. Dadurch erscheinen phantastische Inkongruenzen, physisch und geistig. Es mußte einmal die Zeit kommen, in der man aus dem bewußten Gegensatz zur Klassik und Romantik die Gleichung aufstellte: Wirklichkeit=Poesie.

Den weiteren Stoff teilt der Verfasser in einige Kapitel, deren Titel über ihren Inhalt orientieren: Kampf und Vollendung, Tragödien der Irrungen, Liebesspiel, Liebestod, Liebeszauber und Sinnennacht, der romantische Charakter und das Liebesproblem in Strömungen der modernen Dichtung und Literatur. Das letzte Kapitel ist zu aphoristisch und möchte wohl eine besondere Bearbeitung verdienen. Hier wären auch erhebliche Einwendungen zu machen, während das Buch sonst nur Lob verdient. Die Bilder sind vortrefflich ausgeführt, Papier und Druck von bester Qualität, der Einband entzückend. E. Pernerstorfer

*) Mit zahlreichen Bildnissen. 2. Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. XV, 375 S.

Liebe

Die Komödie der Liebe — sagt Ibsen und schenkt uns — im Kern — eine Tragödie. Anton Wildgans, der österreichische Lyriker, kündet: Liebe — eine Tragödie*) und gibt uns eine traurige Erfahrung in fünf Bildern.

Ibsen läßt die Liebenden seines Schauspiels nicht zusammenkommen. Es trennt sie die Erkenntnis, daß enge Vereinigung den reinen Einklang ihrer Seelen trüben muß. Daß der Alltag der Ehe die heilig flammenden Kerzen der großen, seligen Gefühle löscht. Drum verzichten sie, weil sie die Kraft haben, auf das Einanderbesitzen und gehören sich in ihrer großen Sehnsucht ewig.

*) Verlag L. Staackmann, Leipzig, 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wildgans' Liebende aber sind zusammengekommen. Was Schwanhild und Falk vorahnen, das müssen Frau Agna und Martin dulden. Sie sind den Leidensweg von Tausenden empfindsamer Menschen gegangen und stehen nun am traurigen Ende. Seelisch einander so nah wie je, sind sie erotisch aneinander stumpf geworden. Auch Anna an Martin. Denn sie liebt ihn nicht mehr „als den Mann, der er ist, sondern als den ihr Nächsten eines Geschlechts, nach dem sie begehrt". Liebe aber ist: Symphonie aus der Herzen Einklang, der nie vertönt und der Sinne brennender Lust, die nie verlodert.

So erleben die beiden Menschen in ihrer Ehe die ewige „Tragik" erotischer Erfüllung und stehen klagend am Grabe dessen, was sie Liebe hießen. Erkennend, daß wahres Glück nur im Verzichten begründet liegt.

Das traurige Lied dieser Erkenntnis läßt Wildgans in fünf Akten aufklingen, die, locker aneinandergereiht, nichts von dem geben, was wir Drama nennen. Es mangelt die strenge Linie des Aufbaus und die zwingende Konzentration dramatischer Gestaltung. Am Beginn schmerzliche Erkenntnis. Brennende Lust nach Genuß in fremden Armen dann. Und am Ende Resignation, die in ihrem letzten Ausklang über Irdisches ragt, ahnend das Glück in der ewigen Harmonie heiliger Sehnsucht.

Also zeigt sich Wildgans hier — als Lyriker zuweilen stark — im ganzen gewiß nicht als Dramatiker. Und dennoch gibt die innere Spannung und Kraft weniger Szenen und die oft geschickte Führung des Dialogs schöne Hoffnung.

Noch liegt der Weg zum eigenen Stil für den Dramatiker Wildgans im Nebel, darin auch Ibsen, Strindberg und Wedekind — huschende Gestalten — brauen. Aber der Weg ist. Und diese Erkenntnis weckt Erwartung künftiger Schöpfungen des jungen Österreichers und macht sie froh.

Julian Landau

Russischer Staatsbankrott

Schneller als wir selbst vermuteten, ist die Prophezeiung in unserer letzten Wochenübersicht spruchreif geworden. Die Frage des russischen Staatsbankrotts, die wir dort nur in bedingter Form an die Wand malten, ist in aller Munde. Die „Prawda", das Organ des Herrn Lenin, hatte verlangt, man solle die sämtlichen Auslandschulden als null und nichtig erklären. Freilich hat dann die Petersburger Telegraphenagentur sich beeilt, jenen Artikel als eine Privatarbeit der Redaktion zu bezeichnen. Die feinfühlige Börse hat sich damit nicht beruhigt. Im Gegenteil, jenes Dementi der Petersburger Telegraphenagentur hat die Kurse für russische Staatspapiere bei uns eher weiter abgeschwächt, und ähnlich ist die Bewegung in Paris und London, wie überhaupt zurzeit die Auslandbörse das denkbar verdrießlichste Gesicht macht. Der Kurs für englische Konsols, der auf den englischen „Durchbruchssieg" bei Cambrai auf über 56 gegangen ist, ist unter 55 % gefallen, und vor allem unsere Freunde in Neuyork sind, den Kursen nach zu schließen, in einer ganz miserablen Stimmung. Dort

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, um nur ein Beispiel zu nennen, der Kurs der Stahltrustaktie, der bei Kriegsausbruch 188 betrug, heute auf 85 angelangt.

Und immer wieder hören wir als die Begründung dieser Mißstimmung den Hinweis auf Rußland. Mit vollem Recht. Denn niemand zweifelt mehr, daß in irgendwelcher Form Rußland einen Zahlungsaufschub wird eintreten lassen. Wie die Hauptgläubiger, die Engländer und Franzosen, damit zurechtkommen, ist ihre Sache. Einstweilen haben sie beschlossen, die fällig werdenden Kupons aus eigener Tasche zu bezahlen. Uns kümmert heute nur Deutschland, und da müssen wir uns sagen, daß nach der allgemeinen Stimmung im Lande ein sehr energischer Schutz der deutschen Anleihegläubiger von unserer Regierung verlangt und erwartet wird. Erfreulicherweise sollen ja unsere Guthaben in Rußland verhältnismäßig gering geworden sein. Fachleute sprechen von 1100 Millionen Mark. Das ist, gemessen an der allgemeinen Milliardenrechnung, nicht viel, aber die zahlreichen kleinen und mittleren Existenzen, die einen großen Teil ihres Vermögens in Russen angelegt haben, würden einen Verlust bitter empfinden, um so bitterer, als bekanntlich die deutsche Regierung die Einführung russischer Papiere in Deutschland nicht nur gern gesehen, sondern sogar direkt mit veranlaßt hat. Nun ist die Lage der deutschen Gläubiger insofern nicht schlecht, als wir ja Faustpfänder in Hülle und Fülle in Besitz haben. Es gilt nur sie auszunutzen. Es sei hier nur daran erinnert, daß es allgemein üblich ist, bei der Lostrennung einzelner Staaten von einem alten Reiche diesem neuen Reiche einen Teil der Staatsschuld aufzubürden. Wenn nun zwischen uns und Rußland einige Mittelstaaten entstehen, so läge nichts näher, als gerade diesen jenen Teil der russischen Staatsschulden aufzubürden, die in Deutschland untergebracht sind. Wie das technisch zu machen ist, darüber scheinen auch schon gewisse Gedanken zu reifen. So wird zum Beispiel der Plan erörtert, Rußland eine neue große Anleihe zu gewähren und aus dieser neuen Anleihe vorweg die deutschen Gläubiger zu befriedigen, etwa durch Umtausch ihrer alten Anleihestücke in die neu auszugebende Friedensanleihe. Das ist technisch darum leicht zu machen, weil auf Grund der Bestandsaufnahme genau festgestellt ist, welche Beträge sich in deutschen Händen befinden.

Darüber kann selbstverständlich kein Zweifel sein, daß wir nie und nimmer mit der Ansicht der „Prawda", man könne kurzerhand die Auslandschulden streichen, uns einverstanden erklären. Die russische Regierung wird sich im übrigen selbst davor hüten, jenen Plan in die Praxis umzusetzen, denn sie weiß nur zu gut, wie sich ein solcher Staatsbankrott später rächen würde. Wie man die Sache auch ansieht, die Lage der deutschen Besitzer russischer Staatspapiere ist nicht ungünstig, sofern unsere Friedensunterhändler einigermaßen ihre Pflicht tun. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

März-Abschied

Von Theodor Heuß

Mit dieser Nummer schließt der „März" sein Erscheinen ab. Konrad Haußmann hat vor acht Tagen in einem Überblick über dieses Stück deutscher Publizistik die Gründe berichtet, die den Verlag veranlaßt haben, auf die Weiterführung des Blattes zu verzichten. In einer neuen Gemeinschaft, in der „Deutschen Politik", werden die Stimmungen und Urteile, die Gesinnungen und der Wille weiterhin zum Ausdruck kommen können, denen wir hier in den staatlichen und politischen Dingen gedient haben, dieser Geist wird also nicht heimatlos sein.

Und doch ist der Abschied wehmütig, denn es versinkt mit dem Namen ein Stück Tradition, die Erinnerung einer bestimmten Atmosphäre. Die Schicksale dieser Wochenschrift waren mannigfaltig, ihr Charakter wechselte wohl mit dem Temperament und der geistigen Art der Leitung, aber eine Gruppe von Mitarbeitern, die um das Blatt herum sich gesammelt hatten, blieb vereinigt in einer aufgeschlossenen, unbefangenen Art, die öffentlichen Fragen anzufassen. Ein frischer Ton, ein Schock Frühlingsluft — die sollten hier lebendig sein.

Es wäre falsch, zu verschweigen, daß der Krieg die Einheitlichkeit dieses Kreises gestört und damit seine Arbeit erschwert hat. Innere Lösungen wurden unvermeidlich, da bei verwandten Naturen und Gesinnungen die tiefe Gegensätzlichkeit in der Beurteilung der politischen Tagesfragen eine Kluft riß. Solchen Erschütterungen ist jede Publizistik ausgesetzt, die sich nicht nach politischer Opportunität, sondern nach inneren Überzeugungen einrichtet. Sollen wir unseren Lesern auseinandersetzen, was, unter vielerlei sachlicher und technischer Schwierigkeit, zu erreichen unser Ziel war in den viereinhalb Jahren, die wir den „März" geleitet haben?

Eine politische Gesinnung zu bereiten, die von der Phraseologie einer à tout prix radikalen Publizistik ebenso frei bleibt wie von der philisterhaften Denkbequemlichkeit des landläufigen Chauvinismus: frei, verantwortungsbereit, mit geschichtlichem Sinn für das Wesen der Macht wie für das Unwesen des Maulheldentums. Sachlich denken zu lernen, im Politischen wie Wirtschaftlichen; deshalb gaben wir nicht nur Räsonnement, sondern, so oft es innerhalb der stets wachsenden Raum- und Papiernöte ging, unmittelbaren Tatsachenstoff.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In den literarischen und künstlerischen Fragen schien notwendig, jenseits der unleidlichen Koketterien der Literateneitelkeiten zu bleiben, die heute den Zeitschriftenmarkt beherrschen. Freilich, die Aufgabe, auf 20 bis 24 Seiten neben dem politischen Charakter noch einen abgeschlossenen literarischen, ästhetischen zu geben, die war nahezu unlösbar. Wir mußten uns begnügen, einzelnes aus der Fülle herauszugreifen; es ist uns eine Freude, daß wir immerhin einer Anzahl von jungen Dichtern und Schriftstellern den Weg ebnen konnten. Daß diese schönste Möglichkeit, neue Talente zu fördern, nun aufhören wird, das ist unser schmerzlichstes Bedauern — denn hier besaß man ein unmittelbares Ziel.

Wir danken den Mitarbeitern und Lesern, die mit uns die Gemeinschaft des „März" gebildet haben, für Freundschaft und Treue, die sie auf dem Weg, der Schwierigkeiten und Klippen genug besaß, gezeigt haben. Wenn wir jetzt auf einen breiteren Boden treten, um von ihm aus die Arbeit weiterzuführen, so bitten wir, auch diesen Schritt mit uns zu gehen. Die Zeitlage ist von den außerordentlichen Ereignissen des außenpolitischen Geschehens überschattet. Die Aufgaben und Verantwortung einer Publizistik, die zu einem aufgeschlossenen Teil des eigenen Volkes und zu den Ohren des Auslands spricht, sind selten so schwer und auch so lockend und dankbar gewesen wie heute. Daß sie ihrer vaterländischen Pflicht genügen kann, dazu bedarf sie der Stütze ihrer Freunde.

Der Erfolg des Politikers

Von Norbert Einstein (Konstanz)

Das Problem des Erfolges ist in letzter Zeit immer mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Denn es ist nicht gleichgültig, auf welchen Voraussetzungen er beruht und in welcher Richtung er sich bewegt; denn es liegt im Wesen der Gesellschaft und des Einzelmenschen, Anerkennung zu finden und anderen den Platz streitig zu machen. So ist der Erfolg vielleicht in seiner ganzen Auswirkung nur dann zu verstehen, wenn man untersucht, wie er im Gefolge der Gesellschaft entsteht, und nur aus ihrer Voraussetzung heraus zu deuten und begreifen. Um ihn zu verstehen, müssen wir seine Gesetzmäßigkeit vielleicht auf allen Lebensgebieten betrachten; aus allen Disziplinen heraus müssen wir das Gemeinsame des Erfolges herausschälen, um dadurch zu einer Gesetzmäßigkeit über den Erfolg zu gelangen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn wir hier den Erfolg des Politikers herausheben aus der Kette der Erfolgserscheinungen, so wissen wir im voraus, daß wir gleichsam nur Streiflichter auf das Problem werfen. Aber schon von ihnen aus können wir Tangenten anlegen an größere Zusammenhänge, und aus dem Bruchstück ersteht in scheuer Ferne die Ganzheit.

Die Politik ist eine der breitesten Auswirkungen der sozialen Vielheit. Nicht nur deshalb, weil eine Unzahl von Menschen sich vorübergehend oder ständig mit ihr beschäftigen, und nicht nur deshalb, weil eine so verschiedene Art von Menschen wie Führer und Geführte es tun. Das Außergewöhnliche und gesellschaftlich Markante an der Politik ist, daß sich in ihr die gesellschaftliche Vielheit nicht nur zu einer gemeinsamen Aktion trifft, sondern daß auch die gemeinsame Tat der Vielheit gilt. Der politische Zusammenschluß bezweckt nicht mehr irgendeine Teilfrage der sozialen Masse, sondern gerade ihr Geschick als Sozialmasse. Das, was dem Eintritt des Einzelmenschen in die politische Welt von vornherein eine bestimmende Note gibt, ist nämlich der Umstand, daß das Gefäß, in das er sich begibt, schon in einer inhaltlichen Vollendung vorhanden ist. Bei der Politik ist durch die Organisation der Partei, durch das Gefüge der Gesetze, durch die Formen der politischen Einrichtungen und gleichsam durch eine Art innerer Geschäftsordnung der Mensch schon festgelegt. Indem er sich zur Politik begibt, tritt ihm gewissermaßen ein Ganzes gegenüber, das er nicht überwinden kann. Das ist der Grund, warum sich viele und gerade wertvolle Menschen um die Politik nicht gekümmert haben. Selbst wenn sie ein Verantwortungsgefühl dem Geschick der Masse gegenüber haben, selbst wenn sie erkennen, daß das Schicksal ihres Einzellebens in starker und unverlierbarer Weise in Verbindung steht mit dem Gesamtdasein, begeben sie sich nicht in den politischen Zusammenhang, weil ihnen dieser zu viele entsagungsvolle Unfreiheiten auferlegen müßte. Dies ist überhaupt beim ganzen Wesen der Politik in ihrer Bedeutsamkeit für den Zusammenhang der Gesellschaft nicht zu unterschätzen: daß sie das Gebiet ist, auf dem die Begleiterscheinungen dem Wollen der politischen Kräfte oft so stark zuwiderlaufen, daß das ursprüngliche Antlitz sich grotesk verzerrt. Es gibt kein menschliches Betätigungsfeld, auf dem die ganze Richtung so sehr um das Interesse der Vielheit geht, und in dem jede Gruppe und Partei so sehr behauptet, das Interesse der Gesamtheit zu schützen — und wo gleichzeitig so stark die Form der Einzelpersönlichkeit sich hindurchringt. Das ist eine soziologische Tatsache von entscheidender Bedeutung: daß alle Bewegung der Masse hier im Resultat wieder auf einzelne Menschen zurückströmt. Was als eine paradoxe Tatsache erscheinen will: in der Politik nimmt die Bewegung ihren Ausgang von der Vielheit und mündet ins

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzelne Individuum, während auf beinahe allen anderen Gebieten menschlicher Betätigung der Weg umgekehrt ist. — Das Problem des politischen Erfolges geht deshalb dahin, wie der Politiker diese Diskrepanz zwischen dem Führer und Geführten in derselben Person erlösen kann. Denn der Erfolg des Politikers entsteht aus dem Zusammenfließen einer aus der Masse kommenden Kraft, die nach dem Führer verlangt, und der Einzelpersönlichkeit des Politikers, der in einer Wechselbeziehung mit der Masse verknüpft ist. Das freie Spiel der Kräfte hängt davon ab, wie im einzelnen Falle der Führer beschaffen ist, seine Macht, seine Sieghaftigkeit oder sein schlechthin typenhaftes Verhalten der Vielheit gegenüber, und wie auf der anderen Seite die Masse sich lediglich als rezeptive Vielheit darstellt oder als eine Erscheinung, aus der nun selbst wieder schöpferische Kräfte herauswachsen. Die Frage nach dem Sinn der Weltgeschichte erledigt sich hier von selbst: weder ist die Heroentheorie richtig, die die ganzen Geschehnisse aus dem Einzelwillen einer Persönlichkeit sich erschafft, noch liegt die restlose Wahrheit in der materialistischen Geschichtsauffassung, die annimmt, alle Geschehnisse entströmten den Bedürfnissen der Masse. Auch hier gilt als Wahrheit das Rätsel aller gesellschaftlichen Ereignisse, daß sich aus der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Mensch, zwischen Gruppen und Gruppen, zwischen Einzelpersönlichkeit und Masse die vielleicht komplizierte Wahrheit ergibt.

Wenn uns der politische Führer als eine Besonderheit erscheint, so ist es uns, als ob sein ganzes Wirken darauf ausginge, Einfluß zu haben. Es liegt ihm daran, daß der seinen Einfluß Fühlende in diesem Einfluß etwas empfindet, was ihn nicht drückt. Er wird seinen Einfluß nicht ausüben, um für seine eigene Person Erfolg zu erzielen, sondern zunächst aus sachlichen Motiven: die Verbesserung einer Wirtschaftsverfassung, das Aufheben einer ungerechten Verteilungsart, die glücklichere, freiere und zufriedenere Gestaltung der Allgemeinheit. Aber daneben strömt in ihm ein Ichgefühl. Das Wort vom „ersten Diener des Staates" mag von einer staatsmännischen Überzeugung diktiert sein, objektiv erscheint der Führer immer als einer, der zwar im Auftrage handelt, dem aber dieser Auftrag schon zu einer inneren Sendung seiner Persönlichkeit geworden ist. Die Wechselwirksamkeit ist hier das Rätsel. Das fühlt auch der politische Führer: so sehr er der Übergeordnete zu sein scheint, so sehr er nun gleichsam von einer höheren Warte aus zur Menge spricht, so nimmt auch von der Menge ein Strom seinen Ausgang, der auch ihn bestimmend leitet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An vielen Stellen der politischen Laufbahn erscheint gerade die Stelle, an der der Führer Geführter ist. Das sehen wir an der Wahl. Wenn der Wahlkandidat den Strom seiner Dialektik empfehlend auf das von ihm dargestellte Programm ergießt, will er gleichzeitig die in der Masse erzeugten Gefühle auf seine eigene Person zurückfließen lassen, und die Wahl selbst stellt sich ja als ein Anzeichen dafür dar, daß der Beurteilungsmaßstab gleichsam dem Gutdünken der Masse überlassen ist. Auch wenn der Abgeordnete nach der Session in seinen Wahlkreis zurückkommt, besagt die Rede, die er über seine Arbeit im Parlament hält, daß er gleichsam seine Bücher zur Bilanz vorlegt.

Die Frage nach dem Erfolg des Politikers ist die Frage nach der Lösung der Diskrepanz zwischen Individuum und Gesamtheit. In großen und kleinen Dingen spielt sich unser Vorgang ab. Im Gegensatz zum Künstler hängt sich die Persönlichkeitsbedeutung des Politikers in viel näherem Maße an die äußere Form seines Wesens. Es ist nicht gleichgültig, wie er redet, wie er die Sätze baut, wie er durch eine bestimmte äußere Gestaltung seines Willens seine Persönlichkeit der Masse näherbringt. Es ist nicht sicher, ob *vor* dem Erscheinen des Führers das romantische Bedürfnis in der Masse steckt, einen Führer zu haben. Aber *nach* seinem Erscheinen ergießt sich das Bedürfnis nach der äußeren Vollkommenheit des Führers der Masse auf ihn. Man könnte dies an der Geschichte von Windthorst, Eugen Richter, Lassalle und Bebel zeigen, wie sehr das Möglichwerden ihres Führertums von äußerlichen Bedeutsamkeiten abhängig war.

* * *

Der Erfolg des politischen Führers gewinnt noch eine besondere Note dadurch, daß der Erfolg hier von einer geschlossenen Gesamtheit einer einzelnen Persönlichkeit verliehen wird. Der Erfolg gilt nicht mehr allein der Sache, die von dem Führer vertreten wird, sondern dem Führer selbst. Sein Wesen war es, die Sache Anderer zu vertreten, während ihm nun der Erfolg als Person angerechnet wird. So fließt der Erfolg aus zwei Quellen: der Einzelne ist von seinem Führer dadurch abhängig, daß er von ihm vertreten wird. Dadurch, daß er selbst nicht für seine Anschauung eintreten kann, sondern dies durch den Mund des Führers tun muß, verbindet sich mit diesem sachlichen Vertrauen sehr bald ein persönliches.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man liebt im politischen Führer oft Eigenschaften, die eigentlich einer anderen Sphäre angehören, weil sich eben das Vertrauen verpersönlicht hat. Große Politiker haben die Menge oft durch Romantik, Sentimentalität oder eine dichterische Geste angezogen. Denn der Politiker muß immer mehr sein als Politiker. Und es ist geschichtlich nicht vereinzelt, daß sich das Vertrauen zum Politiker oft so eng an seine eigene Persönlichkeit legt, daß seine sachliche Leistung wenig schwer ins Gewicht fällt. Es ist eine der unverständlichsten Äußerungen der Neigung einer Vielheit zu einer Einzelpersönlichkeit, daß ein Mißerfolg allerlei außerhalb des Führers gelegenen Mächten zugeschrieben, während der Erfolg allein ihm und den von ihm vertretenen Anschauungen zugesprochen würde. Aus sachlichen und persönlichen Momenten zusammen fließt das Wesen des Erfolges. Es ist oft so in der Parteibildung, daß die eigentlichen Führer, das heißt diejenigen, die über die Haltung der Partei entscheiden, nicht diejenigen sind, die es nach außen tun. Denn nach außen sind eine ganze Fülle von Eigenschaften notwendig, die zum Führer erforderlich sind. Irgendeine undefinierbare Sympathie, die sich zwischen Menschen oft ohne sachliche Begründung auftut; die äußere Geste des Führers, der durch seine eigene Begeisterung für seine Ideen diese auch in die Seele anderer legt; eine Persönlichkeitsbedeutung aus anderer Richtung, die zu den politischen Kategorien als eine besondere Krönung des Menschen noch hinzutritt — das ist zum Führer notwendig. Dadurch aber, daß die eigentlichen Führer oft nicht die Führer nach außen sind, wird klar, daß die politische Geste oft nicht aus klaren Quellen strömt, sondern sich oft durch den Umweg eines Schauspiels hindurchringt. In allen Parlamenten sind diese Schauspiele besonders vielfältig vorhanden: sie sind nicht nur im Wesen des Parlaments begründet, sondern in der Zusammenführung der beiden Elemente, Masse und Persönlichkeit, die schon durch ihren Zusammenschluß nicht nur das politische Handeln erst ermöglichen, sondern eine ganz bestimmte Form politischer Begleiterscheinungen schaffen. Weil die politische Gestaltung sich oft aus den vielfältigsten Bestandteilen zusammensetzt; weil der politische Führer nicht einer ist, der schon ob seines feinsten Erfassens politischer Probleme zum Führer wird; weil zum Führertum zu den sachlichen eine Anzahl persönlicher Momente hinzukommen, entspringt der Erfolg des Politikers nicht allein dem Umstand politischen Könnens. Aus den sachlichen Momenten müssen persönliche aufwachsen, der Führer muß seine Persönlichkeit über die Grenze des politischen Belangs erheben, dann wird oft aus dem Scheinspiel des Führers ein großes, wuchtiges und bedeutungsvolles Drama.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kosak

Von Heinrich Lersch

Im Westerwald sind gefangene Russen, die bei den Bauern arbeiten. Sie wohnen in einem Bauernhaus und sind glücklich, daß sie arbeiten dürfen.

Sie sind glücklich, weil sie nichts bedürfen. Sie halten auch gute Kameradschaft, weil sie aus einer Gegend sind, aus und um Lodz. Auch sprechen einige Deutsch.

Wie der Kosak dazwischenkam, haben sie sich noch fester zusammengeschlossen. Sie verstehen seine Sprache kaum, und aus Aberglauben halten sie sich fern von ihm.

Er ist auch am liebsten allein, denn er hat Heimweh.

* * *

Es ist Nacht. Die Landleute schlafen, nur der Kosak steht im Hofe und lehnt am Brunnen, der immer rauscht.

Er sieht über die Täler und Berge hinweg in das Dunkel.

Seine Worte, die, langsam gesprochen, murmeln wie das Wasser, das immerfort in den Trog rinnt.

Seit er aus dem Kriege kam, war sein Geist verwirrt. So sagten es die Leute. Er ließ sie bei ihrem Glauben. Er wußte, daß er immerfort reden mußte. Und wenn er keinen Zuhörer hatte, dann sprach er, um seine Ohren selber Menschenstimme hören zu lassen.

Es war ihm, als sagte er immer etwas Neues. Das er nie gedacht hatte, sprach sein Mund aus. Und er nannte es „das Singen der Seele". Der einsame Kosak ließ seine Seele reden. Die war immer noch im Kriege, obgleich die warme Nacht um ihn floß wie der Mantel süßer Träume von Weib und Kind.

Aber nicht des Weibes Stimme hörte er, noch seines Kindes Singen. Immer durchrauschte die Luft ein Feuerstrom, wie glühende Pferde, auf denen der Blitz saß, der den Donner schleuderte.

Er stand in den Forts des eroberten Primizl, als er das Feuertier zuerst sah, dessen Hauch alle Kompagnien umwarf und tötete.

Aber er wandte seine Seele von den schrecklichen Bildern und sah in den großen sternenweiten Himmel, hing seinen Blick an den goldensten Stern und sagte:

„Heiliges Mütterchen Rußland, ich bete für dich, heiliges Mütterchen, hier im fremden Lande bete ich für dich; du bist eine starke, schöne und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

milde Frau, deine Söhne sind dir verschworen mit Roß und Gewehr. Deine Söhne kämpfen wie der Bär für seine Jungen.

Gutes Mütterchen, aber der Feind ist voll List. Er hat die Künste der Hölle erlernt, der Teufel ist mit ihm verbündet — er gibt ihm sein Feuer in eisernen Maschinen, daß deine tapfern Söhne fallen wie morsche Maisstauden im Sturm —

Strenges Mütterchen, verzeih deinen Söhnen; sie fangen Wölfe mit den Händen und jagen den Bären mit blankem Messer. Aber gegen Feuerflammen und Blitze hast du sie nicht gewaffnet."

Seine Seele war wieder im Kriege.

Der Brunnen rauschte, und von den Linden fielen die Blätter.

Ein Bahnzug hämmerte in der Ferne. — Über den Linien der Berge ging der weiße Mond auf.

Der Kosak sah ihm ins Gesicht und sprach:

„Viele Millionen Söhne hast du, Mütterchen Rußland, und Töchter wie die Sterne, die leuchten. Und immer werden sie sich um dich scharen, wie die Sterne dem Monde zuwandern, Mütterchen Rußland, so ewig bist du.

Aber die Kosaken sterben. Der Bauer stirbt auch. Viele tausend sind gestorben und sterben jede Nacht. Und müssen dich allein lassen, Mütterchen Rußland.

Ewig sind die Sterne nur. Gib mir ein Grab in deinem Lande, Mütterchen, wo die Wolga rauscht und Kosaken darüber sprengen.

Und laß die ewigen Sterne scheinen auf mein Grab."

Arno Holz / eine Forderung an die deutsche Bühne

Von Adolf Behne

Arno Holz steht beinahe außerhalb des Bewußtseins der Zeitgenossen, und bei allem hellen Lichte, das sich auf die Bühne breit ergießt, bleibt er im tiefsten Schatten. — Eine unerhörte Ungerechtigkeit liegt in dieser Tatsache — und doch eine schlichte Selbstverständlichkeit. Denn Arno Holz kann für sich nichts Besseres in die Wagschale werfen als die stolze Unerbittlichkeit seines künstlerischen Geistes. Und was bedeutet dieses Gut für das Urteil und das Gewissen der heute am Schicksal der Bühne Beteiligten? Weniger als nichts! Für Arno Holz schafft keine geld- und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tagesstimmenreiche Clique, und für die ehrsam-professorale literarhistorische Betrachtung ist er noch nicht „reif". Es ist sein Schicksal, zwischen den Generationen zu stehen, und Künstler, die zwischen den Generationen stehen, wenden mehr als andere sich an das Empfinden der Mitwelt für Gerechtigkeit — eine Voraussetzung, die keine Zeit weniger erfüllt als die unsrige.

Wohl bemüht sich der akademische Literarhistoriker um „Objektivität", aber nur in den seltensten Fällen wagt er sich bekennend an den Lebenden! Nachdem er das deutsche Drama einmal bis auf Hauptmann zum Gegenstand einer Vorlesung gemacht hatte, gab Erich Schmidt dieses Thema für immer auf — weil die Lebenden nicht alle absolut befriedigt waren!! Es muß aber an dieser Stelle rühmend Theodor Lessing genannt werden, der mit großer Entschiedenheit von seinem Katheder für Arno Holz gewirkt hat — allerdings in Amerika!

Innerhalb der Cliquen geht es um gegenseitiges Vorteile-Verschaffen. Das Cliquenwesen hat meist einen kapitalistischen Einschlag und ist daher in unsern Tagen eine doppelt einflußreiche Macht. Was die Clique vermag, beweist die literarische Schilderhebung eines Sternheim. (Es ist überhaupt Verschwendung, über diesen sogenannten Dichter weiterhin Worte zu verlieren. Daß sich unsere Zeit diesen „Satiriker" aufreden ließ, diesen „Molière unserer Tage", wird Anlaß zu dem einzigen herzhaften Gelächter sein, mit dem der glorreiche Name Carl Sternheim für die Zukunft verbunden sein wird.)

Wer von einer Clique vorgeschoben werden will, muß die Gabe haben, fünf gerade sein zu lassen und freundlich und gefällig nach allen Seiten zu lächeln und zu grüßen. Dieses Talent hat Arno Holz nicht. Sein Wesen ist ausgesprochen polemisch, fanatisch in der eigenen Sache, Kampf ist sein Element, und Kampf ist jede Stunde seines Lebens gewesen. Vor der stolzen Härte, mit der Arno Holz diesen lebenslangen Kampf geführt hat, muß man unbedingt Respekt haben. Es ist leicht und billig, ihm einen Strick zu drehen, weil er einmal doch das Kompromiß der „Traumulus"-Stücke hinnahm. Wer, der ihm da Schwäche vorwirft, hätte denn auch nur annähernd gleich schwer und bitter durch Jahrzehnte so unnachgiebig und so leidenschaftlich gekämpft — in wahren „Großkampf" jahren?

Und das weitere Publikum? — Nichts ist sonderbarer als die harmlose Vertrauensseligkeit, mit welcher das Publikum das durch die Presse ihm vermittelte Weltbild für richtig und unumstößlich annimmt. Es mag jemand an der Wahrheit des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft Zweifel äußern, das nimmt nicht viel wunder. Wer aber gegen die Wahrheit der Welt, wie sie die Presse liefert, auch nur die geringsten Bedenken ausspricht, wirkt einfach unwissend. Und es gäbe die vielleicht nicht unwichtigste Revolution,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn im Publikum sich die Erkenntnis einmal Bahn bräche: „Das Weltbild der Presse ist ein willkürliches Machwerk, willkürlich in seiner bearbeitenden Auswahl, willkürlich in seiner Wertverteilung. Es ist ein beschränktes Bild von Stümperhand, das sich uns vor die Welt gestellt hat." — Mit dem Tage solcher Erkenntnis würde ein neuer Abschnitt der Geschichte beginnen — die Geschichte des seiner eigenen Verantwortung bewußten oder — was dasselbe ist — des produktiven Menschen.

Das Publikum in seiner Zeitungsgläubigkeit kennt die großen Künstler der Zeit — zwar nicht ihre Werke, aber ihren Namen, ihr Landhaus, ihren Titel und ihr Gesicht. Namen, die nicht jeden Sonntag im Feuilleton stehen, können nicht viel taugen. Denn wer was taugt, kommt doch in die Zeitung. Es ist leichter, einen Zeitgenossen von der Möglichkeit der Zirkelquadratur zu überzeugen, als von der Möglichkeit, daß der Professor X, von dem die Blätter so viel schreiben, etwa nicht der größte Maler seiner Zeit sein könnte — sondern ein anderer, dessen Name noch niemals in einer Zeitung stand!!!

Das, was die Presse in alle Gehirne preßt, ist ein Gebilde von starker, ausgesprochen fleischlicher Körperlichkeit. Das Gebilde hat Hand und Fuß und sollte schon aus diesem Grunde über jedem Zweifel stehen. Aber der vollblütigste Körper ist doch nur das Außen, und die herrlichste Korpulenz enthüllt oft das Röntgenbild als aufgeschwemmten Ballast.

Der physikalischen Objektivität des Röntgenbildes glaubt man. Aber leider ist sie ja nur im Physischen möglich. Wäre es denkbar, dem Publikum auch einmal ein Röntgenbild von der geistigen Beschaffenheit der Welt zu geben, dann allerdings würde es wohl zu der Einsicht kommen, daß es besser täte, dem eigenen Urteil zu folgen als blindlings dem seiner Journalisten.

Die Presse hat von unserer Literatur eine gewisse ungewisse Vorstellung dem Publikum „vermittelt". Welcher Art ist dieses Bild? Es noch einmal nachzuzeichnen, lohnt wirklich nicht, es genügt die Feststellung, daß es falsch ist. Denn wovon immer die Presse — von Gutem, Schlechtem und zumeist von Mittelmäßigem — berichtet hat, das Entscheidende hat stets in ihren Berichten gefehlt. Eine Röntgenaufnahme würde hindurchdringen durch die dicke Epidermis der unterschiedslos gedruckten Autoren von Gerhart Hauptmann bis zu Kadelburg, von Heinrich Mann bis zu Paul Schüler, von Richard Dehmel bis zu Arthur Silbergleit und würde, außer manchem anderen, dem erstaunten Betrachter aus dem Publikum durch alles dieses hindurch ein mit ungeheurer Energie schaffendes Zentrum zeigen, über das er, wenn überhaupt, so nur Falsches, Verzerrtes, Verständnisloses vernommen. Und er würde erkennen, daß von diesem Zentrum Geist und Leben ausgehen nach allen Seiten, ja daß vieles von dem, was

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an der Oberfläche beifällig prunkt, nur möglich ist durch Travestierung der von jenem verborgenen Zentrum ausstrahlenden Kräfte. Dieses Zentrum führt den selten vernommenen Namen Arno Holz.

Es ist an dieser Stelle nicht meine Absicht, das ganze, groß-gespannte und wichtige Werk des Arno Holz zu würdigen. Sein begeisterter Verfechter Robert Reß hat den dankenswerten ersten Versuch in dieser Richtung getan in seiner Schrift „Arno Holz und seine weltkulturelle Bedeutung" (im Verlage Carl Reißner, Dresden-Blasewitz) — eine Arbeit, die man, ich will nicht einmal sagen kritischer, aber doch etwas universaler wünschte. Ihre Bedeutung ist aber nicht gering. Derselbe Autor hat im gleichen Verlage auch eine Zusammenstellung gegeben: „Arno Holz und die deutsche Presse". — Mir kommt es hier nur an auf den Dramatiker Arno Holz. Da die neue Spielzeit der Bühnen beginnt, soll das Publikum erfahren, welche wichtige Aufgabe man auch diesmal bestimmt wieder mit Stillschweigen übergehen wird, wenn nicht das Publikum sich endlich gegen den bequemen Schlendrian der Bühne empört!

Im Jahr 1896 erschien von Arno Holz die Komödie „Sozialaristokraten"*) — das erste Werk einer Reihe: „Berlin — die Wende einer Zeit in Dramen". Als zweites und drittes (und bisher letztes) Werk folgten 1911 die „Sonnenfinsternis" und 1913 „Ignorabimus", zwei Tragödien. Von diesen Dramen ist bisher nur die Komödie „Sozialaristokraten" einmal in Berlin gegeben worden (4. September 1908 in den „Kammerspielen"). Die beiden großen Tragödien haben noch keine Bühne gefunden. Otto Brahm lehnte die „Sonnenfinsternis" ab, das Deutsche Theater studierte das Werk ein, doch sah sich der Dichter gezwungen, vor der öffentlichen Aufführung das Stück zurückzuziehen. Das Vorübergehen an Arno Holz von seiten derselben Bühnen, die bereitwilligst der gleichgültigsten Dutzendware sich zur Verfügung stellen, ist ein durch nichts zu entschuldigendes Unrecht. (Und gleiches Unrecht geschieht im ganzen noch immer den Dramen Herrmann Essigs, der „Wupper" der Else Lasker-Schüler, für die bisher Rudolf Kurtz als Einziger in einem schönen Aufsatz im „Pan", 1913, S. 126, eingetreten ist, dem „König David" des inzwischen gefallenen Reinhold Sorge.) Nun weiß ich gewiß, daß unsere Theater fast ausschließlich privatkapitalistische Unternehmungen sind, die man durch kein Mittel zwingen kann, kulturelle Verpflichtungen anzuerkennen. Sehr wohl! Aber wenn dem so ist, so sollten

*) „Sozialaristokraten" bei Sassenbach, Berlin, Engelufer. „Ignorabimus" und „Sonnenfinsternis" bei Carl Reißner, Dresden-Blasewitz.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir den Schluß ziehen, diese Bühnen, die doch so gern ihrer Spekulation das Kulturmäntelchen umhängen, glattweg auszulachen, sobald sie nur wieder das Wort „Kultur" anwenden.

Mit seinem ersten Bühnenwerk, der „Familie Selicke" (gemeinsam mit Johannes Schlaf) leitete 1889 Arno Holz nach dem allgemeinen Urteil der Zeit jenen Abschnitt unserer Theatergeschichte ein, den man den naturalistischen zu nennen pflegt. Das programmatische Werk wurde von der Freien Volksbühne als eine der ersten Vorstellungen herausgebracht und stellte den Namen seiner Schöpfer in den Vordergrund des Interesses. Aber während in der Folgezeit andere den von Holz inaugurierten Bühnenstil ausnutzten, wandelte sich Arno Holz in der Stille! Und nachdem er in langen Jahren äußerster, bitterster Not ein ungleich größeres und stolzeres Werk aus sich herausgestellt hatte, das die „Sozialaristokraten" zunächst ankündigten, trat er mit der „Sonnenfinsternis" 1911 als ein Neuer wieder vor die Zeitgenossen. Die Energie, die Helligkeit und die Leidenschaft dieser neuen Leistung erwecken die größte Bewunderung. Wie viele Dramaturgen aber die beiden Tragödien überhaupt gelesen haben, weiß ich nicht. Jene, die sich zu den Werken äußerten, haben bisher nur über die ihnen allerdings etwas unbequemen, weil Neues verlangenden Regiebemerkungen gewitzelt.

Aber unter keinen Umständen darf dieses Werk auf die Dauer im Dunkel bleiben. Es ist noch nicht einmal das Wichtigste, daß diese drei Werke aufgeführt werden. Das Wichtigste ist, daß der Künstler in Stand gesetzt wird, sein großes Ganzes, das um Tod und Leben ringt, zu vollenden. Zum Abschluß der Reihe fehlen noch zwei Tragödien, drei Komödien und vier Tragikomödien. Sie dürfen nicht aus Gründen materieller Not ungeschrieben bleiben! Es erscheint mir als unsere Pflicht, durch Bezeugen von Teilnahme und Interesse dazu beizutragen, daß der noch immer von materieller Unwürdigkeit belastete Dichter seine Arbeit vollende. Es ginge unserer Geisteswelt sonst ein großes und wichtiges Gut verloren. Wer sich eine Vorstellung von der Bedeutung des Werkes bilden will, der lese die Künstlertragödie „Sonnenfinsternis" (Verlag Sassenbach, Berlin), in der Holz das bittere Schicksal des Schöpfers seiner Zeit erschütternd gestaltet hat.

Eine mit tiefster Leidenschaft und mit intuitiver Einsicht geübte Kritik an der materialistischen Gesinnung der Zeit ist das Thema der Dramenreihe, einsetzend mit den „Sozialaristokraten" (ebendort), in deren kleinem, engen, aber höchst rührigen Schieberkreis alles Geistige in Essen, Trinken und Mammon umgesetzt wird. In wundervoller Einheitlichkeit hat hier Holz das weitaus beste Lustspiel seiner Generation geschaffen, eine saftige, lachende, runde Komödie! Aber wie es in unserer Zeit nahezu die Regel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, fristet die selbständige, originale Arbeit ein fast unbekanntes Dasein, während die schwächeren Nachfolger hofiert werden. So hat Sternheim auch nicht einen Zug in allen seinen Werken, den nicht Holz in unvergleichlicher Überlegenheit ihm vorgemacht hätte. Selbst Wedekinds wetterwendische Naturen im Stile des Marquis von Keith, des Launhart sind bleichsüchtige Begriffe vor der packenden Wirklichkeit der sozialaristokratischen Geschäftemacher.

Doch was sind selbst diese Köstlichkeiten vor der vernichtenden tragischen Gewalt der zwei Tragödien?(„Ignorabimus" bei Karl Reißner, Dresden-Blasewitz.) Mit Recht nimmt Holz für sich in Anspruch, die „kompliziertesten Schicksale geistiger Menschen" gestaltet zu haben. Vor dem zähneknirschenden geistigen Kampf dieser bis zum Reißen gespannten Dramen verblaßt die gesamte gedichtete Tragik seiner Generation zu eitel-gutmütiger Schlaffheit. Daß beide Werke unter sich im Aufbau gewisse Parallelismen haben, ist offenbar beabsichtigt. Die ungewöhnliche Länge mag Theaterdirektoren, die schon nach Gründen suchen, diesen brennenden Bekenntnisdichtungen auszuweichen, ein bequemer Vorwand der Ablehnung sein. Selbst wenn man zugeben wollte, daß nicht immer die Längen des Werkes unbedingt und restlos künstlerisch-notwendig sind — namentlich im dritten Akt des „Ignorabimus" dehnt sich der spiritistische Apparat doch fast als Selbstzweck — wäre dieser Einwand gering gegenüber der inneren Größe. Beide Tragödien spannen einen so weiten Kreis, daß die Realisation alles dessen, was ihm zugehört, in einem engeren Raume nicht geschehen konnte — oder es überspränge Arno Holz den künstlerischen Umkreis seiner Generation, die er unbedingt schon weit überflügelt hat, so gänzlich, daß er, auf die staunenswerte Wahrscheinlichmachung seiner Figuren durch „natürliche Mittel" — die eben der eigentliche Grund der Dehnung sind — freiwillig verzichtend und mehr unserem in Kürze mitgerissenen Glauben zutrauend, sich mit letztem künstlerischem Feuer freimachte zur reinen Gestalt, wie er zuvor vom „Realismus" zur „Realisation" den Aufstieg genommen hat. —

Welche Bühne wird als erste diesem Dichter dienen?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Gewitter

Von Edwin Hoernle (Flandern)

Im schweren Wetter schwieg die Schlacht;
Geschütz und Mannschaft duckten sich im Winde,
der schrie gleich einem kranken Kinde,
das einsam in der Finsternis erwacht.

Der Hagel klatschte über Wald und Sumpf;
verstummt war alles: Tod und Leben;
die Schützen hockten in den Gräben,
ein schwerer Mörser bellte dumpf.

Auch dieser schwieg. Die Nebel zogen —
dann leiser Regen — endlich Sonnenschein.
Kein Schuß — als müßte Friede sein.
Gottvater lächelte im Regenbogen.

Graphik vom Neckar

Der Karlsruher Radierer Ferdinand Dörr, der ja seine künstlerische und nun auch seine wirkliche Heimat in Schwaben hat, meidet in den meisten seiner Arbeiten irgendwelche besondere Andeutungen großer, gewaltiger stofflicher Erlebnisse. Das bewußte Steigern gefühlsmäßiger Erschütterungen, das die Werke der Expressionisten zu einer gewissen Wirkung hob, kennt er nicht. Dörr ist wie Thoma, wie vor allem Schönleber, nur Erleber und Gestalter des Gesehenen, und so warm seine Seele mit dem inneren Bild der deutschen Landschaft mitschwingt, er bewundert und liebt eben doch vor allem die Erscheinung. So wird er zum „Nur Landschafter", der in dem mannigfachen, reichen Liniengewirr der Natur, der reinen Landschaft so viel Leben, Tiefe und Schönheit sieht, daß er darauf verzichten kann und darf, die Natur zu korrigieren oder auch nur stützende und helfende figürliche Erscheinungen hineinzuprojizieren. Dörr ist unter den Graphikern einer der wenigen Landschaftspoeten, ein Idylliker, erfüllt von beschaulicher Liebe zur heimatlichen Erde, zu Dorf, Ruine, Bach und Berg und Tal. Bei Gebrüder Buck in Mannheim hat er in einer einmaligen Auflage von hundert Drucken eine geschmackvoll ausgestattete Mappe erscheinen lassen, die 15 Blatt Federzeichnungen des Künstlers enthält. „Der Neckar bei Wimpfen" heißt das Werk, das für fünfzig Mark eigentlich einen fast zu friedlichen Leckerbissen für den Kunstfreund darstellt. Denn jedes einzelne dieser teils auf Zink, teils auf Stein gezeichneten Blätter zeugt von der liebevollen Hingabe des phantasiereichen Talentes. Er geht den feinsten Linien und Umrissen der Landschaft nach, hat ein scharf beobachtendes Auge für den Rhythmus von Hügel- und Berglinien, versenkt sich in alle linearen Fein- und Einzelheiten und weiß mit sicherer Hand vor unser Auge das Gesamtbild

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu zaubern, aus dem die einzelnen Teilbilder der Landschaft hervortreten und sich abheben. Dabei ist Dörr durchaus nicht „Nurzeichner" im landläufigen Sinn einer oft verrufenen Photographiekunst. Er weiß sehr wohl bestimmte Flächenwirkungen auszulösen, die einzelnen Bildern bei aller Betonung der technischen Bedingtheiten (von Radierung oder Stich) sogar zu starken malerischen Eindrücken verhilft.

Dörr sucht, stöbert geradezu seine Motive auf. Er will nicht die Ausschnitte der Landschaften, die uns nun einmal deshalb gerade so im Gedächtnis haften, weil sie uns allein charakteristisch zu sein scheinen. Vielmehr ist ihm daran gelegen, verborgene Winkel und Ecken zu finden, Schönheiten, an denen man achtlos vorüberzugehen pflegt, zu erhaschen und sie festzuhalten. So weiß er aus bekannten Orten und Dörfern und Burgen am Neckar unbekannte Motive zu bieten, und gerade diese Art der Auswahl seiner Vorwürfe macht seine Kunst wertvoll.

Rudolf Karl Goldschmit

Die Besserung der deutschen Valuta

Die Entwicklung der deutschen Valuta in diesem Kriege war bisher eine schwere Leidensgeschichte. Es ist darüber an dieser Stelle oft berichtet und geklagt worden. Dafür nur einige Beispiele. Während in Friedenszeiten 100 Mark in der Schweiz etwas über 123 Franken erbringen, waren diese 100 Mark Ende Oktober in Zürich nur noch 61,40 Mark wert, und in Schweden, wo der Friedenswert gleich 89 Kronen ist, sank er allmählich noch viel tiefer als in der Schweiz, nämlich auf 32,60 Kronen. Mit anderen Worten: die Schweizer zahlten für deutsche Noten nur mehr die Hälfte, die Schweden nicht viel mehr als ein Drittel des Normalstandes.

Es war ein schwacher Trost für uns, daß es anderen Kriegführenden nicht viel besser, manchen sogar noch viel schlechter ging, daß beispielsweise der russische Rubel in Stockholm auf annähernd ein Fünftel zurückging, daß die österreichische und italienische Valuta noch viel skeptischer als die deutsche betrachtet, und daß vorübergehend sogar das Pfund Sterling dort im Norden fast auf die Hälfte sank.

Um so angenehmer ist die Kursentwicklung der Reichsmark seit den entscheidenden Siegen Belows über Cadorna und Lenins über Kerenski. In den letzten sechs Wochen hat sich unsere Valuta geradezu sprunghaft erholt. Sie stieg in Schweden von 32,60 auf 54,50, in Dänemark von 38⅝ auf 59, in Holland von 30,55 auf 40,75 und in der Schweiz von 61,40 auf 75.

Fast möchte man die Frage aufwerfen, ob die Entwicklung nicht zu stürmisch vor sich gegangen ist und ob sie von Dauer sein wird. Letzten Endes liegt die Beantwortung in den Händen der hohen Diplomatie, die ja trotz der Maximalisten immer noch ihre geheimen Wege geht. Wird der Krieg bald zu Ende sein, so dürfte der derzeitige Valutastand nicht nur halten, sondern es wird hoffentlich eine weitere kräftige Erholung ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten. Wenn aber die Herren Clemenceau und Lloyd George an der Regierung bleiben und der wahnsinige Massenmord weitergeht, so kann recht leicht wieder ein Umschwung eintreten.

Freilich, eines haben wir aus der Bewegung der letzten sechs Wochen zu unserer großen Befriedigung gelernt: die Abwärtsbewegung war zum guten Teil spekulativer Natur. Sie beruhte auf einer Unterschätzung unserer wirtschaftlichen und militärischen Kräfte. Gewisse spekulative Kreise glaubten auf den Untergang Deutschlands und damit auch der deutschen Währung ihr Glücksspiel aufbauen zu dürfen, und so verkauften sie deutsche Noten, ohne sie zu besitzen. Umgekehrt setzten dieselben Kreise auf den Erfolg der Entente und legten sich gehörige Pakete von Pfund- und Frankennoten hin. Als nun die entscheidenden Oktober- und Novemberwochen sie eines anderen belehrten, da hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als ihre englischen und französischen Anlagen in solche der Mittelmächte umzutauschen. Und so sehen wir, daß die Valuten der uns feindlichen Länder eher gefallen als gestiegen sind.

Die Folge dieser entgegengesetzten Entwicklung macht sich auch recht angenehm bemerkbar in dem Verhältnis des Kurses unserer Reichsmark zum Dollar und zum Pfund: in dem für uns ungünstigsten Zeitpunkt berechnete sich der Wert des Dollars auf annähernd 7½ Mark, heute aber auf 5½ Mark; das Pfund Sterling, das sich damals auf etwa 34 Mark berechnete, stellt sich jetzt auf rund 26,90 Mark.

So sehr wir uns über jene Auslandsspekulanten freuen dürfen, die sich jetzt in ihren Hoffnungen auf einen Zusammenbruch Deutschlands betrogen fühlen, ebenso berechtigt sind wir, unsern Spott über jene inländischen Kreise zu ergießen, welche ebenfalls in der Hoffnung auf die Not ihres Vaterlandes spekulierten. Wir meinen jene Besitzer ausländischer Wertpapiere, die trotz aller Bitten der Regierung und trotz aller Aufrufe der Zeitungen und vor allem auch trotz der Möglichkeit, ihre Auslandseffekten gerade infolge der Valutaverschiebung zu glänzenden Preisen verkaufen zu können, mit diesem Verkauf zögern, weil sie auf eine immer schlimmer werdende Entwertung der deutschen Valuta rechnen. Der Lohn ist ihnen geworden; Papiere, die noch vor 1½ Monaten zu 130 Prozent leicht zu verkaufen waren, finden heute selbst zu 110 keine Abnehmer mehr. Eine berechtigte Strafe!

Über der erstaunlich schnellen Erholung dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß auch heute noch der Stand der deutschen Valuta sehr, sehr schlecht ist und dieses Problem uns wohl noch für Jahre hinaus schwere Sorgen machen wird, daß wir vor allem in unserer Einfuhr uns noch lange Zeit die größte Selbstbeschränkung auferlegen müssen. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
Jahrg. 11
1917
Bd. 3-4

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913907
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google